This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

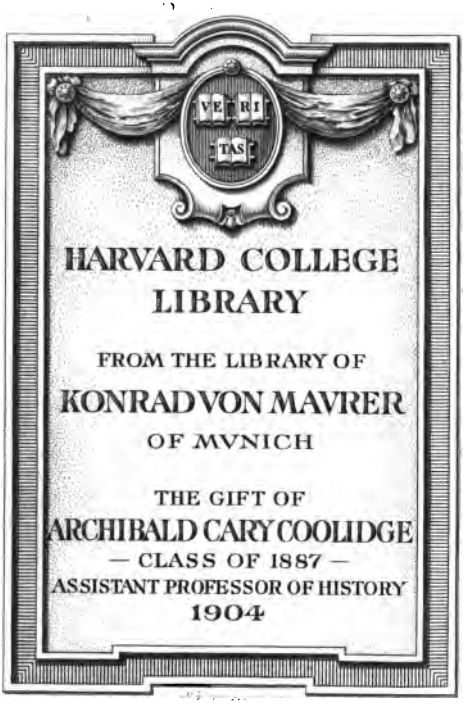
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49586.44.200.35(3)



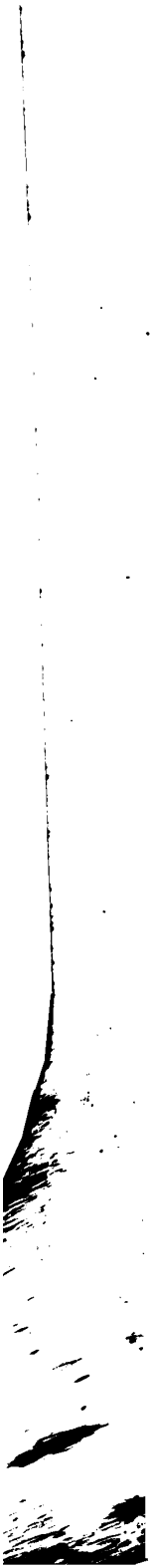
arové.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Dritte Sammlung.



Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Skizzen

zur

Kultur- und Kunstgeschichte.

1839

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

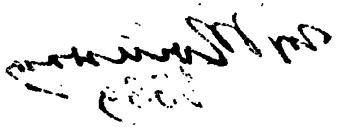
Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

~~49586.45.2~~

49586.44.200.35(3)

Harvard College Library
Von Mayer Collection
Gift of A. C. Coolidge
July 18, 1904



Inhaltsverzeichniß.

I. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

		Seite
1.	Die drei religiösen Conglomerations-Epochen	3
2.	Gottseligkeit und Selbstseligkeit	5
3.	Pantheon	9
4.	Christus	12
5.	Das Naturrecht und die Christenpflicht	15
6.	Sieg des Christenthumes über die jüdische Priesterschaft, die römische Weltherrschaft und die griechische Theologie	19
7.	Recht und Religion	21
8.	Natur und Gnade, Erbrecht und Weiherecht	23
9.	Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestaltung und Entwicklung zur Monarchie	32
10.	Ueber Ordalien und Zweikampf	37
11.	Das eilfte Jahrhundert	43
12.	Die mittelalterliche Weltordnung und ihr unausbleiblicher Zerfall	44
13.	Die Stützen des Papstthums	55
14.	Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo	58
15.	Das Universum — Gottes Tempel	62
16.	Welteinigkeit	63
17.	Christus und die Freiheit	67
18.	Rückkehr in das Ursprüngliche	69
19.	Der allgemeine Stand	70
20.	Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit	72
21.	Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion	74
22.	Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen	76
23.	Weissagung	77
24.	Die drei Bünde	78
25.	Das Wort der Versöhnung	80

Seite
26. Die höchsten Bestrebungen der neueren Zeit 81
27. Geist der Geschichte 82

II. Zur Kulturgeschichte.

1. China 87
2. Das Alttestamentarische in Oberasien 94
3. Israeliten in Afrika, Asien und Amerika 95
4. Die Chronik des Rabbi Joseph 96
5. Seltsamer Gebrauch bei Todtenbestattung der Juden zu Algier . . 99
6. Talmud und Talmudgläubige 100
7. Rabbinisches Anathem gegen Talmud-Uebersetzer 101
8. Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum 102
9. Klagschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837 . 103
10. Wiederherstellung des Volkes Israel 104
11. Messianische Hoffnungen Israels 105
12. Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie von Geiger . . 107
13. Die Israeliten in Deutschland, England und Frankreich 124
14. Die Synagoge in Frankreich 125
15. Emancipation der Juden 126
16. Die erste Kammer und die Juden in Sachsen 146
17. Die Italiäner und ihre Republiken 150
18. Die Tellsage 153
19. Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla . . 156
20. Die Iberische Halbinsel 158
21. Die Wiedergeburt des griechischen Volkes 162
22. Das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich 173
23. Die Macht der Religion und des Fanatismus 174
24. Aufhebung der Klöster 180
25. Ueber Sclaverei und Negerhandel 181
26. Channing über Sclaverei 184
27. Das Penitenziarwesen in Frankreich und Amerika 186
28. Geschichte und Statistik der Taubstummen-Erziehung 188
29. Die Taubstummen-Erziehungs-Anstalt in Frankfurt a. M. . . 189
30. Oeffentliche Turnanstalt in München 193
31. Geschichte der Mäßigkeitsvereine 194
32. Das englische Staatsleben 196
33. Rußland's welthistorische Bestimmung 198
34. Rußland und Europa 200
35. Entdeckungen (im Monde, in Frankreich, in Deutschland) . . . 212

Seite

36. Selbstbekenntnisse des Grafen von Stolberg und des Baron von Eckstein über die Beweggründe ihres Uebertrittes in die katholische Kirche 213
Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung 225
38. Zeitstimmen 236
39. Denkgläubig-biblische Kirche in Deutschland 240
40. Prophezeihungen 241
41. Die drei Welttheile der nördlichen Hemisphäre 243
42. Divinationen 244

III. Tabletten zur Völker- und Weltkunde.

1. China 249
2. Japanesische Tablette 263
3. Siamesische Kindbettquälerei 265
4. Borneo 266
5. Kaschmir 266
6. Indien 267
7. Zigeuner 282
8. Perser 283
9. Die Circassier 285
10. Die Moschee El Sak'rah zu Jerusalem 286
11. Aegypten 287
12. Die Kolonien freier Neger in Afrika 292
13. Abyssinische Barbinnen 292
14. Türkei 293
15. Hellas 299
16. Rußland 300
17. Böhmen 305
18. Moldauische Literatur 306
19. Ungarn 307
20. Sizilien 309
21. Statistik der italiänischen Literatur 310
22. Rom 310
23. Criminalstatistik von Corsika 321
24. Portugal 322
25. Spanien 327
26. Frankreich 333
27. Belgien 344
28. Holland 350

Seite
29. Norwegens Verfassung 351
30. Schweden 352
31. Dänemark und Island 353
32. Irland 355
33. Schottland 359
34. England 361
35. Vereinigte Staaten Nordamerika's 378
36. Mexiko 390
37. Neugranada 392
38. Die Irokesen 392
39. Die Arrawaks in Guyana 395
40. Boothia 396
41. Die Sandwichsinseln 397
42. Australien 398
43. Sechster Welttheil 399
44. Allgemeines 399

IV. Artistisches, Sociales und Religiöses.

1. Die Kunstausstellungen in Frankfurt a. M. 409
2. Der Dom von Cöln 442
3. Einige Worte über ein Denkmal für Göthe 446
4. Denkmal für Hermann, den Befreier Deutschlands 454
5. Erinnerungen zum Jahreswechsel von 1837 — 1838 456
6. Colonisation 460
7. Epilog zur Cholera 464
8. Religiöse Tendenz der neuesten Zeit 466
9. Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland, im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angesehen 468
10. Die religiösen Interessen der Zeit 471
11. Religiöse Journalistik 473
12. Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts 477
13. Die Emancipation der Juden 483
14. Die drei Worte des Lebens 485

I.

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Skizzen

zur

Kultur- und Kunstgeschichte.

1839

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

~~49586.45.2~~

49586.44.200.35(3)

Harvard College Library
Von Mueller Collection
Gift of A. C. Coolidge
July 18, 1904

Inhaltsverzeichniß.

I. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

		Seite
1.	Die drei religiösen Conglomerations-Epochen	3
2.	Gottseligkeit und Selbstseligkeit	5
3.	Pantheon	9
4.	Christus	12
5.	Das Naturrecht und die Christenpflicht	15
6.	Sieg des Christenthumes über die jüdische Priesterschaft, die römische Weltherrschaft und die griechische Theologie	19
7.	Recht und Religion	21
8.	Natur und Gnade, Erbrecht und Weiherecht	23
9.	Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestaltung und Entwicklung zur Monarchie	32
10.	Ueber Ordalien und Zweikampf	37
11.	Das eilfte Jahrhundert	43
12.	Die mittelalterliche Weltordnung und ihr unausbleiblicher Zerfall	44
13.	Die Stützen des Papstthums	55
14.	Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo	58
15.	Das Universum — Gottes Tempel	62
16.	Welteinigkeit	63
17.	Christus und die Freiheit	67
18.	Rückkehr in das Ursprüngliche	69
19.	Der allgemeine Stand	70
20.	Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit	72
21.	Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion	74
22.	Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen	76
23.	Weissagung	77
24.	Die drei Bünde	78
25.	Das Wort der Versöhnung	80

Seite
26. Die höchsten Bestrebungen der neueren Zeit 81
27. Geist der Geschichte 82

II. Zur Kulturgeschichte.

1. China 87
2. Das Alttestamentarische in Oberasien 94
3. Israeliten in Afrika, Asien und Amerika 95
4. Die Chronik des Rabbi Joseph 96
5. Seltsamer Gebrauch bei Todtenbestattung der Juden zu Algier . . 99
6. Talmud und Talmudgläubige 100
7. Rabbinisches Anathem gegen Talmud-Uebersetzer 101
8. Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum 102
9. Klagschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837 . 103
10. Wiederherstellung des Volkes Israel 104
11. Messianische Hoffnungen Israels 105
12. Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie von Geiger . . 107
13. Die Israeliten in Deutschland, England und Frankreich 124
14. Die Synagoge in Frankreich 125
15. Emancipation der Juden 126
16. Die erste Kammer und die Juden in Sachsen 146
17. Die Italiäner und ihre Republiken 150
18. Die Tellsage 153
19. Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla . . 156
20. Die Iberische Halbinsel 158
21. Die Wiedergeburt des griechischen Volkes 162
22. Das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich 173
23. Die Macht der Religion und des Fanatismus 174
24. Aufhebung der Klöster 180
25. Ueber Sclaverei und Negerhandel 181
26. Channing über Sclaverei 184
27. Das Penitenziarwesen in Frankreich und Amerika 186
28. Geschichte und Statistik der Taubstummen-Erziehung 188
29. Die Taubstummen-Erziehungs-Anstalt in Frankfurt a. M. . . 189
30. Oeffentliche Turnanstalt in München 193
31. Geschichte der Mäßigkeitsvereine 194
32. Das englische Staatsleben 196
33. Rußland's welthistorische Bestimmung 198
34. Rußland und Europa 200
35. Entdeckungen (im Monde, in Frankreich, in Deutschland) . . . 212

Seite

36. Selbstbekenntnisse des Grafen von Stolberg und des Baron von Eckstein über die Beweggründe ihres Uebertrittes in die katholische Kirche 213
Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung 225
38. Zeitstimmen 236
39. Denkgläubig-biblische Kirche in Deutschland 240
40. Prophezeihungen 241
41. Die drei Welttheile der nördlichen Hemisphäre 243
42. Divinationen 244

III. Tabletten zur Völker- und Weltkunde.

1. China 249
2. Japanesische Tablette 263
3. Siamesische Kindbettquälerei 265
4. Borneo 266
5. Kaschmir 266
6. Indien 267
7. Zigeuner 282
8. Perser 283
9. Die Circassier 285
10. Die Moschee El Sak'rah zu Jerusalem 286
11. Aegypten 287
12. Die Kolonien freier Neger in Afrika 292
13. Abyssinische Bardinnen 292
14. Türkei 293
15. Hellas 299
16. Rußland 300
17. Böhmen 305
18. Moldauische Literatur 306
19. Ungarn 307
20. Sizilien 309
21. Statistik der italiänischen Literatur 310
22. Rom 310
23. Criminalstatistik von Corsika 321
24. Portugal 322
25. Spanien 327
26. Frankreich 333
27. Belgien 344
28. Holland 350

Seite

29. Norwegens Verfassung 351
30. Schweden 352
31. Dänemark und Island 353
32. Irland 355
33. Schottland 359
34. England 361
35. Vereinigte Staaten Nordamerika's 378
36. Mexiko 390
37. Neugranada 392
38. Die Irokesen 392
39. Die Arrawaks in Guyana 395
40. Boothia 396
41. Die Sandwichsinseln 397
42. Australien 398
43. Sechster Welttheil 399
44. Allgemeines 399

IV. Artistisches, Sociales und Religiöses.

1. Die Kunstausstellungen in Frankfurt a. M. 409
2. Der Dom von Cöln 442
3. Einige Worte über ein Denkmal für Göthe 446
4. Denkmal für Hermann, den Befreier Deutschlands 454
5. Erinnerungen zum Jahreswechsel von 1837 — 1838 456
6. Colonisation 460
7. Epilog zur Cholera 464
8. Religiöse Tendenz der neuesten Zeit 466
9. Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland, im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angesehen 468
10. Die religiösen Interessen der Zeit 471
11. Religiöse Journalistik 473
12. Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts 477
13. Die Emancipation der Juden 483
14. Die drei Worte des Lebens 485

I.

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

1.

Die drei religiösen Conglomerations-Epochen.

Wie man in den Erdschichten nachgrabend auf immer weniger zusammengesetzte Körpermassen trifft, so, daß Bruchstücke der tiefer liegenden, älteren Fossilien sich mit den höheren, später erzeugten und leichter verwitternden verbunden finden, so auch, wenn man in den Weltgeschichtungen auf den Anfang zurückdringt.

Alle Kritik geht nun auf richtige Sonderung der Ueberlieferungsmassen und auf gehörige Chronologisirung des Gesonderten. So hat die neuere Forschung besonders die h. Schrift zu sichten und zu richten angefangen, und u. a. in der Genesis zwei bis drei verschiedenartige Elemente erkannt.

Eine gleiche Conglomeration bietet aber auch das erste Kapitel von Menu's Gesetzbuch dar, und wie Rhode auf eine ähnliche Verschiedenartigkeit der Elemente in einigen Theilen des Zendaveſta (namentlich im 3. Fargard des Vendidad) aufmerksam gemacht, so ist ebenwohl in Hesiod's Theogonie eine solche Conglomeration nicht zu verkennen. Uebersehen wir nur im Großen die welthistorischen Religionsurkunden, so finden wir drei wesentlich verschiedene Conglomerationsepochen.

In der ersten verknüpft sich mit einer uralten, einfachen, kindlichen Naturverehrung — eine Offenbarungs-, oder Priestersage, welche einestheils zur Erklärung des Ursprungs der Uebel und des Bösen, andertheils zur Wegräumung beider in und außer dem Menschen gegeben oder erfunden scheint.

Diese heilige Sage trägt durchaus den Charakter des Zwiespaltes, aus dem sie hervorgegangen. Ein gutes und ein böses Machtwesen, — Opfer und Reinigungen, — und ein Priesterstand, als Vermittler; — zugleich aber mit den Vermittlungscerемonien schon ethische Vorschriften, die bereits über jene selbst hinausweisen, und Verheißungen künftiger allgemeiner Erlösung.

Wie sich dann einerseits jene äußerlichen Vermittlungen bestimmter ausbilden und herrschend werden, so erstarkt dagegen auch das innere Leben, und es tritt ein Moment ein im Leben der Völker, wo einerseits das altgewordene Opfer und das davon untrennbare Priesterwesen sich metamorphosirt und mehr oder minder vergeistigt, wo anderseits das Ethische zur Hauptsache wird, und die Einigkeit des geheiligten Menschen mit dem urheiligen Gott ebenso unmittelbar und kindlich zum Gefühle kömmt, wie im Anfang die des Natur-Menschen mit dem Natur-Gott.

Aber noch ist die Priestersage und der Opferglaube nur conglomerirt mit den Vernunftgeboten und der menschlichen Freiheit, und die Vermittlung des sündigen Menschen mit Gott geschieht zwar nicht mehr auf körperliche Weise, aber doch noch theilweis auf von Außen kommende geistige Einwirkung.

Auch diese erinnert — und der Mensch verselbstständigt sich allmählig mehr und mehr, so daß bei einer zweiten Reformation der Opferidee und einer ersten der bisherigen Vermittlungweise — die heilige Sage zu einem an sich untergeordneten Momente wird gegen die selbstthätige Vernunft und das Gewissen, und das Opfer und die Vermittlung fast völlig aufgehen in der rein menschlichen völlig freigelassenen Frömmigkeit und Sittlichkeit des Denk-, Gefühl- und Gewissens-Gläubigen.

2.

Gottſeligkeit und Selbſtſeligkeit.

Pythagoras forderte auf, nach Homologie (Einhelligung) mit dem Göttlichen zu ſtreben, und wie dann Sokrates ſeinen Gott als vorſorgende Vernunft beſtimmte, ſo ſtellte er auch dem Menſchen als Ziel auf, durch vernünftiges Rechtthun — (wir möchten das letztere die nachſorgende Vernunft nennen) Gottes in höchſtem Maße theilhaftig zu werden.

Plato endlich beſtimmte dieſe Theilhaftwerdung näher als möglichſte Verähnlichung mit Gott (ὁμοιωσις κατα το δυνατον) und feierte die Liebe als höchſte Macht und ſomit als höchſten Gott.

„Die Liebe nämlich geht aus auf die Erzeugung und Ausgeburt „des Schönen [1]),“ und wie Gott ſich die Welt am ähnlichſten machen wollte [2]), ſo „entſtand aus der Liebe zum Schönen alles Gute bei „Göttern und Menſchen [3]),“ und mit Recht „herrſcht Eros über die Götter [4]).“

Aber auch das „Verlangen und Suchen nach dem Ganzen iſt „Liebe [5]),“ und wie ſie das Wirkende in aller Natur, in Kunſt, Wiſſenſchaft und Tugend [6]), ſo iſt auch im Allgemeinen „jedes Begehren des Guten „und der Glückſeligkeit die größte und heftigſte Liebe für Jeden [7]),“ „alle „Gottloſigkeit hingegen beſteht darin, daß Einer nicht in Allem der „Weltſchönen (κοσμιῳ) Liebe folgt und ſie ehrt und verehrt [8]).“ So iſt alſo die Liebe auch zugleich das höchſte Gut und das allgemeinſte Verlangen darnach. Ebenſo iſt Eros für uns „der Verleiher „(αἰτιος) der größten Güter,“ — „begeiſternd zu den größten Thaten, hinführend zur wahrhaften Tugend, und jegliche Glückſeligkeit uns bereitend [9]).“

---

1) Das Gaſtmahl b. Schleiermacher S. 425.
2) Timaeus. —
3) Gaſtm. b. Schleiermacher S. 410.
4) Symp. ed Steph. p. 195. —
5) Gaſtm. b. Schl. S. 403.
6) Symp. ed. St. p. 186. sqq.
7) Gaſtm. b. Schl. S. 423.
8 Symp. ed. St. p. 188.
9) Ebd. p. 178. 179. 185. 188.

„So hat die Liebe, alles Gute vollendend bei uns und den Göttern, „die größte Macht, und gewährt uns alles Glück, indem wir (nicht nur) durch sie unter uns und mit den Göttern Freundschaft pflegen," sondern auch durch sie das Ewige, Anundfürsichseiende, das Urschöne, das Göttliche erreichen, und, wenn wir es erreicht haben, schlechthin tugendhaft, gottgeliebt und unsterblich sind [10]).

Aber diesem Gefühls- und Phantasie-Glaubengegenüber entwickelte sich eine andere Weltanschauung aus unmittelbarer Erfahrung und berechnendem Verstande.

Furchtbare Nothwendigkeit im Hintergrunde, selbstselige, unsterbliche Götter, wie die Gestirne auf schwarzblauem Firmament, theils nur Werkzeuge des verborgenen Fatum's — und insofern selbst nicht frei von Furcht, — theils in Beherrschung der Erdenwelt nur ihre eigene Verherrlichung erstrebend! —

Diese Weltanschauung wurde durch die griechischen Atomistiker und Eudämonisten auf ihren einfachsten Ausdruck hingeführt.

So läßt Leukippos (um 500) die Atome nach Nothwendigkeit die Welt gestalten, und weißt hiermit das Selbst des Menschen auf sich selbst zurück. Nothwendigkeit ist nicht nur starr und gleichgültig gegen die Wünsche und Besorgnisse des Menschen, sondern macht diesen auch gleichgültig gegen alles Aeußere, wie der Geist des Weines am erstarrenden Nordpol aus dem Phlegma auf sich selbst zurückgedrängt wird.

Ein solches Insichgegangensein spricht sich schon in der höchsten Lebensmaxime Demokrit's (440), in seinem „εὖ ἐστω" —„und dem daraus hervorgehenden Zustande, der εὐθυμια, (Wohlgemuthheit), überhaupt also durch Wohlsein in „Gleichmuth," — aus. Es ist in der That ein Sich-Verhärten gegen die Härte der Nothwendigkeit, ein Sich-Gott-werden nach Entgottung der Natur.

Ist aber Wohlsein in Gleichmuth Endzweck für den Menschen, so ist auch, wie Demokrit's Schüler, Protagoras (420) es aussprach, „aller Güter Maß der „Mensch" (παντων χρημιατων μετρον ἀνθρωπος), und es war dann blos Sache der Individualität, ob der Mensch als solches Maß mit Aristipp von Cyrene (380) seine Befriedigung in verständiger Auswahl oder mit Antisthenes (380) in kraftübendem Entbehren zeitlicher Genüsse zu finden hoffte.

Ebenso, wenn Protagoras mit Demokrit die Natur der Nothwendigkeit unterwarf, mußte ihm das Dasein von Göttern zweifelhaft werden, daher denn auch schon sein Schüler Prodikos v. Cos, sie nur

10) Ebd. p. 210—212.

für ein Produkt menschlicher Dankbarkeit, also für vergötterte Nützlichkeiten hielt.

Indessen fiel das schöne Griechenland in Trümmern, und der Wurm, dessen Saame, der Blüthe eingesenkt, in der reifenden Frucht gewachsen und erstarkt war, durchfraß die purpurglühende Hülle des Apfels vom Baume der Erkenntniß. Das Auge des Beobachters wurde betroffen von dem mannigfachen Elend in der eigentlichen Welt jenes Menschen, der das Maß aller Dinge sein sollte. Der Mensch sollte der höchste Zweck sein; — die Außenwelt, in der die Nothwendigkeit herrschte, widersprach in so Vielem jenem höchsten Zwecke; — ihre Nothwendigkeit wurde also eine gebrochene, eine größtentheils zweckwidrige, überhaupt genommen also eine Endzwecklose — sie wurde Zufälligkeit (τυχη).

Der menschliche Verstand konnte keine Verständigkeit als herrschend in der Natur anerkennen, welche seinen eigenen Endzwecken nur zu sehr widersprach. Orakel, Himmelszeichen und Träume, durch welche er früher noch von einer übernatürlichen, vorwissenden Macht Kunde zu haben gemeint, waren längst durch vielfache Erfahrung ihres Nichteintreffens des Ansehens verlustigt. Von den früheren Vorstellungen der Götter blieb nur zurück, was der Mensch für sich selbst als das Höchste anerkannte, was ihm selbst das Wünschenswertheste war:

Selbstseligkeit und Unsterblichkeit.

Das System Epikur's (blühte um 305) faßte diese Resultate in der Lehre zusammen, nach welcher in der Erfahrungswelt der bewegliche Zufall waltete, während jenseits derselben unsterbliche Götter in Selbstseligkeit ruhten, dem Menschen aber als Lebensaufgabe blieb, sich durch Verstandesübung des Zufalls möglichst zu bemeistern, und hierdurch den Göttern möglichst gleich zu werden, die ihm keine Furcht — aber auch keine Ehrfurcht mehr [11]) einflößen konnten.

Es bedurfte dann nur mehr geringer Ueberlegung, um der Ueberflüssigkeit solcher Götter inne zu werden, und sie auch aus den letzten Weltwinkeln zu vertreiben, in denen Epikur — vielleicht nur aus einer, für seine Ruhe besorgten Accommodation an den Volksglauben, — sie noch geduldet hatte.

11) Vgl. Cic. de N. D. I. 2. — Treffend und gewissermaßen schon die Lehre Christi postulirend wendete er gegen die Epikurischen Götter besonders Folgendes ein: At est eorum eximia quaedam praestansque natura, ut ea debeat ipsa per se ad se colendam elicere sapientiam. An quidquam eximium potest esse in ea natura, quae sua voluptate laetans, nihil nec aetura sit unquam, neque agat, neque egerit? ... tollit id, quod maxime proprium est optimae praestantissimaeque naturae. Quid enim est melius, aut quid praestantius bonitate et beneficientia? eod. c. 17. 41. 43.

Euhemeros (um 300) vollzog diese Weltentgottung, indem er in seiner sg. heiligen Geschichte (ἱερα ἀναγραφη) alle Volksgötter für vergötterte Menschen erklärte, eine Aufklärung, deren Ergebniß von Theodorus (um 300) dahin unumwunden ausgesprochen wurde, daß es überhaupt keine Götter gebe.

So hatte die Vorstellung von der unverbrüchlichen Nothwendigkeit zu der einer allgemeinen Zufälligkeit, die Vorstellung von selbstseligen Göttern zu deren Läugnung hingeführt. Als nun die, in den Geist des Menschen aufgenommene Welt, in ein formelles Chaos zusammengestürzt war, wie sie aus einem materiellen emporgestiegen sein sollte, — da erschauderte und entsetzte sich auch der — sich selbst Gott gewordene — Mensch vor diesem zweiten Chaos, wie das erste ein Grauen gewesen — selbst den vermeintlich unsterblichen Göttern! Die in sich abgeschlossene Selbstseligkeit, nach welcher der Mensch, seinen Göttern folgend [12]), gestrebt hatte, schlug um in die tiefste Unseligkeit. Den zu Hirngespinnsten gewordenen Göttern gegenüber wurde der Mensch sich selbst zum Gespenst vereinsamt, und schwindelnd am Abgrund der entgötterten Welt, — suchte er nun sich selbst und seiner unendlichen Verarmung zu entfliehen, — mit eigenen Händen den Tod sich gebend, der ihm ursprünglich als das Schmerzlichste und Entsetzlichste erschienen war. —

---

12) Noch in der den Plutarch zugeschriebenen Lehrmeinungen der Philos. heißt es I. 7. „Anaxagoras und Plato fehlten darin, daß sie an„nähmen, Gott richte seine Aufmerksamkeit auf die menschlichen Dinge, und daß „er zu diesem Ende die Welt gebildet habe. Das selige und unvergängliche „Wesen, das alles Gute im vollsten Maße hat und keines Uebels fähig ist, „beschäftigt sich ganz allein mit dem Inbegriff der ihm eigenen Selig„keit und Unvergänglichkeit, und bekümmert sich durchaus nicht um menschli„che Dinge. Ja es würde unglücklich sein, wenn es sich wie ein Taglöhner „oder Handwerker solchen sauren Arbeiten unterziehen und mit Aufbauung der Welt plagen müßte."

„Wie tief aber diese Ansicht sich in die Vorstellungsweise der alten Welt eingelebt, zeigt sich dadurch, daß selbst noch Arnobius (adv. Gent. L. II. p. 44. sqq. rec. Elmenhorst. 1610. fol.) es für gotteslästerlich hält, zu meinen, der höchste Gott habe selbst die gebrechlichen Menschenseelen hervorgebracht, oder vollends Ratten, Mäuse u. d. gl. Und (p. 52) bemerkt er: neque necessaria nostra illi salus est, ut compendii aliquid dispendii re patiatur, si aut Deos nos fecerit, aut ad nihilum redigi corruptionis dissolutione permiserit...

Auf ähnliche Weise versetzt noch Ende des 4. Jahrhunderts Martian Capella (II. 9.) die höchsten Götter in den Aether (bis herab zum Sonnenzirkel), wo sie, die Reinen, das verborgene Geschick knüpfen, aber von den Sterblichen wenig Kenntniß nehmen.

3.

Pantheon.

Die Götter sind die Hieroglyphen der Völker und kirchlichen Generationen. Sie sind die ersten, jugendlichen Träume, Ahndungen, Sehnsuchten, die Phantasieblüthen, die Herzensideale, die höchsten Poesien und Musterbilder derselben.

Das Pantheon der Vergangenheit läßt sich in dieser Beziehung auf folgende Weise ordnen.

Beginnen wir mit dem Anfang, bei der Rechten, welche den Lebenskreis eröffnet. Hier ruhen mit ineinanderverschlungenen, fast ganz unsichtbaren Bewegungsorganen der selbstbeschauliche Weltschöpfer Brahma und um ihn her zahllose, ruhend sich in seine Betrachtung versenkende Göttergestalten. Ruhendes Schauen ist der allgemeinste, einfachste Ausdruck für diese äußerste Rechte.

An diese schließen sich die, aufrecht sitzenden oder auch stehenden ägyptischen Götter mit ihren Thiermasken; mysteriös, räthselhaft, wie die Sphinx, auf den Tod hinweisend, wie die Mumien, — ein in Crystallisation übergehendes Leben.

Es ist ein Volk, welches das große Räthsel des Todes zu lösen sucht, aber vor seinem Medusenhaupte in Erstarrung sinkt.

Aber wenn ein Fortschritt in der Welt Statt finden soll, dann erzeugt sich ein Gegensatz; das Fortschreiten ist selbst ein Sich-spalten der Bewegungsorgane, von denen das eine stehen bleibt, — während das andere sich ihm entgegensetzt.

Der ruhende Centralgott Aegyptens[1]) erhebt sich, zum Kampfe

1) Plutarch (über Isis und Osiris) berichtet, „nach Eudoxus Versicherung habe Jupiter (Ammon, Osiris?), weil ihm die Beine zusammengewachsen waren, nicht gehen können, und deswegen aus Schaam in beständiger Einsamkeit gelebt; Isis aber diese Theile durch einen Schnitt von einander getrennt, und ihm hierdurch zum ordentlichen Gebrauch der Füße verholfen." —

gegen seine Mitgötter. Der Oberherr, (Suzerain) will als unumschränkter Alleinherr (Souverain) herrschen, und, um seine Pairs sich zu unterwerfen, ruft er die geknechteten Unterthanen derselben zu den Waffen — und mit diesen zur Freiheit. —

So beginnt die Geschichte, als Gedächtniß des Fortschreitens, des Geschehenen, mit Jehova, dem Herrn der Heerschaaren, der sich von den vielen Göttern Aegyptens entfernt, um aus unnahbarer Himmelshöhe seine vernichtenden Zornblitze auf sie herabzuschleudern.

Nur Ein Gott, nur Ein Volk; — nach Außen Vernichtungskriege, nach Innen stolzer Selbstgenuß im Gedanken an künftige Alleinherrschaft, — und stete Unruhe zur Erkämpfung derselben. So steht auf der äußersten Linken der unablässig kämpfende und zürnende, hier segnende, dort verfluchende Jehovah dem ruhig selbstseligen Brahma gegenüber.

Das menschliche Antlitz, welches in Indien die übermenschlichen Götter symbolisirt, hatte sich in Aegypten hinter Thiermasken versteckt, und war auf dem Sinai völlig unsichtbar geworden. Die absolute Ruhe Brahma's war in die absolute Unruhe Jehova's übergegangen.

An diese äußerste Opposition schloß sich auf der Linken, nach der versöhnenden Mitte hin, — die Götterschaar der Griechen an. Dort war es nur dem einen Moseh vergönnt gewesen, schauernd und bebend zum Sinai aufzusteigen, um des Alleingottes flüchtige Nähe im vorüberziehenden Säuseln der Lüfte zu empfinden. In Hellas rufen Sänger und Bildkünstler die himmlischen, aber menschengestaltigen Götter vom hohen Olymp herab, und die Götter folgen ihrem Rufe; denn sie selbst lieben und zürnen, wie die Menschen; ihre Freuden, ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Genüsse sind mit denen der Menschen verflochten und verwoben. Und wie nun das Leben des Volkes fortschreitet, wie es sich verschönt und vergeistigt und versittlicht, so verklären sich auch die Götter, und aus der ersten jugendlichen Umarmung des Himmels und der Erde, aus der unschuldig leidenschaftlichen Vermählung des Göttlichen und Menschlichen geht die Schönheit hervor, und in allen drei Welten, über Götter und Menschen herrscht mit stiller Zaubergewalt — Aphrodite.

Ruhe in Bewegung, Einklang im Mannigfaltigen, vollendete Darstellung gemessener Triebe, Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, nur durch freibildende Thätigkeit vermittelte Gegenwart des Göttlichen auf Erden, des Unendlichen im Endlichen, — dies die allgemeine Signatur der griechischen Götter.

Aber Schönheit ist Maß und Vollendung; Gemessenheit ist Begrenzung, Begrenzen ist Abschneiden, Ausschließen; Vollendung ist —

Verendlichung. Ueber das Schöne hinaus reicht das Ueberſchwängliche. Das Zerſprengen der Begrenzung, das Erliegen des Endlichen unter dem Unendlichen, der Sieg des Unermeßlichen über das Maß — iſt das Erhabene.

Wie nun das menſchliche Herz nichts ſchlechthin ausſchließen kann, wie ihm das Gefühl des Unendlichen, der Trieb nach demſelben einwohnt, wie ſeine Phantaſie alle Grenzen überfliegt, wie ſein Geiſt nach dem Ueberſchwänglichen trachtet, ſo muß er auch über die Schönheit hinausſtreben und im Erhabenen ſeine Wohnſtätte ſuchen.

Das vollendete Endliche, das ſchöne Menſchliche mußte ſich ſelbſt zerbrechen, es mußte ſich ſelbſt zum Opfer bringen, um ſich die Pforte des Unendlichen zu eröffnen.

Herkules, der ſich ſelbſt in die Flammen ſtürzt, Prometheus, der, „ob der großen Liebe zu den Sterblichen,“ — ſich vom Geier zernagen läßt,[2]) Sokrates, der um des Geſetzes willen den Schierlingbecher leert, ſind die lebendigen Stufen zum Throne des Gottmenſchen, der, ein vollkommener Menſch, in der Mitte der Menſchheit und ihrer Geſchichte ſich aus Liebe an's Kreuz ſchlagen läßt, und — ſiegreich zur Hölle hinab, verherrlicht zum Himmel emporſteigend, — die Macht des Unendlichen offenbart und dem kommenden Menſchengeſchlecht die reinſte, ſeelenſchönſte Erhabenheit zur ſtaunend anbetenden Verehrung aufrichtet.

In ihm hatte das Göttliche ſich zum letztenmale ſichtbar perſönlicht; denn ſeine Gottesthat war eben, alles Irdiſche dem Himmliſchen, das Zeitliche dem Ewigen zum Opfer darzubringen, ſeine Endlichkeit zum Unendlichen zu verklären. — Um Gottes und des Menſchen willen — ließ er ſein Haupt mit Dornen krönen, ſein Antlitz zerreißen, ſeinen Leib durch Geiſeln zerfleiſchen, und Hände und Füße mit Nägeln an das Kreuz feſtſchlagen.

So wurde er, deſſen Haupt nur Gottesgedanken hegte, deſſen Antlitz nur Demuth und Liebe verkündete, deſſen Wille nur Gott gehorſamen wollte, deſſen Hände nur Segen geſpendet, deſſen Füße ihm nur Hülfe zu bringen gedienet hatten, und deſſen Leib ein reines Gefäß einer reinen Seele geblieben, — er wurde zugleich das Erhabenſte und Liebenswürdigſte; das Höchſte, was menſchliches Denken erreichen, das Aeußerſte, bis wohin das Göttliche ſich den Menſchen durch Menſchen offenbaren konnte.

Jeſus Chriſtus am Kreuze Gott bis in den Tod gehorſam, nach der Menſchheit die Arme ausbreitend, für ſeine Mörder bittend, dem

2) Aeſchyl. Prometh. 82 ff. 106 ff. 119 ff. u. ſ. w.

reuigen Sünder Verzeihung, dem unschuldig Leidenden seliges Leben verheißend — ist am Schluße des schöpferischen Weltalters, die höchste Blüthe des Morgenlandes, — eine Liebessonne, — das Tagesgestirn durch Ueberstrahlung verfinsternd, — am Horizont der Menschheit aufgestiegen, — der göttlichste Mensch und der menschlichste Gott, — wonach die Menschheit sich Jahrtausende lang gesehnt, den sie geahndet, wovon sie in ihren größten Momenten geträumt und gedichtet, — dem, als er erschienen, die Herrlichsten als ihrem Herrn gehuldigt, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt, und zu welchem, so lange noch Menschen auf Erden leben und fühlen und denken, — sie, als zu ihrem erhabensten Musterbild, hinschauen werden, und nur durch innigste Vereinigung mit ihm in das Herz der Gottheit selbst eindringen können. —

4.

Christus.

Christus lebte in der Liebe, im Wohlthun; er beherrschte die Triebe, die ihre Befriedigung für hienieden fordern, und wesentlich aus der Natur des Menschen, als eines irdischen Wesens hervorgehen; er vergab seinen Feinden, und opferte freiwillig sein irdisches Dasein zur Bezeugung der Wahrheit, der Liebe und des Gehorsams.[1])

Sein Leben, Wirken und Sterben war also ein thatsächlicher Beweis, daß Etwas in ihm, daß Er selbst etwas war, was über seine Einzelnheit hinausreichte, was über das Leben hinausstrebte, daß Er etwas war, dem das beschränkte irdische Dasein nur als Mittel diente.

Dieses Etwas war also erhaben über das Selbstische und Irdische, und wie es an und in sich selbst in Gemeinschaft stand mit dem allgemeinen Wesen, so mußte auch Christus das Gefühl der Einigkeit mit demselben, und die Gewißheit seiner Unvergänglichkeit haben.

War das eigene Erdenleben nur Mittel, so war Dasjenige, welches dies, sein Eigenthum, hingab, stärker als das Ueberwundene; —

---

1) Joh. 18, 37. 14, 31. 10, 14—19. 15, 13.

es hatte vernünftigerweise eine das Erdenleben übergreifende Bestimmung. In der Ursache kann nicht weniger liegen, als in der Wirkung. Ebendarum kann auch, da Jesus Christus seinen Todfeinden vergeben, das Wesen, das er seinen und unser Aller Gott nannte, — es kann nicht unversöhnlich sein gegen irgend eines seiner Geschöpfe.

Jesus wirkte aber selbst auch auf höhere Weise, als solches bis dahin noch anderen Menschen verliehen;[2]) diese höhere Wirkenskraft mußte ebenwohl einen höheren Ursprung haben. —

Seines Wesens und Wirkens und ihres Ursprungs innewerdend, fühlte Jesus sich als Sohn des lebendigen Gottes.[3])

Bevor aber sein höheres Wirken begann, war er versucht worden; diese Versuchung war die stärkste, die dem Menschen begegnen kann. Sein Volk erwartete einen weltlichen Befreier, der die Herrschaft über die ganze Erde gewinnen sollte. Der Gedanke, daß es Ihm gelingen könne, jene Erwartung zu erfüllen, trat versuchend vor seine Seele. Aber er überwand den Versucher und erfuhr im Siege die Macht des freien Geistes.

Durch Selbstüberwindung war Jesus des ihm einwohnenden Göttlichen gewiß geworden; so predigte er seinem Volke auch Selbstumkehr.[4])

Dieses Göttliche verwirklichte sich auf das Herrlichste im Mitleiden mit den noch in den Banden der Selbstischkeit Gefangenen, und in Verzeihung des zugefügten Bösen; so verkündigte Jesus die Vergebung der Sünden.[5])

Die Ueberwindung aller Forderungen des irdischen Lebens ging hervor aus der Gewißheit ewigen Lebens; so verhieß Jesus unvergängliches Dasein.[6])

Das Bewußtsein der weltüberwindenden Macht der Liebe gab die Gewißheit ihres Sieges, und so verkündigte Jesus das Nahen des Reiches Gottes.

Indem er aber an die Majestät des menschlichen Willens appellirte, mußte er auch ein göttliches Gericht verkünden; denn, war beseli-

---

2) Joh. 15, 24. „Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, die kein Anderer gethan hat ꝛc."

3) Joh. 13, 3. 16, 27. 28.

4) Math. 4, 17. ꝛc. ꝛc.

5) Matth. 6 und 9.

6) Joh. 12, 49. „Der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben... 50. Und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben."

gende Gemeinſchaft mit Gott als die weſentliche Wirkung des Sich-hingebens an und in das Allgemeine ausgeſprochen (thut das Gute, ſo werdet ihr ſeelig in der That), — ſo mußte auch die entgegengeſetzte Urſachlichkeit eine entgegengeſetzte Wirkung haben; die Folge des Sich-Verſtockens wider die Liebe mußte ſchmerzlichſtes Gefühl der Verſelbſtiſchung ſein. Dieſe Folge aber, die von dem Selbſtiſchen nicht zugleich mit dem vereinzelnden Zweck gewollt werden kann, mußte nothwendig als ein von außen geſetzter Zwang vorgeſtellt werden; dieſer war das Gericht.

Da jedoch die Möglichkeit des böſen Wollens nur bei dem Weſen ſtatt finden kann, welches zugleich auch das Gute zu wollen vermag, ſo kann der Wille ſeine Freiheit, alſo ſich ſelbſt, nicht vernichten; denn das Vermögen iſt mehr, als irgend eine ſeiner Aeußerungen. Das allgemeine Weſen aber, die göttliche Liebe, kann nicht den Willen zur Strafe — auf ewig böſe machen, weil ſie ſonſt nicht die wahrhaft allgemeine Liebe wäre.

Jenſeits des Gerichtes liegt alſo, wie jenſeits der Mitternacht, der Wiederaufgang der Liebesſonne, und wie die ſchöpferiſche Liebe das Erſte, ſo iſt, nach göttlicher Nothwendigkeit, die allverſöhnende das Letzte; wie die Schöpfung Himmels und der Erde das Alpha, ſo iſt Wiederbringung aller Dinge das Omega des Wortes Gottes.

5.

Das Naturrecht und die Christenpflicht.

In der alten Zeit und — Welt, — die noch immer ihren Schatten weit in den Tag der christlichen Welt und Zeit hineinwirft, wurde Besitz ergriffen durch Arbeit und behauptet durch Wehr und Waffen. Daurend Besitzer, Eigener war der Stärkere, darum auch durchgängig nur der Mann eigentlich eigenthumsfähig. —

Ebenso wurde die Ehe fast allein durch den physischen Geschlechtsunterschied bestimmt, wonach der Mann der Stärkere ist (freilich auch der selbstischere). Das Weib ist ihm ein Eigenthum[1]), das er gegen fremdes Gelüsten eifersüchtig verschließt. Und wie das Weib, — so ist noch mehr das Kind, das der Mann in seiner Machtvollkommenheit gezeugt, das von seinem eigenen Weibe geboren, — sein Eigenthum, und er schaltet darüber nach Gutdünken. Es ist sein wie die Frucht des Baumes, wie die gereifte Saat seines Ackers.

Eigenthum ist auf diesem Standpunkte dasjenige, was ein Wesen durch Kraftäußerung zu dem Seinigen gemacht, oder als solches in's Dasein gerufen oder gesetzt hatte, — wie überhaupt in der Natur das Stärkere des Schwächeren sich bemächtigt und es ihm zu dienen zwingt.

Das Gemeinwesen bildet sich durch natürliche Abstammung, und es kommt zu sich selbst, es wird für sich — durch Selbstvertheidigung gegen fremde Stämme, oder zunächst dadurch, daß der Starke eines Stammes den Schwächeren eines anderen Stammes angreift, beraubt oder raubt, und dessen Stamm-Verwandte zur Wehr oder zur Rache anreizt. Wie daher das Gemeinwesen durch natürliche Vererbung wird, so wird das in's Daseingetretene durch natürliche Noth zum Fürsichsein gebracht.

---

1) Im Hebräischen bezeichnet בָּעַל (von בָּעַל = habuit, possedit, uxorem duxit, dominatus est, imperavit, potitus est etc.) zugleich Ehemann, Herr, Besitzer, Habender, ὁ ἔχων, — und ist Name des höchsten Gottes bei den Phönikern. Auch im Sanskrit bedeutet pati — Ehemann, eigentlich Herr, (seigneur.)

Wie dann der natürlich Stärkere siegt, und des Besiegten Herr wird, so erweitert sich das Gemeinwesen durch Ueberwältigung Schwächerer, und das Recht des Stärkeren erhebt die freien Sieger über die Leibeigengewordenen, Ueberwundenen, Unterjochten.

Indem nun auch die Leibeigenen sich fortpflanzen, combinirt sich das natürliche Abstammungsverhältniß mit dem natürlichen Rechte des Stärkeren, und der Sohn der Leibeigenen wird auch leibeigen, und wie in der Familie der Mann über Acker und Heerde schaltet, wie er über seine Weiber, Kinder und Leibeigenen herrscht, so beherrscht im Gemeinwesen der Stamm der Sieger die Nachkommenschaft der Besiegten. —

Das Familien- und Gemeindewesen beruht hier also auf dem natürlichen Eigenthumsrechte, und dieses auf der natürlichen Stärke und der natürlichen Abstammung. — Der Mann ist Herr seiner Heerde und seines Ackers, weil er sich in ihrem Besitze behauptet; er ist Eigenthümer seines Weibes, weil er der Stärkere ist und, es beschützend, ihm hierdurch gleichsam das Leben gibt. Der Vater ist Eigenthümer seiner Kinder, weil er der Stärkere ist und sie erzeugt hat. Der Herr ist Eigenthümer des Sklaven, weil er, als der Stärkere, ihn sich unterworfen und, Herr seines Lebens geworden, ihm dasselbe geschenkt, ihn so gewissermaßen zum andernmale gezeugt hat.

Der Sohn des Herren endlich ist Eigenthümer des Sklaven seines verstorbenen Vaters, weil er, und weil der Sklave natürlich Eines ist mit dem Erzeuger und dieser in dem Erzeugten sich fortpflanzt.

So beruht also das alte Familien- und Gemeinwesen auf dem allgemeinen Naturwesen, in welchem jedes Einzelwesen sich räumlich so weit ausbreitet, als seine Kraft reicht, und zeitlich sich durch Zeugung fortsetzt.

Das Einzelwesen gilt hier nur so viel, als es durch angeborene Kraft und Stellung zu gelten vermag.

Sollte der Mensch — als solcher — zum Dasein kommen, so mußte das Naturwesen zerbrochen werden; des Weibes Saame mußte der Schlange den Kopf zertreten; denn die Schlange ist das Symbol der natürlichen Selbstischkeit.

Sollten das Weib, das Kind, der Sklave nicht mehr Eigenthum eines Anderen sein, so mußte der Begriff des Eigenthumes selbst verändert werden. Die natürliche Stärke mußte aufhören, das Herrschende zu sein; die natürliche Abstammung mußte ihre bisherige Bedeutung verlieren.

Da aber das alte Naturwesen auf unmittelbare, irdische Wohlfahrt abzweckte, und unmittelbarer Lebensgenuß der allbewegende Endzweck war, so mußte vor Allem ein anderer, mächtigerer Endzweck aufgestellt werden, durch welchen jener überwunden würde; —

dem zeitlichen Wohl und Wehe mußte ein ewiges, dem irdischen ein jenseitiges entgegengesetzt werden.

Von diesem Stützpunkte aus konnte dann auch die alte Erde aus den Angeln der Naturkraft und der natürlichen Fortpflanzung gehoben werden. Dies geschah, indem die freiwillige Entsagung auf irdischen Lebensgenuß, ja sogar die freiwillige Uebernahme von Schmerzen, überhaupt also Unterdrückung der Sinnlichkeit und Selbstaufopferung — als das Höhere, und zugleich als Mittel zu ewigem Beglücktwerden zur Anschauung gebracht wurden.

Diese Selbstbezwingung war aber nicht mehr abhängig von natürlicher, oder richtiger — von körperlicher Stärke. — Das schwächere Weib war schon von Natur aus hingebender, aufopfernder als der Mann; — somit trat auch der Geschlechtsunterschied zurück, und die Jungfrau trat als selbstaufopferungsfähig und als bestimmt, im Himmel nicht mehr geschlechtsverschieden vom Manne zu sein, diesem als ein selbstherrliches Wesen gegenüber.

War aber der Mann seiner Wiederauferstehung in einer anderen Welt gewiß, so hörte die natürliche Fortsetzung durch Nachkommenschaft auf, ein Hauptzweck zu sein.

Wurde vollends ein Gottmensch nicht durch natürliche Geschlechtsvereinigung, sondern durch göttliche Begeistung einer Jungfrau erzeugt[2]), wurden die Verkünder und Blutzeugen der neuen frohen Botschaft aus den niedersten Ständen berufen, so konnte die natürliche Zeugung nicht mehr vorgestellt werden, als Eigenthumsrechte begründend, und natürliche Abstammung von Sclaven konnte nicht mehr gedacht werden, als Hörigkeitsverhältnisse rechtfertigend.

Der von einer Jungfrau Gezeugte, der auf die Ehe und jeden Lebensgenuß freiwillig verzichtet, der sein Leben lang Allen gedient und freiwillig den schmählichen Tod eines Sklaven gestorben, der die Kranken geheilt, die Gesunden von der Todesfurcht, die Sünder von der Gewissensqual befreit hatte, — war in der That Stammvater eines neuen Geschlechtes, war geistiger König einer neuen Gemeinde geworden. Alle Verhältnisse mußten eine andere Gestalt gewinnen.

Zeitliche Entsagung und Aufopferung für ewige Verherrlichung und Seligkeit wurde Princip des neuen Lebens.

---

2) Ob dies geschehen konnte, ob es wirklich geschehen, ist für diese Betrachtung völlig gleichgültig. Der Glaube, daß es geschehen, hat bei den Gläubigen durchaus dasselbe gewirkt, was die strengste wissenschaftliche Ueberzeugung hätte wirken können.

Diesemnach wurde die Ehe nach der einen Seite ein Mittel zur Zügelung des Geschlechtstriebes, — nach der anderen wesentlichen aber ein Verhältniß wechselseitiger Uebung, Hingebung, Aufopferung, Läuterung und Erbauung.

Der Vater war nicht mehr Herr, sondern Verpfleger und Erzieher der ihm anvertrauten Kinder, und der Erzeugte mußte den leiblichen Vater verlassen, wenn er ihn hinderte, dem geistigen Vater zu dienen. Jener vermittelte nur das zeitliche, — dieser gab das ewige Leben.

Auch konnte weder Körperstärke, noch Erbschaft mehr eine Leibeigenschaft begründen, denn Jeder, als durch freiwillige Selbstbezwingung zur Vollkommenheit und Seligkeit bestimmt, — war sein eigener Herr, und als von Gott zu Beidem berufen und befähigt, — nur diesem seinem geistigen Herrn in Wahrheit pflichtig. Wer zu sterben weiß, ist Niemandes Knecht. Ohnehin konnte unter Gläubigen gar keine Leibeigenschaft mehr entstehen; denn Krieg war zwischen denen als unmöglich gesetzt, die auch den Rock geben sollten, wenn der Mantel von ihnen gefordert, die den linken Backen darreichen sollten, wenn sie auf den rechten geschlagen worden (Luk. 6, 29. Matth. 5, 39).[3])

Ueberhaupt endlich hatte alles bisherige Eigenthum seine bisherige Bedeutung verloren; denn Alles, was der Mensch in seiner Gewalt hatte, war in Wahrheit nicht mehr sein unbedingtes Eigenthum, sondern ihm nur verliehen, um es einestheils nur zu seiner Nothdurft, anderestheils — und wesentlich — zur Vertheilung an andere Nothdürftige zu verwenden. Kein Einzelner hatte zwar das Recht, einem Anderen seinen Ueberfluß zu entziehen; nicht aber, weil dieser ein unbedingtes Recht auf die Sache, sondern weil Jener die Pflicht hatte, die Selbstständigkeit des Anderen zu respectiren, welchem gerade dieser Ueberfluß von Gott verliehen, um seine Freiheit darin zu haben und zu üben.

Dem christlichen Principe zufolge ist nämlich das irdische Leben von Gott verliehen und Gott erhält es nach seiner Weisheit und Güte, so lange es dem Menschen frommt. Darum soll der Mensch am ersten nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes trachten, dann wird ihm das Nothdürftige schon zu Theil werden. (Matth. 6, 25. ff.) „Welche (aber) leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen, als

3) S. auch 1 Kor. 4, 12. „Man schilt uns, so segnen wir; man verfolgt uns, so dulden wir's; man lästert uns, so flehen wir." Und 6. 7. „Es ist schon überhaupt ein Fehler an euch, daß ihr mit einander rechtet. Warum lasset ihr Euch nicht lieber Unrecht thun? Und warum lasset ihr euch nicht lieber vervortheilen?" —

dem treuen Schöpfer in guten Werken." (1 Pet. 4, 19.) Und „wer an Christum glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe." (Joh. 11, 25). „Wer (hingegen) sein irdisches Leben (als solches) zu erhalten sucht, der wird seine Seele verlieren" (Luk. 17, 33). Da nun das Leben gerade dazu verliehen, daß die Seele in Glauben, Gottvertrauen, Gehorsam und Geduld nicht sich, sondern Christo lebe[4]), so ist es gerade wahrhaft christlich, selbst die äußerste Lebensnoth als von Gott verhängte Prüfung dahin zu nehmen und zu bestehen.

Wie nun das alte Gemeinwesen das alte Recht, so hatte das neue Gemeinwesen die neue Pflicht zu wahren. Wie aber das neue Princip zunächst nur im Gegensatze gegen das alte sich erheben und verwirklichen konnte, so schied sich auch unausbleiblich die neue von der alten Gemeinde, und trat — als Kirche — der Gewaltherrschaft, sie trat als Gottesreich — dem Naturstaate — gegenüber. Dieser, ausgehend von irdischer Kraft und unmittelbarer auf physischer Stärke beruhender Selbstständigkeit des Einzelen als solchen, hielt fest am äußerlich, am geschichtlich Bestehenden, an seinem guten alten Rechte. Das neue Gemeinwesen, ausgehend von unendlicher Bestimmung, von vermittelnder Selbstverläugnung und Selbstaufopferung, von freiwilliger Unterordnung unter den Edleren, und völliger Ergebung in Gottes unmittelbar allwaltende Vorsehung, stützte sich dagegen auf die ewige, göttliche Pflicht und den längst verheißenen, von allen Gedrückten heißersehnten Fortschritt.

6.

Sieg des Christenthumes

über die jüdische Priesterschaft, die römische Weltherrschaft und die griechische Theologie.

Als Christus der zum Pfaffenthume herabgesunkenen jüdischen Priesterschaft entgegentrat und sie sich in ihrer uralten Despotie über die Gewissen durch ihn bedroht fühlte, rief sie den weltlichen Arm zu Hülfe, wiegelte das gemeine Volk gegen ihn auf, und ruhte nicht eher, als bis das nur dem Wohlthun gewidmete Leben des gottseligen Reformators

4) Röm. 8, 12. ff. 14, 7. f. 2 Kor. 5, 15. 2 Tim. 2, 11.

an schmählichem Kreuze ausgehaucht war. Aber sein Blut war das Siegel eines neuen Bundes, und eine ganze Schaar begeisterter neuer Priester ging vom heiligen Grabe des Geopferten aus in alle Welt.

Und als die alten Priester des auserwählten Volkes sahen, daß auch die unreinen Heiden in die neue Gottesgemeinde berufen und aufgenommen wurden, und der Brüderbund der Gesetz-Freien und Gut-Gleichen nicht durch weltliche Gewalt unterdrückt werden konnte, da stießen sie die Christgläubigen mit einem fürchterlichen Fluche aus der alten Gemeinschaft aus. Aber gerade hierdurch wurde die neue Gemeinde veranlaßt, sich immer tiefer in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen, sich immer freier über die Beschränktheiten des Judenthumes zu erheben.

Indeß fühlten auch die weltlichen Gewalthaber der Heiden, daß der Glaube an einen allmächtigen Gott, die aufopfernde Liebe zum Gekreuzigten und Auferstandenen und die begeisternde Hoffnung auf ein ewigseliges Leben — ihre, nur auf Weltlust und Todesfurcht (Geld und Schwerdt — Gladiatoren und Lictoren) sich stützende Weltherrschaft bedrohten. Und auch sie meinten, durch Kerker und Qualen die geistige Macht dämpfen zu können, und sie ließen nicht eher ab, als — bis sich nicht mehr Schergen genug fanden, die freudig dem Martertode entgegeneilenden Liebgläubigen zu schlachten.

So siegte das Christenthum über die jüdische Priesterschaft und die römischen Schwerdtführer, indem es der ersteren ein Priestervolk entgegenstellte, welches alle übrigen Völker in das Reich Gottes aufzunehmen ausging; indem es die weltliche Gewalt durch einen Heldenmuth freudigster Duldung und weltfreiester Aufopferung entwaffnete.

Noch eine dritte Macht stand seiner Ausbreitung entgegen: die griechischen Naturtheologen und weltpriesterlichen Dogmatiker; — Olympiodor nannte sie: Philosophen und Hieratiker. Zuerst sahen sie nur selbstgenugsam dünkelnd auf die ungebildeten Anhänger der neuen Secte herab. Aber diese Secte war im Besitze einer einfachen, herzergreifenden Lehre; sie war Trägerin eines wunderhaft wirkenden Geistes und verlieh mit erhebendem Glauben begeisternde, zuversichtlichste Hoffnung. Dagegen konnte die alte Naturreligion, konnten Abstractionen und Naturmysterien sich nicht behaupten. Zunächst jedoch kämpften die alten Gedankenkünstler mit mancherlei Waffen gegen die neue Religion, und als diese gerade im Kampfe und durch denselben immer mehr erstarkte, — versuchten die Theolgen der alten Welt durch Umbildung, Umdeutung und Vergeistigung ihrer Ueberlieferungen ihre Herrschaft zu sichern. Wie künstlich sie aber die morschen Glaubensmeinungen der alten Welt mit ihren Deutungen umsponnen, die gute Bot-

ſchaft von der liebreichen Herablaſſung Gottes, von der brüderlichen Gemeinſchaft der Heiligen und von der ewigen Seligkeit in Gott — triumphirte über alle noch ſo künſtliche Idealiſirungen der Hieratiker.

Das Judenthum ſchied aus dem Reiche des Lebens und erſtarrte zur Mumie; die weltliche Gewalt mußte ſich unter die geiſtliche beugen; — die alte Naturreligion ging unter, und eine neue Weltordnung erhob ſich triumphirend über den Trümmern der alten Kirche, des alten Staates und der alten Dogmatik.

7.

Recht und Religion.

Tritt ein Menſch aus der ruhigen Beſchaulichkeit heraus, äußert er ſich, wirkt er irgendwie auf oder in ein anderes Weſen, dann greift er hiermit aus ſeiner Sphäre in die des Anderen; er bindet ſeinen Kreis an den anderen, er geht eine Verbindung ein, er ſetzt eine Veränderung, die einmal aus ihm entlaſſen, nicht abſolut mehr zurückgenommen werden kann.

Aber ſowohl das Weſen, in welches ich eigenmächtig eine Veränderung, als ich ſelbſt, der durch dieſe beſtimmte Aeußerung eine Veränderung auch in mir geſetzt habe, — wir beide ſtehen unter ewigen Weltgeſetzen, wir beide werden durch meine Wirkſamkeit zu beſtimmter Rückwirkung angeregt.

So hat jede *That* beſtimmte *Folgen*, und dieſe Folgen beſtehen in den unmittelbar bewirkten Einwirkungen, und in den hieraus hervorgehenden Fort- und Rückwirkungen, welche aus der allgemeinen Weſen- und Geſetzverkettung entſpringen.

In meiner Hand iſt die Wahl, iſt das Wollen, das Beſchließen, die Ausführung gegeben; ich entlaſſe ein Geſchöpf meiner Freithätigkeit; ich übergebe es der Welt außer mir; — in Gottes- und der anderen Weſen Hand ſteht es nun, was aus dem Geſchöpfe meines Willens, was aus mir ſelbſt werden ſoll.

Was ich gethan, iſt meine That; mein Wille, — ich ſelbſt alſo liege darin; ich habe mir darin ein Daſein, ein Bleiben, einen Willensleib gegeben; ich habe mich in das unendliche Wechſelwirken der Weltweſen eingelaſſen; ich habe mich in doppelte Beziehung geſetzt, — nach Außen und — nach Ur-Innen, nach meinem Centralweſen, — wie der ſich erſchlie-

ſſende Saame von der einen Seite in Beziehung tritt zur offenbaren Tageswelt, von der anderen Seite zum verborgenen Erdmittelpunkte.

Da aber die geſammte Weltſphäre die Sphäre des Weltcentrums iſt, ſo iſt die doppelte Beziehung auch weſentlich eine einige. Spricht mein Wille eine That in die Welt hinein, ſo antwortet mir Gott unmittelbar aus meinem Allerinnerſten, und mittelbar durch die Außenwelt; unmittelbar durch die in mir ſelbſt an die Willensthat geknüpften Folgen, mittelbar durch die Rückwirkung der anderen Weſen.

Wenn alſo ein Weſen ſich äußert, wenn es ſich als Urſache ſetzt, ſo iſt an die beſtimmte Urſachlichkeit auch eine beſtimmte Wirkung geknüpft; — dieſe Wirkung iſt eine nach Außen gehende und zugleich eine im Urſachenden ſelbſt ſtattfindende.

Jede dieſer beiden unmittelbaren Wirkungen wird dann ſelbſt wieder Urſache, und inſoweit dieſelbe auf das Willensſelbſt ſich zurückbezieht, — Rückwirkung.

Daß nun eine beſtimmte Urſache eine beſtimmte Wirkung hat und jede beſtimmte Wirkung eine beſtimmte Rückwirkung hervorruft, die dann ſelbſt wieder auf die erſte Urſache als ſolche eine beſtimmte Wirkung ausübt, iſt die in ſich ſelbſt zurückkreiſende Nothwendigkeit.

Da aber der freigelaſſene Menſch der von ſeinem Schöpfer ihm vorgezeichneten Bahn folgen oder von ihr abweichen kann, ſo beſteht für ihn auch nothwendig eine doppelte Weltordnung, die eine für den Fall, daß er den rechten Weg verfolgt, die andere für den Fall, daß er ſein Belieben an die Stelle des göttlichen Gebotes ſetzt und ſomit von der ihm vorgezeichneten Bahn abweicht.

Wie nun der Menſch ſich das Machtweſen vorſtellt, welchem er ſich untergeordnet weiß, ſo wird durch dieſe Vorſtellung auch die doppelte Weltordnung beſtimmt, die er aus jenem Machtweſen ableitet. Andererſeits erfährt aber auch der Menſch die ſubſtanzielle Weltordnung ſelbſt, und das Bewußtſein, welches er davon gewinnt, wirkt zurück auf die ihm überlieferte Vorſtellung von Gott.

So kann alſo auf zweifache Weiſe ein Widerſpruch in der Weltanſchauung des Menſchen entſtehen. Entweder erhebt der zum Idealiſchen aufſtrebende Menſchengeiſt in freier Selbſtentwickelung ſich über den traditionellen Gott, oder es wird ihm eine Vorſtellung von Außen her dargeboten, welche über die aus ihm erwachſene hinausragt.

Auf beide Weiſen wird er aber zur Ausgleichung angeregt; im erſten Falle wirkt die menſchliche Erkenntniß auf die Ueberlieferung, im anderen die vollkommene Gotteslehre auf die menſchlichen Verhältniſſe läuternd und fortbeſtimmend ein.

Wie nun Recht und Unrecht aus dem Tiefinnersten des Menschen hervorgehen und ebenso dieses Allerinnerste am lebhaftesten ergreifen, so zeigt sich auch in der Geschichte der Menschheit am bemerklichsten die Wechselwirkung zwischen der menschlichen Rechtskunde und dem Gottesglauben, und wir sehen z. B. bei den Griechen diesen durch jene, bei Ausbreitung des Christenthumes hingegen vielfach die Rechtsverhältnisse durch die Glaubenslehre, in der neueren Zeit aber wieder diese letztere durch die fortschreitende Umgestaltung der ersteren bestimmt.

Das aber ist das wahrhaft Göttliche der heiligen Schrift, daß sie Gedankenkeime enthält, welche unendlicher Entwickelung fähig sind, Worte ewiges Lebens, welche nur des erforderlichen Sonnenscheines harren, um zum allumschattenden Lebensbaume zu erwachsen; — wie denn auch jede, im Verlaufe der Jahrhunderte, in oder über der Christenheit neu aufgegangene Sonne, möge sie Natur oder Kunst, Recht oder Sitte, Griechenthum oder Orient, Weltkunde oder Philosophie heißen, — immer wieder neue, bis dahin noch schlummernde Keime aus jener Urkunde erweckt und zur Blüthe entfaltet hat. Eben darum ist jedoch der göttlichen Vorsehung wie für die heilige Schrift, so nicht minder für alle jene andere Elemente der menschheitlichen Entwickelung zu danken, und vor Allem für den gottmenschlichen, heiligen Geist, der diese stets von Neuem mit jener zu vereinigen und zu immer herrlicheren Gestaltungen zu verwenden bestrebt ist. —

8.

Natur und Gnade, Erbrecht und Weiherecht.

Charakteristisch für das Mittelalter ist die Mannigfaltigkeit und Schroffheit der Gegensätze, die dessen wesentliche Elemente sind, die früher sich nicht so begegnet, und später sich nicht mehr so begegnen können.

Natur und Gnade, Thatkraft und Leidenspflicht, Selbstgefühl und Zerknirschung, Schwerdt und Kreuz, derbe Lebenslust und Sehnsucht nach dem Himmel, Unerschrockenheit und Höllenfurcht, Zorn und Barmherzigkeit, Haß und Liebe, — Gott und Satan, — Alles — neben-, Alles widereinander, — Nord und Süd, Orient und Occident, Him-

mel und Hölle, Zeit und Ewigkeit im Kampf und doch untrennbar aneinander gekettet!

Besonders merkwürdig unter jenen Elementen des Mittelalters ist das Geburts-recht einer-, und das Weihe-recht anderseits und ihr anfänglicher Gegensatz, ihre allmählige Verschränkung ineinander, und demnächst — erst der theilweise Sieg des Letztern über das Erstere, später die Uebermacht des Ersteren über das Letztere. —

Das Geburts- oder Erbrecht geht von der unmittelbaren Naturbetrachtung und — Naturverehrung aus.[1]) Jedes Geschöpf zeugt Wesen seiner Art; die Natur der Erzeuger geht über auf die Erzeugten; Rosen bringen Rosen und Disteln tragen Disteln; der gute Baum trägt gute, der schlechte schlechte Früchte.[2]) Kraut und Unkraut, nutzbare Thiere und Ungeziefer, alles pflanzt sich fort, wie es ihm einerzeugt, wie es den Urzeugern einerschaffen ist. Nicht nur das Sein, sondern auch das Wesen wird gesetzt durch die Erzeugung, bei Göttern und Menschen, wie bei Thieren und Pflanzen. Die Reiche der Wesen, ihre Gattungen, Arten, Individuen sind streng geschieden und urbestimmt. Die Götter sind die unvergänglichen, alle anderen Wesen ihrer Individualität nach vergänglich; eben so dann diese Vergänglichkeit wieder streng besondert.

Aber die Zeugung ist das geheimnißvolle Band (die ἀναγκη), welches die vergänglichen Geschöpfe in gerader Aufeinanderfolge miteinander verknüpft;[3]) sie ist die magische, magnetische Verkettung, welche die Eigenthümlichkeit der Erzeuger fortleitet; daher auch durchgängig in der alten Welt das Recht des Vaters das Heiligste war.[4]) Wie die Götter ihrer Natur nach ewig und unveränderlich, so streben die vergänglichen Wesen durch Fortpflanzung sich selbst auf zeitliche Weise zu verewigen.

Kein Wesen aber kann seinen Nachkommen übertragen, was es selbst nicht ist oder besitzt, und jeder Nachkömmling muß es ganz natür-

---

1) Darauf weist noch die angeblich phönikische Sage, die Plato anführt Rep. B. III. S. 444 ff. (b. Fähse I.) Aristoteles (Polit. VII. 9. übers. v. Garve S. 590 f.) weist auf die ägyptische Verfassung als die älteste und auf Minos hin; — nationalisirt aber auf seine, wie Plato auf andere Weise. —

2) Vrgl. Herod. V. 39. Thucid. I. 13. Plato Rep. II. III. VIII. Legg. VI. IX. XI. Charmid. Crit. Arist. Pol. I. 2. 5. 6. 13. II. 9. III. 13. Dion. Hal. II. IV. c. 23. Herodot. VII. 156.

3) Nach der Seite hin vereinen sich nur die Gleich-Artigen; Vermischung mit Geringerartigen ist Gräuel, mit Anderartigen zum Wenigsten Verunreinigung der natürlichen Art. Später hieß es: „keine Gemeinschaft zwischen Licht und Finsterniß."

4) S. noch Liv. I. 26. Dionys. Hal. II. 26.

lich finden, durchaus in die Fußtapfen seiner Erzeuger einzutreten; — denn auf dieser Lebensstufe weiß der Mensch sich noch nicht als ein Mensch überhaupt, als eines Menschen Sohn (in abstracto); sondern als dieses durchaus individuellen Vaters Sohn[5]). So werden Priesterthum und Adel, so Freiheit und Knechtschaft übertragen, vererbt; so pflanzen später selbst Ehre und Schande, so Schuld und Sünde sich natürlich fort, so vererben sich Segen und Fluch.

So hat das Mittelalter seine erblichen Fürsten und seine Ritterschaft; aber ebenwohl seine erbliche Leibeigenschaft und Unehelichkeit; so vererbt es seine Feindschaften und seinen Haß, und es ehret aus demselben formalen Grunde die Abkömmlinge seiner Könige, aus dem es die Juden verfolgt und verbrennt.

Was nun aber auf der einen Seite Berechtigungen und Schuldigkeiten begründet, das gerade ist von der mittelalterlichen Kirche als das Aufzuhebende, Schlechte, Widergöttliche bestimmt. Die Natur ist das Gottlose, Gottwidrige, und diese ihre sich vererbende Schlechtigkeit soll aufgehoben werden durch die göttliche Gnade. Frömmigkeit, Gottseligkeit ist ihr das Höchste, ja das einzige Werthvolle, Erstrebliche, Bleibende, und gerade dieses Einzige ist der Natur unerreichbar.[6]) Diese widerstrebt vielmehr dem Göttlichen und vererbt dieses Widerstreben, dienstbar dem Bösen, der der Gott dieser Welt.[7]) Schönheit, Reichthum, Ruhm und Ehre, selbst alle blos natürliche Tugenden sind nichtig,[8]) eben weil sie nur Erzeugnisse der Natur sind, — und, — was das merkwürdigste ist, — alle blos angeerbten Vorzüge, selbst die natürliche Abstammung von dem Volke Gottes[9]) sind werthlos durch die ebenwohl angeerbte Sünde.

Somit hat das Princip des Erbrechtes sich selbst vernichtet, da alle Erbgüter verschwinden vor der einen — Erbschuld. — Ueberdies sind die Erbgüter alle nur besondere Güter; die Erbschuld hinge-

---

5) Selbst noch Christus tritt zuerst auf als David's-Sohn, obgleich er sich selbst demnächst als des Menschen Sohn bezeichnet, daß er aber auch Gottes Sohn — weiß Petrus nur durch Gottes Offenbarung.

6) Röm. 8, 7. διοτι το φρονημα της σαρκος, ἐχθρα εἰς θεον· τῳ γαρ νομῳ του θεου οὐχ ὑποτασσεται, οὐδε γαρ δυναται· κτλ.

7) 2 Cor. 4, 4. ἐν οἱς ὁ θεος του αἰωνος τουτου ἐτυφλωσε τα νοηματα των ἀπιστων .. Und 3, 14. ἀλλ' ἐπωρωθη τα νοηματα αὐτων (sed obduruerunt cogitat. eorum, scil. Israel.)

8) Augustin. de Adult. Conj. „Omne quod non ex fide, peccatum est.

9) Röm. 3, 9. 23. (vergl. Joh. 9, 39 — 41. Röm. 2, 11 ff. 10, 12. 11, 32.)

gen ist eine Allen gemeine. Sie kann nicht durch die menschliche Natur getilgt werden; denn diese Natur ist nicht nur die schuldige, sondern auch die ohnmächtige.

Nur der ursprüngliche Herr der Natur, nur der Schöpfer, der das Gesetz der Vererbung ihr eingepflanzt hat, kann es modifiziren oder ganz aufheben. Der Mensch, so lehrt die Kirche, ist durch die erste Sünde jenem Gesetz verfallen; durch die Sünde ist es zum Fluch für ihn geworden. Nur der Gesetzgeber kann dieses Fluchband (ἀναγκη bedeutet auch die Bande des Gefangenen) — lösen; — nur Er kann den Menschen aus dieser Gefangenschaft befreien — nur Er die Naturkette zerbrechen, indem er selbst — schuldenfrei, — freiwillig alle Sündenfolgen auf sich nimmt, alle menschliche, endliche Schulden durch ein göttliches, unendliches Selbstopfer bezahlt.[10]) Wie nämlich Recht, Adel, Freiheit und jedes Gut als ein Vererbliches angesehen wird, so auch jede Schuld, — daher denn der Sohn ebenso für den Vater büßen muß, wie er für ihn genugthun kann.

Indem nun der Sohn des lebendigen Gottes als der Erbe der göttlichen Macht[11]) freiwillig auf alle natürlichen, besonderen Vorzüge und Güter verzichtet, hat er dieselben als nichtig gesetzt; durch freiwillige Uebernahme von Armuth, von Schmerzen, von Schande und unbedingtem Gehorsam, von Entbehrung jeder Art und dem Qual-Tod eines Sklaven — hat er sogar alle natürlichen Uebel und Leiden geadelt. Ebendamit ist die freiwillige, oder doch gottergebene Uebernahme der Leiden selbst zu einer Bedingung der Wiedergeburt geworden, so daß jetzt, um mit dem Sohne des Menschen aufzuerstehen, man auch mit demselben in den Tod gehen muß.[12])

Da aber die Natur sich nicht selbst aufheben kann, so muß dem Menschen eine übernatürliche Macht, es muß ihm die göttliche Gnade zu Hülfe kommen, die ihm die Einsicht in seine natürliche Ohnmacht[13]) und Schuld (Reue), den Glauben an die göttliche Hülfe und die Kraft zur Abtödtung des Natürlichen verleiht. Diese Hülfe

---

10) 1 Petri 3, 18. und Hebr. 9. Vgl. Esai 53, 6. 11. 12. Joh. 1, 29.

11) Möhler's Symbol. 2. A. S. 185 „dem ererbten Verderben tritt ein Erbe von geistlicher Macht in Christo entgegen, die jenem in allweg siegreich begegnen kann." —

12) Röm. 6, 3 ff.

13) 2 Cor. 3, 5. *οὐχ ὁτι ἱκανοι ἐσμεν ἀφ' ἑαυτων λογισασθαι τι, ὡς ἐξ ἑαυτων, ἀλλ' ἡ ἱκανοτης ἡμων ἐκ του θεου κτλ.*

iſt vermittelt durch den heiligen[11]) Geiſt, und theilhaftig deſſelben (μετοχους γενηθεντας πνευματος ἁγιου. Hebr. 6, 4.) wird der Menſch zuerſt nur durch unmittelbare, dann durch vermittelte Weihe. (Röm. 8, 8. 9.).

Dieſe Weihe iſt es nun, welche auf der Erde das über ſie hinausragende Himmelreich, über der Naturwelt das Reich der Gnade, über der ſchuldbeladenen Welt die Gemeinde der Heiligen, über dem Finſterreich des Argen das Lichtreich des Heilandes und ſeiner Auserwählten eröffnet.

Die erſte Weihe empfing die Jungfrau, und durch dieſe Ueberſchattung (Luc. 1, 35.) wurde zuerſt auf übernatürliche Weiſe die Kette der natürlichen Fortpflanzung und Vererbung durchbrochen und ein zweiter Anfang in die Menſchheit geſetzt[15]). Die menſchliche Natur wurde zur Braut des göttlichen Geiſtes geweiht; die Jungfrau wurde die Gebenedeite des Herrn, (Luc. 1, 28.) „gebenedeiet war die Frucht ihres Leibes," (v. 42.) und der Sohn, den ſie gebar, — ſollte „ein Sohn des Allerhöchſten genannt werden." (v. 32.).

Aber „das Heilige, das von der Jungfrau geboren worden" (Luc. 1, 35.) empfing ſelbſt noch eine höhere Weihe, als er das große Werk beginnen ſollte, zu dem er geſandt war. Durch den h. Geiſt, der bei der Taufe auf ihn herabkam (Matth. 3, 16. Luc. 3, 22.)[16]), wurde Jeſus zum Geſalbten des Herrn[17]). (Luc. 4, 18. Joh. 3, 34. Apg. 10, 38.).

Und als Chriſtus ſein Werk begonnen, da berief er ſich Gehülfen aus den niedrigſten Ständen und ertheilte ihnen eine erſte Weihe, indem er ihnen „Macht gab über die unſaubern Geiſter, daß

---

14) 2 Cor. 3, 17. ὁ δε κυριος πνευμα ἐστιν. οὗ δε το πνευμα κυριου, ἐκει ἐλευθερια. 1 Joh. 5, 6. ὁτι το πνευμα ἐστιν ἡ ἀληθεια. vgl. Joh. 6, 65. Eph. 3, 16. 20.

15) Matth. 11, 11. Wahrlich, ich ſage euch, unter Allen, die von Weibern geboren ſind, iſt nicht aufgekommen, der größer ſei, denn Johannes der Täufer; der aber der Kleinſte iſt im Himmelreich, iſt größer denn er. Vgl. Joh. 1, 12—14. u. Gal. 4, 29. wo ὁ κατα πνευμα γεννηθεις entgegengeſetzt dem κατα σαρκα γεννηθεντι. (Hebr. 7, 16.).

16) Nach der Taufe heißt es bei Luc. 4, 1. Ἰησους δε πνευματος ἁγιου πληρης κτλ. gerade, wie es demnächſt von ſolchen heißt, auf die der h. Geiſt herabgekommen. Apg. 6, 3. 5. 8. 9, 17. und wie zuvor von Eliſabeth. Luc. 1, 41.

17) Basil. M. de Spir. S. c. 12. Ἡ του χριστου προσηγορια του παντος ἐστιν ὁμολογια; δηλου γαρ τον χρισαντα θεον, και χρισθεντα υἱον, και το χρισμα το πνευμα; faſt ebenſo Ambros. de S. S. I. 3.

„sie dieselben austrieben, und heileten allerlei Seuchen und aller„lei Krankheit" (Matth. 10, 1.) Und als er sein Werk vollendet, da ertheilte er ihnen eine zweite Weihe, indem Er, dem „gegeben war alle Ge„walt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18.) die Jünger „anblies, u. „zu ihnen sprach: nehmet hin den h. Geist; welchen ihr die Sün„den wegnehmet, denen sollen sie weggenommen sein und welchen ihr „sie behaltet, denen sind sie behalten." (Joh. 20, 22. 23.) Zugleich aber „gab er ihnen den Auftrag und die Gewalt „zu lehren und zu „taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes." (Matth. 28, 18. ff. Marc. 16, 15—19. Luc. 24, 50. 51. Apg. 1, 2.).

Eine dritte Weihe endlich empfingen sie, als, nachdem er aufgenommen worden, sie „mit dem h. Geiste getauft wurden" (Apg. 1, 5.) und „die Kraft des h. Geistes empfingen," (v. 8.). Denn „Alle wurden voll des h. Geistes und fingen an zu reden mit ande„ren Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen." (Apg. 2, 4. Mark. 16, 17.) Somit empfingen also die Jünger zuerst die übernatürliche Heilkraft, dann die Vollmacht zur Erlassung der Sünden und die Tauf- und Lehrgewalt, und zuletzt noch die Gabe der Sprachen, mit welcher verknüpft waren die Gaben der Weissagung, — (Apg. 2, 17. 18.) und der Erkenntniß. (Joh. 14, 26. und 16, 13. vbd. mit Matth. 10, 20. Luc. 12, 12)[18]).

Noch aber war der alte Bann der Vererbung nicht völlig gelöst. Maria war ja vom Stamme David's und selbst der Pflegevater Christi sollte aus königlichem Geblüte stammen; Christus war nur zu den Israeliten gesendet[19]), die Apostel nur aus dem Saamen Abrahams erwählt, der h. Geist nur über die Christgläubigen aus dem Volke Gottes herabgekommen.

Da wurde zuerst Saulus der eifrigste Verfolger der Christen von einem Himmels-Licht umstrahlt und von Jesus auf den Weg des Heils

---

18) Da nach 1 Cor. 12, 4 ff. die verschiedenen Geistesgaben auch Einzelnen vereinzelt ausgetheilt werden können, so konnten auch mehrere oder Alle dem Einzelnen nach und nach mitgetheilt werden. Ein Anderes ist aber die Gabe des Geistes χαρισμα, — ein Anderes der Auftrag, die Vollmacht des Herrn (J. C.) zu deren Verwaltung (διακονια. I Cor. 12, 5. II Cor. 5, 18.), — ein Anderes die Wirksamkeiten (ἐνεργηματα) Gottes (I Cor. 12, 6.) mittelst des im Auftrage Christi wirkenden Geistes.

19) Ausdrücklich erklärt dies Jesus Matth. 15, 24. Vgl. Marc. 7, 27., daher Matth. 8, 11. 12 und 21, 13. (vgl. Marc. 12, 11. Luc. 20, 17.) nur so zu nehmen sind, daß sie den Israëliten, weil sie dem Gesandten ihres Gottes nicht Gehör geben, als Strafe verkünden, das Reich Gottes werde von ihnen weggenommen werden. S. besonders Luc. 19, 12 bis 27.

gelenkt (Apg. 9, 3 ff.) und zu Ananias sprach der Herr im Gesicht, jener Saulus „sei ihm ein auserwähltes Rüstzeug, daß er seinen Namen trage „vor Heiden und ihren Königen.“... (Apg. 9, 15. 13, 2. 22, 17—21. 26, 17. 18.).

Und nun auch wurde selbst ein frommer und gottesfürchtiger Heide (Cornelius) durch einen Engel Gottes angewiesen, Petrum zu sich zu berufen; Petrus aber in einer Verzückung durch ein Gesicht belehrt, daß Gott nicht auf die natürliche Abstammung sehe; „sondern daß in allerlei Volk, wer ihn ehrfürchtet und rechtthut, „ihm angenehm sei.“ (Apg. 10, 1—36.).

Und, siehe, als der Apostel dem Heiden von Jesu von Nazareth spricht „den Gott zu den Kindern Israël gesendet“ (36.), der den Aposteln „geboten zu predigen dem Volk, und zu zeugen, daß er „verordnet sei von Gott zum Richter der Lebendigen und Todten,“ und „von dem alle Propheten zeugen, daß durch seinen Namen Alle, die an „ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen“ (42. 43.), — „da fiel der h. Geist auf Alle, die dem Worte zuhöreten,“ so „daß sie „mit Zungen redeten und Gott hochprieſen.“ (44. 46.) Und ob auch „die Gläubigen aus der Beschneidung sich darob entsetzten“ (45), und die Gläubigen zu Jerusalem mit Petro zankten, daß er mit den Heiden verkehret (Apg. 11, 2. 3.), so wurden sie doch durch Petri Zeugniß von der Ausgießung des h. Geistes[20]) zum Glauben gebracht, daß „Gott auch den Heiden die Buße gegeben „zum Leben“ (4—18.). Und auch zu Antiochien werden Griechen bekehrt (20. 21.), und als auch gläubiggewordene Pharisäer noch Beschneidung für unentbehrlich zur Erlösung halten (Apg. 15, 5.), beschließen die versammelten Apostel auf Petri und Jacobi Einreden, den Heiden des Gesetzes Joch nicht aufzuladen (7—32).

Eröffnet war hiermit eine neue Weltordnung neben und — über der alten; denn gebrochen war die Kraft und das Gesetz der Natur. Erhoben über den Naturstarken, über den irdisch Begüterten, über den weltlich gelehrten, angesehenen, herrschenden war der Gnadenstarke, der Arme, der Gottbegeisterte, Einfältige, Verfolgte, Geknechtete. Der Geringste im Reiche der Himmel stand hoch erhaben über

---

20) „Gleichwie auf uns am Anfang.“ (11, 15. 17. 15, 8.) Auch als zu Ephesus die Jünger, die auf Johannes Taufe getauft worden, auf den Namen Christi getauft und Paulus ihnen die Hände aufgelegt, „kam der h. Geist auf sie, und redeten mit Zungen und weissagten.“ (Apg. 19, 1—7.) vgl. 2, 17. 18. 8, 16. 17.

den Reichsten und irdisch Gewaltigsten. Durchbrochen waren alle natürlichen Besonderungen der Geschlechter, der Familien, der Stände, der Stämme und Völker; denn alle Geweihten sind Einer in Jesu Christo" (Gal. 3, 28.); alle sollten sich als Brüder einander lieben, und wer der Höchste unter ihnen sein wollte, der sollte Allen am demüthigsten dienen. Gebrochen endlich war das Naturgesetz der Vererbung; denn Jeder konnte durch die heilige Weihe ein Kind Gottes (Röm 8, 14—16.), ein Bruder Christi (Matth. 12, 50.), ein Sohn des Allerhöchsten werden (Luc. 6, 35).

Dies ist das „allen früheren Geschlechtern verborgene, nunmehr den „Aposteln offenbarte — Geheimniß Christi: daß nämlich die Heiden „Miterben und mit eingeleibet und Mittheilhaber der (göttlichen) Ver„heißung in Christo sind, durch das Evangelium[21])." (Eph. 3, 3—7).

Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die Taufe zur Kindertaufe wurde. War sie zur Seligkeit nothwendig, wie konnte ein Mutterherz auch nur einen Augenblick zögern, dem Kind ihrer Liebe das Kostbarste zu versichern, ohne welches das Dasein ja nur Dunst und Rauch?

Ebenso nothwendig wurden zunächst auch alle weltlichen Benefizien erblich; denn um dem Herrn für ein verliehenes Landgut das Leben stets opfern zu können, muß ein höherer Antrieb walten.

Der Vater muß wissen, daß er auch für die Seinigen in den Kampf gehe; der Fürst aber, dem ein Treuer im Kampfe das Leben geopfert, — kann seine Dankbarkeit nur bezeugen durch Belohnung des Vaters in seinen Kindern; nur durch solche Dankgerechtigkeit andere Treue zu gleichen Opfern bewegen.

So wurden Glaube und Treue vererbt, und man wußte bald nicht mehr anders, als daß man in dieser doppelten, — Geistlich-Weltlichen Religion der Väter leben und sterben müsse. —

Im Anfang erwarb man durch Treue ein Gut; später sollte das Gut, das man erbte, zur Treue verpflichten.

---

21) Eph. 3, 6. *εἶναι τα ἔθνη* (d. h. die übrigen Völker außerhalb des Erbvolkes) *συγκληρονομα και συσσωμα, και συμμετοχα της ἐπαγγελιας αὐτου* (? *του πνευματος* v. 5) *ἐν τῳ χριστῳ, δια του εὐαγγελιου.* — Gal. 3, 1—10. beweist Paulus den Gal., daß die Heiden durch Glauben Abrahams Kinder, dann 10 ff. daß die Abraham geschehene Verheißung auf Christum gezielt, so daß nun alle die an Christum glauben, durch ihn den verheißenen Geist empfangen und Gottes Kinder werden.

Im Anfang gewährte man den Gläubigen und Gebeſſerten die Taufe als eine Gnade; ſpäter ſollte die Taufe zum Glauben verpflichten und zur Gottgefälligkeit wirken. Zuletzt wurde das Homagium eine Formalität, die Treuſchuldigkeit eine Feudallaſt; die Taufe eine Zauberformel, die Glaubens- und Gehorſamspflicht ein — ſklaviſches Joch.

Im eigentlichen Mittelalter aber war Ein ganzer Menſch als irdiſches Weſen nur der Adlige, der Herr ſeines Gutes war, unter ſeinen Leuten als Richter, gegen ſeine Nachbarn als Ritter ſein Recht handhaben konnte.

Als geiſtiges Weſen war nur der Prieſter ein vollſtändiger Chriſt; denn nur auf ihn war die Vollmacht Chriſti und die Vollkraft des Geiſtes übergegangen.

Der Adlige ſpendete beliebig ſeine Gnaden und legte nach Gutdünken Laſten und Frohnden auf.

Der Prieſter begnadigte den Sünder oder ſtrafte ihn, gewährte oder verſagte nach eigenem Ermeſſen die Speiſe des Geiſtes und den Trank der Unſterblichkeit.

Vollendet wurde dieſe doppelte Lebensordnung durch ihre wechſelſeitige Verſchränkung. Das Prieſterthum erhielt eigenes erbliches Gut, der Adlige erhielt perſönlich die kirchliche Weihe.

Der Klerus wurde Landſtand, der Adel ein ritterlicher Orden.

Nachdem aber dieſe Geſtaltung bis in die äußerſten Verzweigungen vollendet, wurde die erzeugte Form zur hemmenden, drückenden, endlich zur empörenden Feſſel für den ewig lebendigen bildenden und entbildenden Geiſt. Wie er erſt die Formen geſtaltet, ſo war fortan ſein Trachten auf deren Sprengung gerichtet.

Die Reformation hat die eiſernen Banden des Prieſterthums, die Revolution hat die Adelskette zerbrochen. Das natürliche Erb-, und das chriſtliche Weihe-Recht werden zu untergeordneten Momenten, werden aufgehoben in dem Rechte des Allerſchaffenden, Allgegenwärtigen, Allvereinenden Göttlichen Geiſtes, welcher durch Auswirkung des Schönen, durch Erkenntniß des Wahren und Vollbringung des Guten Alle, und Jeden nach ſeiner Fähigkeit, Empfänglichkeit und Mitwirkung, zu immer höherer Seligkeit im Schauen, Lieben und Schaffen hinzuführen ſtrebt. —

9.

Die weltliche und geiſtliche Ariſtokratie in ihrer Geſtaltung und Entwicklung zur Monarchie.

Die griechiſche und römiſche Welt vor Chriſtus hatte an der Natur- und Orakel-Religion eine gemeinſame Grundlage, die man den heidniſchen Katholicismus nennen könnte. Bei den Griechen war aber der künſtleriſche Geiſt ſo vorherrſchend, bei den Römern der kriegeriſche und darum disziplinariſche, daß dort das Prieſterweſen nur zu einer untergeordneten Bedeutung gelangen konnte, während es bei den Römern durch die Auſpizien und Auguren ein integrirendes Staatselement blieb und ſich bis zu einem Pontifex maximus aufſtufte. Das Urſprüngliche und Geſtaltende und Höchſte in der griechiſchen wie in der römiſchen Welt war aber die natürliche Ariſtokratie, wonach die Einen als edlere Geſchlechter in Gemeinſchaft und Freiheit ein, wie ſie glaubten, den Göttern ähnliches Leben führten, während die Anderen, mit gemeiner Arbeit beladen, ſowohl von dem adligen Leben als von der näheren Gemeinſchaft mit den Göttern ausgeſchloſſen waren.

In Griechenland und Rom trat ſpäterhin an die Stelle des heidniſchen — der chriſtliche Katholicismus, d. h. der Glaube an Chriſtus und den h. Geiſt[1]). Aber er durchdrang nicht vollſtändig das Leben, und konnte es nicht durchdringen, weil er als Oppoſition wider daſſelbe entſtanden, ſeine eigenthümliche Geſtalt auch im Gegenſatz zur vorhandenen alten Welt ſich gegeben.

Urſprünglich ſollte und wollte nämlich das Chriſtenthum ein Reich ſein und bleiben bis zum Gericht, welches nicht wäre von dieſer, ſondern von jener Welt, d. h. ein von Chriſtus geſtiftetes, beſtimmtes und beherrſchtes, vom h. Geiſte belebtes und durchdrungenes,

1) Der weſentliche Inhalt des chr. Kathol. iſt nämlich zuhöchſt: Chriſtus als ſchaffendes Wort, als durch Leiden genugthuender Verſöhner und als künftiger, mit aller Gewalt bekleideter Richter; dann aber der h. Geiſt, als Chriſtum mit den Auserwählten d. h. mit der katholiſchen Ecclesia vermittelnd.

im Kampfe mit dem Satan, der irdiſchen Welt und dem Fleiſch ſich ausbreitendes Reich Gottes. An die Stelle der natürlichen Rechtsgemeinſchaft ſollte treten die übernatürliche Pflichtgemeinſchaft, und wie jene von Edelgeborenen, wurde dieſe von Wiedergeborenen gebildet. Wie jene das gelobte Land, ſo beſaßen dieſe den h. Geiſt in ungetheilter Gemeinſamkeit, der ſie dann auch antrieb, den Bedarf des leiblichen Lebens als ein Gemeingut anzuſehen. Wie jene aber nach vollſtändiger, natürlicher Freiheit in der Welt, ſo ſtrebten dieſe nach vollkommenſter übernatürlicher[2]) Freiheit — außer der Welt.

Waren nun zunächſt die wenigen Geiſtbegabten in Beziehung auf die noch nicht Wiedergeborenen allgeſammt „Prieſter" (1 Petr. 2, 9. 5, 3.) und „Freunde und Auserwählte Gottes," die eine einige „Brüderſchaft" bildeten[3]), ſo war dieſe Auswahl (dieſer Klerus)[4]) doch gleich urſprünglich unterſchieden durch die verſchiedenartige von Chriſtus ausgehende Berufung und Annahme zu Apoſteln und Jüngern. —

Ein fernerer Unterſchied ergab ſich durch die Verſchiedenartigkeit der Gaben des h. Geiſtes (1 Cor. 12, 1—29. Eph. 4, 11.); — ein dritter endlich durch die ſowohl für die Oekonomie der Brüderſchaft, als in Beziehung auf die Uneingeweihten nothwendige Anordnung verſchiedener Aemter. (Apg. 13, 3. 1 Tim. 5, 22. 2 Tim. 1, 6.)[5]).

So findet ſich denn ſchon bei dem Römiſchen Clemens († 101) und bei Ignatius († 110) der durch jene beſondere Auswahl ſich ergebende Unterſchied zwiſchen kirchlichen Beamten und „Laien," zwiſchen „geordneten Prieſtern" und der „Heerde Chriſti," welcher letzteren geboten wird, ſich jenen, den Aelteſten „zu unterwerfen[6])."

Je weiter ſich dann die Kirche ausbreitete, je mehr die Aufnahme

---

2) Von den Stoikern hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß dieſe mit eingeborenen Gotteskräften über die Leidenſchaften herrſchen, die Chriſten hingegen mit inſpirirten Gotteskräften Gott dienen und nur ſo mit ihm über die Welt herrſchen wollten. Vgl. noch Iren. adv. haer. 4, 20. Tertull. de orat. 28. Orig. Hom. 9. in Lev. 11, 9.

3) Clemens ad Rom. c. 2. 3. 8. 64.

4) Ephes. 1, 11. 14. Col. 1, 12. I Petr. 5, 3. werden alle Gläubige unter κλῆρος begriffen. Apg. 1, 17. „και ἐλαχε τον κληρον της διακονιας ταυτης"— kann nicht, wie von Walter, K. R. 5. A. §. 22 geſchieht, dagegen angeführt werden; denn hier bezieht das κλῆρος ſich nicht auf die Perſon, ſondern auf das Amt, welches dem Judas durch den von Chriſtus an ihn ergangenen Beruf zu Theil wurde.

5) Clem. ad Rom. c. 54, 56.

6) A. a. O. c. 70. u. 74.

in die Gemeinſchaft zu einer bloßen Förmlichkeit wurde, um ſo ſchärfer beſtimmte ſich der Unterſchied zwiſchen denen, welche das urſprüngliche Reich Gottes wirklich fortzuſetzen behaupteten und ſolchen, die, noch in die Angelegenheiten „dieſer Welt" verflochten, nur erſt nach dieſem Leben in das eigentliche Himmelreich aufgenommen zu werden hofften [7]).

So erhob ſich allmählig die Geiſtlichkeit, (die dann ausſchließlich als Klerus bezeichnet wurde) als ein Weihe-Adel über das gemeine Volk (λαος) der weltlichen Chriſten, die dann in Beziehung auf die Nichtchriſten, (die noch Kinder und Knechte des Satans waren), als Freie, in Beziehung auf die prieſterliche Ariſtokratie aber — blos als deren Unterthanen oder Seeleigene angeſehen werden konnten [8]). Wie daher uranfänglich die heiliggeiſtige Gemeinſchaft der Gläubigen ſich dem weltlichen Gemeinweſen der Nichtgläubigen entgegengeſtellt, um daſſelbe nach und nach ſich zu aſſimiliren, um es völlig zu transſubſtanziiren, ſo war ſie gar bald der Nothwendigkeit inne geworden, dem rohen Naturſtoff, den ſie in ſich aufgenommen, innerhalb ihres Beringes eine eigenthümliche Exiſtenz einzuräumen — und eine theilweiſe Selbſtſtändigkeit zu belaſſen. Das Weltweſen ließ ſich eben nicht vollſtändig verwandeln und abſorbiren; das Reich Gottes, wie es zunächſt in's Leben getreten war, bedurfte ſogar des Reiches dieſer Welt, um ſich nur einigermaßen in ſeiner Ueberſchwänglichkeit zu behaupten. So differenzirte ſich denn die urſprünglich durchaus einige Gemeinde der Heiligen (die ἐκκλησια) in einen Klerus im engeren Sinne des Wortes und in den chriſtlichen Staat, der dem Klerus, als der eigentlichen Kirche, nur untergeordnet ſein ſollte.

Was anfänglich für alle „Auserwählte Gottes" gelten ſollte, das wurde ſofort nur die Norm für den Klerus. Nur dieſer ſollte in Gemeinſchaft der Güter leben [9]); nur dieſer ſich ausſchließlich mit

---

7) So findet ſich ſchon in den Cann. apost. eine verſchiedene Strafbeſtimmung für daſſelbe Verbrechen, je nachdem es von einem Cleriker oder einem Laien begangen ſ. can. 17. u. 18. cf. c. 4. u. 8. D. LV. u. c. 12. D. LXXXI.

8) S. Ambroſ. (a. 387.) in c. 6. C. XII. 9. 1. und Hieronym. (a. 392) in c. 5. eod.

9) Mit ausdrücklicher Beziehung auf die apoſtoliſche Kirche wird als Grundſatz feſtgehalten, daß die Geiſtlichen nichts Eigenes, ſondern Alles gemeinſam beſitzen ſollten, von Ambroſius (a. 387.) c. 6. C. XII. 9. 1., Hieronymus (a. 410) c. 5. eod. Auguſtin (a. 423.) c. 10. eod. Proſper (a. 494.) c. 13. eod. Gregor I. (a. 604.) c. 8. eod. u. ſ. w. Obgleich dann ſchon frühe ſich unter den Geiſtlichen ſolche fanden, die noch ein perſönliches Eigenthum feſthielten (ſ. c. 10. 11. 21. eod.), ſo blieb

den Angelegenheiten des Reiches Gottes befaſſen, und — Gott dienend — über die Geiſter und Seelen der Weltmenſchen herrſchen.

Dieſe nämlich, ſofern ſie im anderen Leben als wirkliche Mitglieder in die Gemeinſchaft der Heiligen aufgenommen zu werden wünſchten, — mußten nun das Geſetz ihres inneren Lebens, die Gnadenkraft zu deſſen Befolgung und die Losſprechung von deſſen Uebertretung — von dem heiligen Stande empfangen, wie früher Geſetzgebung, Güterverleihung und Rechtſprechung in der Hand der edlen Geſchlechter geweſen. Wie dagegen die edeln Geſchlechter der alten Welt ihre Präeminenz auf direkte Abſtammung von Göttern oder Halbgöttern gründeten, ſo leiteten die Kleriker ihren höheren Charakter davon ab, daß ſie unmittelbare Nachfolger ſeien — entweder des Gottmenſchen ſelbſt, — wie die Päpſte durch Petrus, — oder der von ihm zu ſeinen Zeugen und Boten berufenen Apoſtel, — wie die übrigen Biſchöfe, — oder der von dieſen eingeſetzten Aelteſten, — wie die gemeinen Prieſter.

Dieſe geiſtlichen Edelleute ſollten nun dem gläubigen Volke die himmliſche Seelen-Nahrung ertheilen und mit geiſtlichen Waffen, — mit Gebeten und Opfern, mit Segen und Fluch das kirchliche Gemeinweſen im Innern und nach Außen hin gegen die Angriffe des Feindes Gottes vertheidigen; wogegen dann den gemeinen Laien alle zur Friſtung und Vertheidigung des irdiſchen Lebens unentbehrlichen gemeinen Arbeiten zu verrichten oblag.

Daſſelbe Geſtaltungsprincip nun, welches das Verhältniß der Geiſtlichkeit zur Weltlichkeit beſtimmte, durchwaltete demnächſt auch jeden dieſer beiden Lebenskreiſe. Wie die eigentliche Kirche ſich als eine geiſtliche Ariſtokratie aus der Maſſe der Gläubigen, die als kirchlicher Demos zurückblieb, ausgeſchieden, ſo ſchied ſich der Episcopat als ein hoher Adel, als klerikaliſche Ariſtokratie aus der Maſſe des Klerus, und bemächtigte ſich allmählig mit Ausſchluß der gemeinen Prieſterſchaft der geſetzgebenden, verwaltenden, richterlichen und gnadenverleihenden Gewalten.

Die Weltlichkeit aber, wo ſie völlig aufgelöſt ſich frei geſtalten konnte, reproduzirte auf ihre Weiſe das klerikaliſche Reich, und wieder ſah man nun eine natürliche Ariſtokratie ſich erheben über das gemeine Volk, und wie die Adligen ſich durch ein edleres Geblüt zu einer höheren,

---

doch das apoſtoliſche Ideal unangefochten, und immer von Neuem thaten ſich mit Beifall in der Kirche Gemeinſchaften hervor, die entweder wie die erſten Gemeinden nur Gemeinſames, oder ſelbſt wie Chriſtus und die Apoſtel gar Nichts beſaßen.

zum Herrſchen und freien Leben berechtigten Körperſchaft verbunden hielten, ſo ſollte dem gemeinen Mann auch ausſchließlich das Loos aller eigentlichen Arbeit beſchieden ſein.

So hatte alſo die chriſtliche Welt nunmehr zwei Ariſtokratien, eine geiſtliche und eine weltliche, von denen dann ſelbſt wieder innerhalb des allgemeinen kirchlichen Kreiſes die erſte zur anderen ſich verhielt wie ein himmliſcher Adel zu dem irdiſchen Volk.

Jede Ariſtokratie führt aber durch die natürliche Lebensthätigkeit ihrer Elemente früher oder ſpäter zur Geſtaltung einer Monarchie.

Wo viele Gleichberechtigte in unmittelbarer Berührung zu einander ſtehen, ſind Zwiſtigkeiten unter denſelben unvermeidlich. Es liegt auch in der menſchlichen Natur, nach Auszeichnung, nach Herrſchaft zu ſtreben, und ebenſo vertheilt die Natur auf ungleiche Weiſe die Mittel, das Ziel ſolches Strebens zu erreichen. Ebenſo, wo Höherberechtigte in nothwendiger Beziehung zu Minderberechtigten ſtehen, da bleiben einerſeits Bedrückungen und Rechtskränkungen von Oben herab nicht aus; anderſeits erwacht früher oder ſpäter in den Unterdrückten das Streben nach Gleichſtellung mit den Erſteren. Da ſie nun immer die größere Anzahl und ſomit die phyſiſch ſtärkſte Maſſe bilden, ſo kann, wer die geiſtigen Mittel dazu beſitzt, mittelſt der großen Maſſe auch zur Alleinherrſchaft gelangen.

So führt bald die Nothwendigkeit eines Richters für die Irrungen zwiſchen den Gleichberechtigten, wie für die Beſchwerden des gemeinen Mannes, bald die Unentbehrlichkeit der Minderberechtigten zur Erreichung der Oberherrſchaft, deren man ſich nur durch Gewährung größerer Berechtigungen verſichern kann, gleicherweiſe zur Umgeſtaltung der Ariſtokratie in eine mehr oder weniger ſtrenge Monarchie.

In der alten Welt kam dies auf verſchiedenartige Weiſe zur Erſcheinung je nach der Eigenthümlichkeit der Nationen.

Die griechiſchen Ariſtokraten fanden ihren Herrn erſt in Philipp von Mazedonien, dann an der königlichen Roma; Rom ſelbſt aber an ſeinen Diktatoren und Cäſarn. Als demnächſt das Chriſtenthum durch ſein Episcopat ſich der Herrſchaft über die himmeldürſtenden Seelen der alten Welt bemächtigt, fanden die griechiſchen Biſchöfe ihren Herrn im geiſtlich-weltlichen byzantiniſchen Kaiſer, während das abendländiſche Episcopat in immer tiefere Abhängigkeit vom angeblichen Nachfolger Petri verfiel.

Auf gleiche Weiſe erhoben ſich im Abendland weltliche Fürſten über den früher herrſchenden Adel; dem Papſt aber, der den ganzen erſten Stand (den Klerus) und die große Maſſe der gemeinen Gläubigen auf

ſeiner Seite hatte, gelang es, auf eine Weile, Alleinherr des ganzen Abendlandes zu werden.

Karl der Große, der mittelſt des weltlichen Rechtes über Adel und Bürger herrſchte, und das Schwerdt im Dienſt der Kirche gegen die Ungläubigen führte, ſich aber in Demuth von dem Papſte, der über die Biſchöfe herrſchte, krönen ließ, bezeichnet mit Leo III. den Gipfelpunkt der harmoniſchen geiſtlichen und weltlichen Entwicklung — der chriſtlich mittelalterlichen Principien. —

10.

Ueber Ordalien und Zweikampf.

(Vorbemerkung.)

Dem Abgott, den die Franzoſen *point-d'honneur* nennen, — was man ebenſowohl mit „Ehrenpunkt," als mit „keine Ehre" überſetzen könnte, — werden noch immer zahlreiche Menſchenopfer gebracht, — nicht blos von unſeren raſchen und reizbaren Nachbarn, ſondern ſelbſt auch von unſeren bedächtigen und langmüthigen Deutſchen. Vergeblich haben Päpſte und Kirchenverſammlungen — mit dem Bannfluch, vergeblich Könige und geſetzgebende Körper mit Todesſtrafe oder Feſtung gedroht. Noch behauptet der mittelalterliche Moloch ſeine Altäre neben dem Allerheiligſten Jehovah's, und ſelbſt der Vorkämpfer des nordamerikaniſchen Republikanismus, ſelbſt der ſonſt ſo ſtrenge und uneigennützige Carrel hat jenem durchaus unrepublikaniſchen Götzen geräuchert, — denn eben ſo unrepublikaniſch iſt es, als unchriſtlich, ſich ſelbſt Recht — oder vielmehr Unrecht — zu nehmen, und eine perſönliche Unbill durch Verletzung der allgemeinen Rechtsordnung austilgen zu wollen. Der Chriſt duldet um Gottes und — ſeines Feindes willen; der Republikaner behauptet ſeine Ehre und ſein Recht nur auf allgemeinrechtliche Weiſe, und erträgt, wie Regulus, das Schmerzlichſte, wenn er nicht anders ſich retten kann, als durch Verletzung des gemeinen Weſens.

Aber der Zweikampf iſt nicht nur eine ſchwere Sünde für den Chriſten, eine Verläugnung des höchſten Princips für den Republikaner, und eine Empörung gegen jeden auf die Herrſchaft der Ge-

ſetze gegründeten Staat; ſondern noch beſonders eine ſchreiende Inconſequenz bei einem Vertreter der ſg. conſtitutionellen Oppoſition. Dieſe hat nämlich keine andere Baſis als den Grundſatz, daß jedes Mitglied des Gemeinweſens, ſelbſt das gekrönte, verantwortlich ſei für jede den engen Kreis der Individualität übergreifende That. Wer aber in einem Zweikampf zugleich das eigene und des Gegners Leben in Gefahr bringt, der eröffnet eben damit die Möglichkeit, daß er, den Gegner tödtend, ſelbſt auch getödtet werde, womit dann jede Verantwortlichkeit von ſeiner Seite unmöglich wird.

Wenn nun dem ungeachtet ſelbſt Männer, wie Carrel, ihren Ehrenpunkt durch Verletzung der allgemeinen Rechtsſphäre behaupten zu müſſen meinen, ſo bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn wir hier einige Betrachtungen über den Zweikampf mittheilen, die, ſchon vor längerer Zeit niedergeſchrieben, leider ſelbſt jetzt noch als zeitgemäß angeſehen werden dürften.

* * *

Uralt und allgemein verbreitet iſt der Glaube, daß höhere Mächte, daß Götter und göttliche Weſen die Lebensverhältniſſe des Menſchen beſtimmten; — uralt und allverbreitet auch der Glaube, daß die Götter jene vorbeſtimmte Zukunft durch Zeichen, durch Träume, Geſichte und Stimmen vorverkünden und hierdurch die Menſchen leiten und vorbereiten wollten.

Uralt iſt dieſemnach der Glaube an vorwiſſende, vorausſagende und mitwaltende Machtweſen.

Ebenwohl aus den älteſten Ueberlieferungen ragen — als erhabene Glaubenszeugen — die Ordalien hervor — die Gottes-Urtheile und Gottesgerichte, die nur aus der lebendigſten Gefühlsgewißheit hervorgehen konnten, daß die mächtigen und wiſſenden Götter auch die ſchlechthin gerechten ſeien, — die ſchlechthin das Recht wollenden und wirkenden.

Wie tief aber dieſer Glaube an Uebermacht, Allwiſſenheit und Gerechtigkeit göttlicher Weſen gewurzelt, iſt daraus zu ernehmen, daß er auf den verſchiedenen Bildungsſtufen immer — wieder von neuem hervortritt, im Weſen ſtets derſelbe — nur der Geſtalt nach ſich der Zeitbildung gemäß verwandelnd.

Auch die Urkunden des Chriſtenthums ſind ganz durchdrungen von dieſem dreifaltigen Glauben an den Allmächtigen, Allwiſſenden und Allwaltenden. Statt der Geſtirne aber, die nur mehr dienen,

wie der Stern der Könige, und die ſich verdunkelnde Sonne, — waltet der Geiſt Gottes in Träumen, Zeichen und Weiſſagungen; ein Gottesurtheil findet Statt bei Erwählung des Matthias durch das Loos, und Gottesgerichte werden vollzogen an Judas, an Ananias und Saphirá, und verkündigt für das jüdiſche Volk — und die ganze Welt.

Sehr frühe aber ließ der Menſch es nicht bei dieſem durchgreifenden Beſtimmtſein und Beſtimmtwerden von Oben und Außenher bewenden. Er ſuchte die Macht eines Geſtirnes durch die eines mächtigeren zu paralyſiren, — und verſuchte frühe, dem vorbeſtimmten Schickſale zu entgehen, den Weiſſagungen auszuweichen. Zuletzt ſogar verwog er ſich, alle Einwirkung und Vorbeſtimmung von Oben her zu läugnen — und ſeine eigenen Wege zu gehen.

Ebenſo zeigt ſich bei den Gottesurtheilen, deren Unbedingtheit offenbar der kindiſchſten, älteſten Zeit angehört, der Uebergang zur männlichen Selbſtſtändigkeit in den älteſten — noch religiös gefaßten — eigentlichen Zweikämpfen, in denen der Menſch nach allen ſeinen Kräften zur Thätigkeit berufen war, — und Gott ſich gleichſam nur die beſondere Kräftigung des Gerechten und die hierdurch zu bewirkende Entſcheidung vorbehielt.

Beſteht aber das Chriſtenthum nach ſeiner älteſten geſchichtlichen Auffaſſung weſentlich darin, daß Gottes Sohn, in ihm alſo Gott ſelbſt Menſch geworden, daß er freiwillig alle bitterſten Leiden übernommen und duldend getragen, und daß der Gläubige durch Nachfolge Chriſti, durch Aneignung ſeines gottmenſchlichen Weſens der himmliſchen Seligkeit mit ihm theilhaft werden kann und ſoll, — dann iſt auch offenbar, daß der Unrecht leidende nicht ſich ſelbſt Recht ſchaffen, nicht für daſſelbe in den Kampf treten kann. Er muß vielmehr ſolches Unrecht als eine von Gott zugelaſſene Gelegenheit betrachten, ſeine Chriſtlichkeit durch ſtandhafte Duldung zu erhärten, und hiermit die ſchadenwollende Abſicht des Unrechtzufügenden für ſich in eine wirklich beſſernde und verklärende Prüfung verwandeln, und ebendamit feurige Kohlen ſammeln auf das Haupt ſeines Gegners. Das Gericht jedoch über den Böswilligen muß er Gott anheim ſtellen, der allein weiß, wie ſtrafbar derſelbe iſt und auf welche Weiſe er zu ſtrafen, zu züchtigen, zu erziehen, zu beſſern iſt.

Wo nun das urſprüngliche Chriſtenthum mit Völkern zuſammentraf, deren Bildung ihm entgegen gereift war, da bewahrte es auch in der Hauptſache ſeinen eigenthümlichen Charakter. Wo hingegen es mit noch ungebrochener Naturkraft zuſammentraf, wo es ſich unter Völker

verbreitete, die im steten Kampf mit Natur- und Menschengewalt zur gediegensten natürlichen Selbstständigkeit erstarkt waren, — da mußte es sich zunächst damit begnügen, die natürliche Rachsucht zu zügeln, und durch Gestattung des Zweikampfs die unmittelbare Blutrache zu verhindern.

So accommodirte sich das Christenthum dem nordischen Heidenthum, aber durchdrang es nicht. Schon bevor es noch mit demselben in Berührung gekommen war, hatte die Masse der Kirchgläubigen sich in zwei Stände besondert, die man füglicher Einweihungsgrade nennen könnte. Die ungeheure Mehrheit blieb auf dem untersten Grade stehen, auf welchem die Eingeweihten den Gott nur unvollständig kennen lernten, und so auch dem göttlichen Musterbild nur theilweise sich anzunähern strebten. Ueber ihnen standen die vollständig Eingeweihten, deren Lebensaufgabe war, vollkommene Christen, — d. h. so weit als möglich, wirkliche *Christi*[1]) zu werden. Sie waren es denn auch, welche das Christenthum verbreiteten, und als Priester, als Mittler zwischen Gott und den Halbeingeweihten — nothwendig den ersten Stand in der neuen gesellschaftlichen Ordnung bildeten.

Ihnen gegenüber kamen die irdisch Gewaltigen zu stehen, die im Religiösen zwar unter ihnen standen, aber als weltliche Machthaber sich selbstständig neben ihnen behaupteten. So geschah es, daß die Geistlichen die Wehrmänner ihren Streit mit dem Schwert ausfechten, die Wehrmänner dagegen von den Geistlichen ihr Schwert zum Kampfe einsegnen ließen.

Aber das Christenthum hatte sich bereits zur Kirche gestaltet, als es mit dem Heidenthum in Wechselbeziehung trat. Das Heidenthum hatte schon seine weltlichen Gemeinwesen gegründet, als die Kirche sich bei ihm auszubreiten anfing. Und wie die Kirche sich in vollständige und theilweise Christen (Priester und Laien), so hatte der Staat sich in vollständig und theilweis Selbstständige gesondert. Wie dort die Geistlichen über den Laien, so standen hier die begüterten, mitregierenden Krieger als Adelige über dem gemeinen Mann, der nur theilweis selbstständig war.

Wenn nun auch die Kirche sich dem Staate mehr oder weniger accommodirte und der Staat sich der Kirche mehr oder weniger unterordnete und fügte; so entwickelten sich doch beide, je nach den ver-

---

1) Bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an Stellen in priesterlichen Schriften, in denen in der heiligen (römischen) Sprache die Priester als *Christi* bezeichnet werden.

ſchiedenen Naturen und Bildungsſtufen der Völker, auf mehr oder minder ſelbſtſtändige Weiſe. — Zur völligen Verſchmelzung und Einigung iſt es ſelbſt zu den Zeiten der höchſten päpſtlichen Macht nirgends gekommen [2]). Vielmehr hat die Ausübung und Steigerung dieſer Macht einen immer ſtärkeren Widerſtand hervorgerufen, und der Papſt, der um des kirchlichen Ungehorſams eines Königes willen das ganze Volk deſſelben mit der ſchwerſten Kirchenſtrafe zu belegen wagte, mußte, dem Stuhl Petri entriſſen, als Gefangener die Uebermacht des weltlichen Schwertes ſchmerzlich erfahren.

Während daher die Kirche den Staat, während das kirchliche Chriſtenthum das heidniſche Staatsweſen abſorbiren zu wollen, und die weltliche Macht ſich zum bloſen Vollſtrecker der kirchlichen Befehle zu geſchmeidigen ſchien, bereitete ſich im Geheimen ihre völlige Trennung und Entgegenſetzung vor.

Die Kirche hatte durch Beibehaltung einer erſtorbenen Sprache, durch ſtrenge Ausſcheidung ihrer Ueberlieferung aus dem Leben und richtenden Geiſte — und durch Abtrennung ihres Klerus von dem lebendigen Stamme der Menſchheit, — ſich eine eigene Welt geſtaltet, welche unter den Geſetzen ſtand, die im Naturreich die Cryſtalliſirung, Verholzung und Verknöcherung beherrſchen. Die Selbſtſtändigkeit und Individualität des Einzelnen, die Eigenthümlichkeit der Völker in Sprache und Bedürfniſſen, die unaustilgbaren Forderungen des irdiſchen Lebens und des allgemeinen Menſchengefühles und Menſchengeiſtes trieben als heidniſche Elemente außer- und unterhalb der Kirche ihr Weſen, und nahmen ſich gewaltſam das Recht, das die Kirche ihnen verweigerte, — und, — den Geſetzen — der Selbſterhaltung zufolge, — verweigern mußte.

Hierdurch wurde das heidniſche Weſen, theils vor der kirchlichen Uebermacht ſich zu verſtellen, theils gegen ſie anzukämpfen genöthigt, und die offenen Bekämpfer waren eben nicht die gefährlichſten.

Je nachtheiliger aber das heidniſche Weſen ſich geltend zu machen und ſein Princip folgerichtig zu entwickeln ſtrebte, um ſo dringender fand die Kirche ſich genöthigt, ſich in ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit zu erfaſſen, um ſich gegen das feindlich gewordene fremde Element zu behaupten. Was aus Furcht vor bedenklichem Widerſtand und in Hoffnung allmählicher, unvermerkter Bewältigung, — oder auch in Unbedacht geduldet worden, das mußte, als es ſich lebenskräftig entwickelte, unterdrückt oder ausgeſchieden werden. So

2) Vergl. u. a. Dante, de Monarchia. II. p. 44. 47 ꝛc.

wurden namentlich seit Ende des 11. Jahrhunderts die Zweikämpfe als Gottesgerichte — immer häufiger, immer strenger von der Hierarchie verboten. Zur Durchführung der Verbote aber gebrach es derselben an Kraft und die einzige Wirkung derselben war, daß die Zweikämpfe ihre bisherige religiöse Färbung verloren.

Da die Hierarchie, welche das Organ des h. Geistes zu sein behauptete, die Abhaltung von Gottesgerichten für unstatthaft, ja sogar für Versuchung Gottes erklärte, so wurde eben damit bei den Mitgliedern der Kirche der Glaube an das unmittelbare göttliche Walten in menschlichen Rechtsverhältnissen geschwächt. Was übrig blieb, zerfiel nun in zwei Elemente. Auf der einen Seite blieb der Zweikampf — ein naturmenschliches Mittel der individuellen Selbstgenugthuung, indem der Einzelne die gerade ihm — als diesem — von Jenem als einem gleich Individuellen, zugefügte Unbilde einestheils an dem Beleidiger zu rächen, anderntheils sie dadurch als eine ungebührliche, nichtige zu erweisen suchte, daß er das höchste naturmenschliche Gut, — das irdische Dasein, — für die Behauptung seiner individuellen Unverbrüchlichkeit in die Wagschale legte.

Auf der anderen Seite wurde das Rechtswesen von der unmittelbaren Theilnahme der göttlichen Macht unabhängig, und zu einer freien, gottmenschlichen Disziplin verselbstständigt. Das Recht wurde als ein in sich abgeschlossenes Gedankensystem dem immanenten gottmenschlichen Geiste vindizirt, und zugleich als ein göttliches, über welches der Mensch zur völligen Gewißheit kommen konnte, über das von der Kirche dargebotene, nur auf guten Glauben dahinzunehmenden Religiöse thatsächlich hinausgehoben.

So stehen noch überall, — selbst die vereinigten Freistaaten Nordamerika's nicht ausgenommen, — Staat und Kirche sich mehr oder weniger einander entfremdet, — in den meisten europäischen Staaten sogar wesentlich einander widersprechend gegenüber. Ueberall ist noch die Ehre des Kirchenmitgliedes völlig verschieden von der Ehre des weltlichen Gemeinwesens, und bis in die tiefste Wurzel des Lebens hinab reicht nun das Schisma, welches im Mittelalter zuerst nur die dreifache Krone des Stellvertreters Gottes ergriffen.

Wie im heidnischen Alterthume die Helden der kriegführenden Volksstämme miteinander um die Herrschaft gekämpft, während die kampfgerüsteten Familienhäupter ringsumher der Entscheidung harrten; wie im christlichen Alterthume die Väter der Kirche mit den Philosophen des Alterthums um die geistige, wie im Mittelalter Kaiser und Päpste miteinander um die zeitliche Weltherrschaft, wie in der neueren

Uebergangszeit kirchliche und politische Reformatoren mit den alten Gewalthabern gekämpft, — so stehen jetzt das humane Staatswesen und die kirchlichen Autoritäten sich gegenüber, und die Völker zweier Welttheile harren sehnsuchtsvoll der endlichen Entscheidung.

11.

Das eilfte Jahrhundert.

Im 11. Jahrhundert culminirte der Gegensatz, der durch das Christenthum für Europa an die Tagesordnung gekommen war.

Damiani brachte die Selbstgeißelung auf[1]; sein Schüler, Dominikus, der Gepanzerte († 1064), fesselte das Fleisch mit eisernen Ringen und Panzer[2]; — nicht nur Bischof Rudolph von Gubbio, sondern sogar ein Weib, hielten in kurzer Frist 300,000 Geißelhiebe aus[3]. Bruno stiftete 1086 den Orden der Karthäuser. Das Fleisch sollte völlig vom Geist, oder vielmehr von dem abstrakten Willen beherrscht, unterjocht werden.

Gregor brachte die völlige Emanzipation der Kirche von der weltlichen Gewalt, d. h. die völlige Unterwerfung der zeitlichen Macht durch die geistliche, hierarchische in Aufnahme; die ganze Christenheit sollte dem Stellvertreter Christi gehorchen.

In demselben Jahrhd. aber begannen auch die Aufstände der Ketzer innerhalb der Kirche, — die heidnische Verfolgungen der Pilgrime nach Jerusalem — außerhalb der Kirche. — Gegen jene versammelten sich die geistlichen Häupter der Kirche; gegen diese rief Gregor alle waffenfähigen Christen in's Feld. Der Satan sollte in seinen unmittelbaren Vorkämpfern bekriegt und dem Kreuze unterworfen werden. —

Fleisch, Welt, Satan waren die Feinde; das Kreuz, als Kreuz für das Selbst, als Hirtenstab für die weltliche Macht, als Schwert für die Heiden, — und zuletzt wieder als Kreuz für Ketzer — und Juden, — war die Waffe; Christus das Haupt, — der Himmel die

---

1) De laude flagellor. s. opusc. XLIII.).
2) Damiani de vita ss. Rodulphi, et Dominic Loricati.
3) Dam. Epist. L. I. c. 8.

Krone für die unterthänigen Kämpfer. — Fleiſchtödtung, Weltverachtung, Vertilgung der Ungläubigen und Ketzer wurden die kirchlichen Aufgaben der Zeit. —

12.

Die mittelalterliche Weltordnung

und

ihr unausbleiblicher Zerfall.

Die mittelalterliche Weltordnung hatte ſich als Ordnung dadurch vollendet, daß die weltlichen Elemente der Geſellſchaft ſich vom Leibeignen aufwärts zum Bürger, zum Adel, zur Fürſten- oder Königſchaft und zuhöchſt zum Kaiſerthum, — daß die kirchlichen Elemente ſich vom ſeeleigenen Laien aufwärts zum Prieſter, zum Episcopat und zuhöchſt zum Papſtthum aufgeſtuft hatten, und daß, wie in den Nationalangelegenheiten und Nationalverſammlungen der Klerus den erſten Stand über den Adel bildete, ebenſo in den Angelegenheiten und Verſammlungen (Concilien) der römiſch-katholiſchen Chriſtenheit die Kirchenfürſten über die einzelnen Nationen und ihre weltlichen Fürſten erhoben waren, — ſelbſt aber im Stellvertreter Chriſti ihr unfehlbares und unverantwortliches Oberhaupt erkannten.

So waren die Stände, ſo auch Kirche und Staat zwar geſondert, aber zugleich auch durch Ueber- und Unterordnung vereinigt, und das ganze Syſtem durch Unterordnung des Kaiſers, als der höchſten weltlichen Gewalt, unter den Papſt, als den, wie man glaubte, von Gott ſelbſt erwählten und eingeſetzten Oberherrn der Chriſtenheit geeinigt (unifizirt).

Der einzelne Menſch aber erhielt in der That erſt Menſchenrechte dadurch, daß er die göttliche Autorität der Kirche — und ihres Oberhauptes anerkannte, daß er ſich ihr unbedingt unterwarf und von ihr dagegen die Taufe empfing. Der Ritter bedurfte, um in vollen Beſitz ſeiner Vorrechte zu kommen, der Weihung ſeines Schwertes; Kaiſer

und Könige empfingen Scepter und Krone von der Kirche [1]) und waren nur als Geſalbte geheiligt. Alle mußten der Kirche Gehorſam ſchwören [2]). Ebenſo bedarf noch jetzt der Laie, um Prieſter zu werden, der Ordination durch ſeinen Biſchof, der Prieſter, um Biſchof zu werden, der Inthroniſation durch den Papſt, welchem er Gehorſam zuſchwören muß; — der Papſt aber ſchwört, nur Gott und dem heil. Petrus, denen allein er verantwortlich iſt, zu gehorchen.

Von dem Papſt, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, ging alſo in letzter Inſtanz alle Befugniß aus. Er war in der That die letzte lebendige Quelle aller Rechte; er prägte der ganzen Weltordnung den Stempel der göttlichen auf; auf ihn convergirte aller Gehorſam, alle Verpflichtung; er war das Unbewegte, welches Alles in Bewegung ſetzen ſollte, der einheitliche Mittelpunkt, durch welchen die verſchiedenen Standeskreiſe ihre Rängordnung erhielten, wie jedem Einzelnen in ſolchem Kreiſe ſeine beſtimmte Stellung zugewieſen war.

Damit nun dieſe Weltordnung unveränderlich fortbeſtehe, wurde erfordert, daß ſowohl von Unten nach Oben, als von Oben nach Unten jedes Glied ſeine eigenthümliche Beſtimmung erfülle, mithin auch die aller Uebrigen reſpektire. —

Leidender Gehorſam des Untergeordneten unter ſeinen Obern, alſo militäriſche oder jeſuitiſche Subordination war aber die erſt weſentliche Bedingung zur Aufrechthaltung dieſes Syſtems, und wenn auch in äußerſten Fällen ein Rekurs an den Uebergeordneten des nächſten Obern geſtattet, ſo wurde doch geduldiges Leiden als das Sicherſte und Chriſtlichſte empfohlen,—wie es ja ohnehin in der ganzen Anordnung lag, daß dem Papſte ſelbſt der Kaiſer unbedingt gehorchen mußte, ſollte nicht ein weſentlich Untergeordneter zum Richter über ſeinen Herrn und hiermit die geſammte Hierarchie umgekehrt werden. Hätte man nämlich etwa einer Verſammlung von Biſchöfen eine Richtergewalt über den Papſt zugeſtandne, ſo würde man hiermit auch einer Verſammlung aller Prieſter dieſelbe Gewalt über das Biſchofthum, und dann auch der Geſammtheit der Laien ein Recht über den Klerus haben einräumen müſſen. Auch wäre bei jeder ſolcher Streitſache das ganze Syſtem durch etwaige Theilung der Stimmen mit einer Spaltung (Schisma), die ganze Ordnung mit Anarchie bedroht geweſen. Von Oben kam die (übermenſchliche) Offenbarung; von

1) Otto IV. nennt ſich (1208) Dei et papae gratia Rom. rex.

2) Gregor VII. fordert vom neuerwählten König der Deutſchen, daß er dem h. Petrus veram obedientiam ſchwöre als miles Petri.

Oben der heilige Geiſt, von Oben jede Gnade, jede Berechtigung; wie durfte da der Untergeordnete annehmen, daß ſein Uebergeordneter das Rechte nicht wiſſe, nicht wolle, nicht könne! —

Wenn aber dadurch, daß die ganze Chriſtenheit dem Einigen Papſte untergeordnet und alle ſeine Unterthanen ihm zum unbedingten Gehorſam durch Eidſchwur verpflichtet, — die Erhaltung der Einheit gewährleiſtet ſchien, — ſo wurde zur Erhaltung dieſer Ordnung doch ebenwohl erfordert, daß auch jeder Obere, vom Papſt an bis hinab zum geringſten Beamten, jeden Untergeordneten in ſeiner eigenthümlichen, durch das ganze Syſtem ihm angewieſenen Stellung anerkenne und reſpektire.

Die Ordnung konnte alſo auf zwiefache Weiſe geſtört, verletzt und zertrümmert werden; entweder durch Aufſtehen (Inſurrektion) und Verſelbſtſtändigung gegen die Oberen, oder durch Uſurpation der Letzteren und durch Abſorbtion der Untergeordneten durch dieſelben. Das Erſtere ſetzte voraus, daß ein Untergeordneter eidbrüchig gegen ſeinen Obern ſich erhob, ſei es nun durch Ungehorſam, Anmaßung ſeiner Rechte oder Vernichtungskrieg; — das Andere, daß ein Oberer ſeine Untergeordnete in der Ausübung ihrer Rechte hinderte oder ſtörte, oder ihnen dieſe Rechte ſelbſt ordnungswidrig entriß.

Nur geſtört wurde die Ordnung, wenn, bei theoretiſcher Anerkennung derſelben, ſie thatſächlich überſchritten wurde; verletzt, wenn, bei formeller Anerkennung ihres Princip's, einzelne Momente derſelben herausgeriſſen und auch theoretiſch — auf ein anderes Princip baſirt wurden; umgeworfen, zerſtört endlich wurde die Ordnung, wenn ihrem Princip ſelbſt ein anderes entgegengeſetzt wurde [3]).

Sollte nun jene Ordnung Beſtand behalten, ſo mußte nicht nur der Glaube an ihre Göttlichkeit unerſchüttert bleiben, ſondern auch Gerichte und eine exekutive Macht mußten vorhanden ſein, welche jede Störung wieder aufhoben, zu der ſich Eigennutz oder Leidenſchaft hinreißen laſſen mochte. Die Aufrechthaltung jenes Glaubens ſetzte vor Allem voraus, daß Diejenigen, welche die Ordnung handhaben ſollten, durch ſtrenge Erfüllung ihres Berufes ſich als wirkliche Organe des göttlichen Willens legitimirten und bewährten. Wie jedoch gerade von dieſen die Gewalt auf alle Weiſe zur Störung und Verletzung der Ordnung mißbraucht wurde, ſo fehlte es in der Ordnung ſelbſt überall an

---

3) Dieſe Stufenfolge wird in der röm. kath. Kirche bezeichnet durch Sünde, Schisma, Häreſis.

zureichenden Gerichten oder urtheilvollſtreckenden Gewalten; oder an beiden, um jeder Ungebühr auf rechtliche und zuverläſſige Weiſe zu ſteuern. Wo aber keine Rechtsbürgſchaft vorhanden iſt, da wird auch das Recht vielfach überſchritten; wo es ungeſtraft überſchritten wird, da ruft es früher oder ſpäter zu eigenmächtiger rächender Gewaltthat auf, und die Geſchichte hat den Ausſpruch beſtätigt, daß, wer zuerſt das Schwert zieht, d. h. wer zuerſt Gewalt beaucht, um das Recht zu verletzen, auch durch das Schwert umkömmt. Eine Uſurpation, die von höchſter Stelle ausgeht, zuckt, wie ein elektriſcher Funke, durch die ganze Kette der Hierarchie, bis ſie, auf ihren Urheber zurückkehrend, ſich ſelbſt wieder aufhebend, die Heiligkeit des Rechtes thatſächlich erweiſt und — zur Aufſtellung oder Ergänzung der Rechtsverbürgungen nöthigt.

In der mittelalterlichen Weltordnung war aber der Episcopat ohne Rechtsbürgſchaft gegen die Uſurpationen des Papſtes; dem niederen Klerus fehlte es an einer zweiten Inſtanz gegen die Biſchöfe; der Laie fand an dem höheren Klerus nur einen kaſtenmäßig parteilichen Richter für ſeine Klagen gegen ſeine nächſten geiſtlichen Vorgeſetzten.

Ebenſo waren Kaiſer und Könige ohne geſetzlichen, d. h. gerichtlichen Schutz gegen die Anmaßungen der geiſtlichen Hierarchie, wie Bürger und Adelige, ohne Rechtsgewährſchaft gegen Kaiſer und Könige. Um die Anmaßungen des Klerus abzuwehren, hatten die Fürſten nur ein weltliches, um die Inſurrektion der Könige gegen die geiſtliche Oberherrſchaft zu bezwingen, hatte dieſe nur ein geiſtliches Schwert. So lange das Letztere (das Anathem) noch in Anſehen ſtand, war das Erſtere nicht zu gebrauchen; — je mehr an dieſes appellirt wurde, um ſo mehr kam die wirkliche Gewalt an die untergeordnete, aber ſtärkere Laienſchaft.

Der Umſturz der geſammten Verfaſſung war alſo thatſächlich unausbleiblich, weil ſie dem, allen Menſchen angeborenen Streben nach Unbeſchränktheit keine nachhaltigen Rechtsinſtitutionen entgegenzuſetzen hatte. Die ganze Ordnung ſetzte ein ordnungsmäßiges Regieren von Oben herab und einen unbedingten Gehorſam von Unten nach Oben voraus. Sollten die von den Oberſten ausgehenden Ordnungsſtörungen auf eine rechtliche Weiſe ausgeglichen werden, ſo hätte das Gericht aus Untergeordneten beſtellt ſein müſſen, wodurch aber die eigenthümliche Ordnung des Ganzen umgekehrt, — ein objektives, allgemeines Geſetz und Recht über die myſteriöſe, individuelle Inſpiration erhoben, und in beiden Hinſichten die wirkliche Souveränität verſetzt worden wäre [4]).

4) Hätte Lafayette damals gelebt, ſein Verſtand würde als Axiom an-

Aber der Umsturz jener Weltordnung war auch ohnedies vernünftigerweise nothwendig, weil sie, aus einer durchaus einseitigen Welt- und Gottesansicht hervorgegangen, auf absoluten und insofern unwahren Gegensätzen, auf theilweis unhaltbaren Voraussetzungen und auf der Behauptung ihrer Unverbesserlichkeit beruhte. Sollte sie Bestand halten, so hätte fortwährend von allen Gewalthabern und Untergebenen jede Art von Selbstsucht und Leidenschaft im eigenen Herzen überwunden, — von allen Untergebenen aber noch überdies in vielfachen Beziehungen und bei unzähligen Veranlassungen das menschliche Gefühl, das Rechtsbedürfniß, der Trieb zur Freiheit des Geistes, das Verlangen nach Vernunfterkenntniß und der heilige Drang nach Verwirklichung der Ueberzeugung — unterdrückt werden müssen.

Fassen wir nämlich das ganze System sowohl in seiner Besonderung als in seiner Einheit auf, dann ergibt sich uns folgendes Schema:

Der Papst herrschte über die Bischöfe; — der mit dem Papst einige Episcopat über den übrigen Klerus; die gesammte Priesterschaft über die in geistlichen Angelegenheiten völlig unberechtigten, selbstlosen Laien, die man in Beziehung auf die Priester — auch Seeleigene nennen könnte.

Diese Seeleigenen aber stuften sich auf ähnliche Weise ab vom römischen Kaiser zu den Fürsten, den adligen Vasallen derselben, den gemeinen Leuten und den im Weltlichen völlig unberechtigten, selbstlosen Leibeigenen, und bildeten zusammen das heil. römische Reich.

Diese ganze im Papst, als dem einzigen, souveränen Stellvertreter Gottes, sich zuspitzende Pyramide bildete die einige, heilige römisch-katholische Kirche, welche sich für die Herrin der Erde hielt, daher auch der Nachfolger Petri, in welchem sich ihre Souveränität personifizirt, sich dominum urbis et orbis nannte.

Dieser Kirche nun, welche das Reich Christi constituirte, stand das Reich des Teufels gegenüber, welches sich ebenso nach dem Satan ab-, wie jenes sich zu Christus aufstufte. In Beziehung auf die Christenheit waren nämlich die Heiden, welche den rechten Glauben nicht kannten, nur rechtlos, die Schismatiker aber, welche

---

erkannt haben: „*que l'obéissance est le plus saint des devoirs.*“ Freilich setzt es, um auf Allgültigkeit Anspruch machen zu können, voraus, daß jeder seinem Herrn gehorche, und freilich, wenn der Papst immer dem lebendigen Gott gehorchte, dann würde er auch von Allen Gehorsam verlangen dürfen.

die legitime Obrigkeit nicht anerkannten, Ungehorsame, die Juden, deren Voreltern, wie es hieß, den Sohn Gottes gekreuzigt, mit einem Erbverbrechen beladen, die Mahomedaner, welche die Kirche bekriegten, Todfeinde, endlich die Ketzer, welche sich gegen die Kirche empörten, todschuldige Majestätsverbrecher.

Im Wesentlichen beruhte also dieses System auf den vier absoluten Unterscheidungen:

1) von Klerus und Laien, [5])
2) von Adel und Leuten (Bevor- und Benachrechtigten) [6]),
3) von Kirche und Staat [7]),
4) von Gott und Satan, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit.

Der erste Unterschied aber beruhte auf dem Glauben an eine potenziell-verschiedene Wirksamkeit des heil. Geistes; — der zweite auf der Annahme einer sich vererbenden Natur- und Rechtsverschiedenheit unter den Menschen; — die dritte auf der Voraussetzung einer qualitativen Verschiedenheit von Geistlichen und Weltlichen; — endlich die vierte auf dem Glauben an die absoluten Gegensätze von Gott und Teufel, von heil. Geist und menschlicher Seele, von Gnade und Natur.

Die erste Unterscheidung verleugnete die Einheit des heil. Geistes, welcher, der Kirchenlehre zufolge, allen Christen durch die Taufe mitgetheilt wird, und dessen mannigfaltige Gaben nicht willkührlich vertheilt, sondern erst aus ihrem Wirken erkannt werden können. Die zweite Unterscheidung verläugnet die Einheit des Menschenthumes, dessen alle Menschen durch Abkunft von einem einzigen Schöpfer theilhaftig sind. Die dritte verläugnet die Einheit des ideellen Logos, d. h. der Idee der göttlichen Anordnung aller menschlichen Lebensverhältnisse; die vierte endlich nicht nur die Dreieinigkeit — sondern auch die Einheit des göttlichen Universums selbst.

Eben weil nun durch alle diese unbedingten Unterscheidungen, Gegensätze, Widersprüche und Todfeindschaften die Einheit, Einigkeit und Einigung, welche Bedürfniß des Geistes, des Herzens und der wirkenden Seele sind, unmöglich gemacht waren, — darum wehrte oder empörte sich

---

5) S. die Bulle „*Clericis laicos*“ v. J. 1296.

6) Wie die Priesterweihe unauslöschlichen Charakter einprägte, so war das Blut der Adligen schon von Geburt aus besser als das der gemeinen Leute.

7) S. d. Decret „*Unam sanctam*“ v. 1302.

immer eine oder die andere der gekränkten Mächte, darum konnte auch die Idee der mittelalterlichen Ordnung zu keiner Zeit in der gesammten röm. kath. Christenheit vollständig in Ausführung gebracht werden. Schon der Erste, der mit Bewußtsein sie zu verwirklichen gestrebt, — schon Gregor VII.[8]) mußte unüberwindlichen Widerstand begegnen und schon damals, als dieser geistliche Heros der kirchlichen Hierarchie die Krone aufsetzte, hatte die weltliche Hierarchie bereits die ihrige theilweis zerbrochen. Die meisten Könige hatten sich gegen den römischen Kaiser verselbstständigt, und nicht nur der Kaiser bekämpfte den Papst, sondern auch schon König Wilhelm von England weigerte Gregor VII. den schuldigen Eid; eine Versammlung deutscher Bischöfe erklärte diesen sogar für abgesetzt.

In gleichem Maße, wie von dieser Zeit an die geistlichen und weltlichen Gewalthaber ihre Usurpationen immer weiter auszudehnen suchten, — vermehrten und verstärkten sich auch die Insurrektionen der Untergebenen gegen ihre Oberen, und zwar sowohl in der kirchlichen, wie in der weltlichen Ordnung, und sowohl von Seiten der weltlichen Fürsten gegen die geistlichen Oberherren, als von Seiten der Laien gegen die Priesterschaft und das Priesterthum überhaupt.

Namentlich in Frankreich that sich dieses zwiefache revolutionäre Streben auf die verschiedenartigste Weise kund, und hier war es, wo die usurpirende Gewalt mit dem sich steigernden Freiheitsbedürfniß der Unterthanen durch immer sich steigernde Eigenmächtigkeit von oben herab — in so ungeheure Spannung gerieth, daß, nachdem jene nach und nach alle Mittelstufen der mittelalterlichen Ordnung gewaltsam durchbrochen, zuletzt auch die insurrektionelle Gewalt jenen ungeheuren Rückschlag that, der, von den bisherigen Machthabern ausschließlich als Revolution gebrandmarkt, in Wahrheit doch nur der letzte, von ihnen selbst hervorgerufene Akt einer — von ihnen selbst seit Jahrhunderten begonnenen Revolution gewesen.

Wie aber die christliche Kirche vorzüglich durch einseitige Durchführung des monarchischen Princips sich in eine orientalische und eine römische gespalten, und Rom sowohl durch sein ursprüngliches Stre-

---

8) Obgleich die sg. Diktate desselben wahrscheinlich nicht von ihm diktirt worden, so ist doch, wie J. Voigt (Hildebrand ꝛc. I. 425) richtig bemerkt: „eben so gewiß, daß sie den Geist der Zeit Gregor's und seines eigenen Strebens herrlich aussprechen. .. Sie sind Ein Ganzes, bemerkte derselbe, Ein Geist liegt zum Grunde: der Geist der Freiheit der Kirche, der Allgewalt des Papstes, des Obwaltens des Altars über dem Schwerte." —

ben nach Weltherrſchaft, als durch die logiſche Gewalt der Dinge zur Prätenſion der abſoluten Souveränität des Papſtes hingetrieben wurde, — ſo zerfiel auch das chriſtliche Kaiſerthum in germaniſche und — (wir möchten ſagen) — romaniſche Staaten; — ſo wurde vorzugsweiſe in Frankreich das monarchiſche Princip folgerecht bis zur unbeſchränkten Alleinherrſchaft des Königs durchgeführt, und Alles zum Mittel für Erreichung dieſer abſoluten Souveränität herabgeſetzt. Wie daher das römiſche Papſtthum in Bonifaz VIII., ſo culminirte das franzöſiſche Königthum in Ludwig XIV., und in beiden war es ein und daſſelbe abſtrakte monarchiſche Princip, welches das Aeußerſte ſeiner folgerichtigen Durchführung erreichte.

Gibt man nämlich einmal zu, daß der Papſt der einzige — unmittelbare und zur Erhaltung der kirchlichen Einheit berufene Stellvertreter Gottes, — oder Chriſti, oder auch nur des Apoſtelfürſten Petri iſt, dann kann gegen deſſen Befehle keine Berufung auf irgend eine andere menſchliche Autorität mehr ſtattfinden. Der Papſt muß dann wiſſen, was der Kirche in jedem Augenblicke Noth thut; und, wie die concrete Ordnung und Verfaſſung, wie Lehre und Geſetze der Kirche — von Chriſto und ſeinen Stellvertretern nach und nach aufgeſtellt worden und nur von dieſer göttlichen Macht ihre Sanktion haben, — ſo können ſie auch nur von dieſer perennirenden Souveränität modifizirt und verändert werden, und ſämmtlichen Chriſtgläubigen ziemt dann nur unbedingter Gehorſam. Eine Oppoſition — ſelbſt des geſammten Epiſkopats gegen die päpſtlichen Machtſprüche, — abgeſehen davon, daß ſie dem Eid der Biſchöfe zuwiderliefe, — würde einen Richter über die beiden Parteien erheiſchen, würde den unentbehrlichen Glauben an die göttliche Einſetzung der Hierarchie und das Vertrauen der Unterthanen zu den Oberen erſchüttern und — zur Sicherung vor Rückfällen — die Permanenz der biſchöflichen Verſammlung, oder eines bevollmächtigten Ausſchuſſes derſelben, alſo eine ſtehende Rechtsvertretung unentbehrlich machen.

Durchaus daſſelbe findet in der weltlichen Ordnung Statt, gleichviel, ob die königliche Souveränität ſich unmittelbar von Gottes, oder von ſeines Stellvertreters — des Papſtes — Gnaden ableitet, und die Analogie iſt zu augenſcheinlich, als daß wir uns veranlaßt finden könnten, uns hier weiter darüber zu verbreiten.

Daſſelbe endlich findet Statt, hinſichtlich des Verhältniſſes von Staat und Kirche, und auch hier fordert das Grundprincip der mittelalterlichen Weltordnung, daß jener ſich unbedingt der letzteren unterordne. Iſt nämlich der heil. Geiſt weſentlich (qualitativ) über den menſchlichen erhaben, dann müſſen auch die eigenthümlichen Or-

gane des Ersteren über die des Letzteren herrschen. Jenen kömmt es dann zu, den Spielraum der weltlichen Gewalten abzugränzen, zu erweitern oder zu beschränken, und da sie unverantwortlich (gegen ihre Untergebenen) die Schlüssel handhaben zu ewiger Glückseligkeit und ewiger Qual, so besitzen sie hiermit auch, — so lange der Glaube an diese Schlüsselgewalt — lebendig ist, — die wirklich vollziehende Gewalt. — Der weltlichen Macht kann es aber, nimmt man einmal die Grundvoraussetzungen des Mittelalters, — Inspiration und Schlüsselgewalt — an, auf keine Weise zustehen, irgend eine Selbstständigkeit gegen die geistliche Macht in Anspruch zu nehmen, da ihr gegen diese weder Einsicht noch Gewalt zuerkannt werden kann, um eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Weltlichen und Geistlichen aufzurichten [9]).

So ergab sich also aus dem Lebensprincip des Mittelalters selbst, nämlich aus der, einer Hierarchie anvertrauten — Offenbarung und Gewalt über Himmel und Hölle:

1) daß der Papst sich der Souveränität über die Kirche bemächtigen,

2) daß die Kirche nach unbeschränkter Herrschaft über den Staat trachten,

3) daß sie zu diesem Zweck dem weltlichen Fürsten im Weltlichen eine völlig souveräne Macht über seine Unterthanen zuerkennen, endlich

4) daß die geistlichen und weltlichen Herren die unmittelbar Hörigen (die Seel- und die Leibeigenen) in unbedingter Abhängigkeit erhalten, und mit ihnen nach Außen erst auf Selbstvertheidigung, dann auch auf geistlich-weltliche Welteroberung — ausgehen mußten [10]). —

---

9) So mußte selbst Dante, nachdem er im dritten Buche s. S. *de monarchia* zu erweisen gesucht: „qualiter officium monarchiae sive imperii (rom.) dependet a Deo immediate," — doch die Abhandlung mit der Erklärung schließen: „quae quidem veritas — non sic stricte recipienda est, ut Rom. princeps *in aliquo* rom. pontifici non subjiceat: cum mortalis illa felicitas quodammodo ad immortalem felicitatem ordinetur. Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, qua primogenitus filius debet uti ad patrem, ut luce paternae gratiae illustratus, virtuosius orbem terrae irradiet." S. *Prose e rime* di Dante, ed. Ven. 1758 T. IV. P. II. p. 84.

10) Die Christenheit vertheidigte sich erst gegen die Mahomedaner, unterjochte dann bereits die heidnischen Sachsen, — zog den Feinden

Die beiden Extreme dieſer Weltverfaſſung waren alſo einerſeits der von Gott unmittelbar durch den h. Geiſt eingeſetzte, die göttliche Offenbarung mittelſt ſtäter Inſpiration fortſetzende, an Gottes Stelle die Erde beherrſchende, Himmel, Fegfeuer und Hölle eröffnende und verſchließende, — nur Gott verantwortliche, alſo abſolut ſouveräne Papſt — und anderſeits der abſolut rechtloſe Naturmenſch, der auf ſeiner Ueberzeugung gegen die päpſtliche Offenbarung beharrend, als Ketzer des zeitlichen und ewigen Todes ſchuldig war. Zwiſchen Beiden, in zahlreichen Abſtufungen, die mehr oder minder bevorrechteten geiſtlichen und weltlichen Herren, und die mehr oder minder verknechteten Geiſt-, Seelen-, Willen- und Leib-Eigenen! —

Das formelle Princip des ganzen Syſtems war die von Gott im Himmel ausgehende, auf Erden zuhöchſt durch den Papſt vermittelte, durch die ganze Menſchheit hindurch, bis in die Hölle hinabreichende, geheimnißvolle — unerforſchliche Weltregierung.

In dieſer Eigenthümlichkeit lag unmittelbar begründet:

1) daß die von Rom herabgehende Thätigkeit, alſo die Herrſchgewalt, ihres göttlichen Urſprungs halber, das abſolute Uebergewicht haben mußte;

2) daß eben, weil der göttliche Machtwille der menſchlichen Einſicht unbegreiflich, ja ſogar der Ueberzeugung zuwider laufen konnte, gleich von vornherein eine Verantwortung des unmittelbaren Organs jenes Machtwillens gegen ſeine Untergebenen unzuläſſig war, — eine Unverantwortlichkeit, welche auf jeder Stufe der Hierarchie bezüglich wieder hervortreten mußte; — endlich —

3) daß die ganze Ordnung weſentlich nur in einer von Gott hinab- und in die Maſſe der Rechtloſen auslaufenden Knotenreihe von Herrſchberechtigungen beſtand, neben welcher eine andere von Gehorſamsverpflichtungen von Ganz-hörigen aufſtieg, bis zu dem nur allein Gott verpflichteten, ſichtbaren Weltoberhaupt.

Dieſes Letztere war gleichſam das vom göttlichen Lebensgeiſt (dem πνευμα) geheimnißvoll bewegte Herz, von welchem nach dem Umkreis hin die herrſchenden Arterien ſich verzweigten, veräſteten und verfaſerten, während umgekehrt von dem äußerſten Umkreis die dienenden Venen, ihre Einzelnheit aufgebend, zur herrſchenden Einheit zurückliefen. Eben damit war aber auch der immanente Widerſpruch geſetzt, daß auf je-

---

in's gelobte Land entgegen und ging dann nach Aſien und Amerika auf erobernde Belehrung aus.

der der Mittelſtufen daſſelbe Individuum nach Oben hin unbedingt gehorchen ſollte, während es nach Unten unbeſchränkt herrſchen konnte.

Wie nun die erſte Hälfte der Geſchichte dieſes Syſtemes in allmähliger Geſtaltung der angegebenen Stufenordnung, alſo in Concentration aller Lebenskreiſe zu dem einzigen individuellen Souverän, — ſo beſtand die zweite Hälfte der Lebensgeſchichte dieſer coloſſalen Weltmonarchie darin, daß einerſeits die Herren, als ſolche, ihre Gewalt und ihre Vorrechte in Bezug auf ihre Untergebenen immer weiter auszudehnen, daß anderſeits dieſe zunächſt die bereits in der beſtehenden Ordnung begründeten Rechte gegen jene zu behaupten, dann aber auch die ihnen vernunftgemäß zuſtehenden, aber verkannten oder verkümmerten Rechte zur Anerkennung zu bringen ſuchten.

Das monarchiſche Princip, welches das aktive Moment des ſg. göttlichen Rechtes war, wurde in jeder Sphäre von den Herren gegen ihre Untergebenen mit formellem Rechte geltend gemacht, führte aber Uſurpationen herbei, gegen welche dann die Untergebenen zur Nothwehr reell berechtigt waren. Das Princip der vernunftrechtlichen Freiheit hingegen, welches das ergänzende Moment der ordnunghaltenden Herrſchgewalt iſt, nöthigte gegen die eigenſinnig und eigenſüchtig an ihren poſitiven Vorrechten feſthaltenden Herren zu materiell rechtlichen Inſurrektionen, gegen welche dann die bevorſtehenden Herrſchaften mit formellem Rechte ihre überkommene Gewalt vertheidigten.

Dieſer auf- und abſteigende Kampf hatte weſentlich zum Zwecke, die im Vorhergehenden angegebenen vier Unterſchiede, in ſo weit ſie unbedingte ſein ſollten, aufzuheben, und die vier dadurch verläugneten Einheiten zur Anerkennung zu bringen.

Vor Allem ſollte ein allgemeiner, durchgreifender Rechtszuſtand aufgerichtet werden, in welchem jede Art von bleibender Uſurpation unmöglich, wie jede Art von Inſurrektion unnöthig gemacht werde, — das Erſtere, indem jeder Gewaltmißbrauch auf rechtlichem Wege zur Verantwortung gezogen, das Andere, indem jede vernunftrechtliche Freiheit anerkannt, geſchützt und gewährleiſtet würde.

Näher wurde dann die Löſung jener unbedingten Unterſcheidungen dadurch vermittelt;

1) daß dem, durch Unwiſſenheit und Unſittlichkeit entheiligten Klerus gegenüber die Laien durch höhere Einſicht und Sittlichkeit die wirklich Ausgewählten wurden, und daß der erſtarrten Dogmatik und Caſuiſtik gegenüber die Weltweisheit, die Schriftgelehrtheit

und die Moral durch weltliche Theologen sich verselbstständigten, und hierdurch das Erfahrungswissen, die apriorische Vernunfteinsicht und das Gewissen sich ihr Recht nehmen;

2) daß dem Adel gegenüber sich ein bürgerlicher Krieger-, Industrie-, Gelehrten-, Beamtenstand bildete, und durch Tapferkeit, Reichthum, Einsicht, Rechtsansehen und göttliche Begabung sich thatsächlich über den bloßen Abstammungsadel erhob;

3) daß unabhängig von Kirche und Staat und Beide übergreifend, sich von selbst eine Welthandelsschaft, eine Künstlerwelt und eine Gelehrtenrepublik gestalteten, während die fortschreitende Bildung einerseits im Kirchlichen die starke Beimischung von Endlichmenschlichem, anderseits im Staatlichen wesentlich göttliche Elemente erkannte; endlich —

4) daß der Mensch zum Gefühl der Humanität, zum Bedürfniß der Allbefriedung, und zum Streben nach Allbeglückung erwachte, und diesem gemäß auch seine Vorstellung von Gott läutern und ihn nicht nur als den Allmächtig-Alleinigen, sondern auch als den Allgütig-, als den All-Einigenden bestimmen mußte, der sich — seiner würdig — nur durch ein Universum offenbaren konnte, in welchem die unendliche Harmonie durch keine absolut unauflösliche Feindschaft aufgehoben wird. —

13.

Die Stützen des Papstthums.

Der Papst als Bischof der Bischöfe, als Nachfolger der Apostelfürsten hat an den Bischöfen seine unmittelbaren Stützen; durch sie ist er Haupt der Hierarchie. Aber die Kirche besteht aus Hierarchie und Laienschaft, und so ist der Papst nicht nur das Haupt der Hierarchie, sondern auch Oberhaupt der Kirche.

Die Hierarchie bedarf nun zu ihrer Existenz, ihrer Anerkennung, ihrer Wirksamkeit, des Beistandes der weltlichen Regierungsgewalt. Der weltliche Fürst muß sich den Geboten und Weisungen, den Forderungen und Urtheilen des Oberhauptes der Kirche fügen, und nur durch diese Fügsamkeit erhält die Hierarchie ihre volle Wirklichkeit.

Der Bischof der Bischöfe, der Fürst aller Fürsten — kann aber selbst nicht wieder nur ein Bischof oder ein Fürst sein; er muß eine Würde besitzen, vor welcher sich Alles beugen muß. Ist aber der Bischof als Bischof dem Papste — als dem Nachfolger Petri — untergeben, so gehorcht er dem Petrus — nicht als dem Apostel, sondern als dem Stellvertreter Christi. Ebenso kann der weltliche Fürst sich dem Papste nicht als dem Nachfolger Petri unterordnen; denn dem Petrus waren unmittelbar nur die Apostel untergeben. Er muß im Papste den Stellvertreter des Sohnes Gottes anerkennen, dem Kirche und Staat unterthan sind, weil ihm von seinem Vater alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden.

So stützt sich also der Papst als Apostelfürst auf die Bischöfe, als Kirchenoberhaupt auf die weltlichen Gewalthaber, und so lange diese beiden Säulen feststehen, ragt auch die dreifache Krone allein in das Empyreum hinauf, und ihr Glanz verbreitet sich ringsum über die ehrfürchtenden Völker.

Die Kuppel eines Tempels kann aber auf vierfache Weise zum Sturz kommen: einmal, wenn sie selbst sich spaltet, dann, wenn die tragenden Säulen ihren Dienst verweigern, weiterhin, wenn die Grundlagen, auf welche die Säulen sich stützen, sie nicht mehr tragen wollen oder tragen können, endlich wenn der Schwerpunkt, auf dem die Grundlagen ruhen, verschoben wird, — wenn der Boden in seinen Grundfesten erbebt. Das Papstthum wurde schon auf jede dieser Weisen mit dem Zusammensturz bedroht.

Zuerst sehen wir Päpste und Gegenpäpste, und im 14 Jhdrt. sogar die akute Krankheit des Schisma's in eine chronische übergehend, von welcher das Papstthum nur durch die gewaltigsten Anstrengungen der geistlichen und weltlichen Fürsten geheilt wurde, aber für alle Folgezeit durch die Krankheit geschwächt und von seinen Aerzten abhängig blieb. Bischöfe und Fürsten hatten das Papstthum hergestellt; sie hatten in der That die Einheit der Kirche erhalten, deren Aufrechterhaltung gerade der Hauptberuf des Papstthums gewesen.

Auch die beiden Säulen fingen schon frühe an, der Kuppel den vollgebührenden Gehorsam zu versagen, und schon im 12ten und 13ten Jhdrt. senkte sie sich merklich in Frankreich und England, und als beide Säulen zu Pisa, Constanz und Basel ihre Eigenkräfte vereinigten, war der theilweise Zusammensturz des Papstthums vorbereitet, der in der Reformation zur Thatsache wurde.

Wie aber das Papstthum sich gegen die weltlichen und geistlichen Fürsten nur dadurch noch einigermaßen behauptet hatte, daß es den ural-

ten Beſtand ſeiner Rechte zu erweiſen ſuchte, ſo mußte es auch noch auf Erörterung des geſchichtlichen Grundes dieſes Beſtandes eingehen, als die Reformatoren denſelben in Frage geſtellt. In der Reformation war es überdies die Grundlage ſelbſt, auf der die beiden Säulen des päpſtlichen Thrones ruhten, welche ſich mit dieſen zur Abſchüttlung der Kuppel vereinigten. Es war der niedere Adel der Kirche, — (Prieſter und gelehrte Laien), — welcher ſich mit dem hohen Adel, mit den Großen, — den geiſtlichen und weltlichen Fürſten, — vereinigte, um die unerträglich gewordene Kuppel abzuwerfen. Und es gelang einem großen Theile deſſelben, indem er ſich auf die heilige Schrift, — den eigentlichen Schwerpunkt der chriſtlichen Kirche — ſtützte, und auf ihn ſich ſtützend — den größten Theil des kirchlichen Baumaterial's, (nämlich der römiſchen Ueberlieferung), die bisher für unantaſtbar gegolten, — abwarf.

Indeſſen war die Entſcheidung über die hierarchiſch-kirchliche und die gelehrte Deutung der h. Schrift thatſächlich dem Urtheil des Einzelnen anheimgefallen, deſſen Wiſſen und Gewiſſen ſich zu der einen oder der anderen hinneigte. Jeder meinte, der h. Schrift zu gehorchen, während er in Wahrheit nur den Gründen gehorchte, die ihn beſtimmten, gerade dieſe oder jene Deutung für die wahrhafte zu halten. Als dieſe Thatſache den Gläubigen zum Bewußtſein kam, war der Schwerpunkt der Chriſtengemeinſchaft verſchoben und fortan die h. Schrift nicht mehr im Stande, die Grundlagen der Kirche zu tragen.

Das Papſtthum hatte zuerſt auf dem Episcopat und dem Königthum, beide hatten auf der kirchlichen Ueberlieferung, dieſe auf dem Glauben an die h. Schrift geruht. An die Stelle der h. Schrift trat dasjenige, was man als ewige Wahrheit anerkennen zu müſſen ſich im Gewiſſen gedrängt fühlte; an die Stelle des Autoritäts-Glaubens trat dasjenige, was man Gewiſſen, Ueberzeugung, Selbſtbewußtſein, unmittelbares Gottesgefühl nannte; der Menſch gravitirte nicht mehr nach einem gen Himmel gefahrenen Gottmenſchen, ſondern nach dem Göttlichen, welches er in ſeinem eigenen Inneren trug.

14.

Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo.

Wenn in neuesten Zeiten der Bischof von Rom zur Rede gestellt wird, warum seine Vorgänger Jahrhunderte lang den Primat über alle andere Mitbischöfe behauptet, so hat diese Untersuchung dieselbe Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, wie die Frage nach dem Supremat des neuen Testamentes über alle andere Schriften, und wie die Grundfrage nach dem Principat Christi über alle Menschen.

Die mehr als Jahrtausend lange Geltung des Papstes als Oberhauptes der Kirche, der h. Schrift, als allerhöchster Offenbarung, — und Christi, als alleinigen Sohnes Gottes und Ober-Königs der Christenheit ist eine unabänderliche Thatsache, und diese drei welthistorischen Mächte haben als solche gewirkt und gewaltet als vollberechtigt.

Ob Christus der verheißene Messias, ob die h. Schrift inspirirt, ob der Papst der wirkliche Stellvertreter Christi und das souveraine Organ des h. Geistes, oder ob von Allem das Gegentheil, — dies Alles kann nicht mehr die Geschichte, und nur wenig unsere Ansicht von derselben verändern. Jedenfalls waren sie gerade in jenen Qualifikationen die gewaltigsten Hebel in der Hand der Vorsehung, und — insofern für Alle, die an sie geglaubt, auch wirklich dasjenige, für was sie gegolten. —

Sobald dagegen die Frage aufgeworfen wird nach dem Grunde, nach der Berechtigung zur Fortgeltung, so liegt in dieser Frage schon, daß Papst, Schrift und Jesus nicht mehr so gelten, wie sie gegolten, und nicht mehr so gelten können, da ihre Geltung nun jedenfalls nicht mehr eine unmittelbare, autoritätische, sondern eine vermittelte, auf freier Anerkennung beruhende sein kann. Die Sanktion dieser Gewalten liegt dann nicht mehr im übervernünftigen, göttlichen Geheimniß, sondern in der menschlichen, freithätigen Vernunft des Einzelnen.

Aber die Frage nach dem päpstlichen Primat ist auch nicht einmal mehr eine Zeitfrage; denn es ist schon längst durch allgemeine Thatsachen darauf geantwortet. Der Primat stützte sich auf das unverkümmerte Ansehen der Tradition. Als dieses erst materiell durch unerhörte

Mißbräuche deſſelben, dann auch formell durch die Reformation von Grund aus erſchüttert wurde, war die Primatfrage in thesi entſchieden; ſie war entſchieden durch das Anſehen der h. Schrift.

Aber dieſes Anſehen ſelbſt war ſchon theilweis ein reſtauritres; denn man ſchien zwar nur an die Offenbarung zu glauben und glauben zu wollen; in der That jedoch glaubte man nur an die neue Deutung derſelben, die man ihr auf den Grund anderweitiger Ueberzeugungen gegeben.

So lange man nun noch unbewußt die h. Schrift als gemeinſames Oberhaupt anerkannte, hatte der Primat auch noch einen, wenn gleich erſchütterten, geſpalteten, ſo doch ſich aufrecht haltenden Grund. Der vermeintlich unbedingte Glaube der Evangeliſchen an die Offenbarung — ſtützte noch den Glauben der Römiſchkatholiſchen an den Papſt.

Aber wie der Glaube an dieſen auf dem der Kirche an ihre Ueberlieferung (alſo — an ſich ſelbſt) beruht, ſo mußte auch der autoritätiſche Glaube an die Schrift, die ſelbſt nur eine Ueberlieferung war, bad nach jenem zu Grund gehen. Die eigentliche Zeitfrage wurde daher zunächſt die nach der richtigen Deutung der Bibel, nach dem Vorrang des Symbolums vor den individuellen Deutungen.

So lange die römiſch-katholiſche Kirche noch Eine war, wurde nur nach ihrer Ueberlieferung gefragt; als mehrere Kirchen nebeneinander aufkamen, konnte nur mehr an das, was ihnen gemeinſam geblieben, appellirt werden, an die h. Schrift. Die h. Schrift ſollte nun ſich ſelbſt erklären; ſie ſollte jedenfalls mit ſich ſelbſt in völliger Uebereinſtimmung befunden werden.

Als aber bei dieſer Arbeit die Schrift-Kirche gleich im Entſtehen in ſich zerfallen in Beziehung auf die Deutung der Schrift, — da mußte an die Gelehrſamkeit appellirt werden, an Geſchichte und Sprache, als die nunmehr unentbehrlichen Vorausſetzungen zum richtigen Verſtändniß der Schrift.

Hiermit war die Autorität derſelben abhängig gemacht von Schriften und Thatſachen, die nicht als heilige galten; ſie hörte eben damit auf, eine wirkliche Autorität zu ſein, gerade wie die Kirche als Autorität entſetzt war, als man von ihr verlangte, daß ſie ihre Autorität als in der Schrift begründet, rechtfertigen ſollte.

Da nun die Gelehrſamkeit keine letzte, für alle gleich befriedigende Entſcheidung zuließ, ſo mußte auch noch über dieſe hinausgegangen werden. Der unendliche Progreß mußte abgebrochen, und bei Abwägung

der Zeugniſſe auf die Macht zurückgegangen werden, welche dem einen oder dem andern das Uebergewicht zuerkannte, — und auf den Maßſtab, an welchem dieſe Macht die Gültigkeit, oder vielmehr den Vorrang eines Entſcheidungsgrundes ermaß. Es wurde hierbei nothwendig nach einem Gemeinſamen, d. h. nach einem ſolchen gefragt, welches in ſich ſelbſt die ſtärkſte Nöthigung zur allgemeinen Anerkennung enthielt.

An den blos individuellen Glauben konnte nicht appellirt werden; denn dieſer war bereits für unzureichend erkannt. Nur eine Ueberzeugung konnte gegen bloßes Fürwahrhalten in die Schranken treten.

Aber Ueberzeugung iſt ihrer Natur nach ein Vermitteltes; ſie findet in Wahrheit nur da ſtatt, wo ſo viele und ſo unverwerfliche Zeugen vorhanden ſind, daß die individuellen Einwendungen durch ſie überzeugt werden; das Gewiſſen kann ihnen nicht widerſtehen, es muß ihnen zuſtimmen.

Die Frage iſt hierbei nunmehr: durch welcherlei Zeugniſſe das Gewiſſen zur Zuſtimmung genöthigt wird? Dieſe Nöthigung ſoll nun allerdings eine dem Einzelnen immanente, aber ihrem Inhalte nach ſoll ſie zugleich eine allgültige, eine allmenſchliche ſein. Um dies zu ſein, muß ſie daher in einem nothwendigen Verbande ſtehen mit dem wirklich Allmenſchlichen, Allgültigen.

Es entſteht hiermit die Frage nach dem allgemein Anerkannten, nach dem Allgewiſſen. Und wieder muß die Geſchichte — aber nun auch die Gegenwart, alſo die ganze Geſchichte zu Rath gezogen werden.

Individuen, als ſolche, haben nun ſchon längſt keine Autorität mehr; wie denn überhaupt — ſo lange die Welt ſteht — der Einzelne, als ſolcher, nur inſofern Autorität[1]) hatte, als er irgendwie angeſehen wurde als Organ, oder als Werkzeug Gottes. Iſt nun vollends die Geiſtesthätigkeit bis zur Frage nach einem Allgültigen fortgeſchritten, dann gilt nur mehr die Sache, und — die Perſon — nur vermittelſt dieſer. Wird aber die Menſchheit um ihr Gemeinſames befragt, dann wird zunächſt unter Menſchheit nur das Nächſtbekannte begriffen, und hier dann Recht und Sittlichkeit als Ankergrund gefunden, und — als höchſtes Kriterion der Wahrheit oder Allgültigkeit — die Einigung mit demſelben proklamirt.

Indeſſen iſt hiermit wieder ein Progreß in's Unendliche

---

1) Als geiſtige — wohl zu unterſcheiden von der blos auf körperlicher Stärke beruhenden phyſiſchen Gewalt. —

eröffnet, und die Forſchung reduzirt das wirklich Allgemeingeltende auf immer weniger Punkte. Es ergeben ſich die mannigfaltigſten Widerſprüche nicht nur zwiſchen verſchiedenen Geſchichtsepochen, ſondern auch zwiſchen contemporänen Völkerſchaften. Das Bedürfniß nach Eintracht und Gewißheit und Freiheit, welches den Menſchen vom erſten, unmittelbaren Glauben fortgetrieben von Stufe zu Stufe, von Progreß zu Progreß, — treibt ihn nun auch über den neuen Widerſpruch, der ſich ihm ergeben, hinaus zu einer befriedigenden Löſung deſſelben.

Das zunächſt gefundene Soll — des beſonderen Rechtes und der beſonderen Sitte — hat ſich einem anderen Soll entgegengeſetzt. Der ſchwächere Geiſt lößt dieſe Antinomie durch eine durchgreifende ſogenannte Skepſis, — und da doch in jedem Augenblick gewollt und gehandelt werden muß, ſo fällt der Skeptiker auf den unmittelbaren Antrieb, auf das blos individuelle Gewiſſen zurück.

Gerade in ſeiner Schwäche liegt aber auch die Schranke für ſolche ſcheinbar unbedingte Entſchränkung. Mag er auch theoretiſch ſeine Individualität als höchſten, einzigen Schiedsrichter hinſtellen; in der Wirklichkeit läßt er ſich doch mehr oder weniger durch das bereits herrſchend gewordene Bedürfniß der Allgültigkeit beſtimmen.

Hier kömmt ihm nun ein ſtärkerer Geiſt zur Hülfe. Dieſen befriedigt nicht der Rückfall in die endlichſte Natürlichkeit. Er fragt vielmehr nach dem Grunde jenes verſchiedenen Sollens, — er ſucht die Geſchichte zu begreifen, — er ſucht ein ſchlechthin Allgemeines, welches jene beſondere Allgemeinheiten rhythmiſch verknüpfe. Er fragt alſo nach der ewigen Natur des Menſchen und nach dem Geſetze ihrer zeitlichen und örtlichen Entwicklung, ein Geſetz, welches aus dem gegebenen Ausgangspunkt und den ebenfalls gegebenen Entwicklungsſtufen ſowohl die Beſtimmung im Allgemeinen, als das Soll für die Gegenwart zu erkennen geben ſoll.

Dies iſt der Punkt, auf welchem die fortſchreitende Menſchheit jetzt angelangt iſt, und eben das Fortſchreiten derſelben auf das unzweideutigſte beurkundet. —

*

Zunächſt war nämlich der ganz abſtrakt gewordenen päpſtlichen Autorität, der ſpeziellen Satzung einzelner Kirchenhäupter eine concret formale Autorität entgegengeſetzt worden, — dem Dekret eines heili-

gen Vaters — das Wort des Sohnes Gottes, für deſſen Stellvertreter jener ſich ausgab.

Hierdurch verdrängt aus der abſtracten Souveränität in das hiſtoriſche Gebiet der Ueberlieferung, mußte die perſönliche Autorität ſich auf das Anſehen ſpezieller Offenbarung ſtützen.

Nun mußte die Oppoſition zu allgemeinen Verſtandes- und Gewiſſensgründen greifen, wenn ſie dieſe oder jene offenbarte Stelle gegen die vom Gegenpart urgirte geltend machen wollte. Sie berief ſich auf das allgemeine Zeugniß der Geſchichte, welches ihren Gründen den Stempel der Allgemeinheit aufdrücken ſollte.

Ihren Zeugniſſen wurden andere entgegengeſtellt, welche das Vorhandenſein einer Uroffenbarung erweiſen ſollten, deren getrübte Ausſtrahlungen ſich überall wiederfinden ließen.

Zur Entſcheidung blieb nur mehr die Erhebung in der Welt Urſprung, der unmittelbar auch der Welt Endzweck zu erforſchen nöthigte.

Zwiſchen beiden liegt einerſeits die geſammte Natur und Geſchichte, webt anderſeits das mit dem Vorhandenen unbefriedigte Menſchenweſen.

Das höchſte Beſtreben der Gegenwart geht jetzt darauf hin, das Wort des Friedens zu finden, welches den Zwieſpalt verſöhne, dem der Menſch in allen Kreiſen des Daſeins begegnet. —

Er glaubt an die Möglichkeit der allgemeinen Eintracht, weil es ihn unwiderſtehlich ſie zu ſuchen drängt, und es drängt ihn, ſie zu ſuchen, weil er in keiner beſonderen Harmoniſirung eine volle Befriedigung gefunden. —

15.

Das Univerſum — Gottes Tempel.

Das iſt der Nachtheil der Tempel, daß die Menſchen ſie für Wohnungen Gottes zu halten geneigt werden, nur bei dem Beſuche derſelben an den Herrn denken und draußen den Zufall und mitunter den Teufel walten laſſen.

Es wäre hohe Zeit, daß die Natur wieder zum Tempel der Gottheit eingeweiht würde!

Urſprünglich wurde Gott von der Natur nicht unterſchieden; daher Gott auf Bergen und in Wäldern verehrt.

So auch waren Königthum und Oberprieſterthum Eines.

Aber mit dem Urtheil, welches den Geiſt von der Natur unterſchied, — wurde auch die weltliche von der geiſtlichen Macht geſchieden. Zuerſt fand dieſe Abſonderung nur bei dieſem und jenem Volke ſtatt, bis die einzelnen Abſonderungen zuſammenfloſſen, in die große Spaltung des Papſtthum's und des Kaiſerthum's.

Noch ſind bei keinem Volke die Pole aus der Entgegenſetzung wieder zuſammengetreten, aber Alles ſchmachtet nach Verſöhnung und ſchon regen ſich überall tauſend Hände, um aus den lebendigen Gedanken und Wünſchen und Hoffnungen der Gegenwart an die Stelle des ſteinernen Pantheon's, welches Auguſtus vor Ankunft des Meſſias erbaut hat, das Univerſum ſelbſt zum Tempel des Unendlichen einzuweihen. —

Noch im Gegenſatz ſtehend, aber ſich aufſchwingend über ihn, ſchrieb Keppler (im prodrom. dissertat. cosmograph. ꝛc. nach Herders Ueberſ.) „Wer hienieden die Hinfälligkeit der menſchlichen Dinge erkannt hat, der wird von der Erde himmelwärts ſtreben. Gottes Werke wird er über Alles hochachten und in ihrer Betrachtung eine reine Erquickung finden. Großer Künſtler der Welt! ich ſchaue wundernd die Werke deiner Hände, nach fünf künſtlichen Formen erbaut und in der Mitte die Sonne, Ausſpenderin des Lichtes und Lebens, die nach heiligem Geſetz zügelt die Erden und lenkt in verſchiedenem Lauf. Ich ſehe die Mühen des Mondes und dort Sterne zerſtreut auf unermeßener Flur.

Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes, ein kleines, ſchwaches Erdgeſchöpf ſo zu erheben, ſo hoch, daß es im Glanze daſteht, ein weithin herrſchender König, faſt ein Gott, denn er denkt deine Gedanken dir nach!" —

16.

Welteinigkeit.

Wohl hat das biſchöfliche Chriſtenthum die zerfallende alte Welt zu einigen geſtrebt; aber erſt dem römiſch-katholiſchen

Papſtthum iſt's gelungen, das germaniſch-romaniſche Europa zu einem wirklich Einigen Geſchichtsweſen zu erheben. Sein Haupt war der Biſchof von Rom, ſeine Sprache das Altrömiſche, ſeine Beſtrebung von Oben herab — Centraliſation — und nach Außen Welteroberung. Unter römiſcher Obhut erwuchſen die Nationen, und als die Jugendkraft, die Luſt der Fremde, das Verlangen nach Abentheuern in ihnen ſich regte, horchten ſie dem Aufruf zur Befreiung des h. Grabes, — des Grabes — ihres geiſtlichen Vaters, zu dem die geiſtliche Mutter ſich ſehnſüchtig zurückwandte.

Um ſeinen Zweck zu erreichen, überſchüttete Rom ſeine kampfluſtigen Gläubigen noch mit Licenzen, Abſolutionen und Verſprechungen mannigfaltiger Freiheiten und löſ'te mit eigener Hand nicht wenige der mühſam geknüpften disziplinariſchen und hierarchiſchen Bande. Und die Gläubigen lernten die Fremde kennen und im Kampfe mit den Ungläubigen — die Ungläubigen achten[1]); — auch die Feinde ſcheuten ja nicht zu kämpfen und zu ſterben für ihren Glauben, ihren Gott und ſeinen Propheten.

Indeſſen breitete Rom innerhalb der Kirche ſeine Herrſchaft immer weiter aus, — und — Befriedigung der Herrſchluſt wurde nur zu oft der Endzweck des geiſtlichen Völkerkaiſers. Je höher ein Thron ſteht, je weiter der Scepter reicht, um ſo gewaltiger drängen ſich, um ſo berauſchender werden die von ringsum aufſteigenden Schmeichelbüfte, und — im Rauſche vergißt der Erhabene — ſeinen Urſprung und ſeine Beſtimmung!

Rom wurde habgierig und herrſchſüchtig, und wie es durch Beides ſich die Völker entfremdete, ſo wurde es ſelbſt auch dadurch geſpalten. Nun mußten die Völker ſelbſtherrlich werden, um zu entſcheiden, welchem der Kronprätendenten ſie ſich zuwenden wollten; — ſie mußten ſich zu Schieds- und Friedensrichtern aufwerfen, um die Einheit zu erhalten, die der Papſt zu erhalten die höchſte Beſtimmung hatte; — ſie mußten endlich ſelbſt die Ordnung wieder herſtellen, und ſelbſt ſich ein Oberhaupt ſetzen.

Von nun an war aber die Ordnung eine nur hergeſtellte, — das Haupt, — ein nur geſetztes — von der Kirche, und die Nationen hatten ihre Macht kennen gelernt, und die Kirchengroßen waren genöthigt worden, — die Zuſtimmung der Stimmberechtigten als unentbehrlich zu proklamiren für Alles, was Allen als ſchlechthin verbindlich gelten ſollte.

Die nächſte Folge von Allem dieſen war von Unten das Streben

1) Die Erweiſe dafür — in jeder aufrichtigen Geſchichte der Kreuzzüge

nach Decentraliſation; von Oben das zornig-ängſtliche Bemühen, die eigenwillig auseinanderfahrenden immer feſter und ſtrenger zu binden.

Aber das wahrhafte, das magiſche Glaubensband war ſchon gelöſt, und jeder Verſuch, ein inneres Band durch ein äußeres zu erſetzen, empört nur immer tiefer den zur freien Hingebung geſchaffenen Menſchen.

Die Willkühr, die Unſittlichkeit und Selbſtſpaltung des Oberhauptes hatte die Verſammlung der röm. kath. Kirchenſtände genöthigt, die Souveränität der Kirche im Gegenſatz zur Souveränität des Papſtes zu proklamiren, und da Rom und ſeine Anhänger die entgegengeſetzte Lehre feſthielten, ohne Kraft und Muth, die Andersgläubigen von ſich abzuſcheiden (wie doch früher die Griechen waren abgeſchieden worden), — ſo fraß die Wunde ſich immer tiefer ein — und die romaniſch-germaniſche Einheit ſchien unwiederbringlich verloren.

Wie aber im Aufgang der Kirche die Einheit der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung — am weltlichen Kaiſer ihre Stütze, am römiſchen Papſte ihr unſterbliches Organ gefunden, um ihren Glaubensbefehlen Nachdruck zu geben, ſo fand jetzt das im Untergang des Papſtthums erwachte Princip der Souveränität der Kirche ſeine Stütze an den nationalen Ständeverſammlungen und ſein Organ — an der Preſſe, — die gerüſtet, eine heilige — unverletzliche Jungfrau zugleich vom Haupte des allmächtigen Blitzſchleuderers und vom Herzen des helfenden Gottes (des Juvans pater) entſprungen, zugleich mit dem Schwert der befreienden Wahrheit und dem Oelzweig der befriedenden Einverſtändigung in die zerfallende Kirche eintrat. —

Die Tochter des Menſchen hatte den Sohn Gottes unterm Herzen und auf den Armen getragen, der doch ſchon als Knabe ihr entweichend im Tempel lehrte und als Mann — Alle, die den Willen ſeines Vaters im Himmel thun würden, ſeiner Mutter gleich ſtellte. Ein Gleiches mußte nun die ehrwürdige Roma erleben. Sie hatte die abendländiſche Menſchheit an Kindes Statt angenommen, ihre Völker eine gemeinſame Sprache gelehrt, und ihnen die h. Schrift — ſo zubereitet, wie ſie dieſelbe eben verſtehen und vertragen konnte.

Aber das Kind überwuchs die Mutter.

Wohl hatte Rom ihm die Schrift überliefert; — aber von Griechenland empfing es freigeiſtige Nahrung (Ariſtoteles — und Plato); — von Oben, vom alleinigen Allvater, war ihm der Geiſt der Freiheit — einerzeugt worden. Und als das Kind zum Knaben gereift, da trat es ſelbſtſtändig lehrend auf, und ſprach das erſte Wort der Befreiung aus, indem es erklärte, — es müſſe einwilligen in das,

was ihm gelten ſollte. Noch fehlten ihm aber die Mittel, ſein Ja und ſein Nein auch zu jeder Zeit und Jedem vernehmlich auszuſprechen; — ſiehe, da erfand der germaniſche Geiſt zur allgemeinen römiſchen Sprache — die allgemeine deutſche Schrift — (den Buchdruck) — und von nun an war immer die Gemeinde des freien Geiſtes — verſammelt, und es fing ſich nun eine höhere, reichere Einheit zu geſtalten an, als diejenige war, die an die Stelle des altrömiſchen Kaiſerthums getreten.

Dieſes Kaiſerthum war zu Grund gegangen, während die chriſtliche Kirche ſich aus der Vielſpältigkeit der Sekten zu ſammeln begann. Als das Papſtthum zu Beſtand gekommen, erſtand auch das Kaiſerthum wieder, um nun, von der Kirche geweiht, als Anwald des göttlichen Rechtes in der Geſchichte aufzutreten. Die Kirche und das Kaiſerthum zerfielen nunmehr, — während abermals die ganze civiliſirte Welt in immer zahlreichere Sekten und Parteien ſich aufzulöſen ſchien. Aber die Zeiten ſind vorüber, in denen eine trübe Miſchung von Wahrheit und Irrthum der Welt als ewig unverbrüchliche Glaubensnorm imponirt werden konnte. Was jetzt Glauben forderte, mußte erſt ſeine Glaubwürdigkeit erhärten, und je vielſpältiger die Meinungen über das Vieldeutige, um ſo einiger werden die Geiſter über das Unzweideutige, um ſo feſter klammern ſich Alle an das Gewiſſe, das Alle verbindet. So bereitet die anſcheinlich tiefſte und allgemeinſte Zerriſſenheit im Grunde die tiefſte und allgemeinſte Einigung vor und es nahet nun wohl die Zeit, wo die kämpfenden Völker und Kirchen ihrer Einheit im Weſentlichſten innewerdend, auch das Organ finden werden, dieſe Einheit als wirkliches Einigungsband anzuerkennen, um von dieſem Vereinigungspunkt aus das ganze menſchliche Daſein zu verklären.

Nicht mehr wird dann der Cäſar fordern dürfen, daß man nur bei ſeinem Genius ſchwöre; nicht mehr wird geſagt werden, gebt dem Cäſar, was des Cäſars, und Gott, was Gottes; auch wird kein Menſch mehr im Namen Gottes alle „menſchliche Creatur ihm unterworfen zu ſein" behaupten; ſondern Kaiſer- und Kirchen- und Papſtthum werden — aus der Feuer- und Geiſttaufe der Freiheit wiedergeboren — die Einheit nicht mehr zerreiſſen, die Einigkeit nicht mehr ſtören, zu welcher die Menſchheit ſo gewiß beſtimmt iſt, als gewiß ſie aus dem einigen Schöpfergeiſt urſtändet.

17.

Christus und die Freiheit.

Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts wurde immer lauter, immer allgemeiner, immer dringender eine Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern gewünscht, gebeten, gefordert.

Man glaubte die Kirche reformiren zu können, wenn es die zahllosen Uebel zu entfernen gelänge, die überall zu Tage getreten waren.

Man übersah, daß die Uebel mit dem Guten aufgewachsen, und daß es für das Ganze lebensgefährlich, das faule Fleisch ausschneiden zu wollen.

Ebenso bedachten die frommen Männer, die solche Reformation verlangten, nicht, daß, wenn einmal das Haupt von den Gliedern gemeistert, die Oekonomie und Disziplin unwiderbringlich gestört sei, und bei immer geringeren Veranlassungen immer nachhaltiger gestört werden müsse.

Rom scheint dies öfters klar eingesehen zu haben, und es zog vor, die Disziplin, die mit seinem ganz besonderen Interesse verflochten war, mit dem Schwert in der Hand bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

In der Kirche dagegen wurde gegen die noch immer sich verhärtende Hierarchie und Autorität jede Lebens- und Freiheitsregung nothwendig zum Aufstand, zur Empörung, — endlich zur Revolution, die einen Flügel der stolzen Peterskirche abriß.

Durch diesen Abriß, den man Reformation zu nennen pflegt, — wurde das Schiff der päpstlichen Kirche vollends dem Zudrang der Wogen geöffnet, und alle Kraft der Mannschaft vergeudete sich seitdem in Ausbesserungs- und Abwehrungsversuchen, durch welche sie immer um eben so viel auf der einen Seite sich schwächte oder verschlimmerte, als sie auf der anderen vorübergehend Kraft und Hülfe gewann.

Die Reformation war aber im vollsten Sinne des Wortes eine Revolution; denn sie kehrte, was freilich seit fünf Jahrhunderten vorbereitet worden, — sie kehrte die Kirchenordnung um, indem sie die — nur zum Lernen und Gehorchen verpflichteten Laien zum Urtheil aufrief über ihre Lehrer, und zum Widerstand gegen ihr Oberhaupt.

Eine Revolution, d. h. eine Umwälzung iſt aber überall unvermeidlich, wo ein Lebendiges in todte Formen verſchloſſen wird. Wird dem menſchlichen Geiſte die freie Bewegung verboten, — und wäre das Verbot auch noch ſo wohlgemeint, — das Verbot wird ihn empören, und er wird — wie die eingeſperrte Schwalbe — eher in die Flammen ſich ſtürzen, als auf das Freiheitsſtreben verzichten.

So lange das Kind nicht allein ſich fortbewegen kann, lehnt es ſich gerne auf das Gängelband, das die Mutter liebſorglich in Händen hält. Aber die Mutter beſcheide ſich, und wolle den Jüngling nicht zurückhalten, wenn die Wanderluſt in ihm erwacht, und er nach der weiteſten Ferne und Fremde ſich ſehnt. Die Kirche aber, die große Völkermutter, — ſie mußte ihre Kinder — in eiſernen Bändern gehen laſſen, und als ein Knabe das Band abſtreifen wollte, — da ließ ſie alle Bänder vernieten. Und die Vernietung wuchs feſt in's Fleiſch, — und nur der Starke zerbricht die Bande, während der Schwache ihrem Drucke erliegt, — bis der Befreier ihm naht.

Noch ſind nicht alle Bande geſprengt, die den Menſchengeiſt zur Gewaltſamkeit reizen; aber der Geiſt iſt unverwüſtlich und wenn er zu lange zurückgedrängt wird, — dann wird er zunächſt zum ätzendſten Scheidegeiſt, der alle — ſelbſt heilige — Bande zerfrißt, um ſeine Freiheit zu erobern, — eben weil Freiheit — die Pforte des Allerheiligſten iſt. Dies darf man beſonders in gegenwärtiger Zeit nicht überſehen — oder vergeſſen; denn nur die Erkenntniß dieſer thatſächlichen Wahrheit gibt den Schlüſſel zu ſo manchen auffallenden, ſonſt unbegreiflichen Erſcheinungen und vermittelt ein ſachgerechtes Urtheil über dieſelben.

Chriſtus, Gottes- und des Menſchen Sohn, wie vor ihm und nach ihm keiner, — wie jedes wahrhaft Große und Göttliche ein Einziges iſt, — Chriſtus diente Gott und den Menſchen bis in den Tod. Da es aber in jedes Menſchen Freiheit gegeben iſt, ſeinen Dienſtberuf zu erfüllen, wenn er die ihm verliehenen Talente jeder Art treu verwendet, ſo kann in dieſem Sinne auch jeder Menſch ein Chriſtus werden in ſich und für Andere. Faßt man nämlich die ganze Erſcheinung und Lehre Chriſti in lebendiger, geiſtiger Einheit auf, ſo wird man als das Weſentliche ſeines Lebens in Einklang mit dem Weſentlichen ſeiner Lehre erkennen, „Gott und dem Nächſten zu dienen mit allen „Kräften — von ganzem Herzen — nach beſtem Wiſſen „und Gewiſſen.“ So diente Jeſus, ſo dienten die Apoſtel; ſo feiert jedes Volk zu jeder Zeit treue Gottesdiener, und in dieſem Sinne iſt der chriſtliche Glaube ſo alt als die Welt und ewig wie Gott, der Vater, ewig wie die Liebe, die als willig dienend das Allverbindende

und Allseligmachende ist, und ewig, wie der Geist, der Gottes Willen, der die Liebe als sein eigenes höchstes Wesen wissend, diesem seinem Gewissen folgend, wahrhaft frei ist.

Diese wahrhaft allgemeine Religion der Freiheit wurde aber zunächst in ihr Gegentheil verkehrt, und diese Verkehrung erreichte ihre äußerste Spitze, als ein einzelner Mensch die Schlüssel des Himmels und der Hölle von Gott empfangen zu haben, als Gottes Stellvertreter zu unbeschränkter Alleinherrschaft über die ganze Erde und ihre Menschheit berufen und bevollmächtigt zu sein behauptete, und seinem Eigennutz fröhnend — das menschliche Wissen und Gewissen mit Füßen trat!

Alle Menschen konnten Christen werden, nur Einer konnte Papst sein.

Aber der ungeheuerste Druck rief die radikalste Widersetzlichkeit, die absolute Tyrannei das absoluteste Befreiungsstreben hervor, und die Lehre, daß Jeder Einzelne nur allein für sich nach seiner endlichsten Einzelnheit zu sorgen habe, daß also jeder Mensch Papst, jeder sich selbst schlechthin Gott sei, war der äußerste Rückschlag auf jene äußerste Verkehrung.

Im kirchlichen Papstthum hatte der Mensch als Weltenbeherrscher die höchste Stufe formeller Majestät erstiegen. In der widerpäpstlichen Vereinzlung dagegen hatte die Allgemeinheit sich auf die niedrigste Weise ihr formales Recht genommen.

Dieser Gegensatz, zu dessen Lösung die Gegenwart berufen ist, kann nur dadurch aufgelöst werden, daß Christus in seiner Wahrheit erkannt werde, indem jeder Mensch die Majestät jedes Anderen, sich selbst aber als berufen erkenne, wie Christus nach bestem Gewissen Gott gehorchend, und Allen dienend, nur auf diese Weise sich selbst und die Welt zu beherrschen.

18.

Rückkehr in das Ursprüngliche.

Wenn etwas in seinen Anfang und Ursprung zurückstrebt, dann ist es ein Zeichen, daß es an sein, oder doch an ein Ende gekommen.

Der Greis gedenkt der Kinderjahre; die gealterte Gesellschaft wandert zurück in ein goldenes Zeitalter, — die verdorbene in das unschuldige Arkadien oder in's Paradies.

Die erſtarrte Kirche ſehnte ſich zurück nach der apoſtoliſchen Zeit, und als auch die apoſtoliſche Zeit nicht helfen wollte, wandte das hülfbegierige Europa ſich nach ſeines Lebens Wiege zurück und glaubte auf eine Weile, ſich reſtauriren zu können durch Brahminiſche Weisheit oder gar durch die Moral des Cong-fu-dse.

Auf dieſer Pilgrimſchaft nach dem gelobten Lande des Urſprungs und der unverdorbenen Menſchen-Natur war man aber des wahrhaft Urſprünglichen, nämlich des Göttlichmenſchlichen, — als des Weſentlichen und Nothwendigen inne geworden, und über das uralte China hinaus, — in der neuen Welt, — war dieſes Nothwendige als Urrecht zum allgemeinen Bewußtſein und zur lebenskräftigen Verwirklichung gekommen.

Und der weltumſegelnde Geiſt der Forſchung kehrte in die Heimath wieder, und brachte mit ſich die — langerſehnte Braut, — die — nun zur beſonnenen Jungfrau gereifte Geſpielin ſeiner ſchönſten, heiterſten Kindertage — die Freiheit.

So iſt das Mittelalter an ſein Ende — aber die Menſchheit nur an ein Ende, an das Ende ihrer Unmündigkeit gekommen und das Erſterben des Krieges und der Knechtſchaft iſt die Auferſtehung des Friedens und der Freiheit.

19.

Der allgemeine Stand.

Als der Abbé Siéyes im Januar 1789 die inhaltsſchwere Frage aufwarf: „Qu'est-ce que le *Tiers-état*?“ und ſie mit „*tout*“ beantwortete, ſo hatten dieſe Frage und dieſe Antwort ihre eigenthümliche Bedeutung durch ſeine zweite Frage und Antwort: „Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique?“ — „*Rien*;“ — und ihre Zurechtweiſung in der dritten: „Que *demande*-t-il?“ — „A être *quelque chose*.“

In den zwei vorhergehenden Jahrhunderten hatten die zweierſten Stände alle Herrſchaft an ſich geriſſen; — der hohe Klerus mit dem Papſt, und der weltliche Adel mit dem König an der Spitze waren

hinsichtlich der Berechtigungen Alles, der dritte Stand, — (Pfarrer, Bürger und Bauern) — Nichts.

Die Frage war aber damals nicht blos eine französische, sondern eine europäische, wenn auch der Gegensatz, der sie veranlaßte, nicht überall zu gleicher Schärfe und Bitterkeit gediehen war.

Im Grunde nämlich war derselbe kein anderer, als der zwischen Vorrechten und Recht, zwischen sg. Freiheiten und Freiheit, zwischen besonderem Adel und allgemeinmenschlicher Würde.

Und als die Frage in Frankreich aufgeworfen wurde, war sie durch französische und englische Aufklärung und mit Hülfe des französischen, weltlichen Adels bereits für Nordamerika zur Entscheidung gebracht. Das Princip einer neuen Welteinrichtung, — das Princip der Humanität — hatte in dem neuen Welttheile schon festen Fuß gefaßt, und es galt nur mehr dessen weiterer Verbreitung.

Die Idee der Menschheit, welche, vom chinesischen Familienstaat ausgehend, stätig sich entwickelnd vom äußersten Osten nach dem äußersten Westen fortgeschritten, — war, ein zweiter Herakles, an das Ende ihrer arbeitvollen Laufbahn gelangt, und wandte sich nun wieder zurück, um nach und nach alle Völker an den Früchten der Kultur Theil nehmen zu lassen, zu deren Erzeugung ein jedes zu seiner Zeit und nach seinem eigenthümlichen Berufe mitgewirkt hatte.

Schon Alexander, Rom, Mohammed, die Kreuzfahrer, englischer Handelsgeist, russische Bajonette und zuletzt noch Napoleon hatten sich auf die alte Welt zurückgewendet; aber alle wollten nur erobern, und brachten keinen bleibenden Segen.

Selbst das Christenthum, in der Auffassung, in welcher es zunächst zur welthistorischen Macht geworden, vermochte nur nach Westen hin sich auszubreiten und fand erst, nachdem es durch Mohammed mehr orientalisirt worden, einigen Eingang in die älteste Welt. Aber in keiner von beiden Gestalten konnte es die ganze Menschheit durchdringen, weil es selbst sich noch nicht vollkommen humanisirt hatte.

Erst, wenn es selbst allen absoluten Prärogativen und somit aller unbedingten Ausschließlichkeit entsagt, kann es, zum humanen Glaubens- und Rechtsprincip geläutert, — auch bildend und läuternd auf alle Völker zurückwirken. Jedes Volk braucht dann nur an das Gottmenschliche in ihm erinnert zu werden, um sich dessen für alle Folgezeit geistig zu bemächtigen und — von diesem höheren Bewußtsein aus — seine kirchlichen und politischen Einrichtungen diesem neuen Princip gemäß umzugestalten.

Die erſtarrte Kirche ſehnte ſich zurück nach der apoſtoliſchen Zeit, und als auch die apoſtoliſche Zeit nicht helfen wollte, wandte das hülfbegierige Europa ſich nach ſeines Lebens Wiege zurück und glaubte auf eine Weile, ſich reſtauriren zu können durch Brahminiſche Weisheit oder gar durch die Moral des Cong-fu-dse.

Auf dieſer Pilgrimſchaft nach dem gelobten Lande des Urſprungs und der unverdorbenen Menſchen-Natur war man aber des wahrhaft Urſprünglichen, nämlich des Göttlichmenſchlichen, — als des Weſentlichen und Nothwendigen inne geworden, und über das uralte China hinaus, — in der neuen Welt, — war dieſes Nothwendige als Urrecht zum allgemeinen Bewußtſein und zur lebenskräftigen Verwirklichung gekommen.

Und der weltumſegelnde Geiſt der Forſchung kehrte in die Heimath wieder, und brachte mit ſich die — langerſehnte Braut, — die — nun zur beſonnenen Jungfrau gereifte Geſpielin ſeiner ſchönſten, heiterſten Kindertage — die Freiheit.

So iſt das Mittelalter an ſein Ende — aber die Menſchheit nur an ein Ende, an das Ende ihrer Unmündigkeit gekommen und das Erſterben des Krieges und der Knechtſchaft iſt die Auferſtehung des Friedens und der Freiheit.

19.

Der allgemeine Stand.

Als der Abbé Sièyes im Januar 1789 die inhaltsſchwere Frage aufwarf: „Qu'est-ce que le *Tiers-état*?“ und ſie mit „*tout*“ beantwortete, ſo hatten dieſe Frage und dieſe Antwort ihre eigenthümliche Bedeutung durch ſeine zweite Frage und Antwort: „Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique?“ — „*Rien*;“ — und ihre Zurechtweiſung in der dritten: „Que *demande*-t-il?“ — „A être *quelque chose*.“

In den zwei vorhergehenden Jahrhunderten hatten die zweierſten Stände alle Herrſchaft an ſich geriſſen; — der hohe Klerus mit dem Papſt, und der weltliche Adel mit dem König an der Spitze waren

hinsichtlich der Berechtigungen Alles, der dritte Stand, — (Pfarrer, Bürger und Bauern) — Nichts.

Die Frage war aber damals nicht blos eine französische, sondern eine europäische, wenn auch der Gegensatz, der sie veranlaßte, nicht überall zu gleicher Schärfe und Bitterkeit gediehen war.

Im Grunde nämlich war derselbe kein anderer, als der zwischen Vorrechten und Recht, zwischen sg. Freiheiten und Freiheit, zwischen besonderem Adel und allgemeinmenschlicher Würde.

Und als die Frage in Frankreich aufgeworfen wurde, war sie durch französische und englische Aufklärung und mit Hülfe des französischen, weltlichen Adels bereits für Nordamerika zur Entscheidung gebracht. Das Princip einer neuen Welteinrichtung, — das Princip der Humanität — hatte in dem neuen Welttheile schon festen Fuß gefaßt, und es galt nur mehr dessen weiterer Verbreitung.

Die Idee der Menschheit, welche, vom chinesischen Familienstaat ausgehend, stätig sich entwickelnd vom äußersten Osten nach dem äußersten Westen fortgeschritten, — war, ein zweiter Herakles, an das Ende ihrer arbeitvollen Laufbahn gelangt, und wandte sich nun wieder zurück, um nach und nach alle Völker an den Früchten der Kultur Theil nehmen zu lassen, zu deren Erzeugung ein jedes zu seiner Zeit und nach seinem eigenthümlichen Berufe mitgewirkt hatte.

Schon Alexander, Rom, Mohammed, die Kreuzfahrer, englischer Handelsgeist, russische Bajonette und zuletzt noch Napoleon hatten sich auf die alte Welt zurückgewendet; aber alle wollten nur erobern, und brachten keinen bleibenden Segen.

Selbst das Christenthum, in der Auffassung, in welcher es zunächst zur welthistorischen Macht geworden, vermochte nur nach Westen hin sich auszubreiten und fand erst, nachdem es durch Mohammed mehr orientalisirt worden, einigen Eingang in die älteste Welt. Aber in keiner von beiden Gestalten konnte es die ganze Menschheit durchdringen, weil es selbst sich noch nicht vollkommen humanisirt hatte.

Erst, wenn es selbst allen absoluten Prärogativen und somit aller unbedingten Ausschließlichkeit entsagt, kann es, zum humanen Glaubens- und Rechtsprincip geläutert, — auch bildend und läuternd auf alle Völker zurückwirken. Jedes Volk braucht dann nur an das Gottmenschliche in ihm erinnert zu werden, um sich dessen für alle Folgezeit geistig zu bemächtigen und — von diesem höheren Bewußtsein aus — seine kirchlichen und politischen Einrichtungen diesem neuen Princip gemäß umzugestalten.

Die Selbſtbefreiung der Schweizer, der Niederländer und der Nordamerikaner hatte die Anerkennung des Princips nationaler Selbſtſtändigkeit, — alſo der Freiheit und Gleichheit der Nationen zum allgemeinen Reſultat; die Reformation mit allen ihren nothwendigen Conſequenzen — hatte die religiöſe, die Revolution in ihrer noch fortwährenden Wirkſamkeit die politiſche Verſelbſtſtändigung des Menſchen als ſolchen zum bleibenden Ergebniß.

So iſt die Anerkennung der Humanität das glorreiche Reſultat aller jener beſonderen Arbeiten und Kämpfe, und die Fragen nach den Rechten der einzelnen Stände haben zur allgemeinen Antwort die Anerkennung des — allgemeinen hochwürdigen Menſchen-Standes erhalten.

20.

Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit.

Die alte Welt befragte für alle irgend erheblichen Benehmungen des irdiſchen Lebens die Götter, und dieſe und ihre Orakel bildeten ein Einigungsband zwiſchen Aegyptern, Phöniziern, Kleinaſiaten, Griechen, Römern und ſelbſt noch mehreren barbariſchen Völkern. Delphi, Dodona und das Ammonium waren die einigenden Centralpunkte für die alte, wie ſpäter Rom, Byzanz und Jeruſalem für die chriſt-katholiſche Welt.

Aber dieſes Band verknüpfte jene Völker nicht einmal ſo leicht, „wie die Binſe den Kranz;" — die Religion war eine ſelbſtiſche, und hinderte deshalb nicht die Herrſchſucht, immer neue — fürchterliche Kriege zu entzünden.

Und ſelbſt dieſes loſe Band war ſchon bis auf wenige Fäden zerriſſen, als das Chriſtenthum ſich auszubreiten anfing, und es zeigte ſich hier, wie immer und überall, daß der Allwaltende — keines ſeiner Werke ſichtbarlich zertrümmert, bevor es nicht ſchon größtentheils innerlich vermodert oder verkümmert iſt. Es zeigte ſich dann auch das zweite, — daß er nichts Beſtehendes ſtürzen läßt, als um es durch Größeres zu erſetzen.

Was der alten Welt das Irdiſche, das wurde der chriſtlichen das Ueberirdiſche. Jene befragte ihre Götter um die Mittel, den leiblichen Tod möglichſt weit hinauszurücken und das irdiſche Leben möglichſt reichlich zu genießen. Die chriſtliche Welt befragte den h. Geiſt und ſeine Propheten, — die Prieſter, — um die Mittel, dem ewigen Tod zu entfliehen und im anderen Leben möglichſt wenig im Fegfeuer zu leiden und reichlichſten himmliſchen Lohn zu erwerben.

Der Biſchof von Rom wurde der angeſehenſte Prophet des h. Geiſtes und der Glaube an die Inſpiration ſeiner Ausſprüche das ſtärkſte Vereinigungsband der abendländiſchen Völker.

Aber auch dieſes Band hemmte keinen Völker- und keinen Kirchen- oder vielmehr Sektenkrieg, und nur wenn eine ungläubige Macht die Chriſtenheit bedrohte, ſchaarten ſich die Völker des neuen Bundes unter Eine Fahne. Was den uneinigen griechiſchen Stämmen die Perſer, was den hadernden Römern die Karthager und die nordiſchen Barbaren, das wurden für die Chriſten die Hunnen, und für die Römiſch-Katholiſchen die Mohamedaner und die Mongolen.

Wie aber innerlich Griechenland durch orientaliſchen und das alte Rom durch chriſtlichen Aszetismus, ſo wurde das älteſte Chriſtenthum durch abendländiſche Spekulation, der römiſche Katholicismus durch abendländiſchen Rechts- und Freiheitsſinn aufgelöſ't.

Die Herrſchſucht der alten Welt war zu Rom von den Todten wieder auferſtanden. Während aber Alexander, Cäſar und Attila nur die Erde beherrſchen wollten, ſchwangen die Päpſte den Scepter — im Namen ihres Gottes über dieſe und jene Welt. Leo I. wurde der Romulus des neuen Rom's; aber in Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. culminirte die Idee der Weltherrſchaft, um die Menſchheit im Allerinnerſten, Allerheiligſten zu empören und ſie zur vollſtändigſten Selbſtbefreiung zu begeiſtern.

Den in den Staub getretenen leiblichen Sklaven der alten Welt hatte Chriſtus durch Verheißung eines jenſeitigen Himmelreiches aufgerichtet; der hier unſchuldig zertretene ſollte dort in Herrlichkeit auferſtehen. Den in Staub getretenen geiſtlichen Sklaven der päpſtlichen Welt richtete der heilige — weil allgemeine — Geiſt der neuen Zeit durch Erinnerung an ſein unveräußerliches göttliches Recht wieder auf, und gab ihm Kraft, die römiſchen Feſſeln zum andern Male zu ſprengen; und mit ſeinem Blute die Fundamente eines Tempels zu verkitten, der, allmählig wachſend, nach und nach die ganze Menſchheit in ſich aufzunehmen geeignet, die Erde mit dem Himmel auf das innigſte zu vereinen beſtimmt iſt.

Das Einheitsband dieser neuen Zeit ist nun kein anderes, als die, jedes Herz und jeden Geist befriedigende Idee der göttlichen Liebe selbst, welche nur im Elemente der Freiheit zu vollkommener Offenbarung gelangt, und sich auf das Herrlichste dadurch bezeugt, daß Gott die Menschen zur Freiheit erzieht, daß die Menschen sich freithätig miteinander verbinden, und daß die Freien, in Liebe vereint, auch Gott als all-einigende Liebe verehren. —

21.

Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion.

Religion ist die Wurzel des Lebens, und die religiöse Weltansicht seine höchste Blüthe.

Um ein Volk, eine Zeit zu verstehen, muß man seine Religion kennen; um eine bestimmte Religionslehre zu verstehen, muß man das Volk, die Zeit kennen. Hier, wie überall setzen die Momente der Wahrheit einander voraus.

Ebenso aber, wie das Selbstbewußtsein das Bewußtsein, und wie die Erkenntniß des Gegenstandes das Selbstbewußtsein, so setzt auch die Erkenntniß einer bestimmten Religion eine Entgegensetzung voraus, die erst aus der Bildung und Entstellung des Gebildeten hervorgeht.

Wie dann das Allgemeine erst aus der Zusammenstellung und Vergleichung mehrerer Besonderheiten hervorgeht, so konnte das Bedürfniß einer wahrhaft allgemeinen Religion auch erst aufsteigen, als der Mensch zur Wahrnehmung der Völkermassen gekommen, die, verschiedenen Glaubenssystemen huldigend, groß und alt genug waren, um nicht mehr als bloße Entartungen bei Seite gestellt werden zu können, — die vielmehr als Besonderheiten die Aufstellung einer alle begreifenden Weltansicht erheischten.

Die nächste Erhebung über die Besonderheiten ist aber das Aufsteigen zu einem abstrakt Allgemeinen, und erst wenn sich diesem gegenüber noch jene Besonderheiten aufrecht erhalten, weil das abstrakt Allgemeine keinen zureichenden Ersatz bietet für das Concrete, erst dann

wird das Concret-Allgemeine Bedürfniß, und deſſen Ermittlung die Aufgabe der wiſſenſchaftlichen Forſchung.

Die Wurzel dieſes Strebens iſt ſelbſt wieder die Religion, nämlich das geheimnißvolle Band, welches das menſchliche Einzelweſen an das Allgemeinweſen knüpft, und deſſen es inne zu werden trachtet, weil es nur in dieſem Innewerden zum gottmenſchlichen Daſein, zum höchſten Genuſſe des Einen und Allen gelangt.

Dieſes Streben beurkundet ſomit ſelbſt ſchon den Aufblitz einer höheren religiöſen Weltanſicht; denn nur weil das Herz mehr bedarf, als das bis dahin Ausgeſprochene ihm darbietet, hat es ein Allgemeineres — und zuletzt das Allgemeinſte, das Allbegreifende zu ſuchen angefangen. Es glaubt ſchon wirklich an daſſelbe, eben weil es daſſelbe ſucht, wie die bewegliche Magnetnadel durch ihr Schwanken das Daſein des anziehenden Nordpunktes erweiſt.

Wie aber alle Wirkſamkeit vom Einzelnen und vom eingeſchränkteſten Saamenzuſtand ausgeht und zu immer mannigfaltigeren Verknüpfungen fortſchreitet, wie jede ſolche Entwicklung in einen reichhaltigeren Einigungspunkt ſich ſammelt, ſo iſt auch die Aufgabe, die jetzt der höchſten Bildung vorliegt, das Ergebniß früherer, beſchränkterer Entwicklungen.

Schon die Urvölker waren innerhalb ihres einzelnen Lebenskreiſes zu einem Allgemeinen aufgeſtiegen, und faſt gleichzeitig mögen die Hauptvölker des alten Aſiens zu jener Entwicklungsſtufe ſich erhoben haben, auf welcher die allgemeinere Faſſung ihrer beſonderen Religionen ihnen Bedürfniß geworden.

Noch höher hatten ſich mehrere Jahrhunderte ſpäter die erſten Miſchvölker, welche das alte Aſien mit dem jüngeren Europa verknüpfen, erhoben. Selbſt aus verſchiedenen Urvölkern hervorgegangen, waren ſie auch untereinander in Wechſelwirkung getreten und das Allgemeine, welches zu Ende der alten Zeitrechnung zum Bewußtſein kam, war ſchon ein Umfänglicheres, als dasjenige, welches die Urvölker erzeugt hatten.

Dieſes Allgemeine war aber zunächſt noch ein unvollſtändiges, weil es nicht aus dem Wechſelverkehr der geſammten Menſchheit hervorgegangen war.

Erſt ſeitdem die ganze Erde umſchifft, die Religionen aller Völker zur Vergleichung gekommen, reiften die gebildetſten Völker Europas zur Erfaſſung des Allgemeinmenſchlichen. Wurde daſſelbe dann zunächſt nur auf abſtrakte Weiſe zum Bewußtſein gebracht, ſo iſt doch alsbald aus dem Gegenſatze dieſes Abſtrakt-Allgemeinen und

der concreten Besonderheiten, die sich neben demselben behauptet haben, das Bedürfniß und die Forderung eines Allgemeinen hervorgegangen, in welchem die Religionen aller Zeiten und Völker als Vorbereitungen und Hinweisungen auf eine allbefriedigende Menschheitsreligion erkannt werden sollen. —

22.

Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen.

Wohl mehr als ein Jahrtausend lang hat bei der patriarchalischen Zeit der höchste Gott als Weltvater regiert, bis er durch Mose ein Gesetz gegeben und als Herr der Heerschaaren und König der Könige verehrt wurde; dann aber als allgewaltiger Geist durch die Propheten die Aufhebung des Gesetzes vorbereitet und eine neue, bessere Zeit verkündigt hat.

Immer aber, vor und nach Mose, war es der Allmächtige selbst, der die höchste Verehrung genoß.

Als aber in Christo der Sohn Gottes als der aus Alliebe Allleidende und seiner Allmacht für sich freiwillig sich entäußernde zur Vorstellung gekommen war, mußte diese zugleich göttlichere und menschlichere Idee die Herrschaft gewinnen. Wirklich trat seitdem der Vater in die unnahbare Ferne des Himmels und in die schauervolle Ewigkeit zurück, und wie das *Credo* fast nur von dem Wesen, den Thaten und der Zukunft des Sohnes zu sagen wußte, so wurde derselbe auch der vorliebige Mittelpunkt des gesammten religiösen Lebens; — Erneuerung seines Opfertodes — höchste Anbetungsfeier; — Genuß seines Fleisches und Blutes — innigste Vereinigung mit ihm; Reinigung von Sünden durch Taufe auf seinen Namen und durch Lossprechung kraft seiner Vollmacht — die beruhigende Vorbereitung auf seine richtende Wiederkunft; überhaupt Glaube an ihn, Liebe zu ihm, Hoffnung auf ihn das Wesentliche des religiösen Lebens.

Wie aber Mose in der alten, so erhob die römische Hierarchie in der mittleren Zeit den Glauben und den gesammten Kultus zum Gesetz, und wie der Geist Gottes durch die Propheten auf reineren Glauben und auf Herzensbesserung als höheren Ersatz für die Opfer hingewiesen, so wiederholte sich auch diese Erscheinung in der alternden christlichen Kirche.

Wie einerseits gegen das Kirchengesetz angekämpft wurde, so war auch die Hostie der Hauptgegenstand der religiösen Forschung, und Heiligung des Willens Hauptaufgabe des Lebens.

Aber von dem Augenblick an, als unbedingte geistige Freiheit von den Höchstgebildeten in Anspruch genommen, als das Abendmahl zu einer rein geistigen Liebesfeier erhoben, als die Gott erkennende Vernunft als höchste Richterin über Wahrheit und die gesammte Weltordnung als Offenbarung des göttlichen Wesens anerkannt wurde, war die mittlere Zeit zu Ende, und der Geist Gottes, als sich offenbarend durch allgemeine, ewige Wahrheit, in weltbildender Schönheit und durch allgemeine reine Liebe, wurde der Gegenstand der höchsten Verehrung. Alles erhielt nun eine andere Stellung und Bedeutung und mußte sie erhalten, da der Standpunkt des Menschen ein ganz anderer geworden.

23.

Weissagung.

Die alte Zeit hat — bei den Heiden auf Untergang, bei den Juden auf Restauration des davidischen, bei beiden auch auf Rückkehr der goldenen Zeit geweissagt. Das Mittelalter weissagt jüngstes Gericht und — neues Jerusalem — d. h. goldenes christl. Zeitalter, — aber das Mittelalter ist zu Ende! —

Die Weissagungen sind Frühwolken, bald roth gefärbt — und Regen, bald golden — einen sonnigen Tag verkündend; — aber weder die blutigen Rosen, noch das glänzende Gold ist das Licht selbst, sondern Vermittlung zwischen Licht und Nacht.

Alle jene Weissagungen sind nur theilweise Ahndungen der im Innern sich vorbereitenden Zukunft gewesen. Ungeahndetes trat hervor und rechtfertigte sich selbst.

Die neuere Zeit weissagt nicht mehr, sondern vollbringt; sie hat das Bewußtsein ihres Strebens und dies Streben ist ihr Geist.

24.

Die drei Bünde.

— καὶ πᾶν κατανάθημα οὐκ ἔσται ἔτι —.
Apoc. 22, 3.

Die Juden rufen Gott zuweilen als ihren Vater an, weil er ſie zum Volke gemacht, ſie als Volk gezeugt, durch Berufung Abrahams, durch Sendung Moſis, Befreiung aus Aegypten, Verleihung des gelobten Landes und Begeiſterung ſeiner Könige und Propheten.

Die Chriſten beten das Vaterunſer, weil ſie es von Chriſtus empfangen, weil Gott ſie durch Chriſtum zu ſeinem Prieſtervolke geweiht, ſie von dem dreifachen Joche des Geſetzes, der Sünde und der Götter-, Menſchen- und Todesfurcht befreit (Röm. 8, 2. 15. 17. ebenſo 7, 6), und noch täglich die Kinder des Satans durch die Taufe an Kindes Statt annimmt.

Abraham hat den alten, Chriſtus den neuen Bund zwiſchen Gott und den Erwählten geſchloſſen, und dem Glauben der Juden zufolge wird der Menſch erſt durch Beſchneidung rein, alſo geeignet, ſich Gott vertraulich zu nahen, ebenſo dem kirchlichen Chriſtenglauben zufolge der Menſch erſt durch die Taufe von dem unreinen Geiſte befreit und damit befähigt, dem Tiſche des Herrn zu nahen, und für ſich und für Andere zu beten.

So ſind die Juden dem Fleiſche nach Söhne Abrahams, dem Geiſte nach aber Söhne des Gottes ihres Stammvaters. Ebenſo ſind die Chriſten dem Fleiſche nach Söhne ihrer leiblichen Aeltern, aber dem Geiſte nach Söhne des Gottes Chriſti. Rufen nun die Chriſten den Schöpfer als ihren Vater an, wie ſollten ſie da nicht auch Chriſtum als den Sohn des lebendigen Gottes erkennen, der ſo gern alle ſeine Brüder, — alle verlorene Söhne ſeines Vaters — wieder dem harrenden Vater zuführen möchte? —

Aber das neue Band verhärtete ſich im Meinungskampfe, und wurde eiſern, wie das alte Geſetz es geweſen. Und als es völlig erſtarrt war, und die Verbundenen noch fortwuchſen, da mußte es endlich zerbrochen werden, ſollte nicht das prieſterliche Volk darin verkümmern. Und

wie das Volk Israel sich gespalten, noch bevor ein neuer Bund geschlossen, so spaltete sich auch die Christenheit, noch bevor ein dritter Bund den zweiten ersetzt.

Und auch darin ähnelt der zweite Bund dem ersten, daß in dem Einen wie im Andern ein künftiges, ewiges Bündniß geweissagt [1]) und daß viele Jahrhunderte hindurch die Weissagungen besserer Zeiten sich gemehrt haben, nachdem der aufgerichtete Bund sich als unzureichend erwiesen.

Gerade damit aber fing der neue Bund erst an, welthistorisch zu werden, daß die Verbündeten zur gläubigen Ueberzeugung gelangten, Gott solle nicht nur des erstenwählten Volkes Vater sein, sondern auch Alle zu Kindern annehmen, die aus andern Völkern an ihn glaubten, und ihren Mitmenschen wohlthäten (Apostelg. 10, f.). — Durch die Sendung Christi und seine frohe Botschaft war nur erst zwischen Jehovah und Israel der neue Bund geschlossen; — erst durch die Sendung des heiligen Geistes über Heiden und die Weisung an die Apostel zur Bekehrung derselben war der neue innigere Bund auch wesentlich erweitert worden. Christus hatte Gott verklärt; der heilige Geist verklärte ihn zum anderenmal, als er seine größere Güte offenbarte.

Ein dritter Bund bereitet sich vor, seit Gott tiefer erkannt wird und das Verbündniß unter den Menschen über alle eiserne Schranken hinausreicht. Als Christus erschien, waren Menschen jeglicher Abstammung im römischen Reiche zu staatsbürgerlichen Ehren gekommen... In neuester Zeit sind Menschen jegliches Glaubens oder Unglaubens zu Ansehen und Würde gelangt... — Ist nicht schon jetzt ein neuer dritter Bund im Geiste und in der Wahrheit geschlossen? —

Der Geist Gottes ist es, der lebendig macht. Was aber regt sich seit hundert Jahren immer lebenskräftiger in den gebildeten Völkern der neuen und alten Welt, als das Verlangen, als das Streben, *ohne Rücksicht auf die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse* sich als Brüder mit einander zu verbinden und das Allgemeinmenschliche als ein unverbrüchliches Band, als *offenbare Religion* zur Anerkennung zu bringen? Welche Wahrheit ist bereits allgemeiner anerkannt, als die, daß jeder Mensch Gott nur nach seinem *Gewissen* zu verehren habe, daß er für Alles, was nicht dem Allgemeinrechtlichen zuwider, nur *allein Gott* verantwortlich sei, und daß der Werth und die Würde seines Glaubens, also der Religion im engeren Sinne des Wortes, — seinen Maßstab

---

1) Jer. 31, 31 ff. (Hebr. 8, 8.) vergl. Ezech. 36, 26. 27.

daran habe, daß er ſich werkthätig als wohlthuend erweiſe gegen alle Menſchen ohne Unterſchied der Kirche, zu welcher ſie gehören? —

Wir glauben daher die Frage wiederholen zu dürfen: „iſt nicht eine neue Religion, — wie das Chriſtenthum neu war in Beziehung auf das Judenthum, — bereits in das Leben getreten, — iſt nicht wirklich ſchon ein neuer Bund im Geiſte und in der Wahrheit geſchloſſen?"

25.

Das Wort der Verſöhnung.

Mitten unter die Streitenden trat in der alten Welt das Chriſtenthum, und ſprach ein Wort der Verſöhnung. „Friede ſei mit Euch" — war der Gruß und Segensſpruch ſeiner Apoſtel; —„liebet euch unter einander und dienet einander" — das neue Gebot, das ſie verkündeten.

Aber der alte Kampf und der neue Widerſtand, den die neue Lehre fand, wurden einem böſen Weſen zugeſchrieben, und Chriſtus war durch — aber nicht für den Satan gekreuzigt. Gott ſollte unverſöhnlich gegen den Teufel ſein, wie konnte da der Menſch, der zu Gottes Ebenbild geſchaffen war und dem Sohne Gottes nachfolgen ſollte, — ganz vom verſöhnenden Geiſte der Liebe durchdrungen werden? Er mußte den Teufel und Alle, die ihm angehörten oder anzugehören ſchienen, haſſen, und die Zahl derſelben war Legio!

Das Dogma gewann die Oberhand über das Gebot der Liebe; es bildete ſich zum Kirchenthume aus, und die Kirche verſteinte ſich im Zornkampfe gegen die Andersgläubigen.

Aber wie das Oel des Friedens in Mitten der Kirche ewig in mildem Lichte fortbrannte, wie ein heller Waſſertropfen im ſcharfen Kryſtalle, wie eine Perle in mißgeſtalteter, finſterer Auſterſchale ſtill beſchloſſen ruhte, — ſo glomm der einmal entzündete Liebesfunke in der ſtachlichten Schale des Kirchthumes fort[1]) und liebedürſtende Gemüther, verſöhnungbegierige Geiſter zerbrachen die harten Schalen und befreiten die ſchimmernde Perle.

---

1) S. u. a. Gregor's d. Gr. Ep. 62. in L. V.

Fromme Prediger ließen das Liebeslicht wieder allüberall leuchten, das sie im eigenen Herzen wiedergefunden; edle Mystiker zerschlugen den Krystall, der den lebendigen Wassertropfen gefangen hielt; Philosophen, die in der Natur überall aus dem Kampfe die versöhnende Einheit hervorgehen sahen, führten das ewige Licht aus der Kirche auch in den Staat und die Geschichte ein — und sprachen zum erstenmale in das Weltall das Gotteswort allgemeiner Versöhnung.

Und das göttliche Wort fand ein Echo in dem edlen Geiste des philosophischen Dichters, und seinem übervollen Herzen entströmte als Wiederhall:

„Diesen Kuß der ganzen Welt,
„Und die Hölle soll nicht mehr sein."

26.

Die höchsten Bestrebungen der neueren Zeit.

Die Habsucht hat das gewaltige Mittel gesucht, durch welches alle anderen Metalle, — die gleichsam auf untergeordneter Wandlungsstufe fixirt seien, — in das reine Gold, wie die Farben in's Licht, zurückgeführt werden könnten.

Ebenso suchte die irdische Lebsucht das Elixir der Unsterblichkeit, durch welches alle organische Mißklänge unfehlbar wieder in die Urharmonie des Lebens, in die Gesundheit aufgelöst würden.

Aber ein höheres Streben erwachte, und einer der edelsten Geister deutscher Nation suchte eine allgemeine Sprache und Schrift, damit alle die verschieden redenden Menschen sich verstehen und einverständigen und hierdurch wieder zu Einer gesunden Gemeinschaft erwachsen möchten.

Und an dieses Streben reihte sich bald das Trachten, aus Einem einzigen Princip die ganze Welt der Gedanken abzuleiten.

Wie nun durch dieses und jenes die beiden großen Ideen von Allgemeinheit und Einheit aufgegangen waren, so wirkten sie auch bald belebend in alle Sphären ein.

Das Aufsuchen eines Naturrechtes war nichts anderes als ein Streben, das ureinigende Band der Menschen unter einander aufzufinden, wie das Suchen einer Naturreligion das allgemeine Bindungsmittel erstrebte, durch welches die ganze Menschheit mit dem Einigen Gott vereinigt werden könne.

Und nun konnte der erstarkte Geist und das erweiterte Herz sich auch zurückwenden auf die Vergangenheit, und den erhabenen Gedanken

einer Geſchichte der Menſchheit faſſen, in welcher die ganze Fülle der Ereigniſſe in eine einige harmoniſche Anſchauung zuſammengefaßt würde.

Aber in dieſem Streben wurde das Bedürfniß der Harmoniſirung immer lebendiger; es zog den ganzen Himmel und die ganze Erde in die rhythmiſche Strömung hinein, es eignete ſich jede einzelne Wiſſenſchaft an, und jede Kunſt und jede Kunde, wurde hiermit immer gediegener und energiſcher.

So geht denn jetzt das höchſte Streben der größten und edelſten Geiſter darauf hin, nicht mehr aus einem abſtracten Princip ein ganzes Weltſyſtem hervorzuſpinnen, ſondern alles Wiſſen nach ſeinem immanenten Zuſammenhang zu einem einigen organiſchen Syſteme zu geſtalten; — nicht mehr außerhalb des ſogenannten poſitiven Rechtes ein abſtractes Naturrecht aufzuſtellen, ſondern das alle Menſchen, alle Nationen weſentlich verknüpfende göttliche Vernunftrecht zu einer allgemeinen Wirkensnorm zu conſtruiren; — nicht mehr eine abſtracte Naturreligion über alle poſitiven Religionen zu erheben, ſondern die abſolute Religion zu entdecken, in welche dieſelben ſich auflöſen könnten, weil ſie allen Bedürfniſſen des ganzen Menſchen zu genügen und jede bisher noch forttönende abſolut ſcheinende Diſſonanz in einen einzigen großen Weltakkord aufzulöſen vermöchte. —

27.

Geiſt der Geſchichte.

Vor der Geſchichte liegt die erſte Entwicklung des Gegenſatzes zwiſchen urſprünglicher Natur und erſter menſchlicher Kultur, und der älteſten, nebelhaften Ueberlieferung gehören die Sagen an von gewaltigen Eroberern und friedlichen Zügen völkerbeglückender Könige, als der erſten Religionsſtifter und Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes. Natürliche Selbſtſucht wollte ſich die Völker mit dem Schwerte unterwerfen; die erſte religiöſe Bildung durchzog die Länder mit dem Oelzweig, mit Kornähren und Weinranken in beiden Händen, lehrte Ackerbau und Künſte, ſtiftete heilige Ehen und verbreitete mildere Geſetze und Religionen.

Aber dieſe Religionen reichten nicht über das irdiſche Leben hinaus, und die Verheiſungen zeitlichen Segens verloren allmählig ihre ſittigende Macht durch die immer allgemeinere Erfahrung, daß auch Fromme und Gerechte ihr Leben lang leiden mußten.

Und wieder erhoben ſich eroberungsſüchtige Könige und zerbrachen mit der Schärfe des Schwertes die natürlichen Völkerſcheiden, bis zuletzt ein ganzes Volk von königlichen Kriegern ſich alle Fürſten und Völ-

ker der alten Welt unterwarf. Zwar ſuchten die Römer nur die Befriedigung ihres irdiſchen Gelüſtens; aber in der Hand der Vorſehung wurde ihr Schwert zur Pflugſchaar, welche den Acker bereitete für eine himmliſche Ausſaat.

Aus dem niedrigſten Stande des unterdrückteſten und verachteſten Volkes erhob ſich ein Mann des Friedens, und verkündigte Vergebung der Sünden, das neue Gebot der Liebe und das Nahen eines himmliſchen Reiches. Mit einer Dornenkrone ließ er zum Könige dieſes Reiches ſich krönen, beſtieg den welterobernden Thron durch das erhabenſte Beiſpiel ſelbſtverläugnender Aufopferung, und befeſtigte ihn durch die Verſicherung ewigen Lebens und unverwelklicher Kronen für Alle, die ihm nachfolgen würden.

Und das Abendland glaubte an den herabgeſtiegenen, gekreuzigten und wieder aufgefahrenen Thronerben des Himmelskönigs und an ſein künftiges Himmelreich, und dieſer Glaube vereinigte die Völker Europa's zu gleichem Streben nach einſtiger — ewiger Glückſeligkeit, und dieſes Streben geſtaltete die chriſtliche Kirche.

Aber der neue Lebenskeim, der in die Menſchheit eingeſenkt worden, war zunächſt von einer harten Saamenhülle umgeben, und mußte erſt verweſen, bevor ſein innerſter Kern ſich zur vollen Blüthe entfalten konnte.

Das Göttliche war zunächſt ſelbſt nur als kämpfend mit der Welt und ihrem zeitlichen Herrn aufgetreten, und wie dieſer für's erſte innerhalb ſeines Reiches triumphirt hatte, ſo war dagegen über ihn und ſeine Anhänger eine ewige Gefangenſchaft unwiderruflich verhängt. Der einſtige Sieg Gottes wurde nicht als Verſöhnung, ſondern als rächende Unterwerfung des ewigen Feindes vorgeſtellt. Der Menſch war zugleich Wahlſtätte und Preis des Kampfes, und die einzige ihm geſtellte Aufgabe war, die Verdrängung des böſen Weltlichen durch das Göttliche, Widerweltliche nicht zu hindern.

Dieſer urſprüngliche und unbedingte Gegenſatz hatte unausbleiblich eine doppelte Spannung zur Folge: im Innern der Kirche unbedingte Herrſchaft der vorkämpfenden Vertreter Gottes über alles Weltliche, — nach Außen unverſöhnliche Feindſchaft gegen alles Widerſtrebende, mit anderen Worten: ſchlechthin übermenſchliche Autorität und ſchlechthin widermenſchliche Ausſchließlichkeit.

Wie nun das Gebot und das Beiſpiel der Liebe und das Bezeugniß der Auferſtehung und die Verſicherung der Unſterblichkeit alle Völker Europa's zur Chriſtenheit vereinigte, ſo ſpannte die Lehre von ewiger Feindſchaft ſie feindlich gegen alle Andersgläubigen; ſo ſpaltete die Nothwendigkeit unbeſchränkter geiſtlicher Gewalt und Ausſchließlichkeit die Chriſtenheit ſelbſt wieder in Kirchen, die einander noch bitterer haßten, als früher die eigenſüchtigen Völker ſich einander gehaßt hatten.

Und Rom wollte noch einmal die Welt beherrschen und in seiner Hand verkehrte und verwandelte das Leidens- und Liebeskreuz sich in ein Eroberungs- und Racheschwert, und mit der Fackel des christlichen Glaubens entzündete es die Scheiterhaufen grausamer Glaubensgerichte.

Aber alle nur unterdrückten, nicht versöhnten Mächte, erstarkten in gleichem Verhältniß mit dem zunehmenden Druck, und in demselben Maße, in welchem Gegensatz und Spannung, Widerspruch und Feindschaft, steigerten sich auch Bedürfniß, Forderung und Erstrebung der Ausgleichung, Befriedung und Versöhnung.

Rechtsgefühl, Gewissensfreiheit. Schönheitssinn, Menschlichkeit, Vernunftthätigkeit, Frohsinn, Weltgenuß, kurz, alle mehr oder weniger unterdrückten Mächte erhoben sich nach und nach gegen die Unterdrücker, und nöthigten sie zur Selbstvertheidigung. Und jeder Fußbreit des gelobten Landes der Freiheit und Humanität mußte erkämpft werden, weil dem Menschen nur Kräfte und Stoff gegeben sind, er aber Alles Andere durch eigene Kraftübung erringen und behaupten soll.

Und wie der Kampf sich fortsetzte, wurde jede der beiden Parteien — sich selbst immer schärfer zu bestimmen – genöthigt. Die Vertheidiger der Unterdrückung mußten immer erbitterter, — ihre wahrhaften Gegner immer milder und freisinniger werden. Jene aber mußten eine Verschanzung nach der andern aufgeben, und, nachdem der weltliche Arm sich ihrem Dienste entzogen, ihre Gegner unaufhaltsam vordringen sehen. Dekretalen, canonisches Recht, ältere, älteste Kirchenlehre, Urchristenthum, altes Testament, mit Einem Worte: die kirchlich festgestellte, zur unbeschränkten Autorität erhobene Ueberlieferung — mit allen Voraussetzungen und Vorurtheilen der Vergangenheit — wurde nach und nach in den Kampf hineingezogen, und im Schmelztiegel freier Forschung und Prüfung ihrer unbedingten Geltung entblößt,— bis jetzt am Ende, nach Abstreifung alles nur Abgeleiteten, nur Gefolgerten, die Principien der beiden Parteien, auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt, sich einander gegenüberstehen, als ewig unversöhnliche Feindschaft und allversöhnende Liebe.

Diese letztere nun ist der, nach Zerbrechung der harten Saamenkapseln, zur frischen Grünung an das Licht hindurchgedrungene göttliche Lebenskeim, der fortan zum menschheitlichen Lebensbaume sich entfalten will, um nach Auflösung des allzerreißenden Widerspruchs mit seiner blühenden Friedenskrone die Menschheit zureinigen Gemeinde und das Universum zum einigen Tempel des alleinigen Gottes einzuweihen! —

II.

Zur Kulturgeschichte.

Zur Kulturgeſchichte.

1.

China.

Am Ende der uralten orientaliſchen Welt liegt ein Land von 120,000 Quadratmeilen, welches nach amtlichen Zählungen nicht weniger als dreihundert Millionen Einwohner haben ſoll. Die Geſchichte ſeiner Kultur verliert ſich in das Geheimniß, welches die Wiege des Menſchengeſchlechtes mit heiligem Grauen umhüllt. Stiegen die Urväter ſeines Volkes von den Anhöhen des inländiſchen Honan herab, oder ſind ſie in der erſten Morgenſtunde des großen Menſchentages vom Himalaya her eingewandert? Wie Aegypten und Indien — birgt China die Anfänge ſeiner Geſtaltung in einer Nacht, aus welcher uns nur die höchſten Gebirge der Erde, das ungeheure Weltmeer überragend, von der Zukunft träumend — entgegendämmern. Während aber Aegypten ſchon ſeit bald zwei Jahrtauſenden zur Mumie geworden, und Indien, wie ein ablebender Greis nur noch von den Trümmern ſeiner Kindheit ſein unſelbſtſtändiges Daſein friſtet, hat China ſelbſt ſeine mongoliſchen Ueberwinder in den urmächtigen Kreislauf ſeines zähen Lebens hineingezogen, und bis auf die neueſte Zeit ſiegreich allen Anfechtungen europäiſcher Neugierde und Habſucht widerſtanden. Selbſt die geſchmeidige Liſt jenes Ordens, welcher ſeinem dreifachgekrönten Oberhaupte und mittelſt deſſelben, ſich ſelbſt die ganze Erde unterwürfig machen wollte, iſt geſcheitert an der Klugheit der chineſiſchen Hierarchie. Erſt, — ſeit die Welteroberungs-Anſichten bornirter Miſſionaire dem Welterkennungs- und Weltbildungsſtreben aufkeimender Humanität zu weichen begonnen, hat eine vorurtheilsfreie Forſchung ſich die Wege zur Erkenntniß jenes räthſelhaften Landes und ſeines unvordenklichen Kulturſtandes gebahnt.

Den reichsten Beitrag hierzu liefert das kürzlich in England erschienene und bereits von Pichard in's Französische übertragene und von Bazin dem Aelteren mit Nachträgen versehene Werk von J. T. Davis, ehemaligem Präsidenten der indischen Compagnie in China. Es enthält eine „allgemeine Beschreibung der Sitten, Gebräuche, gesellschaftlichen, politischen und religiösen Einrichtungen, der Natur-Erzeugnisse, Künste und Wissenschaften, der Manufakturen und des Handels des chinesischen Reiches," und gibt in zahlreichen Holzschnitten treue Abbildungen der merkwürdigsten zur Sprache gebrachten Gegenstände. Da der Verfasser in den zwanzig Jahren, in welchen er in verschiedenen Provinzen jenes Reiches residirt, Gelegenheit gefunden, genaue Kunde von Allem zu gewinnen, was er uns hier beschrieben; so hat er sich durch sein „China" den gerechtesten Anspruch auf den Dank aller Gebildeten erworben, und wir erfüllen nur eine Pflicht gegen ihn und unsere Leser, indem wir durch Zusammenstellung einiger Hauptresultate jener Forschungen die Aufmerksamkeit auf das Werk selbst hinzulenken versuchen; nur hier und dort einige verknüpfende Gedanken einwebend, und die flüchtigen Andeutungen mit einem Rückblick auf Europa beschließend.

*

Die Chinesen selbst bezeichnen ihr Reich mit dem Namen Tschong-Kuë, Reich der Mitte, oder Centralvolk. Die beiden Charaktere, mit denen sie dies bezeichnen, sind ideographisch. Der erste stellt ein kleines Parallelogramm vor, welches in der Mitte durch eine Querlinie durchschnitten wird. Dies bedeutet die Mitte oder die Centralaxe eines Gegenstandes. Das zweite Zeichen ist ein Viereck, — ursprünglich ein Kreis, — womit Grenze oder Umschränkung einer Sache angedeutet wird. In der Mitte dieser Figur sind die Zeichen eines Mundes und einer Lanze. Der Mund bedeutet, daß das Wort das geistige Attribut der Nation ist — und den Endzweck, kraft dessen sie constituirt ist; — die Lanze: daß das Volk sich im Kriegsverhältniß mit allen übrigen Völkern befindet. Das Wort, der Befehl des Oberhauptes stellt die Ordnung im Innern fest, die Waffen sichern ihre Unverbrüchlichkeit nach Außen. — Wie bei allen ältesten Völkern, wird auch von den Chinesen die gesammte sociale Einrichtung als die Verwirklichung des Willens ihrer Gottheit angesehen. Was nicht in diese Ordnung aufgenommen, das ist gottlos, und hat keinen Antheil an dem Rechte, welches Gott nur seinem Volke offenbart. Wirklich bezeichnen die Chinesen alle Völker, die das Reich der Mitte umgeben, als „Söhne des Dämons" als ungläubige, verdun-

kelte Menſchen, die alle ganz oder theilweiſe blind ſind, als Hund-Menſchen (yao-jin) oder Wolf-Menſchen (lang-jin), die man, wie Thiere, nur durch Gewalt oder Liſt im Zaume zu halten habe, in Beziehung auf welche das Religions- und Staatsgeſetz nur Krieg und Diebſtahl geſtattet. Zwiſchen ihnen und den „erleuchteten" Gläubigen iſt kein dauernder Friede möglich. Die Ordnung unter den letzteren möchte ſich wohl, von dem uralten ſtrengen Rechte des Hausherrn ausgehend, in aufſteigender Linie geſtaltet haben. Als Vater beſitzt derſelbe eine faſt unbeſchränkte Gewalt über ſeine Kinder. Er kann ſie ausſetzen und verkaufen. Auf Tödtung des Kindes weiblichen Geſchlechtes iſt keine Strafe geſetzt. Tödtet der Vater ſelbſt den ſchon erwachſenen Sohn, ſo wird er dafür nur mit dem Bambus und einjährigem Gefängniß geſtraft. Wenn aber der Sohn ſich gegen die väterliche Gewalt aufgelehnt, dann fällt ſelbſt dieſe Strafe weg. Hat er vollends dem Vater gedroht oder die Hand gegen ihn erhoben, dann iſt der Sohn der Strafe des „langſamen Todes," oder nach anderer Bezeichnung — „dem Tode der 10,000 Stücke" verfallen. Die Ehen der Kinder werden ebenwohl nur von den Vätern geſchloſſen, wie denn die für einander Beſtimmten nicht eher, als bei der Trauung ſich zum erſtenmale ſehen.

Als Mann iſt der Hausherr faſt unbeſchränkter Gebieter über das Weib. Ausdrücklich erklärt das chineſiſche Geſetz: „als Tochter gehört das weibliche Weſen dem Vater, als Gattin dem Manne, als Wittwe und Mutter — dem Sohne." Scheiden kann der Mann ſich vom Weibe wegen Unfruchtbarkeit, perſönlichen Gebrechen, Ehebruch, Diebſtahl, Ungehorſam, ſchlechten Charakter und ſogar wegen Geſchwätzigkeit, in der That alſo faſt ganz nach Gutdünken.

Ueber den Sclaven (Nù)[1]) ſchaltet und waltet der Herr nach Belieben; er kann ihn ungeſtraft tödten, wenn er einen geſetzlichen Grund dafür hat. Tödtet er ihn ohne ſolchen Grund, dann hat er nur die Strafe des Bambus oder eine Geldſtrafe zu erleiden.

Wie nun der Vater der faſt unbeſchränkte Herr der geſammten Hausgenoſſenſchaft, ſo iſt er dem Geſetz nach auch Eigenthümer des geſammten Familiengutes, obgleich er im gewöhnlichen Leben ſich nur zum Verwalter und Austheiler deſſelben macht. Immer aber bleibt der Vater mit ſeinem Gute der feſte Mittelpunkt, um den die Familie wie um ihr Lebenscentrum ſich ſammelt. Nur auf beſchränkte Zeit können die Mitglieder derſelben ſich von ihm entfernen, und wenn ſie auf der Reiſe ſterben, werden ſie dahin zurückgebracht, um in ihrer Mitte beerdigt zu werden.

---

1) Das Schriftzeichen für einen Nù iſt eine Hand, die auf einer Frau laſtet.

Vom Familienvater, nach deſſen Tod der älteſte Sohn Herr der Familie wird, ſteigt nun die Staatshierarchie in folgender Weiſe bis zum Kaiſer empor: Je zehn Hausväter bilden ein Kia (Dekurie), je hundert ein Pao (Centurie), von denen jedes unter einem eigenen Oberhaupte ſteht. Die Pao's bilden Bezirke, über deren jeden ein Mandarin geſetzt iſt; die Bezirke laufen wieder in Provinzen zuſammen, von denen jede einem Vizekönig (Fu-yuen) unterthan, wie alle 18 Fu-yuen, die die höchſte Gewalt über ihre Provinzen beſitzen, dem Kaiſer unterworfen ſind.

Der Kaiſer aber iſt der Sohn des Himmels-Gottes (Tien) und der Sonne, Herr der Schätze, des Wortes, König der 10,000 Jahre. Er allein verehrt ſeinen Vater, den Tien; denn das Volk betet eigentlich den Kaiſer an, und die göttlichen Ehren, die ihm, werden ebenwohl auch ſeinem leeren Throne und dem Schirme von gelber Seide, der den Menſchen ſeine Gottheit verbirgt, erwieſen.

Seine Reſidenz iſt zu Peking, welches den materiellen Mittelpunkt und Gipfel des Reiches bildet, wie der Kaiſer ſelbſt das ſittliche Centrum und der Culminationspunkt der Hierarchie iſt. Sein allerhöchſter Willensbeſchluß, auf gelbe Seide geſchrieben, wird an die 18 Oberhäupter der Provinzen geſendet, die bei deſſen Empfang Weihrauchwolken aufſteigen laſſen und ſich zur Erde niederwerfen, das Antlitz nach Peking gewendet.

Er iſt auch Eigenthümer des geſammten Grundes und Bodens des Reiches; er verpachtet denſelben und bezieht von den Pächtern einen Zins von ungefähr 10 vom Hundert. Wie aber alle Unterthanen ihn als ihren unbeſchränkten Oberherrn im Bürgerlichen und Religiöſen zu verehren haben, — ſo opfert er allein mit ſeinem unmittelbaren Repräſentanten, — nämlich ſeinen Söhnen, ſeinen Brüdern und den 18 Vizekönigen, — in den Tempeln des Staates, und bringt als Hoherprieſter ſeines Volkes dem Himmelsgott ſeine Huldigungen, Bitten und Dankſagungen dar.

Seinen Nachfolger ernennt er ſelbſt, und nichts beſchränkt ſeine Wahl.

Auf dieſe Weiſe gipfelt die Staatshierarchie, vom Familienhaupte beginnend, in dem unumſchränkten Kaiſer, und mittelſt dieſes irdiſchen Oberhauptes in dem überirdiſchen Weltherrn, von welchem alles Recht und Geſetz urſtändet.

Das himmliſche Geſetz iſt nun die eigentliche Seele des Ganzen, und in Beziehung auf daſſelbe unterſcheidet ſich der Staatsorganismus in zwei große Syſteme. Ueber dem eigentlichen Nährſtand, als der Grundlage des Staats-Gebäudes, erhebt ſich nämlich einerſeits der Gelehrtenſtand zur Erforſchung und Verwaltung, anderſeits der Wehrſtand zur Vollſtreckung und Vertheidigung des Geſetzes.

Zur Bildung des Gelehrtenſtandes beſteht — oder ſoll zum wenigſten beſtehen — in jedem Pao eine Gemeind- oder Primairſchule. In jedem Jahre begeben ſich die Schüler derſelben in den Hauptort des Bezirkes, wo ſie, nach beſtandener Prüfung den Titel eines Sieu-tsaï (ungefähr ſoviel, als in Frankreich bachelier) empfangen.

Alle drei Jahre werden die Sieu-tsaï's in der Hauptſtadt ihrer Provinz in Gegenwart eines dazu abgeſandten Mitglied's des kaiſerlichen Collegium's der Han-Lin geprüft, und können hier den Titel eines Kiu-jin (etwa Licenziat) erhalten. Dieſe Licenziaten concurriren demnächſt zu Peking, um die Würde eines Tsin-ssé (Doktor) zu erwerben. Die Doktoren endlich haben im kaiſerlichen Palaſte eine letzte Prüfung zu beſtehen, in Folge welcher ſie zum Mitgliede des kaiſerl. Colleges der Han-lin erhoben werden können. Der Kaiſer aber wählt demnächſt ſeine Miniſter und Vizekönige unter den Han-lin's, die Bezirksverwalter unter den Tsin-ssé's, und die niederen Mandarine unter den Kiu-jin's.

Die vier Hauptminiſter des Kaiſers bilden nun die innere Kammer des höchſten Rathes, und vereinigt mit einer gewiſſen Zahl von Beiſitzern — den großen Staatsrath. Neben dieſem giebt es noch ſechs beſondere Rathscollegien (Lou-pou), nämlich: den Rath der Mandarine, der die Perſonalien der Verwaltung beſorgt, den Rath der Einkünfte, den Rath der Ceremonien und Ritualien, den Kriegsrath, den höchſten Rath der peinlichen Rechtspflege und den Rath der öffentlichen Arbeiten.

Außerdem hat noch ein Amt der auswärtigen Angelegenheiten (Li-fan-yuen) die Verhältniſſe des Reiches mit dem Auslande zu reguliren, und ein Cenſoramt (Tutscha-yuen), welches aus 50 Mitgliedern beſteht, die Verwaltung der Provinzen zu beaufſichtigen und darüber dem Kaiſer zu berichten. Dieſe Cenſoren ſind die einzigen im ganzen Reiche, welche die Handlungen der höchſten Staatsgewalt tadeln dürfen — ohne dadurch das Leben zu verwirken.

So findet die Hierarchie des Gelehrten-, und näher des Beamtenſtandes, — der das Wiſſen, das Selbſtbewußtſein des Mittelreiches conſtituirt, in dem Tu-tscha-yuen gleichſam ihr Gewiſſen, welches an des Himmels heilige Geſetze zu erinnern befugt, die vom Himmel herabſteigende, vom Kaiſer bis zum Hausvater ſich abſtufende Herrſchgewalt mittelſt des, von unten nach oben ſich geſtaltenden Gelehrtenſtandes, durch die geiſtige Macht der Cenſoren an den Himmel wieder anknüpft.

Zur Aufrechthaltung dieſer Staatsordnung im Inneren und zu ihrer Vertheidigung gegen die äußeren Feinde iſt gegenwärtig der Wehr-

ſtand in folgender Weiſe conſtituirt. Der Oberfeldherr (Tsiang-kiun) des eigentlichen activen Heeres befehligt 8 Abtheilungen, jede aus 10,000 Tartaren beſtehend, die auf ähnliche Weiſe bis zum gemeinen Soldaten ſich abſtufen, wie das bürgerliche Heer der 18,000 Mandarine vom Kaiſer herab bis zum Amtmann des einzelnen Bezirkes. Wie in dieſem Beamtenheere das Wiſſen, ſo bahnen im Kriegsheere den Weg zu den höchſten Würden die körperliche Kraft, die Fertigkeit im Bogenſchießen und im Reiten, der Muth und Eifer bei Unterdrückung der nicht ſeltenen inneren Aufſtände. Neben dieſem ſtreng disciplinirten, ſtets ſchlagfertigen tartariſchen Heere iſt die urſprüngliche Nationalbewaffnung noch als eine Art von Landwehr vorhanden, die aus 6 bis 8malhunderttauſend Chineſen beſteht. Dieſe, ihren Hausſtand und ihr Nahrungsgewerb nicht verlaſſend, beziehen nur eine ſehr geringe Löhnung, ſind aber auch zum wirklichen Kriegsdienſte ſehr wenig brauchbar. Da ihnen die Staatsmaxime immer wiederholt wird: „ein kühner Soldat, der einen verwegenen Muth beſitzt, müſſe geſtraft werden" —; ſo kann man wohl ſagen, die Nationalgarde der Chineſen fürchte immer, Muth zu haben. —

Dies iſt gegenwärtig die Staatsverfaſſung des chineſiſchen Reiches, die in vielen weſentlichen Beziehungen an die ſtreng autokratiſche Einrichtung des ruſſiſchen Kaiſerthums erinnert, nur mit dem bedeutenden Unterſchiede, daß die Tartaren hier den mächtigſten Theil des Reichsadels bilden und der Kriegerſtand in gleichem Maße das Uebergewicht erſetzt, wie in China der Stand der Gelehrten.

Im Mittelreiche tendirt der ganze Staatsorganismus auf Erhaltung des inneren bürgerlichen Friedens durch ſtrenge Bewahrung des uralt Herkömmlichen. In Rußland iſt die Einrichtung durchaus militäriſch und erzielt faktiſch die Nation zu einer ungeheuren Kriegsmacht. Während in China vielleicht eine Million Literate den Pinſel ſenken, um ihre bornirte Weisheit in zierlichen Schriftzeichen auf zartes Seidenpapier niederzulegen, — erhebt ſich in Rußland eine Million Bajonette, die einem einzigen unbeſchränkten Herrn dienſtbar, mit ihren Spitzen bereits Teheran, Stambul und die Hauptſtadt des fernen Occidents beſtreift haben, und unter den Befehlen eines eroberungsluſtigen Helden die alte Welt ebenſo mit Krieg überziehen könnten, wie China mit ſeinen Gelehrten nur dadurch ſo lange ſeinen inneren Frieden bewahrt, daß es, durch ungeheure Wüſten, Meere und Gebirge von der übrigen Welt geſchieden, einem abſoluten Conſervatismus oder Quietismus gehuldigt.

So bilden China und Rußland durch die indifferente Wüſte geſondert, die äußerſten oſt-weſtlichen Pole des alten Aſiens, einander weſentlich verwandt und doch auch weſentlich entgegengeſetzt, während das öde,

ſtarre Siberien mit ſeinen Unglücklichen und Sträflingen den Nordpol bildet zu dem weichen, brahminiſchen Indien mit ſeinen Schätzen uralter, geiſtiger Bildung, und ſeinen Muni's, ſeiner Prieſterherrſchaft und ſeinen Hospitälern für — leidende Thiere! — Wie ſtrenge indeß in jenen zwei colloſſalen Autokratien im Südoſten und Nordweſten von Mittelaſien — die mandariniſche und militäriſche Disciplin auch gehandhabt und Alles — vor Allem auf Wahrung des unbedingten Gehorſams berechnet wird, ſo beſtätigen doch die Angaben des Hrn. Davis in Beziehung auf China, was die Geſchichte in Bezug auf Rußland und mehrere andere europäiſche Länder erwieſen, daß da, wo den menſchlichen Kräften und Strebungen im Inneren kein zureichender Spielraum geſetzlich geſichert, wo nach außen ihr freier Verkehr mit den fortſchreitenden Völkern völlig oder theilweiſe gehemmt wird, im Verborgenen ſich krankhafte Zuſtände entwickeln, die früher oder ſpäter für den bisherigen Staatsmechanismus zu einem lebensgefährlichen Ausbruch gelangen.

So berichtet uns Davis von mehreren geheimen Geſellſchaften in China, von denen die am weiteſten verzweigte, die der San-ho-haei (der Drei-Einigen) weit gefährlicher noch als die der weißen Lilie und der himmliſchen Vernunft, die gewaltſame Abſchüttlung des tartariſchen Joches beabſichtigt und dem jetzigen Kaiſer keine geringe Beſorgniß erweckt. Daß anderſeits dem Vernehmen nach — auch in Rußland im Stillen ſich ein Gegenſatz zwiſchen altruſſiſchem und tartariſchem Adel, zwiſchen Moskau und Petersburg entwickelt habe, iſt der Natur der Sache nach nicht für unwahrſcheinlich zu halten. Es würde dies einer leicht wahrnehmbaren Tendenz der neueſten Zeit entſprechen, in welcher in faſt ganz Europa die Nationalitäten ſich in ihrem eigenthümlichen Weſen zu erfaſſen und demgemäß zu geſtalten beſtrebt ſind. Zu den merkwürdigſten welthiſtoriſchen Thatſachen würde es aber gehören, wenn dieſe Tendenz jetzt ebenſo im fernen China ſich regte, wie vor länger als zwei Jahrtauſenden faſt gleichzeitig mit Sokrates — Kong-fu-dſe ſich als Moralprediger im Reiche der Mitte erhoben. —

2.

Das Altteſtamentariſche in Oberaſien,

(von Bohlen, J. Roberts und de Paravey).

Profeſſor v. Bohlen, einer der ausgezeichneteren Orientaliſten Deutſchlands hat in der kürzlich von ihm herausgegebenen Schrift: Die Geneſis (hiſt., krit. erläutert) nachgewieſen, daß das erſte Buch Moſis erſt im Zeitalter des Jeremia oder um die Zeit des babyloniſchen Exil's, alſo in der erſten Hälfte des VI. Jahrhunderts v. C. geſchrieben, wenn auch bei deren Abfaſſung ältere Urkunden oder Ueberlieferungen benutzt worden ſein mögen. Höchſt wahrſcheinlich liege (worauf ſchon Andere hingedeutet) dem Ganzen der Geneſis eine alte Urſchrift zum Grund, worin Gott: Elohim genannt. Dieſe Urſchrift, welche ausländiſche, beſonders polytheiſtiſche Ideen enthalte, ſei von meſopotamiſchen oder chaldäiſchen Ueberlieferungen ausgegangen, bewege ſich in oberaſiatiſchen Vorſtellungen, ſtehe bis zu Abraham entſchieden auf chaldäiſchem Boden, und trage in der Erzählung der Fluth durch das geregelte Sonnenjahr ein chald. Datum aus dem 7ten Jhdt. Dieſe Urſchrift wäre dann von einem israelitiſchen Dioskeuaſten, dem die Stücke mit dem Namen Jehovah angehörten, eingeſchaltet und überarbeitet worden. Von Bohlen weiſt dann im Einzelnen nach, daß beſonders die eilf erſten Capitel der Geneſis oberaſiatiſche Mythen enthalten, und erläutert bei der Auslegung dieſer Urkunde ſehr vieles aus der Indiſch-Perſiſchen Sprache und Vorſtellungsart. —

Dieſen gelehrten Forſchungen des Königsberger Profeſſors ſchließen ſich J. Robert's Illustrations of the bible (Lond. 1835) an, inſoweit derſelbe nachgewieſen, wie die Sitten und Gebräuche, deren im alten Teſtamente Erwähnung geſchieht, in ſehr vielem mit den noch jetzt in Indien herrſchenden übereinſtimmen. Er glaubt aber hieraus einestheils die Aechtheit jener alten Urkunden, anderntheils die gemeinſame Abſtammung der Juden und Hebräer erweiſen zu können.

Von Paravey aber macht in ſeinem kürzlich erſchienenen — Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lett-

res de tous les peuples — auf die Uebereinſtimmung aufmerkſam, welche zwiſchen Thatſachen und Daten des alten Teſtaments und denen der älteſten chineſiſchen Bücher ſtattfinden. Zur Erklärung dieſer Concordanz ſucht er es wahrſcheinlich zu machen, daß die Chineſen bei ihrer erſten Wanderung nach dem äußerſten Oſten die vielleicht vorſluthiſchen Schriften der Aegypter, Babylonier und Perſer mitgenommen und demnächſt für eigene ausgegeben hätten. —

3.

Israeliten in Afrika, Aſien und Amerika.

Uralte Judencolonie in Habeſſinien.

Mit Beziehung auf Bruce und Rüppell wird in der bei J. D. Sauerländer erſchienenen wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift für jüdiſche Theologie (I. 261) berichtet, daß in Habeſſinien eine Colonie von Juden exiſtire (im Lande heißen ſie *Falaſjans*, d. i. Exilirte), aus deren Tradition hervorgehe, daß ſie dahin gekommen, als Judäa von Nebukadnezar erobert worden, und nicht nur ihre Sitten, Geſetze und heil. Bücher, ſondern auch ihre Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dieſe Auswanderer wären alſo wohl die einzigen, bei denen das Hebräiſche lebend geblieben.

*

Schwarze Juden.

Vor kurzem ſind in Madras die Reiſen des Rabbiners David, von Beth Hillel, erſchienen. In dieſen wird berichtet, daß in der Stadt Cochin 200 durchgängig verarmte Familien von weißen Juden wohnen, die aber „zu ſtolz ſind, um zu arbeiten, und lieber ihre Zeit in Müßiggang und Elend hinbringen.“ In den umliegenden Dörfern, — Aenalata, Schynoth und Malla, — wohnen aber 1500 Familien ſchwarze, oder vielmehr ſchwarzbraune Juden, welche durchgängig Handwerker ſind. „Ihre Felder und Gärten laſſen ſie von Hindus bebauen.“ Während die weißen kaum noch leſen und ſchreiben, und das A. T. nur wenig kennen, ſind die ſchwarzen im Allgemeinen unterrichtet,

und lesen die h. Schr. im Hebräischen. Die letzteren stammen, der Behauptung der weißen zu Folge, — „von Negersklaven ab, die von ihren Vorfahren gekauft, von einem Reichen bekehrt und in Freiheit gesetzt worden seien; — ihrer eigenen Versicherung nach wären sie aber „die Nachkommen jener Kinder Juda's, die während der ersten Gefangenschaft nach Indien gebracht worden, und dort verblieben seien." —

*

Die zehn Stämme Israel in Nordamerika?

Herr Sam. Frey, ein in Deutschland geborner Israelit, der in England sich hat taufen lassen, gibt jetzt (1837) zu New-York in Nordamerika, unter dem Titel „the jewish intelligencer," eine, zunächst seinen ehemaligen Glaubensgenossen bestimmte Monatschrift heraus. In derselben sucht er, — was schon Andern, namentlich William Penn, James Adair, Dr. Jonathan Edwards u. s. w. wahrscheinlich gefunden, als gewiß darzuthun, daß nämlich die nordamerikanischen Indianer die Abkömmlinge der (angeblich) verkommenen zehn Stämme Israel's seien. Er gründet seinen Wahrscheinlichkeits-Erweis hauptsächlich auf folgende Punkte: 1) Spuren des Hebräischen in der Sprache der Indianer, 2) die Verehrung des „großen Geistes," der an Jehovah erinnre; 3) Verwandtschaft einzelner indischer Volkssagen mit biblischen Ueberlieferungen; 4) Aehnlichkeiten in Sitten, Vorurtheilen, religiösen und andern Einrichtungen der Indier mit denen der Juden. — Man vergleiche hiermit, was im Feuilleton zu Nro. 60 aus Dickenson's Vortrag in der asiat. Gesellschaft zu London, und a. a. O. über eine jüdische Niederlassung im Inneren Afrika's angeführt worden.

4.

Die Chronik des Rabbi Joseph.

Rabbi Joseph, Ben Josua, Ben Meir, der Sphardi (d. h. der Spanier) von vertriebenen spanischen Israeliten abstammend, kam 1496 zu Avignon zur Welt, wurde aber später zu Genua ansässig, wo er seine Geschichte — mit gelehrter Nachahmung der alten hebräischen Geschichts-

bücher schrieb. F. Biallobloßky hat sie aus dem Hebräischen in's Englische übersetzt, und 1836 unter dem Titel: Chronicles of Rabbi Joseph the Sphardi in 2 Theilen herausgegeben. — Der erste von Adam bis zum J. 1520 n. Chr. reichende Theil enthält, was R. Joseph von seinen Glaubensgenossen überlieferungsweise in Betreff der Verfolgungen und Mißhandlungen erfahren konnte, welche der, durch die Kreuzzüge entzündete, oder vielmehr gesteigerte Fanatismus über die Juden gebracht hatte. In dem zweiten Theil der sich über die 33 nachfolgenden Jahre verbreitet, erzählt der Chronist uns, was er selbst erlebt, gesehen, oder durch zuverlässige Berichte seiner Zeitgenossen erfahren. Er lebte aber in jener fürchterlich großen Zeit, in welcher die Eroberung Constantinopels, die Selbstemancipation der Fürsten von der päpstlichen Gewalt, ihr Kampf mit dem Adel und vor Allem: die kirchliche Reformation — ganz Europa in Aufruhr versetzten und alle bisherigen Verhältnisse mehr oder minder gewaltsam veränderten. Rabbi Joseph war selbst Zeuge der Auftritte bei der Verschwörung Fiesco's und persönlich mit Andreas Doria bekannt. Er gibt uns eine genaue Beschreibung der Schlacht von Pavia, und erzählt, wie Bourbon's schwarze Banditti nach der Einnahme von Rom alles Silber und Gold aus den Kirchen und Schlössern geraubt, „die Religion der Heiligen auf den Straßen in den Koth getreten, die Kardinäle und Priester verspottet, und in den Gewändern derselben gotteslästernd einhergezogen;" — dann aber auch „die ihnen preisgegebenen Juden beraubt und mehrere von ihnen getödtet haben." — Wie nun die Christen zur Zeit, als sie noch von den Heiden verfolgt wurden, sich um so inniger in brüderlicher Liebe aneinanderschlossen, und einig im Glauben auch noch einig waren in begeisterter Hoffnung auf die zweite Herabkunft des Erlösers und sein tausendjähriges Reich, — so zeigte sich auch bei den Juden, in Folge der mittelalterlichen Verfolgungen, ähnliches festes Zusammenhalten und Glauben und Hoffen. Auch sie hofften auf Erfüllung ihrer Weissagungen, wonach der Saame Abrahams die Welt beherrschen und alle übrigen Völker von Sion herab ihre Gesetze empfangen sollten. Theilweise stimme hiermit die in der katholischen Kirche fortgepflanzte Ueberlieferung, daß in den letzten (immer nahgeglaubten) Zeiten die Juden wieder in Palästina gesammelt und dann zum Christenthume bekehrt wurden. Hieraus erklärt sich, was R. Joseph uns von einem Abentheurer, Namens David und von Salomon Molcho erzählt, und was theilweis hier übertragen werden mag, und eine Anschauung von der schlichten Darstellungsweise des Annalisten zu geben.

Ein Jude, mit Namen David, kam in jenen Tagen aus einer fernen Gegend von Indien an den Hof des Königs von Portugal und

ſprach alſo zu ihm: „Ich bin ein Hebräer, und ich fürchte den Herrn, den Gott des Himmels; und mein Bruder, der König der Juden, ſendet mich zu dir, o König, um Hülfe. Und nun — ſei du uns ein Helfer, und wir wollen gegen den Türken Solyman in den Krieg ziehen und das gelobte Land ihm aus den Händen reißen.“ Und der König ſprach zu ihm: „Friede ſei mit dir! Und nun gehe; ich will dich zu dem Hohenprieſter ſenden, und was immer derſelbe ſagen wird, das will ich thun.“ — Und er ging fort von ihm und verweilte mehrere Tage in Liſſabon. Und die gezwungenen Chriſten glaubten ſeinen Worten, und jeder ſagte zu ſeinem Nachbar: „Er iſt unſer Befreier; denn Gott hat ihn geſendet.“ Und ſie ſammelten ſich um ihn, und ehrten ihn ſehr. Und der Mann zog von dannen und nahm ſeinen Weg durch Spanien hin, und aller Orten, wo er durch kam, ſtrömten Viele herbei von denen, die dort zerſtreut waren, und er war ihnen ein Stein des Anſtoßes. Und er ging hinüber nach Frankreich und kam nach Avignon, und zog weiter und kam nach Italien, und machte ein Panner von künſtlicher Arbeit und ſchrieb darauf die Namen des Heiligen. Und auch nach Bologna, Ferrara und Mantua kam dieſer Mann und ſagte, daß er mit Einwilligung der Könige der Unbeſchnittenen alle Juden, die ſich unter ihnen fänden, an ihren Platz und in ſein Land führen wolle. Und er ſprach auch mit dem Papſt, und die Kinder Israels fürchteten ſich ſehr. Und es geſchah, als ſie mit ihm ſprachen und ſagten: „Und was ſollen wir mit unſeren Frauen thun an dem Tage, wenn wir alle in die Schlacht ziehen, und was mit ihren Kindern, die ſie uns gezeuget haben?“ — daß er ihnen erwiederte: „Fürwahr, es gibt viele Frauen in unſerem Land, wie dieſe ſind; fürchtet nicht, denn der Herr wird uns ohne Aufenthalt retten.“ Und er erfand aus ſeinem Kopfe ein Schreiben, und ſagte: „Mein Bruder, der König, hat es mir geſendet beſiegelt mit dem königlichen Ringe.“ Und es geſchah eines Tages, daß ſein Geheimniß entdeckt ward, und ſie glaubten ihm nicht mehr; denn er erließ nichtsnutzige Befehle. — R. Joſeph erzählt dann weiter, wie Salomo Molcho, der Sohn eines jüdiſchen Renegaten, durch David bewogen worden, zum Glauben ſeiner Vorväter zurückzukehren, und, da er ein Jüngling von großen Talenten war, gar bald eine große Herrſchaft über die Gemüther ſeiner Glaubensgenoſſen gewonnen. Selbſt R. Joſeph meinte: „der Geiſt des Herrn ſpreche aus ihm.“ Molcho erließ ein myſtiſches Rundſchreiben an die Häupter der Synagogen. Zuletzt verwog er ſich ſogar, Kaiſer Karl V. bekehren zu wollen. Aber der Kaiſer, ſo erzählt R. Joſeph, „ließ ihn und ſeinen Freund David und ſeine Anhänger gefangen nehmen; — und er führte ihn gebunden mit nach Mantua. Und der Kaiſer ſprach zu weiſen Männern, denn dies war des Kaiſers

Weiſe, und ſie fanden ihn des Todes ſchuldig und ſprachen: „Laß ihn fortbringen und verbrennen.“ Und es geſchah eines Tages, daß man ihm einen Zügel in den Mund legte. Vor dem Scheiterhaufen angelangt läßt einer von des Kaiſers Edelleuten den Zügel wegnehmen und verſpricht dem Verurtheilten, daß er am Leben bleiben und frei ſein ſoll, wenn er ſich bekehre. Aber er antwortete wie ein Heiliger, wie ein Engel Gottes: — „Thut, was ihr für Recht haltet, aber meine Seele wird in ihres Vaters Haus zurückkehren, wie in ihrer Jugend, und es wird dann beſſer mit ihr ſtehen, als jetzt...“ Und ſie brachten ihn dem Herrn zum Brandopfer. Und der Herr ſchmeckte den ſüßen Geruch, und nahm zu ſich die unbefleckte Seele, und ſie iſt bei ihm, — und lebt immerhin in Freude vor ihm... Aber Viele in Italien waren damals des Glaubens, daß Rabbi Salomon Molcho ſich durch ſeine Weisheit den Händen derer, die ihm nach dem Leben getrachtet, entzogen, und daß das Feuer keine Gewalt über ihn gehabt... Gott der Allmächtige allein weiß es.“ —

5.

Seltſamer Gebrauch bei Todtenbeſtattung der Juden zu Algier.

Thomas Campbell in ſeinen *Letters from the South* (1837) berichtet manches Intereſſante über den nördlichen Theil von Afrika. Bei Beſchreibung eines jüdiſchen Begräbniſſes zu Algier gedenkt er folgendes ſeltſamen Gebrauches: „Wenn ein Jude ſtirbt, glauben ſeine Stammgenoſſen, der Teufel ſtehe im Hinterhalt vor ſeinem Hauſe, um ſich des Leichnams zu bemächtigen, wenn derſelbe zu Grabe getragen wird. Da aber die Rabbinen denſelben auf dem ganzen Wege umringen, ſo wird die hölliſche Majeſtät hierdurch abgeſchreckt. Doch begleitet er den Zug, eine Gelegenheit erſpähend, die Leiche zu ſtehlen oder mit dem Todten in das Grab zu ſchlüpfen. Wenn daher der Sarg bei dem offenen Grabe angelangt, treten die Träger plötzlich mit dem Todten einige Schritte zurück, während deſſen ein Rabbiner einige Goldſtücke, ſo weit er kann, nach verſchiedenen Richtungen hinwirft. Der Teufel, der jetzt entweder im Grabe oder in deſſen Nähe iſt, wird nun durch ſeinen Geldgeiz verlockt,

die Goldstücke aufzulesen. Sofort wird der Sarg rasch in das Grab gesenkt und mit Erde bedeckt. Bei dem Begräbniß von Frauen findet dieser Gebrauch nicht Statt, weil, wie es heißt, Satan schon geplagt genug ist, um sich noch mit Frauen zu behelligen."

6.

Talmud und Talmudgläubige.

Hr. Dr. M. Heß, Oberlehrer an einer Israelitischen Schule zu Frankfurt a. M., unterscheidet (in der Israelitischen Abtheil. d. Univ. Kirchenztg. Nr. 77 v. J. 1837) die Juden in Talmud-Rabbinische, in buchstabgläubige Karaïten, und in denkgläubige biblische; eine Unterscheidung, die in der Hauptsache derjenigen entspricht, welche man bei den Christen in Anwendung bringt, wenn man von Römisch-Päpstlichen, schriftgläubigen Protestanten und — Rationalisten oder Neologen spricht. — Denn auch die denkgläubigen Juden folgen, wie Hr. Heß bemerkt, bei Auslegung der h. Schrift „nur der, von Wissenschaft und redlichem Forschungsgeiste geleiteten Vernunft." — Ueber den Talmud äußert er sich aber in Nr. 78 dess. Blattes in folgender Weise: „der größere Theil des Talmud, sowie des Schulchan Aruch ist — die Rechtslehre abgerechnet — dem Ritualgesetz gewidmet, nur wenige Blätter dem Sittengesetz, jenes steht überall in der ersten Linie und um dasselbe dreht sich fast die ganze, voluminöse, rabbinische Literatur; die sorgfältige Beobachtung desselben, und zwar nach der talmudischen Interpretation und Ausdehnung, ist es hauptsächlich, was den Frommen, Gottesfürchtigen charakterisirt; ja, derjenige, der ihn so, wie die Vfr. der h. Schrift, dargestellt hätte, ohne die Speisegesetze, das Beten, Fasten, Talmudstudiren u. s. w. zu erwähnen, würde in späteren Zeiten schwerlich dem Verdachte der Irreligiosität und Ketzerei entgangen sein." —

7.

Rabbinisches Anathem gegen Talmud-Uebersetzer.

Ein gewisser Dr. Pinner beabsichtigte, den Talmud in's Deutsche zu übertragen. Er glaubte, bei dem Rabbiner Sopher in Preßburg die Erlaubniß dazu einholen zu müssen. Dieser, erwägend, daß das sehr abnehmende Talmudstudium dadurch wieder gehoben werden könnte, gab seine Zustimmung. Als er aber auf die möglichen Nachtheile solcher Veröffentlichung aufmerksam gemacht worden, ließ er (unterm 22. Jan. 1835) ein Schreiben drucken, aus welchem Folgendes wörtlich ausgezogen: „Mit Gott! . . höret mich, meine Lehrer, Große der Zeit, Gelehrte des Geschlechtes und seine Forscher, die da harren der Gnade Gottes und erwarten seine Verherrlichung! Auch ihr übrigen Brüder, Söhne Israels, ihr Zerstreuten, die ihr harret, wieder gesammelt zu werden." Er bemerkt dann, daß die Uebersetzung des Talmuds „durchaus religionswidrig sei; deßhalb seien seine früheren „Worte irrig und er entziehe seiner Approbation alle Gültigkeit." Er führt weiterhin die Gründe dieses Beschlusses an und erklärt feierlich: „ich verbiete „es daher ausdrücklich, meine Approbation für diese Talmudübersetzung ab„zudrucken; wer dagegen handelt, den wird die Schlange beißen. „(Pred. 10, 8.)" Zum Schlusse heißt es: „Hr. Dr. Pinner — sehe „nun, daß alle Rabbinen Israels von allen Orten her sich gegen „sein Unternehmen auflehnen. . . Sollte er es (aber) nicht aufgeben, so „wäre er wohl würdig, daß man, falls die Regierungen es erlaubten, den „härtesten Bann über ihn ausspräche; da jedoch dies nicht erlaubt sei, so „wisse er wenigstens, daß die Sünde um seine Ferse gewunden „sei und Gott ihn ins Gericht bringen werde. . .

8.

Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum.

In einem Aufſatze über „die Stellung des weiblichen Geſchlechtes in dem Judenthume unſerer Zeit," welche im dritten Bande der gehaltvollen „Zeitſchrift für jüdiſche Theologie" (1836 Heft 3) ſich findet, leſen wir u. a. Folgendes: „Die Stellung des weibl. Geſchlechtes hat, nach dem beſtehenden Judenthume, ſo viel Unnatürliches und Zeitwidriges, hat ferner ſo viel Uebelſtände im Leben und ihrem Gefolge, daß eine ſchleunige und genügende Abänderung mehrerer beſtehender Gebräuche dringend nöthig iſt. . . ." „Die völlige Unterordnung der ledigen Tochter unter den Willen des Vaters, der ſie ſogar zur Sclavin verkaufen kann; die Hingabe derſelben an den Mann, ohne nach ihrer Einwilligung zu fragen; die Beſitzergreifung des Weibes von Seiten des Mannes durch dargereichte Geſchenke, ſei es an den Vater oder an die Tochter; — daß es dem Manne geſtattet iſt, mehre Frauen zu ehelichen, und das Weib, das Mißfallen in ſeinen Augen gefunden, nach Belieben zu entlaſſen; — der Uebergang der Frau in den Beſitz des Schwagers, wenn der Mann kinderlos geſtorben, — dies Alles ſind Zeichen, daß dem Weibe die Selbſtſtändigkeit und das aus dieſer fließende perſönliche Recht (von dem bibliſchen Judenthume) nicht zuerkannt wurde. . ." „Das talmudiſche Judenthum entzieht zwar die völlig herangereifte Jungfrau völlig (?) dem Willen des Vaters, — verlangt die Einwilligung des Mädchens (? auch des noch nicht mündigen) zu ſeinem Eintritte in die Ehe, und erkennt ſogar die ſpätere Weigerung der Frau, wenn ſie in den Jahren ihrer Unmündigkeit von dem Vater dem Manne übergeben worden, als gültig an;" — endlich führten auch „europäiſche Geſittung und germaniſche Anſichten von dem Weibe und deſſen Würde Gerſchom Ben Jehudah (im XI. Jahrh.) zu der alsbald ſanctionirten (?) Beſtimmung, daß von nun an die Vielweiberei verpönt ſei, eine Entlaſſung der Ehefrau nur mit ihrer Einwilligung geſchehen dürfe . . ." „Dennoch bleibt die geſellſchaftliche Stellung des Weibes im Judenthume unnatürlich; denn

es ist gesetzlich mit Schranken umgeben, die nicht die Natur ihm gesteckt hat ...“ „Frauen, Sclaven und Kinder werden auf eine Stufe gestellt, und selbst die Förderung des geistigen Lebens unter den Frauen wird als gefährlich betrachtet ...“ „Ja, man scheut sich noch immer nicht, in unseren Gotteshäusern das unwürdige Lob auszusprechen: „gepriesen seist Du Herr, daß Du mich nicht zum Weibe gemacht!“ ... „Nicht genug, daß das Weib von jedem höheren Leben ausgeschlossen ist, — muß auch das zarte Gefühl des denkenden Weibes durch den Eintritt in die Ehe, wie durch die Stellung in derselben tief verletzt werden ...“ Denn „gewöhnlich erkauft man (dem Mädchen) einen Gatten, und, wenn dies Geschäft vorüber ist, läßt das Gesetz es wiederum vom Manne erkaufen!“ ... Dies und mehreres Andere — „sind abgestorbene, aber noch mit ihren Leichenhänden die Gegenwart umklammernde Anordnungen, welche das Glück so manches Weibes zerstören!“ ... Zur Abschaffung derselben werden Vorschläge gemacht, und wo so klar das Uebel eingesehen, so offen es bekannt wird, da ist der erste Schritt zur Heilung desselben geschehen, dem bald der zweite nachfolgen wird.

9.

Klagschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837.

Aus einem von Jerusalem aus datirten „Schreiben Israels, Vorstehers und Aufsehers der pharisäischen Gemeinde im Lande Israel,“ — welches die Universal-Kirchenztg. Nr. 40 v. 1837 mittheilt, entnehmen wir folgende Stellen:

— „Mit dem innigsten Schmerze muß ich sagen, daß der Theil einer alten Prophezeihung (Sota gg. Ende) „Galiläa wird zerstört werden,“ eingetroffen ist. Am 24. Tebeth (1. Januar 1837) zur Zeit des Abendgebets (Nachmittags) kam ein entsetzliches Erdbeben von dem Herrn, „welcher auf die Erde herabschauet und sie erbebet.““ — (In Jerusalem seien viele Häuser und Höfe beschädigt worden; doch kein Mensch zu Schaden gekommen.) „In dem heiligen Galiläa aber, ach! wurden Saffet und Tabaria völlig umgestürzt ... sämmtliche

Häuſer gänzlich zerſtört, darunter auch alle Synagogen der ſpaniſchen (portugieſ. aus dem 15. und 16. Jahrh.), der Chaſſidim- (polniſchen und ruſſiſchen Juden), und unſerer Phariſäer- (d. h. rabbiniſchen) Gemeinde ... Der See Kinnereth (Geneſareth) trat aus und überſchwemmte die Stadt ... In Saffet ſtarben insgeſammt mehr als 2000 Perſonen und in Tabaria ebenfalls ſehr viele." (Nach Angabe mehrerer höchſt betrübender Details, ruft Iſrael ſeinen Glaubensgenoſſen in Amſterdam die Worte zu:) „ſeid erbarmungsvoll und erweiſet euch wohlthätig mir und den Ueberreſten unſerer galiläiſchen Gemeinden, deren Mehrzahl des Herrn Rathſchluß ertragen und Sühnopfer geworden ſind für ganz Iſrael!" —

10.

Wiederherſtellung des Volkes Iſrael.

Zu Anfang d. J. (1838) erſchien eine Schrift, unter dem Titel: Beweis, daß die amerikaniſchen Indianer die Abkömmlinge der verlorenen Stämme Iſraels ſind, aus dem Engl. des M. M. Noah, Majors der Miliz zu Newyork und Nordamerik. Geſandten zu Tunis. Schon im Vorhergehenden iſt auf die engl. Abhandlung aufmerkſam gemacht worden, von welcher dieſes die deutſche Ueberſetzung iſt. Die Hauptdata ſind aus einer Schrift geſchöpft, welche Adair, der 40 Jahre unter jenen Indianern gelebt, im J. 1775 herausgegeben. Hr. Noah meint, die den Iſraeliten prophezeite Wiederherſtellung ſei „vielleicht nahe genug, um auch einen Theil jener (indian.) Völker zu umfaſſen. ... Die Rabbinen, bemerkt er, „glauben, daß das Wunder der Wiedergeburt ſich offenbaren werde, wenn die Sünden der Nation gebüßt ſeien." Er glaubt, „daß Syrien an die jüdiſche Nation durch Kauf zurückfallen werde, und daß der angehäufte Wohlſtand derſelben ein von der Vorſehung beſonders gemachtes Geſchenk ſei, ſie in den Stand zu ſetzen, in einer paſſenden Zeit ihre alten Beſitzthümer durch Gold ſtatt Eiſen wieder in Beſitz zu nehmen... Man habe von 12—13 Millionen Dollars für die Abtretung jenes Landes geſprochen — eine Summe, die für den Paſcha von Aegypten zu lockend, als daß er ſie bei dem jetzigen ſchlimmen Zuſtande ſeines Schatzes ausſchlüge." —

11.

Messianische Hoffnungen Israels.

---

a.

Verkündigung der Wiederkunft des Messias.

Seit Sternsohn (Barcochba), später Lügensohn (Barchozbah) genannt, der zu Hadrians Zeiten als Messias viele hundert tausend Juden und Nichtjuden gewaltsamem Tode zugeführt, haben sich noch manche angebliche Messien unter den Juden hervorgethan. Im 12. Jahrhundert folgten sich deren sieben rasch aufeinander. Die reichhaltige, von Dr. Geiger herausgegebene wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie berichtet im ersten Hefte ihres zweiten Bandes (1837), daß ein gewisser Joseph Wolff, der früher in den Diensten der englischen Judenmissions-Gesellschaft gestanden, jetzt aber auf eigene Rechnung reise, in einer Ankündigung, die er zu Alexandrien an die Mauern geheftet, die Wiederkunft Jesus auf das Jahr 1847 festgestellt, „wo dann die Juden nach Jerusalem zurückkehren würden und das türkische Reich fallen würde." Im Frühlinge 1830 vom Pascha aus Aegypten weggewiesen, „begab er sich über Rhodus, Scio, Mytilene, Tenedos, Lemnos nach Salonichi, wo 22,000 Juden wohnen und in der Umgegend sich noch 60,000 befinden sollen. Auch dort machte er einen ähnlichen Maueranschlag, um den sich in einigen Stunden 2000 Juden versammelten." Aber auch dort scheint er keinen Glauben gefunden zu haben, dann erst entschloß er sich, eine Reise in das Innere von Afrika zu machen, „in der Absicht, die zehn Stämme zu suchen," deren Nachkommen er dort oder im Innern Asiens zu finden hoffte, dann aber gab er den ersten Plan wieder auf, durchreis'te Armenien, Persien, Khoraſſan, Turkistan, drang bis an den Himmalaya, und kehrte dann über Malabar und Abyssinien nach Malta zurück, wo er, vor zwei Jahren angelangt, nun mit Herausgabe seiner „Forschungen und Missionsarbeiten unter Juden, Mohamedanern und anderen Sekten" beschäftigt ist. —

b.

Erwartung des Messias.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in der Beschreibung seiner im Jahre 1834 durch Palästina gemachten Reise von der Umgegend am galiläischen Meere (1837), daß viele europäische Juden sich bei Tiberias in Safed angesiedelt. „Nach dem Glauben der Juden wird dort der Messias ankommen, und voll Vertrauen erwarten sie ihn daselbst. Sie begeben sich von allen Gegenden der Welt nach Safed, um ihre Tage in dieser Stadt zu beschließen, welche ihrer Meinung zufolge eines Tages mit großem Glanze verklärt und vor Allem der Hauptort ihrer Macht werden wird. Es ist erstaunlich, welch tiefer Glaube noch heutzutage die Juden beseelt, und wie beharrlich sie sich weigern, die strafende Hand zu erkennen, welche sie getroffen hat, und deren Fingerzeig überall zu erblikken ist.“ Möchte der Herzog die Frage beantworten, wie er seine Straftheorie mit dem allgemeinmenschlichen und göttlichen Recht, und wie mit der heil. Schrift vereinigen könne, wonach Christus für seine Kreuziger Vergebung erbeten, weil sie nicht gewußt, was sie thaten! Auch ist zu fragen, was die Millionen, von getauften Unmenschen mißhandelter Neger oder deren Voreltern, was die 600,000 in alle Welt zerstreuten Zigeuner, was die wie das Wild von Europäern gehetzten Uramerikaner und Südafrikaner, was die von Anglikanern dem Hungertod preisgegebenen Irländer oder ihre Vorfahren verbrochen, um so Schweres zu erleiden? — Wenn aber am ersten Januar 1837 Tiberias und Safed durch ein Erdbeben zertrümmert und weit über sechstausend Juden, die des Messias dort harrten, unter dem Schutte begraben worden, so kann diesem wie jedem andern physischen Ereigniß eine andere als eine blos physische Bedeutung nur von demjenigen zuerkannt werden, dem die Geheimnisse der göttlichen Weltökonomie zu durchschauen vergönnt wäre, ein Schauen, dessen bis jetzt noch kein Sterblicher gewürdigt worden ist.

c.

Der jetzt erwartete Messias.

Semilasso erzählt im 4ten Bande seiner afrikanischen Wanderungen (1837), daß ihn zu Susa (bei Tunis) ein deutscher Rabbiner und Talmudist aus Jerusalem besucht, welcher nach Deutschland zu reisen versicherte, um hier einflußreiche Leute für sein Projekt zu interessiren, „in Jerusalem eine Bildungsanstalt für die verwahrlos'te israel. Jugend zu

gründen." Derselbe habe u. a. auch behauptet: „es sei gar nicht wesentlich, daß der Messias, den er und seine Glaubensgenossen erwarteten, nothwendig als ein Jude geboren werden müsse; wenn er nur die Menschen erlöse und eine glücklichere Zeit herbeiführe, als die jetzige, was das Christenthum doch bis jetzt nicht vermocht hätte. Dies aber könne nur der einzige Beweis für die Aechtheit des wahren Messias sein. Wunder u. dgl. Dinge brauche er gar nicht zu thun, und die Welt könne im Uebrigen im alten Gleise bleiben!"

12.

Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie,

herausgegeben von einem Vereine jüdischer Gelehrten. Bd. I. 3 Hefte. 476 S. 8. 1835; in Verbindung mit einem Vereine jüdischer Gelehrten herausgegeben von D. Abraham Geiger, Rabbiner in Wiesbaden. Bd. II. 3 Hefte. 608 S. 1836. Verlag von Joh. Dav. Sauerländer, Frankfurt am Main.

Die vorliegende Zeitschrift nimmt schon gleich durch ihren Titel unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. — Noch ist die jüdische Religion durch ihr Alter, ihre ursprüngliche Erhabenheit und ihre welthistorische Wirksamkeit diejenige, welcher unbedenklich die erste Stelle gebührt. Ihr Pentateuch ist gleichsam der Urpatriarch der monotheistischen Glaubensgenossenschaften, denen von der Providenz die großartigste Bestimmung zugetheilt worden. Ihr Gedächtniß reicht hinauf bis in die Wiege des Menschengeschlechtes; ihre Urkunden sind bis jetzt noch die erweislich ältesten; ihre Ueberlieferungen liegen den zwei Religionen zu Grunde, die sich am weitesten über den ganzen Erdball verbreitet, die am meisten zur Humanisirung der alten und neuen Welt beigetragen haben. Mögen auch die Juden späterhin, wie die unglücklichen Chamiten in die Dienstbarkeit der anderen Abkömmlinge des Erzvaters Noah, so in die Abhängigkeit von den Christen und Islamiten gerathen sein, doch haben sie, — einzig in der Geschichte — bis auf den heutigen Tag ihre Eigenthümlichkeit, ihre Religion sich erhalten und hierdurch die wunderbare Lebenskraft derselben bewährt. So ist das Judenthum unstreitig die altehrwürdigste Erscheinung in der Geschichte der Menschheit.

Andererseits ist Wissenschaft im wahrhaften Sinne des Wortes zugleich die neueste und größte Forderung der Zeit, vorausgesetzt nämlich, daß man darunter nicht eine bloße Anordnung von Erkenntnissen nach abstrakten Gemeinbegriffen, sondern ein wirkliches Spiegelbild der lebendigen, thatsächlichen Weltordnung versteht, in welchem unser gesammtes Wissen zu einem organischen Ganzen vereint ist. Wie nun das wissenschaftliche Streben darauf ausgeht, den goldenen Faden zu entdecken, welcher die gesammte Welterscheinung durchschlingend — sie an die Gottheit religirt, — und die Worte in allem Daseienden zu vernehmen, durch welche es zu einem einzigen Welthymnus sich gestalte, — so ist dagegen das Judenthum, je länger es innerhalb der rings umher fortschreitenden Menschheit stehen geblieben, im Verhältnisse zu derselben eben durch seine Stabilität immer particularistischer geworden, da seine Beschränktheit immer schroffer mit der immer allgemeineren Entschränkung der übrigen civilisirten Welt contrastirte. Es ist aber ein allgemeines, auch in der Menschheit sich bewährendes Naturgesetz, daß, je strenger irgend Etwas isolirt, — um so heftiger es im Verborgenen zu seinen Ergänzungen hingezogen, und je länger diesem Hinzuge Gewalt angethan wird, um so gewaltsamer es demnächst seiner ersten Eigenthümlichkeit verlustig wird. Beispiele hiervon haben in neuerer Zeit die Völker gegeben, welche entweder in religiöser, oder politischer Hinsicht mit Gewalt gegen zeitgemäße Reformationen isolirt worden sind, und eben ein solches Beispiel gibt uns die neueste Geschichte der Juden. Wie lange und hartnäckig, zum Theil auch nothgedrungen, sie isolirt geblieben, endlich ist doch die Zeit gekommen, in welcher auch sie aus ihrer Vereinzelung herausgerissen worden, und welches die Folgen hiervon gewesen, wird uns die vorliegende Zeitschrift selbst auf das Sprechendste zur Anschauung bringen. Zugleich wird sich uns aus dem, was wir daraus anzuführen haben, ergeben, ob sie mit Recht — sich eine wissenschaftliche und ihre Theologie eine jüdische nennt, oder ob vielleicht keine dieser beiden Bezeichnungen dem Mitgetheilten entspricht.

Als Mitarbeiter an derselben werden aufgeführt die Hrn. Doctoren J. Aub (zu Baireuth), Creizenach (in Frankfurt a. M.), Jos. Dernburg (Amsterdam), Formstecher (Offenbach), A. Geiger (Wiesbaden), Herzheimer (Bernburg), M. Heß (Lengsfeld), Jost (Frankfurt a. M.), Kley (Hamburg), Steinheim (Altona) und Zunz (Prag); dann die Hrn. Arnheim (Glogau), Grünbaum (Birkenfeld), Munk (Paris) und Rapoport (Lemberg), — fast Alle — Prediger oder Rabbiner an den ihren Namen beigefügten Orten, — ein Umstand, der dieser Zeitschrift allerdings eine eigenthümliche Färbung ertheilt,

wie es andererseits auffallen kann, weder Johlson, den gelehrten und freisinnigen Uebersetzer des A. Test., noch Rießer, den scharfsinnigen und feingebildeten Vorkämpfer um Emancipation, noch Weil, den geistreichen Belletristen, die alle Drei in oder nahe bei Frankfurt a. M. wohnen, als Mitarbeiter genannt zu sehen.

Ueber die Einrichtung der Zeitschrift selbst haben wir nur zu bemerken, daß jedes Heft aus drei Abtheilungen besteht, von denen die erste theils kritische und literär-historische, theils dogmatische und raisonnirende größere Abhandlungen, die zweite Recensionen, die dritte „Nachrichten aus der Synagoge" und sonstige auf die Verhältnisse der Judenschaft bezügliche Mittheilungen enthält. Daß übrigens im Laufe eines ganzen Jahres nur drei oder höchstens vier Hefte erscheinen, und sowohl Abhandlungen, als Recensionen öfter durch mehrere Hefte fortlaufen, dürfte sich wohl dem Aufkommen dieser Zeitschrift nicht förderlich erweisen. Die Zeit hat jetzt einen rascheren Verlauf als jemals, da Ereignisse, Entdeckungen und Productionen sich in unerhörter Fülle einander drängen und verdrängen. Wer in den Gang der Entwicklung eingreifen will, muß entweder seine Kräfte zu einer größeren, gediegenen Arbeit sammeln, oder ein stets fertiger Mitsprecher über die Fragen und Angelegenheiten des Tages sein, keinesfalls aber die Forderung stellen, daß man Aufsätze lese, deren Fortsetzung und Schluß erst nach drei und resp. sechs Monaten zu gewärtigen stehen. Ueberdieß hat sich jetzt oft binnen so langer Frist in den Verhältnissen und Erkenntnissen so Manches verändert, daß der Anfang einer Abhandlung schon mehr oder weniger antiquirt sein kann, bevor das Ende derselben erschienen.

Was den Inhalt der vorliegenden Zeitschrift betrifft, so würde es uns zu weit führen und dem Endzwecke, den wir uns vorgesetzt haben, nicht entsprechen, wenn wir über alles hier Mitgetheilte berichten, wenn wir auf die manchen werthvollen und interessanten Bemerkungen eingehen, und die mancherlei Unrichtigkeiten und die mehr oder weniger falschen und schiefen Ansichten releviren wollten, denen wir hier begegnen.

Im Allgemeinen genommen können wir diese literarische Erscheinung nur als eine erfreuliche begrüßen. Die Männer, die sich zur Herausgabe vereinigt haben, sind zum Theil schon — wie namentlich Zunz, Jost, Rapoport, Munk und Geiger — durch schätzbare Leistungen auf dem Gebiete der neu-israelitischen Literatur rühmlich bekannt und die meisten Mittheilungen in der vorliegenden Zeitschrift beurkunden gründliche Gelehrsamkeit in Beziehung auf die ältere rabbinische Literatur, theils ein ernstes und eifriges Bestreben, die jüdischen Zeitgenossen in die geistige, fortschreitende Bewegung hineinzuziehen, deren

jetzt selbst die Katholiken und Islamiten sich nicht mehr zu erwehren vermögen, wenn auch das Glaubenssystem derselben ebenso wesentlich stabil ist, als das Mosaisch-Talmudische Lehrgebäude. Besonders schätzbar ist in der letzteren Beziehung die Aufrichtigkeit, mit welcher zugleich auf die Erstarrung und auf den gegenwärtigen Zerfall des Judenthumes aufmerksam gemacht wird; denn erst aus der gründlichsten Erkenntniß der Krankheit erwächst auch die Möglichkeit gründlich heilender Behandlung. Wir werden daher versuchen, durch Zusammenstellung der hier und dort zerstreuten Andeutungen das Eine, wie das Andere, anschaulich zu machen. —

„Die Geschichte des Judenthumes, bemerkt Hr. D. Geiger (Bd. II. S. 94), stellt uns die Thatsache dar, daß in ihm sich sehr wenige Secten ausgebildet haben, und beständig blos eine einzige den Sieg davon getragen hat. In den älteren Zeiten, in denen des zweiten Tempels," waren es die Pharisäer, welche das Uebergewicht hatten. Diese nahmen bekanntlich an, daß zur Erklärung und Ergänzung des geschriebenen Gesetzes, welches Moseh offenbart, demselben noch Anderes von Gott mitgetheilt worden, was sich durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und gleiche Gültigkeit habe, wie das geschriebene. Die Sadduzäer, die erst Zadok, einem Schüler des Antigonus Socho, ihre Entstehung verdanken sollen, verwarfen die mündliche Ueberlieferung; aber „die Pharisäer hatten die Mehrheit des Volkes für sich, und das Ansehen der Tradition wurde befestigt und drang überall durch." (II. 95.) Die Essäer, die mehr einer theosophisch-mystischen und asketischen Richtung sich hingaben" (94), zählten selbst zu Josephus Zeiten, nach dessen Angabe, in Palästina nur 4000 Anhänger.

Die Streitigkeiten, welche sich über die mündliche Lehre erhoben, gaben demnächst Veranlassung, die Bestimmungen derselben zu sammeln, zu ordnen und schriftlich zu verfassen. R. Elieser ben Jakob, R. Akiba, Jehudah der Heil. und m. A. gaben (im zweiten Jahrhunderte n. Chr.) solche Sammlungen unter dem Titel Mischnah heraus (II. 264 ff. 475); aber nur die Mischnah Jehudah's (Hakadosch, 141 n. Chr.), die er „in Uebereinstimmung mit den Schriftgelehrten seiner Zeit" verfaßt, gewann eine bleibende Autorität. Bald nach ihrem Erscheinen durch die Thosephtha und die Baraitha ergänzt — und demnächst (um 250 n. Chr.) von R. Jochanan in der G'mara commentirt, bildete sie mit diesen Schriften den Talmud, der seit dem Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. die Grundlage des Judenthumes geblieben. „Von hier an, bemerkt Hr. D. Geiger (II. 476), datirt sich der erste Stillstand in der Entwicklung des jüdisch-religiösen Lebens." — Erst in der Mitte

des achten Jahrhunderts trat eine neue Art von Sadduzäismus unter dem Namen Karaïsmus — der talmudischen Synagoge gegenüber, deren traditionsgläubige Anhänger „von nun an, wegen ihrer Folgsamkeit gegen die Rabbinen, Rabbanim, oder Rabbaniten genannt wurden." (II. 96.)

Die Karäer aber, die wie die muhammedanischen Schiiten und die christlichen Protestanten, behaupteten: Die ganze Heilswahrheit sei in der heiligen Schrift enthalten, die Schrift sei nur aus sich selbst zu erklären und es dürfe ihr Nichts zugesetzt, Nichts von ihr weggenommen werden, — sie bildeten nur eine, im Vergleiche zu den Rabbaniten, unscheinbare Secte, die, wie D. Geiger (II. 110) bemerkt, nur „die traurige Erscheinung eines erstarrten Freisinnes darbot, wo man sich gleichsam fürchtet vor dem kühnen Schritte, den man gethan, und immer wieder rückwärts geht, um die Bedenklichkeit seiner Folgen abzuwenden ...." — „Wären, — meint Hr. D. G. ebendaselbst S. 118 — wären die Karäer tief eingedrungen in ihrer Polemik, hätten sie die Erfordernisse bei Behauptung einer Tradition gehörig erwogen und die Ansprüche der geistlichen Macht der Talmudisten und ihre Interpretationsregeln scharf gefaßt, so wären die Rabbiniten zu einer wissenschaftlichen Begründung ihrer Ansichten, zu einer historischen Sicherstellung genöthigt worden, und unsere Zeit stände nicht jetzt da in Verlegenheit vor dem Chaos, das ihr vorliegt, wo sie durchaus keine bestimmte Antwort zu geben weiß, wenn man ihr die wichtigen Fragen vorlegt: Was erkennt der Talmud als Tradition an? Wie weit dehnt er die geistliche Macht aus? u. s. w. ."

Die Kabalah endlich, d. h. „die geheime Lehre von Gott und der Welt, welche aus den Buchstaben des A. Test. künstlich erschlossen wird"[1]), — deren älteste Schriften nicht über das zweite Jahrhundert nach Christus hinausreichen, hat auf das synagogische Judenthum keinen erheblichen Einfluß ausgeübt. Ihr Studium wurde vom dritten bis zum zehnten Jahrhunderte n. Chr. fast ganz vernachlässigt; „ihre emanatistische Schöpfungs-Ansicht hat nie im Judenthume Fuß gefaßt", (II. 343) und — dieser grundwesentlichen Differenz ungeachtet — hat sie nicht einmal eine eigene Secte zu bilden vermocht.

Ist also vom Judenthume, als einem von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten sich continuirenden Glaubenssysteme die Rede, so kann darunter nur dasjenige verstanden werden, welches in der älteren Zeit

---

1) Philos. cabbal. v. D. Freystadt p. 12.

durch die Phariſäer, demnächſt durch die Rabbiniten ſeine Herrſchaft behauptet hat.

Als Grundprincipien des Talmud's ſtellt nun Hr. D. Creizenach (II. 22 ff. und 255 ff.) folgende auf:

1 und 2) „Alle Vorſchriften des Pentateuchs ſind Moſeh aus dem Munde Gottes", — und zwar „auch dem Texte nach" — „am Berge Sinai offenbart worden."

3 und 4) „Wegen der Unvollſtändigkeit der Vorſchriften (im Texte des Pentateuchs), der Unverſtändlichkeit der Ausdrücke und der darin vorkommenden ſcheinbaren Widerſprüche" — „ſind die näheren Erläuterungen der Vorſchriften des Pentateuchs Moſeh gleichzeitig mit dieſen ſelbſt am Sinai offenbart worden", und ſind deshalb, wie dieſe unveränderlich.

5 und 6) „Die mündlich geoffenbarten Geſetzbeſtimmungen„ haben ſich von Moſeh herab bis zu deren ſchriftlichen Abfaſſung mündlich fortgepflanzt, und „der Talmud iſt (ſeitdem) die Hauptquelle derſelben." — Schon Maimonides bemerkte aber (Hilchoth theschabah III. 8.), daß der Talmud jedem Iſraeliten, der den göttlichen Urſprung der mündlichen Lehre nicht anerkenne, als einem Läugner (Khopher), den Antheil an der ewigen Seligkeit abſpreche. (II. 259.)

Ihm nun (dem Talmud), „hat die Vorzeit auch mit der kleinlichſten Treue angehangen, weil, wie ſich Maimonides ausdrückt: „ganz Iſrael darin übereingekommen iſt"" (I. 349), und „die jüdiſche Theologie hat in dem langen Zeitraume, der unſerer Zeit vorangegangen, — einzig und allein im Studium deſſelben beſtanden" (II. 2). „Er war das Buch, das alle Anleitung fürs Leben, alle Kenntniſſe, die als wahrhafte galten, in ſich ſchloß; — das Glaubensbewußtſein der Synagoge hatte mit der vollſten Hingebung ſich ihm angeſchloſſen; was in ihm enthalten war, das trat im Leben aller Enden entgegen; ſein Verfahren war ſo unzweifelhaft, ſeine Anſichten in eines jeden Bruſt ſo feſtgeſtellt, ein Zweifel, ob der Gehalt der Bibel in ihm richtig entwickelt und dargeſtellt war, ein Zweifel an der ungetrübten Ueberlieferung lag ſo fern, daß der Gedanke an eine feſtere Begründung ganz ſchwinden mußte" (II. 2. 3.)

Nach der gänzlichen Auflöſung der Schulen in Babylon, und nachdem die Juden ihren letzten gemeinſchaftlichen Mittelpunkt verloren (J'cheskia, Sohn von David Sakai, war der letzte Roſch Galutha, d. h. Oberhaupt der Lehrſchulen, wörtlich aber „Haupt der Gefangenſchaft"), — hatte allerdings ſeit Anfang des elften Jahrhunderts eine neue Glanzepoche für die jüdiſche Literatur begonnen, und im Verkehre mit den to-

kranten Arabern in Afrika und Spanien das Studium der Aristotellischen Philosophie, der Astronomie und Medicin — Eingang bei den Rabbonim's gefunden. Schon „Abulwalid wagte Correcturen in manchen Stellen der Bibel" (I. 19); „bei Vielen wurde die Philosophie dem Judenthume fast gleichgestellt und man suchte sie gegenseitig zu modifiziren. . . ." Man wagte sogar zu behaupten, es seien ganze Stellen des Pentateuchs in späteren Zeiten hinzugefügt worden." (21.) „Gerschom, die Leuchte der Zerstreuten" (um 1170) traf selbst einige, seitdem beibehaltene Einrichtungen[2]) welche „nicht im Geiste des palästinensischen Judenthumes lagen" (25) und der Rab. Samuel Bar Mejir (Rasch Bam) (um 1180) „drang mit dem größten Nachdrucke auf das Recht einer freien Exegese" (32). „Je mehr man sich von der Hülfe der Gaonim (der Erhabenen, dies war der Titel der Vorsteher der jüdischen Hauptschulen von 564 bis gegen 990) verlassen sah, — desto selbstständiger mußten auch bald die talmudischen Forschungen werden, und so wenig auch eine freie philosophische Geistesentwicklung kräftige Wurzel schlagen wollte oder konnte, so sehr fand die eigenthümliche Bearbeitung des heiligen Religionsschatzes mit gewissenhaftem Fleiße und Eifer einen fruchtbaren Boden" (I. 26). Immer aber blieb der Talmud die unverbrüchliche Grundlage der gelehrten Arbeiten. — „Isaak ben Jakob (Alfasi, auch Rif genannt) stellte am Ende des elften Jahrhunderts nach der Ordnung des Talmuds die Resultate desselben auf, so daß sein Werk, Halachot genannt, zur Richtschnur werden konnte für alle Anhänger des Talmuds, und der Mann, wie das Werk sich bald der ungetheiltesten und anerkanntesten Hochachtung erfreuten" (I. 23.)

Auch Maimonides, „der allen neueren Bestrebungen Anknüpfungspunkt war und ist" (II. 20), trat „keineswegs dem Talmud entgegen; sondern bewies in den verschiedensten Epochen seines Lebens durch Schriften und Briefe urkundlich seine Anhänglichkeit an Tradition und mündliche Lehre" (I. 214). Ausdrücklich zählt er zu den Läugnern (Khophrim), die er als Häretiker bezeichnet, diejenigen: „1) die nicht den ganzen Pentateuch für göttlichen Ursprunges halten, 2) die die Echtheit der Tradition läugnen, 3) die annehmen, daß Gott einen Theil des Mos. Gesetzes abgeändert habe (mit anderen Worten: „die die offenbarte Lehre für veränderlich halten"), und 4) die an keinen Messias glauben, der einst aus dem Stamme Davids kommen wird,

2) „Er verbot die Vielweiberei und setzte fest, daß bei einer Scheidung auch das Weib seine Einwilligung geben müsse" (I. 25).

Israel zu erlösen" (I. 46. 47). Uebrigens bilden seine Schriften, und besonders seine Bearbeitungen des Talmud und seine Commentare zu demselben gleichsam den Kern der mittelalterlichen Blüthe der israelitischen Gelehrsamkeit. Mit seinem Tode, der in das Jahr 1205 zu setzen ist, fing auch jene Blüthe zu welken an (II. 11), und wenn nun, in Folge der gelehrten Streitigkeiten, die sich während des elften und zwölften Jahrhunderts in Afrika und Spanien — und später in Frankreich entsponnen, „eine laxe Beobachtung des Judenthumes eingerissen" (I. 34) — wenn der ausgezeichnete Rabbi Ascher († 1321) klagte, „daß die Verwirrung hinsichtlich der Glaubensprincipien (bei den Israeliten) so sehr um sich gegriffen, — weil sie ohne Propheten und ohne Weisen von gültiger Autorität sind, — ohne obere Religions-Behörde und ohne ordinirte Geistlichkeit leben" (II. 76), so sammelte sich doch Israel, immer allgemeiner, immer ingrimmiger von den Katholiken verfolgt und gedrängt, — allmählig wieder einträchtig um die heilige Fahne des Talmud, und D. Dernburg bemerkt namentlich in Beziehung auf Deutschland, daß hier „seit Jahrhunderten jeder Hang nach Wissen unter den Israeliten erstickt, der vernünftige Glaube dem Studium des Talmud mit seiner Alleinherrschaft gewichen, und an den sogenannten hohen Schulen, selbst das Lesen der älteren Schriften eines Saadiah, Maimonides, Albo u. A. verketzert war" (II. 335). Ebenso wird an einer anderen Stelle (II. 139) „jene felsige Starrheit des absoluten Stehenbleibens beklagt, die im Judenthume seit Jahrhunderten Gesetz gewesen."

Erst in der neueren Zeit wurde „Maimonides (wieder) der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, vielfacher Thätigkeit und hoher Bewunderung. So hat Mendelssohn, der Schöpfer und das sichtbare Haupt unserer (d. h. der israelitischen) neuen Periode, das erste Feuer seines Geistes an dem Lichte des trefflichen Moses (Maim.) angezündet, so hat Salomon Maimon, der tiefsinnige Schüler Kant's, sich, wenn auch unglücklich, an der Erklärung seines unsterblichen Moreh Nebuchim versucht" (I. 98). Aber „die plötzlich durch Mendelssohn angeregte Begeisterung für die Philosophie mußte zur verzehrenden Flamme und die Verbreitung des Kant'schen Kriticismus zum schneidenden Schwerte für den positiven Glauben und das Ceremonialgesetz sich gestalten" (II. 335). „Man verfolgte nun das Bestreben, das Licht der natürlichen Religion nicht nur über das positive Ceremonial strahlen zu lassen, sondern das Gerüste dieses als weder ort-, noch zeitgemäß gänzlich abzutragen, und statt seiner aus den Bausteinen seines Fundamentes und Zweckes das neue Gebäude zu errichten. Als Repräsentanten mögen hier Lazarus Bendavid, Friedländer, Wolfssohn genannt

werden" (II. 335), welche „die Principien der Vernunftreligion zur ausschließlichen Unterlage des positiven Judenthumes machten" (345). „Anders war es in Italien, wo das Talmudstudium weniger zu unnatürlicher Streitsüchtelei herabgewürdigt worden, — und ein strenger Gegensatz zwischen dem talmudischen Glauben und dem philosophischen Wissen sich nie hervorgebildet hatte ... Wie (daher) Mendelssohn selbst seinen Bildungsgang immer in einer mit dem Glauben engverschwisterten Schule verfolgt hatte, so schlossen ihn die Italiener auch ihren Studien an, und setzten zu den Namen Abrabanel, Chisdai — nun den Mendelssohn's" (336).

Nur bis hierher reichen die in den vorliegenden sechs Heften zerstreuten historischen Andeutungen in Beziehung auf das Judenthum, und wir sehen daraus, daß der Glaube an eine unverbrüchliche, göttliche Offenbarung, die dem jüdischen Volke vor drei Jahrtausenden zu Theil geworden sei, bis auf die neueste Zeit bei demselben die Oberherrschaft behalten und als das Charakteristische des Judenthumes bezeichnet werden kann. Mit Recht bestimmt daher Reggio in seiner Schrift: „Thorah und Philosophie in ihrer Versöhnung" — als Grundlehre des jüdischen Glaubens: „sie (die Israeliten) sollen ein Volk und ich will ihr Gott sein" (II. 338), und übereinstimmend hiermit behauptet Hr. D. Creizenach: „Die Anerkennung eines unendlichen Urhebers aller Dinge, der das Menschengeschlecht regiert, und den Israeliten durch Moses besondere Gesetze offenbart hat, ist eine unerläßliche Grundlage des religiösen Lebens für jeden Israeliten" (II. 68).

Wie nun die Synagoge von der Bewegung der neuesten Zeit ergriffen, wie das Leben der Israeliten seit Mendelssohn in den allgemeinen Umschwung der socialen Verhältnisse Europas verflochten worden, darüber sich auszusprechen, haben die gelehrten Mitarbeiter der „wissenschaftlichen Zeitschrift" keine Veranlassung gefunden. Um so mannichfaltiger sind die Aeußerungen derselben über den gegenwärtigen Zustand der Dinge.

Bald vernehmen wir Klagen über den „Zustand religiöser Bewußtlosigkeit, in welchem Israel leider befangen sei" (II. 22), und über den „allgemeinen Mangel an göttlichem Geiste", der daraus abgeleitet wird, daß „Israel lange Zeit ohne lehrende Priester und ohne Unterricht gewesen"; — denn die Rabbiner seien zwar achtbare Männer, aber „nicht Lehrer, nicht Lehrer des Volkes, der Jugend, nicht Fortbildner der Religion im Geiste Gottes gewesen" (I. 194) — bald wird das nothgedrungene Bekenntniß abgelegt: „daß das religiöse Leben in sei-

ner wahren Bedeutung unter den Israeliten wenig Anregung und Nahrung finde, und mehr in einem kalten Mechanismus, der weder im Gefühle, noch im Verstande gegründet ist, so zu sagen, erstorben sei"! (I. 261 f.) — Dann klagt Hr. D. Herxheimer, daß „die Verstellung und geheuchelte Ceremonieen- und Gesetzübung mit der frivolen Verspottung und leichtsinnigen Verachtung des Gediegenen und Wesentlichen abwechseln" (II. 241). Ein anderer Mitarbeiter schreibt sogar eine ganze Abhandlung darüber, daß „Heuchelei die erste Anforderung an den jungen Rabbiner unserer Zeit sei" (I. 285 ff.), und meint darin, daß „das Schaukelsystem, das bald hierhin, bald dorthin sich neigt, es mit Keinem verderben will, leise und schleichend auftritt, sich selbst und Andere täuschen will, — leider, in gegenwärtiger Zeit die häufigste Erscheinung sei" (290).

Die Abhandlung aber über „das Judenthum unserer Zeit und die Bestrebungen in ihm", welche die vorliegende Zeitschrift selbst bevorwortet, sucht dieses Unternehmen im Wesentlichen durch die nachfolgenden Bemerkungen zu begründen: „das religiöse Leben", heißt es, biete jetzt einen Kampf dar „zwischen dem auflösenden und zersetzenden, daher so viel, wie möglich, verneinenden Verstande, der scharf prüfenden Beurtheilung aller vorliegenden Zeugnisse sowohl der Geschichte, als der Speculation auf der einen, und der vereinenden, zusammenfassenden, daher befestigenden Thätigkeit der Vernunft, dem tiefen Sehnen des Gemüthes mit seiner dichterischen Anschauung religiöser Sagen und Formen, und dem verjährten Vorurtheile auf der anderen Seite" (I. 1). Wir halten nicht für nöthig, die Unrichtigkeit dieser Gegeneinanderstellung ausführlich zu erweisen, da wohl keiner unserer verehrlichen Leser den analysirenden, scharf prüfenden und urtheilenden Verstand, ohne welchen die syntheſicende, vereinende Vernunft des geläuterten Stoffes zu ihren Arbeiten ermangeln würde, — dieser Vernunft selbst feindlich entgegensetzen, und noch viel weniger dieser letzteren das verjährte Vorurtheil zum Kampfgenossen gegen den Verstand beigeben wird.

Zum Schlusse seiner einleitenden Vorrede bemerkt noch Hr. D. Geiger: „Nur die Theologen", wenn sie mit dem geschichtlichen Gebäude ihrer Religion vertraut, auf der Höhe der Zeit stünden, „könnten durch gelehrte und praktische Wirksamkeit das Heil Israels fördern", — obgleich „sie es in den letzten 50 Jahren nicht gefördert hätten" (10).

Worin nun diese Wirksamkeit bestehen müsse, darüber spricht sich Hr. D. Dernburg folgendergestalt aus: „das Gesetzbuch des Theologen

sei: „die bestehende Form zu erhalten, aber die Scheidewand zu zerbrechen, welche die Zeit zwischen sie und die ewige Idee gestellt, in beide wieder neues Leben zu schaffen, und sie in das richtige Verhältniß zu einander zu setzen." Man müsse nämlich, „anstatt stets dem Kampfe zwischen Geschichte und Vernunft, Zeitlichem und Ewigem zuzusehen, sich bestreben, beide von einander durchdringen zu lassen, und so einen Weg zu bahnen, den Alle wandeln mögen. . . . Habe man sich aber überzeugt, daß Vernunft und Religion sich schwesterlich einen müssen gegen kindisches Vorurtheil und zerstörenden Aberglauben, — wo sollte man zu diesem Geschäfte Vorarbeiten suchen, wo diese Einigung ausgeführt erblicken, als in den Schriften des Maimoniden?" (I. 99—101.)

Weiter hinauf steigt Hr. D. Creizenach, welcher, dem Karäischen Protestantismus sich anschließend, behauptet: „in Glaubenssachen habe die israelitische Religion Nichts allgemein Gültiges, als die heilige Schrift," und „sie sei die einzige Quelle, aus der wir (die Israeliten) die nöthige Belehrung über das Wesen und die Begrenzung des israelitischen Glaubens schöpfen könnten und dürften" (I. 335. II. 73.). Da er nun als eine der 3 Hauptwahrheiten aufstellt: daß „Gott den Israeliten seinen heiligen Willen durch Moses offenbart" (II. 71.), da er weiterhin bemerkt: „sobald man die mosaische Gesetzgebung als den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Willens verehrt, kann nichts dazu berechtigen, irgend einen der göttlichen Befehle für minder wichtig und dringend zu erklären" (I. 338), — so ist nicht abzusehen, wie hiernach jede Scheidewand zerbrochen werden soll, welche das israelitische Volk bisher so streng von den anderen Völkern geschieden. — Und doch meint Hr. D. Geiger: „die Idee, die wir als eine vorzüglich begründete betrachten, der Kampf, wie wir sagen möchten, um Emancipation des Glaubens von der Volksthümlichkeit, d. h. um den Glauben von den Spuren des früher mit ihm verbundenen Staatslebens zu reinigen, diese Idee — sei die stille fortwirkende gewaltige Macht, die das ganze Gebiet der Religion umgewandelt" (I. 177), — womit aber jene particularistische Ansicht von der Mos. Gesetzgebung sich auf keine Weise vertragen dürfte.

Wie nun, nach Hr. D. Creizenach's Versicherung, „fast keine zwei der seit 20 Jahren erschienenen Lehrbücher des mosaischen Glaubens in Beziehung auf die Anzahl und die Begrenzung der Glaubenspunkte übereinstimme" (I. 45), so finden wir auch in der vorliegenden Zeitschrift eine nicht geringere Mannigfaltigkeit der Ansichten in Beziehung auf die Strebens- und Hoffnungspunkte. Der Eine meint: „es gelte

eine Wiedererweckung des erſtorbenen, in bloßes Außenwerk geflüchteten Glaubens," und er ahnet „eine ſchöne Zukunft, wo das Gebäude des Judenthumes wieder aus ſeiner, durch die Zeit (?) herbeigeführten Verunſtaltung hergeſtellt ſein wird (II. 360 f.). Ein Anderer meint, „die Zeit, in welcher das Judenthum in ſeiner herkömmlichen Geſtalt ungetheilt das Herz der Iſraeliten inne hatte, ſei unwiederbringlich dahin," und bezeichnet als Strebensziel die Verwirklichung der (ſchlechthin univerſalen) „Idee des Judenthumes: in jedem Lebensmomente des einen, allwaltenden, heiligen Gottſchöpfers (?) eingedenk zu ſein, jede Handlung — Erfüllung des hohen Menſchenberufes oder Mittel dazu ſein zu laſſen" (II. 209. 211.). Ein Dritter legt ſogar dem Rabbiner die Pflicht auf, „die reine Idee des Judenthumes fortzubilden." Er ſieht nämlich zwei ganz unheilvolle Extreme vor ſich, die Einen verknöchert, die Anderen von jedem Glaubensverbande losgeriſſen;" — „in der Mitte — Leute, die eine Wunde und eine Sehnſucht im Herzen fühlen, die vom Alten losgetrennt — ein Neugeſtaltetes vermiſſen, bange der Löſung harrend"... Nun ſoll der wahrhafte Geiſtliche dieſen allen „anſchaulich machen, wie die Zeit eine Umwälzung hervorgebracht," er ſoll „den Erſtarrten zeigen, daß ſie erſtarrt ſeien", — in den Glaubensloſen „Sehnen und Streben nach belebendem Glauben erregen", — Beiden aber, „wenn ſie erwacht ſind", ſowie jenen in der Mitte Schwebenden „zum Bewußtſein bringen, wie nicht mit flacher Vermittelung und mit theilweiſem Annehmen und Verwerfen Alles abgemacht ſei, ſondern daß die Geſtaltung des Glaubens aus einem Guſſe ſein müſſe"... (I. 290 f.). Leider vermißt aber der wackere Mann in Iſrael Geiſtliche, wie er ſie wünſcht, und findet nur theils ſolche, „die den Ruf unſerer Tage gar nicht kennen, — theils andere, die „den Kampf zwar kennen, aber ſeine Rechtmäßigkeit nicht anerkennen", — ſondern „ſich überreden, es ſei das Alte, das ſie aufgegeben, gar nicht dageweſen, es ſei das Neue, das ſie aufgenommen, nicht eine Fortbildung, ſondern eine unweſentliche neue Form", — theils endlich ſolche, „die nichts Anderes zu ihrem Ziele machen, als eine gute Stelle, die ſie warm hält", und ſich nur fragen: „wie befriedigt man die verſchiedenen Anſprüche, damit man mit uns zufrieden ſei und wir in Anſehen und Einkünften ſteigen? Wie verwirrt man den Sinn, damit Alle glauben, wir thäten nach ihrem Willen?" (I. 292—295.) Fragen wir aber dieſen wohlgeſinnten Mann, wie ſolchen Uebelſtänden abzuhelfen ſei, ſo erhalten wir die ganz unbeſtimmte Antwort, der geiſtliche Führer müſſe „wirken für Reinigung der Lehre nach ihrer urſprünglichen Geſtalt, für die Einigung

der Fortschritte der Zeit mit dem Glauben, für die Durchbringung der reinen Idee!" (303.)

Ist es nun, nach Allem, was wir im Bisherigen angeführt haben, rühmend anzuerkennen, daß in der vorliegenden Zeitschrift mit seltener Freimüthigkeit gar manche Schäden Joseph's aufgedeckt, und die verschiedenartigsten Heilungsprojecte dargelegt werden, so darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß noch Ansichten in derselben vorherrschend sind, welche nicht geeignet scheinen, die Eintracht in der Synagoge herzustellen, und ebenso wenig zu einer Vereinigung mit den übrigen Glaubensgenossenschaften hinführen können.

Gerade wie in der römisch-katholischen Kirche noch häufig von einem ursprünglichen, reinen Katholicismus, und wie in den akatholischen Religionsgesellschaften von einem reinen Urchristenthume, so wird von den meisten Mitarbeitern unserer Zeitschrift von einem reinen Judenthume geträumt und gefabelt. Es tritt hier, wie auch sonst so oft, der Fall ein,

> . . . „eben wo Begriffe fehlen,
> „da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Der gemeine Verstand, wenn er sich klar machen will, was unter Katholicismus, Christenthum, Judenthum zu verstehen sei, verfährt hierbei, wie bei Bildung des Begriffes eines jeden lebendigen Wesens. Er geht auf den Ursprung des Namens und der Sache, die damit bezeichnet werden soll, zurück, begleitet den Keim, den er gefunden, bei seinem Wachsthume, seiner Entfaltung und seiner Unterscheidung von anderen, anders benannten Gewächsen, erforscht seine Blüthe, seine Frucht, und bildet sich dann den gewünschten Begriff aus den Elementen, die er gewonnen, — und zwar besonders aus denen, in welchen er den stätigen, wesentlichen Zusammenhang wahrnimmt, der ihn überzeugt, daß es ein und dieselbe Lebensseele ist, welche dem Keime, der Blüthe und der Frucht seine eigenthümliche Gestaltung gegeben. Ein Anderes ist aber der wahrhafte, concrete, lebendige Begriff eines bestimmten Gewächses, ein Anderes der abgezogene Geist, und wieder ein Anderes die ganz abstrakte allgemeine Substanz desselben. Der Geist, die sogenannte Essenz einer Rose ist nicht der lebendige Begriff dieser Pflanze; die vegetabilischen, oder vollends die Urelemente der Rose und die Mischungsverhältnisse derselben, die durch chemisches Verfahren ermittelt werden, sind noch viel weniger als wahrhaftes Rosenthum zu bezeichnen. Durch solches Verfahren bemächtigt man sich allerdings der greifbar stofflichen Theile der Pflanze, — aber

„fehlt leider! — nur das geistige Band, —
„Encheiresin naturae nennt's die Chemie."

Ebenso verhält es sich mit den großen welthistorischen Gewächsen. Was die Herren das reine Christenthum oder Judenthum nennen, das sind nur künstliche Gewächse, nicht lebendige, naturwüchsige Begriffe. Jahrtausende hindurch hat die immense Majorität der Judenheit gewußt, was das Judenthum sei; denn sie glaubte einstimmig, daß sie dasjenige darunter zu verstehen habe, was an Moseh, als dem höchsten Organe göttlicher Offenbarung und an dem alten Testamente seine unverbrüchliche Voraussetzung, was in der mündlichen Ueberlieferung und demnächst in dem Talmud seine Fortsetzung, was in dem geweissagten Messias und dessen Reich seine Zukunft habe. Auf gleiche Weise war die Christenheit anderthalb Jahrtausende lang darüber einverstanden, daß das Christenthum an Christus, als dem einzigen Sohne Gottes und Heiland der Menschen, und an dem neuen Testamente seine unverbrüchliche Grundlage, an den synodalischen Aussprüchen des heiligen Geistes seine Fortsetzung, und in der Wiederkunft Christi zum letzten Gerichte und dem Ende dieser, und dem Anfange einer ewigen Welt sein Endziel habe. Auch sind diese Vorstellungen so tief in die Vergangenheit, in die Ueberlieferung gewurzelt, daß sie sich noch bis auf den heutigen Tag einerseits bei der Mehrheit der Juden (in Asien, Africa, Rußland, Polen, Italien u. s. w.), andererseits wohl auch bei der Ueberzahl der Christen erhalten haben. Eine Unterscheidung zwischen fundamentalen oder wesentlichen und secundären, mehr oder weniger accidentiellen, und darum ausscheidbaren Glaubenslehren, Gesetzen und Geboten hingegen ist immer und überall nur da versucht worden, wo das Eindringen fremder geistiger Mächte die Selbstständigkeit des Juden- oder Christenthumes bedrohte, und man weder jene völlig abwehren konnte, noch diese völlig aufgeben mochte. So, um hier uns auf die Geschichte des Judenthumes zu beschränken, war „Maimonides der erste, welcher eine erschöpfende Aufzählung der Fundamentalsätze des israelitischen Glaubens unternahm" (I. 41.), und Aristoteles war die Macht, welche das damalige Judenthum zu inficiren und aus seiner Eigenthümlichkeit herauszureißen versuchte. Noch aber „fand Maimonides vielseitigen Widerspruch" (I. 47.), und wenn zwei Jahrhunderte später Jos. Albo († 1430) in seinen Ikarim, dem Liber fundamentorum (Soncino 1486) die 13 maimonidischen Grundlehren, welche „das eigentliche Wesen im Begriffe der israelitischen Religion bilden," auf die drei reducirte, wonach jeder Israelit an das Dasein eines einzigen Schöpfers, an die göttliche Weltregierung und an den göttlichen Ursprung der mosaischen Lehre glauben müsse (I. 50),

so war doch einestheils damit nichts *specifisch Israelitisches* ausgesprochen, da auch die Christen und Muhammedaner sich zu jenen Glaubenslehren bekennen; anderestheils blieb jene Reduction ohne Einfluß auf das lebendige Judenthum selbst. Israel hielt ängstlich an der gesammten *talmudischen* Ueberlieferung fest, und erst in der *neuesten* Zeit, nachdem das Scheidewasser der *Kritik* die eiserne Tradition der christlichen Kirchen zu durchfressen und das aufgehende Licht der *Humanität* in das uralte Glaubensgebäude derselben bereits einzudringen angefangen hatte, — erst seit *Mendelssohn* hat man von Neuem versucht, auch die *Synagogen* durch *Abscheidung* dessen, was man für das Unwesentliche, Abänderliche, von außen Angesetzte ausgab, dem neuen Himmelslichte zu öffnen. Man übersieht aber in der Synagoge, wie in den christlichen Kirchen, daß die Unterscheidungen und Ausscheidungen oder sogenannten *Reinigungen* nicht mehr natürliche *Entwickelungen* und Fortbildungen der Gewächse, die man Juden- oder Christenthum nennt, — sondern *Veränderungen* sind, durch welche dieselben ihrer weltgeschichtlichen *Eigenthümlichkeit* mehr oder weniger entkleidet, und zu einem *Stoffe* bereitet werden, aus welchem sich ein neues, vollkommeneres, allgemein menschliches Gewächs zu gestalten beginnt. Man übersieht den Unterschied zwischen der *organischen Umwandlung* der ersten dürftigen *Keim*- in vollständige *Stamm*-, und der letzteren in *Blumen*-blätter einer-, und der *Destillation* und der chemischen *Reduction* derselben auf ihre Elemente andererseits. Wenn daher in der vorliegenden Zeitschrift als „*Geist* des Judenthumes" ausgesprochen wird: „im Namen und im Auftrage Gottes zu leben, und in jeder Handlung des Lebens eine Pflichterfüllung zu erkennen" (II. 358), — oder wenn die *göttliche*, d. h. die *mosaische* Offenbarung *reducirt* wird auf die Lehren von dem einzigen Schöpfer, von der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit der Seele (I. 371), so sind dies nur beliebige Abstractionen und Reductionen, die man allerdings mit demselben Fuge *rein* nennen kann, wie man von reinem Rosenöl oder auch von reiner Kohlensäure oder anderen Produkten chemischer Analyse spricht; — einen wahrhaften Begriff vom Judenthume hat man aber damit nicht gewonnen; vielmehr kann es nur zu noch größerer Verwirrung der Begriffe führen, wenn man dasjenige als reines *Judenthum* bezeichnet, nicht, was das gestaltende und erhaltende Lebensprincip desselben während dreier Jahrtausende gewesen, sondern was erst bei dessen *Auflösung* aus den Trümmern desselben *abstrahirt* wird. Das *wirkliche*, *wirksame Judenthum* steht als eine große, leicht wahrnehmbare Thatsache in der Geschichte da, und darüber war die Judenheit als solche, in der „Hauptsache stets einver-

ſtanden", und ſie konnte es leicht ſein, denn Hr. Dr. Geiger bemerkt ſelbſt, daß „die Judenheit in ihrer jetzigen Geſtalt ihre Wurzeln vollkommen ſchon in der frühen Zeit des zweiten Tempels habe," und die zweite vom letzten Makkabäer bis jetzt währende Periode „mit einer vollſtändig ausgeprägten Religion beginne, — die eine ganz entſchieden eigenthümliche Geſtalt habe, die eine jede Vermiſchung kräftig ablehne." (I. 176. 177.) Wie viel oder wie wenig hingegen zu ſolchem reinem Judenthume gehöre, darüber haben ſelbſt, wie wir gezeigt, die wenigen Mitarbeiter der vorliegenden Zeitſchrift ſich nicht verſtändigen können. Während daher, um noch ein paar Beiſpiele anzuführen, Hr. Dr. Geiger — beiſtimmend — aus Ben Uſiel's „Briefen über Judenthum" anführt: „daß Iſrael bloß daſtehe zum Beiſpiel, zur Warnung, zur Erziehung, und ein ſtilles Lebensbeiſpiel, ein Lehrer der Allgerechtigkeit und Allliebe," und daß „das Ideal Iſraels ſei: „daß jeder Iſſroeilsſohn ſei geachteter, mitwirkender Beiſpielspriester der Gerechtigkeit und Liebe, nicht Iſſroeilthum — was ihm verboten, — aber reines Menſchthum unter den Völkern verbreitend," (II. 544) — meint Hr. B. H(errheimer?): „ſowie die Laſt des auf uns laſtenden Druckes ſich vermindert hat, — ſo kehrte auch das Bewußtſein unſerer Würde als Menſchen und als Iſraeliten in ſeiner ganzen Stärke wieder," und fügt dann hinzu: „wir wollen die Selbſtſtändigkeit unſeres religiöſen Lebens, — denn nur dieſes iſt das innere Band, das uns umſchlingt (?), — wahren und in ſeiner ihm eigenthümlichen Entwicklung fördern." (I. 227.) Hr. Dr. Geiger aber iſt des „Dafürhaltens, daß das Judenthum einzig und allein die Beſtimmung habe, die Iſraeliten — zu wahren, echten Menſchen zu erziehen," um — endlich mit den Nichtiſraeliten „in brüderlicher Gemeinſchaft und völliger Gleichheit ein gleiches Lebensziel zu verfolgen" (II. 545.). Während dann, wie früher bemerkt, Hrn. Dr. Creizenach zu Folge, eine der Hauptwahrheiten der iſraelitiſchen Religion iſt, daß „Gott den Iſraeliten ſeinen heiligen Willen durch Moſe offenbart habe," (I. 353. II. 71.) und Joſ. Albo „mit Recht" bemerkt haben ſoll — „man könne allerdings nicht der Gemeinſchaft Iſraels angehören, wenn man nicht den ganzen Inhalt der moſaiſchen Bücher glaube" (I. 49.); wird anderwärts zugeſtanden: „die allmählige Entſtehung und Bereicherung des Pentateuchs werde wohl Reſultat (der Kritik) bleiben, und das — neuer Unterſuchung unterzogene factum — allerdings auch dafür ſprechen" (I. 461.). — Während endlich Hr. Dr. Creizenach (I. 338) mit Maimonides (I. 46) und mit dem Deuteronomium ſelbſt (c. 4, 1. 2 f.) die angeblich Moſe ertheilte göttliche Offenbarung für unver-

brüchlich hält und Hr. Dr. Geiger zugesteht, daß das israelitische Religionsgebäude schon vor 2000 Jahren vollständig ausgebildet war, behauptet Hr. El. Grünbaum: „jede Religion müsse in ihren Lehren entwickelnd fortschreiten; — eine Offenbarung, die sich als unveränderlich darstellt, einer ewigen Stabilität huldigen würde, trüge eben damit den Stempel ihrer Ungöttlichkeit unläugbar in sich," — und versichert uns dann: „das Judenthum trage in allen seinen Institutionen den grundwesentlichen Charakter an sich, daß es in immer fortschreitender Entwicklung, in immer größerer Perfection dem Geiste des Betrachtenden sich zeige!" (II. 296—299) (!)

So bietet also die vorliegende Zeitschrift uns in kleinen Raum zusammengedrängt ein ähnliches Schauspiel dar, als dasjenige ist, dessen Rollen innerhalb der christlichen Glaubensgenossenschaft an eine Menge von Zeitschriften vertheilt sind. Außer der rechtgläubigen, rabbinisch-talmudistischen und der völlig ungläubigen — finden sich die meisten Zwischen-Nüancen in derselben repräsentirt. Mit Recht aber klagt einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter: „es zeigt sich der Mangel an gediegenen wissenschaftlichen Leistungen ganz besonders in dem Schwankenden unserer Zustände; — die Wissenschaft, und daher die Begründung, läßt man auf ihrem alten Standpunkte, und dennoch soll das Leben eine Aenderung erfahren. Daher der Zwiespalt in unserem ganzen Treiben, daher Unklarheit und Mangel an folgerichtigen Annahmen; und so lange die Wissenschaft nicht ihre Wurzeln tiefer zu schlagen vermag, werden auch die Früchte unserer Aufklärung schal bleiben" (II. 12.). Auch in der vorliegenden Zeitschrift macht dieser Uebelstand, wie wir gezeigt haben, sich noch gar sehr bemerklich, und wir können in keiner Beziehung sie als eine „wissenschaftliche" anerkennen. Die gelehrten Forschungen zur Berichtigung der jüdischen Literaturgeschichte, die darin angestellt werden, sind allerdings schätzbar; aber Gelehrsamkeit ist noch keine Wissenschaft, und selbst das hier ausgebreitete literärische Wissen läßt die alttestamentlichen Schriften völlig unberührt. In der Synagoge, wie in Kirchen und Tempeln, — kann aber — von menschlicher Seite — nur mehr gerade dasjenige zum Heile führen, was in der vorliegenden Zeitschrift zunächst noch unberücksichtigt geblieben: einestheils nämlich die vorurtheilsfreie, sorgfältigste Sichtung aller bisher für heilig gehaltenen Schriften und Geschichten, — anderntheils die echtwissenschaftliche Ergründung und Darstellung der Einen, von Anfang an bis auf heute sich in der gesammten Menschheit verwirklichenden Idee und ihrer Postulate für die Zukunft. Von knechtischer Furchtreligion kann allerdings nur der Glaube an die ewig allväterliche, zu Jedem sich herablassende Liebe Gottes,

von der Knechtschaft unter die mitangeborene Selbstsucht nur die Begeisterung für die göttliche Liebe uns frei machen; von dem Zweifel aber, der seit Jahrhunderten seine Herrschaft immer weiter ausgebreitet hat, kann jetzt nur mehr die Wahrheit uns frei machen, welche sowohl dem denkenden Geiste, als dem liebenden Herzen keinen nachhaltigen Widerspruch mehr gestattet. Zu dieser Wahrheit aber hilft die vorliegende Zeitschrift nur in so weit die Wege bereiten, als sie durch ihre Bekenntnisse und Widersprüche auf das lebhafteste das Bedürfniß solcher Wahrheit fühlbar zu machen und die Sehnsucht und das Streben nach ihr auch in der Synagoge zu erregen sich in jeder Hinsicht geeignet zeigt.

13.

Die Israeliten in Deutschland, England und Frankreich.

Wie wenig Europa noch in sich befriedet, wie langsam die Blüthe wahrhafter Humanität sich entfaltet, kann man unter Anderem auch daraus entnehmen, daß selbst in den civilisirtesten Ländern noch immer sich die Reibungen zwischen s. g. Christen und s. g. Juden erneuern. Die betrübenden Vorfälle in Hamburg sind bekannt.

In London wurde zwar unlängst (1836) der Israelite David Salomons erst zum Sheriff, dann auch zum Alderman (Schöffen) gewählt. Als derselbe aber seinen Amtseid ablegen wollte, forderte man von ihm, daß er eine früherhin vorgeschriebene Erklärung unterzeichne, welche ein christliches Glaubensbekenntniß enthält, und als er um Ausstand bat, um einen Anwalt zu consultiren, wurde sofort seine Wahl annullirt.

In Frankreich, wo seit der Julirevolution auch die Vorsteher der Synagoge vom Staate besoldet werden — und der König jüngst die Versicherung erneute, daß er stets allen bestehenden Glaubensgemeinschaften gleichmäßigen Schutz angedeihen lassen werde, hat die Gazette de france, welche einen großen Theil der legitimistischen Partei repräsentirt, sich auf das gehässigste über seine wahrhaft königliche Zusicherung erklärt, und die Regierung wiederholt des „Atheismus" beschuldigt, weil sie die Bekenner der römisch-katholischen Religion gleichstelle mit den im Irrthume be-

fangenen Proteſtanten und den Iſraeliten, welche „Jeſum Chriſtum läſterten (blasphême.)“ Zugleich läßt ſie ſich von Darmſtadt aus, — wahrſcheinlich von irgend einem exilirten franzöſiſchen Legitimiſten, — einen Brief ſchreiben, der es „natürlich“ findet, wenn eine gewaltſame Reaktion gegen die wohlhabende Judenſchaft ausbreche, und der Welt vorlügt, daß zu Frankfurt a. M. bereits aller geſellſchaftlicher Verkehr zwiſchen Juden und Chriſten aufgehört habe. Daſſelbe, von Neid und Haß überſprudelnde Tagblatt, fordert aber eine Rentendotation für den kath. Klerus als Erſatz für die 300,000,000 Franken Einkünfte der franz. Kirche, welche die Conſtituante confiszirt, und verlangt, daß die Geiſtlichkeit völlig unabhängig werde von der weltlichen Macht! —

14.

Die Synagoge in Frankreich.

Hr. Simon Bloch, Herausgeber der Zeitſchrift: la Régénération, bemerkt in No. 34 der Univerſ. Kirchen-Zeitung 1837, daß die jetzt faſt funfzigjährige Dauer der (bürgerlichen) Verhältniſſe der franzöſiſchen Juden, mit Ausnahme unbedeutender Aenderungen, die Synagogenform ſo gelaſſen, wie dieſe ſolche gefunden.“ Er meint: „gerade dieß ſei vielleicht ein großer Fortſchritt zu nennen, daß die franz. Juden ſich noch nicht bewogen finden, um der Ausgleichung äußerer Verhältniſſe willen, die ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit voreilig abzutragen, — obgleich ſie in allen weltlichen Angelegenheiten mit der Zeit fortgehen.“ Er fügt dann, nach Deutſchland ſchielend, noch hinzu, „daß ſo manche Vorſchläge zu Reformen in andern Ländern öfters das Gepräge einer gänzlichen Verleugnung des Judenthums an ſich tragen, und auf alle Weiſe beurkunden, wie ſehr ſie lediglich dem Wunſche, alles Eigenthümliche abzuſtreifen, ihre Entſtehung verdanken; Vorſchläge, denen ſich die Synagoge nicht fügen könne und dürfe, und denen ſie am wenigſten da ein williges Ohr leiht, wo ihr Beſtand durch die Geſetze des Landes geſichert ſei“ — So macht ſich bei der Synagoge derſelbe Unterſchied bemerklich, der auch hinſichtlich der katholiſchen Kirche in Frankreich und Deutſchland hervorgetreten. In Deutſchland hat die Reformation begonnen und ſich behauptet; in Frankreich hat deren

Unterdrückung die Revolution zur Folge gehabt; die dann wieder in eine ebenfalls nur formelle Restauration umgeschlagen. Wie deutsche Katholiken, so arbeiten auch deutsche Israeliten an Reformen, und die religiösen Fortschritte gehen Hand in Hand mit den weltlichen. In Frankreich will die eigentliche Kirche, nämlich der rechtgläubige Klerus, ebenso wenig auf Reformvorschläge hören, als die Synagoge. Wie kann aber das Recht wahrhaft fortschreiten, wenn die Religion, die dasselbe begründet und sanktionirt, nicht auch fortschreitet? Hr. Simon Bloch möge diese Frage sich zu beantworten versuchen.

15.

Emanzipation der Juden

mit Bezug auf:

das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkte der innern Politik beleuchtet von Robert Haas, evangelischem Pfarrer zu Dotzheim bei Wiesbaden. Frankfurt a. M., bei Karl Körner. 1837.)

Kein Volk unter allen Völkern der Erde spricht ein höheres Interesse an, als das Volk Israel. Sein Gedächtniß reicht hinauf bis in den geheimnißvollen, göttlichen Ursprung des ersten Menschenpaares. Seine Weissagungen reichen hinab über alle Zerspaltungen der Menschheit bis zur wunderbaren Einigung aller Völker zu einem Reiche Gottes auf Erden. Zwischen Anfang und Vollendung der Zeiten liegt eine Geschichte — auf das Tiefste ergreifend durch eine Verkettung der härtesten Leiden, wie kein anderes Volk sie getragen, von der Wiege bis zur Auflösung — und Wiedergeburt, — aber auch großartig und erhaben, wie keines andern Volkes Geschichte, durch ihre religiös-energische Verkettung mit den Fortschritten des Menschengeschlechtes zur Humanität!

Bis zur Weltschöpfung hinauf reicht die Familien-Geschichte des Stammvaters, und bis zur neutestamentlichen Weltspaltung hinab verläuft sich, in abermals zwei Jahrtausenden, die Geschichte des eigenthümlichen Nationallebens. Und schon sind wieder bald zwei Jahrtausende abgelaufen, seit das Volk, aus der Reihe der politisch lebendigen Nationen abgeschieden, geisterhaft, als religiöse Stamm-Gemeinschaft,

fast über den ganzen Erdboden zerstreut, der von Anfang und oft von Neuem verheißenen Erlösung entgegen harret und hoffet!

Im Gegensatze zu den natürlich Entarteten erscheinen die Urahnen des Volkes (Seth, Sem und Jakob) als die von Gott Geschenkten, Erwählten, Gesegneten. Im Gegensatze zu den von Gott Abgefallenen zeichnen die Gesetzgeber dieses Volkes (Noah, Abraham, Moses) sich aus durch Glauben und Gehorsam, um derentwillen sie gewürdigt werden, als Repräsentanten des erwählten Volkes auf ewige Zeiten einen freien Bund mit dem Ewigen, Allmächtigen zu schließen.

Aber auch dadurch unterscheidet sich jenes Volk von allen übrigen, daß seine ganze Geschichte ihm selbst stets zur Vorstellung gekommen als Bethätigung jenes einzigen, intimen Verhältnisses zwischen ihm und Jehovah, der sich dasselbe erzeugt und erzogen, der es geadelt und geweiht auf ewige Zeiten zum königlichen Priestervolk über und für alle anderen Völker der Erde; dem es aber auch strenger als jedes andere Volk, — durch einzige Gnaden und Verheißungen zur höchsten Dankbarkeit, und durch freiwillig eingegangenen Bundesvertrag noch besonders zum pünktlichsten Gehorsam sich verpflichtet weiß. Wie es daher jedes Nationalleiden als ein göttliches Strafgericht dahingenommen, so hat, des auf ewig geschlossenen Bundes und der bis in die fernste Zukunft hinabreichenden Verheißungen gedenkend, es auch stets einer göttlichen Erlösung entgegengehofft, und um sich derselben würdig zu machen, stets von Neuem sich der strengen Beobachtung der Bundes-Satzungen zugewendet.

Von Ursprung an, bald von seinen Herren, bald von Nachbarn, fremde Bildungselemente, — ägyptische, arabische, phönizische, assyrische, persische, griechische und römische, und demnächst noch hundert andere, in sich aufnehmend und sie eigenthümlich verarbeitend, — hat das Volkswesen doch durch alle Zeiten hindurch seine schon frühe scharf ausgeprägte Individualität zu behaupten gewußt. Schon in seiner Kindheit mit dem Sklavenjoche belastet, nach kurzer, durch Verirrungen und innere Spaltungen verkümmerter Jugendzeit und Selbstständigkeit — seiner Heimath entrissen, und in Ketten geschlagen, dann verstümmelt in's Land der Väter zurückkehrend, nur um immer anderen, immer gewaltthätigeren Eroberern zur Beute zu werden, bis es, unwiderbringlich in alle Welt zerstreut, länger als ein Jahrtausend hindurch ein Spielball habsüchtiger Zwangsherren und ein Schlachtopfer fanatischer Kirchendiener und fanatisirten Pöbels geworden, — hat es dennoch an dem Gesetz und den Verheißungen seines Gottes festgehalten, in diesem Glauben eine Treue bewahrend, die ihres Gleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht findet!

Und was ist der eigentliche Grund dieser einzigen Erscheinung?

Aus welcher Quelle sog dieser Wunderbaum seine Lebenskraft, der, wie eine seltene Adansonia, in der Urzeit seine Wurzeln geschlagen? Ausgesondert von allen übrigen Volksstämmen, mußte Israel durch die Erhabenheit seiner Glaubens- und Sittenlehre, durch die wunderbarsten Fügungen und durch die Ueberschwänglichkeit der ihm gewordenen Verheißungen, sich auch erhaben fühlen über alle umgebenden Völker. Sein Gott war der alleinige Schöpfer Himmels und der Erde. Seine Offenbarung, hinabreichend bis an das Ende der Zeiten, wurde als unverbrüchlich hingestellt und angenommen. Selbst Jesus versicherte, daß Gesetz und die Verheißungen nicht auflösen, sondern erfüllen zu wollen, und auch die Christen glaubten eine auserwählte Gottesgemeinde zu sein, und durch den verheißenen Messias eine Lehre und Verheißungen empfangen zu haben, deren Unverbrüchlichkeit noch auf die Heiligkeit des alten Bundes sich stützte. Waren aber die Anhänger der neuen Offenbarung, die das Wort derselben für unverbrüchlich hielten, berechtigt, den Juden es zum Vorwurfe zu machen, daß sie — nach den ihnen verliehenen Geistesgaben — streng festhielten an dem Worte der alten Lehre und Verheißung?

Der Gott der Juden war ein alleiniger Gott, und ihre ganze heilige Geschichte war die seines persönlichen Waltens über seine Auserwählten und des Kampfes gegen diejenigen, die noch andere Götter neben ihn stellten. Als aber die Christen nicht nur die Mißbräuche des altheiligen Gesetzes, sondern dieses selbst größtentheils abschafften, und sich von den Altgläubigen absonderten, fingen sie da nicht schon an, die Gottheit erst als eine zwei-, dann sogar als eine dreipersönliche anzubeten? Kann man es da den Juden zum Vorwurfe machen, daß sie sich ängstlich an ihre uralte Glaubenslehre festklammerten, und sie durch immer dichtere Zäune gegen Angriffe zu bewahren suchten, die ihnen das Allerheiligste selbst zu gefährden schienen? Kann man es ihnen verargen, wenn sie eine neue Lehre im Ganzen verwarfen, die ihnen selbst nur als Offenbarung eines Gottes geboten wurde, dessen frühere Offenbarung ihnen den Glauben an seine Einpersönlichkeit als das höchste Wahrzeichen seiner Propheten angegeben hatte? Konnten späterhin die Juden sich zu einer Religion hingezogen fühlen, deren Bekenner zwar Gott als unendliche Liebe priesen, aber seine frohe Botschaft mit Feuer und Schwert verbreiteten, und über die Widersetzlichen nicht nur, wie Moses, den zeitlichen Tod, sondern eine ewige Rache verhängten? Konnten sie an die weltbesiegende Macht des Erlösers glauben, den ein späterer angeblicher Gesandter Gottes (Mahomed) aus zwei Welttheilen verdrängte und selbst in dem kleinen Europa nicht seine Alleinherrschaft behaupten ließ? —

So ist es gekommen, daß die Juden, durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Religion und eine davon untrennbare Geschichte verbunden, in mehr als tausendjähriger Zerstreuung ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben, durch immer neue Bedrängnisse zu immer gleich festem Zusammenhalten genöthigt.

Während aber Israel eine Krone nach der andern verlor, erst die königliche, dann die priesterschaftliche, zuletzt auch die der gesetzdeutenden Gewalt, bemächtigte das auserwählte Volk der Christenheit sich nach und nach sämmtlicher Kronen. Wie Israel durch Moses aus Aegypten, so durch Constantin aus der heidnischen Sclaverei befreit, erneuerte die Christenheit in vergrößertem Maßstabe die israelitische Priesterkaste, das jüdische Königthum und das gesetzdeutende Rabbithum, und kraft Mosaischer Gesetze und israelitischer Richtersprüche und in Nachahmung jüdischer Religionshelden wurden Mosesgläubige Juden, wurden Mohamedaner und Heiden und Ketzer verfolgt und geschlachtet!

Aber auch in der Kirche, wie im Tempel Jehovah's, erhielt sich in Mitten der äußeren und inneren Stürme das ewige Feuer des göttlichen Geistes, und wie dicht es auch hier wie dort von Irrwahn und Selbstsucht umsponnen wurde, sein Licht und seine Lebenswärme — Funken der ewigen Wahrheit und der unbeschränkbaren Liebe — gewannen immer neue, kräftigere Nahrung durch die Strahlen, die aus der freien Natur, aus den Ueberlieferungen der alten Welt und aus verborgener Himmelsquelle sich in die umzäunte Lampe ergossen. Und wie die Flamme allmählig erstarkte, durchbrannte sie einen Zaun nach dem andern, und eine Krone nach der andern zersprang auf dem Haupte der Kirche. Die Fürsten bemächtigten sich der weltlichen Selbstherrlichkeit; die Laien schlangen sich die Priesterbinde um die Schläfe, die wissenschaftlichen Forscher deuteten die alten und entdeckten neue gemeinschaftliche Gesetze.

Und, siehe! auch das auserwählte Volk der kirchlichen Priester erlag, wie früher das priesterliche Volk — immer gewaltigeren Eroberern. Die nordischen Machthaber unterwarfen sich die kirchlichen Hierarchen; griechische Philosophen und römische Rechtslehrer erstanden von den Todten, und nöthigten die Kirchgläubigen zu geistigem Tribut; aus der Asche der Scheiterhaufen erhoben verjüngt sich kühne Reformatoren und bekämpften das neue Pharisäerthum durch seit unvordenklich mißachtete Offenbarungen.

Hiermit begann für die Christenheit und eben dadurch auch für die Judenheit eine neue von der mittelalterlichen, wie von der alten — sich immer bedeutsamer unterscheidende Weltzeit.

Das Princip der Gewißheit, der Freiheit und der Umgestaltung constituirte sich dem Principe der Priesterauctorität,

des Glaubens-Zwanges und der Stabilität gegenüber; der Geist rang sich los von der fesselnden Form, die eben dadurch immer größerer Erstarrung verfiel. Wie anderthalbjahrtausend Jahre zuvor die christliche Reformation dem erstarrenden rabbinischen Mosaismus, so trat nun ein freiprüfender Protestantismus dem verhärteten hierarchischen Katholicismus entgegen, und wieder reagirte die alte Kirche durch Anwendung irdischer Gewalt. Die religiöse Freiheit wurde durch zahllose Märtyrer, durch namenlose Leiden errungen.

Die römisch-spanische Inquisition rief den niederländischen Freistaat in's Dasein, der papistische dreißigjährige Krieg befestigte die Freiheit der neuen Kirche in Deutschland; die jesuitischen Verfolgungen der Hugenotten und Jansenisten in Frankreich nöthigten den menschlichen Geist, sich in seiner Freiheit gegen jeden Zwangglauben zu erfassen.

Aber die Noth lehrt nicht nur beten, wie das Sprichwort sagt, sondern auch lieben; sie ruft nicht nur das tiefinnerste Verbundensein mit Gott, sondern auch das wesenhafte Verbündniß der Menschen untereinander zum Gefühl und zum Bewußtsein; sie lehrt nicht nur glauben und um Hülfe bitten, sondern auch mitleiden und hilfwillig werden.

So fanden zu Anfang des XVII. Jahrhunderts aus dem fanatischen Spanien, aus Polen und Deutschland flüchtende Juden zum erstenmale menschenfreundliche Aufnahme im niederländischen Freistaat; — so wurde nach dem westphälischen Frieden der in Deutschland auf den Juden lastende Druck hier und dort schon durch Verträge gemildert; so erhob zu Ende jenes Jahrhunderts im freien England zuerst der freigeistige Toland seine Stimme für die Emancipation der Juden.

Die Akatholiken waren Jahrhunderte hindurch gedrückt, verfolgt, geschlachtet worden, wie die Anhänger des Talmud. Die Unmenschlichkeit der alten Kirchgläubigen hatte die Menschlichkeit in den Herzen der Unterdrückten erweckt. Das achtzehnte Jahrhundert führte die Humanität zum entscheidenden Siege. Schon im Jahre 1723 erklärte eine Parlamentsakte die Juden für Eingeborene und gestattete ihnen zum erstenmale rechtlichen Grundbesitz.

Bis dahin jedoch war der Geist der Judenheit, dreifach umzäunt vom Rabbinismus, von dem Talmud und der Thora, nicht zu reformatorischer Theilnahme am neuen Leben erweckt worden. Ueber Spinoza hatte die Synagoge, wie über Bruno die Kirche, — den Verdammungsfluch ausgesprochen. Erst als die jungen christlichen Reben zu blühen anfingen, begann auch der alte israelitische Wein in dem festen Verschlusse zu gähren. — Erst als aus dem Kampfe der besonderen Glau-

bensmeinungen in der Christenheit der Geist zu dem von Christus angebeteten alleinigen wahrhaften Gott sich erhoben, erst als aus der gleichen Verfolgung der verschiedenartigen Glaubensbekenner das Herz sich zum Mitgefühl mit allen Menschen — als Kindern eines Vaters — erweitet, — da wurde die Wahlverwandtschaft erregt, da schlug ein elektrischer Funke aus der neuen, freien Geisteswelt durch alle zeitlichen Umzäunungen hindurch in das Innerste der Synagoge, und Plato und Spinoza vermittelten durch Lessing und Mendelssohn einen seitdem sich immer mehr verinnigernden Lebensverkehr zwischen den Verehrern Jehovah's und den neuen Bekennern eines humanen Theismus. —

Das große Werk der allgemeinen Emancipation, der Befreiung der Menschen von widergöttlicher und menschheitwidriger Gewalt, hatte begonnen; Heroën der Humanität hatten dem ewigen Lichte die Bahn gebrochen. Edle Fürsten erhoben sich über die feindlichen Schranken kirchlicher, nationaler und ständischer Verschlüsse. An die Tagesordnung kam die göttliche Duldung aller Eigenthümlichkeiten, welche der Lebensgemeinschaft, dem rechtlichen Frieden der Menschen nicht widerstreiten. Während edelgesinnte Juden (Mendelssohn, Wessely u. a. m.) ihr Volk von der knechtenden Autorität seiner Rabbinen und seiner Satzungen zu befreien und es zur Theilnahme am allgemeinen Leben zu erziehen strebten, trat ein edler deutscher Staatsmann (Dohm 1781), und, angeregt durch ihn, ein edler französischer Priester (Grégoire, 1787) für das unglückliche Volk in die Schranken gegen tiefeingerosteten Aberglauben und noch härteren Eigennutz.

Aber schon hatte das gemeinschaftliche Recht und die allgemeine Religion in der neuen Welt sich freie Gemeinden gebildet; der alle Ketten sprengende Geist des europäischen achtzehnten Jahrhunderts war in Amerika Staat geworden. Erst durch die Verfolgungen der mosaischen Priester und Schriftgelehrten waren die, anfänglich nur reformatischen Christen zur tieferen Erfassung ihres neuen, allgemeineren Princips gelangt, und erst die aus Jerusalem Geflüchteten constituirten sich im jungen Europa als eine katholische, allen Völkern geöffnete Kirche. Ebenso wurden die europäischen Christen, die anfänglich nur das ursprüngliche Christenthum herstellen wollten, erst im jungen Amerika ihres Lebensprincips inne, welches in dem Worte ausgesprochen: daß „in allerlei Volk, wer Gott ehrfürchtet und Recht thut, Gott angenehm sei." Diese Wahrheit nun in der neuen Welt zu einer Wahrheit geworden, strahlte von dort aus zurück auf ihre geistige Heimath, und — wie von einem Zauberlichte berührt — zerfielen Ketten von Christen und Juden in Staub. Die Verkündigung und Anerkennung der

Menſchenrechte wurde ein welthiſtoriſches Ereigniß; der längſt erſehnte, längſt morgenröthlich aufſteigende junge Tag zuckte neubelebend aus dem Ozean empor und verbreitete mit Allgewalt die frohe Botſchaft des Menſchthumes und ſeiner unveräußerlichen Freiheit. Zwölfhundert Jahre, nachdem zu Paris (im Jahre 615) die alte Kirche verordnet hatte, daß kein Jude ein militairiſches oder Richteramt über Chriſten ausüben dürfe, wurden in derſelben Stadt von geiſtlichen und weltlichen Abgeordneten einer ganzen Nation alle Juden, die den Bürgereid leiſteten, für ächte Franzoſen, und ſomit für zuläſſig zu allen Staatsämtern erklärt. Was immer dann auch von untergeordneten, mehr oder minder hiſtoriſch-berechtigten Standpunkten gegen dieſe Freilaſſung und Gleichſtellung eingewendet worden, — volle vierzig Jahre nach dieſem begeiſterten Aufſchwunge der franzöſiſchen Nation hat die Regierung des wiedergeborenen Staates*) den verſammelten Abgeordneten der Nation die Verſicherung gegeben: daß „die Juden in allen öffentlichen Leiſtungen, wozu ſie berufen waren, unter den Fahnen der unſterblichen Kriegsheere, in den Wiſſenſchaften, den Künſten, dem Gewerbfleiß alle Verläumdungen ihrer Unterdrückten auf die edelſte Weiſe widerlegt haben." — Und die Vertreter des franzöſiſchen Volkes bekräftigten dieſe Verſicherung, indem ſie die Vorſteher des moſaiſchen Gottesdienſtes gleichſtellten den Beamten der anerkannten chriſtlichen Kirchen.

So hat alſo von Seiten der Chriſten die völlige Emancipation der Juden, und, in Folge davon, auch von Seiten der Juden die Selbſtemancipation von ihrem national-religiöſen Partikularismus in Mitten der europäiſchen Civiliſation Wurzel geſchlagen, und Holland und Belgien ſind dem Beiſpiele Frankreichs gefolgt und haben das Zeugniß beſtätigt, welches die Franzoſen ihren neuen Mitbürgern gegeben.

Wie aber das neue, die alte Welt umgeſtaltende Lebensprincip des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten ſeines Aufkommens auf andere Weiſe von den gläubigen Juden, auf andere von den philoſophirenden Griechen und von den politiſchen Römern aufgenommen und verarbeitet worden, — ſo wiederholt ſich dieſelbe Erſcheinung bei der Ausbreitung des freiſinnigen Humanismus.

Von den allgemeinſten, aber eben darum abſtrakteſten Principien ausgehend, wurde in Frankreichs Hauptſtadt der menſchlichen Gleichheit und geiſtigen Freiheit vom Sturme der Leidenſchaften die Bahn gebrochen, und die franzöſiſche Judenſchaft mit Gewalt in die, alle Dämme

*) Durch das Organ des Staatsminiſters Mérilhou im Jan. 1831.

überfluthende oder zertrümmernde Strömung hineingerissen. Wie die Differenzen zwischen Frankreich und Rom, so wurden auch die zwischen Paris und Jerusalem — nicht von innen heraus aufgelöst, sondern übersprungen.

England dagegen, wo, im altnordischen Geiste, die Einzelnen durchgängig nur so viel von ihrer Selbstherrlichkeit und ihren überkommenen Gerechtsamen ablassen, als die Noth sie zur Bewahrung des Uebrigen drängt, hat die Herkömmlichkeit, — selbst die schon sinnlos, ja sogar sinnwidrig oder widersinnig gewordene, — noch ein solches Ansehen und das partikulare Interesse ein solches Uebergewicht, daß das neue, höhere Princip sich jeden Schrittbreit Landes mühselig erarbeiten oder erkämpfen muß. Wo aber 6 Millionen Katholiken bis jetzt noch vergeblich der Emancipation von der Gewaltherrschaft der Staatskirche entgegenschmachten, da kann es nicht befremden, wenn noch ein Robert Peel im Weihthume der Staatsgesetzgebung es auszusprechen kein Bedenken trug, er sei nicht der Meinung, daß man um nur 27,000 Individuen ein Princip aufzugeben habe! — Dessenungeachtet bethätigt auch in England das neue Princip sich dadurch als lebenskräftig, daß mit jedem Siege des alten partikularistischen Princips sich die Zahl der Anhänger des letzteren vermindert. —

Deutschland aber erweist sich auch in dieser großen Umgestaltungszeit als das Herz des civilisirten Europa's, indem es die Gegensätze, deren Momente ringsum entweder einseitig festgehalten oder auf unvollkommene Weise indifferenzirt werden, von Innen heraus zu vermitteln bestrebt ist. Sowie es früher — neben der Reformation — dem noch theilweis berechtigten Katholicismus, und in neuester Zeit neben dem abstrakten Rationalismus noch der alten Gläubigkeit freien Spielraum gelassen, auf daß beide sich zu höherer Einigung einander verarbeiten sollten, so hat es jetzt neben dem anfänglich noch abstrakten Princip der Humanität auch den älteren Principien sich noch geltend zu machen gestattet, und — aus dem doppelten Bedürfnisse des Geistes und des Gemüthes, — aus dem Bedürfnisse tiefsteindringender Erkenntniß und wahrhafter Innigkeit, — sind alle, das organische Leben theils hemmende, theils bedingende Differenzen um so ernstlicher und vielseitiger erörtert worden, je ernstlicher und gewissenhafter das Bestreben auf eine wahrhafte Versöhnung gerichtet ist. Und gerade dadurch bewähren die in Deutschland heimisch gewordenen Juden sich als werdende Deutsche, als Zöglinge des deutschen Geistes, daß unter ihnen — mehr als unter allen übrigen Nachkommen Israels, sowohl im Theoretischen als im Praktischen, der äußerste Gegensatz mit allen vermittelnden Zwischenstufen sich auf ähnliche Weise hervorgethan, wie er sich aus dem Geistes- und Gemüthsleben der

ursprünglichen Deutschen entwickelt. Zwischen dem tapfern Gabriel Riesser, der auf den Grund der Gleichheit der Menschen vor Gott und dem Recht die Gleichstellung der israelitischen mit den übrigen Staats-unterthanen fordert, und dem nicht minder tapfern Landrabbiner Raphael Hirsch, welcher, Thora- und Talmudgläubig, die Israeliten noch jetzt für das von Jehovah auserwählte und höher verpflichtete, und seiner höheren, offenbarungsmäßigen Bestimmung zufolge noch ausgesonderte Volk hält, haben zahlreiche vermittelnde Ansichten ebenwohl ihre Vertreter unter den Israeliten gefunden, wie u. a. der treffliche Historiker Jost versichert: „die deutschen Juden wollen verdienen, was sie besitzen oder einst haben werden, Rechte des Menschen; sie fühlen sich gedrungen, sich selbst zu bessern, um ihr Schicksal zu versöhnen.“*) Ebenso stehen den wackern Reformatoren der Synagoge, die den Mosaismus zum humanen Theismus zu vergeistigen streben, noch eifrige Rabbinisten entgegen, welche sogar auf amtlichem Wege jede Reform rückgängig zu machen sich bemühen. Zwischen diesen und jenen aber machen sich die mannigfaltigsten Bestrebungen bemerklich, die erwünschte Emancipation zu bewirken, und bekannt genug ist, daß ähnliche Meinungs- und Strebungs-Differenzen unter den nicht-israelitischen Deutschen noch obwalten.

So hat jede der drei großen Nationen nach ihrer natur- und weltgeschichtlichen Eigenthümlichkeit auf die Anforderungen des allgemeinen Zeitgeistes geantwortet, und diesen großen Thatsachen gegenüber ziemt dem Einzelnen weder Klage noch Vorwurf. Auch die Völker, auch die Menschheit, haben ihre Anerkennung heischenden Natur- und Entwicklungsgesetze.

Aber gerade aus diesen Gesetzen schöpfen wir die freudige Zuversicht, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in welcher auch in Deutschland das neue Princip der Humanität allgemein als das höchste bei Regulirung der Staatsverhältnisse zur Anerkennung, und eine um so innigere Einigung zwischen den israelitischen und den übrigen Deutschen zu Stande gekommen sein wird, je allseitiger und unumwundener alle vorhandenen oder vermeintlichen Differenzen sich ausgesprochen und hierdurch zur Beseitigung sich dargeboten haben.

In dem langen Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten haben die Juden auf das Schmerzlichste die Unhaltbarkeit ihres partikularistischen, national-religiösen Standpunktes erfahren und vielfach zur Vergeistigung und Universalisirung ihres irdisch-beschränkten Glaubens sich veranlaßt gefunden. Das Christenthum aber, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, dessen Kirche sich Anfangs für die schlechthin allgemeine gehalten, hat sich nach und nach immer mehr verweltlicht, partikularisirt und zerspaltet.

*) Geschichte der Israeliten, IX. S. 187.

Auf dieſe Weiſe ſind Kirche und Synagoge ſich einander thatſächlich nahe gekommen, und in beiden iſt nun das gleiche Streben erwacht, die Widerſprüche zwiſchen Partikularismus und Univerſalismus, zwiſchen Geiſtigem und Weltlichem, Offenbarung und Vernunft, Religiöſem und Rechtlichem, — in denen beide befangen ſind, von Innen heraus aufzulöſen. Als das Wort der Befriedung mit ſich ſelbſt und mit dem Gegenpart iſt ihnen nun jener dreifache Kanon der Liebe zu Gott, zu den Menſchen und zur Tugend wieder zum Bewußtſein gekommen, den vor ſchon bald zwei Jahrtauſenden die Eſſäer aufgeſtellt, den auch Chriſtus als die Erfüllung des Geſetzes bezeichnet. In dieſem Kanon waren die edelſten Juden einverſtanden mit den erſten Chriſten; in ihm auch iſt die Möglichkeit der Wiedervereinigung gegeben. Achtzehn Jahrhunderte haben die Juden auf die Ankunft, haben die Chriſten auf die Wiederkunft des Heilandes gewartet. Dieſe, wie jene, haben den Glauben gehegt, daß nach dem verheißenen Ereigniß die Feindſchaft unter den Menſchen aufhören, daß ein neuer Himmel und eine neue Erde, und nur ein Hirt und eine Heerde ſein werde. Iſt aber beſonders ſeit dem Anfange, noch entſchiedener ſeit der Mitte, und mit dem hellſten Bewußtſein ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das lebenskräftigſte Streben der gebildetſten Nationen nicht auf Zerſprengung aller feindſchaftlichen Gewalten und Schranken, nicht auf Beſeitigung aller verfeindenden Vorurtheile gerichtet? Wird nicht immer allgemeiner auf Verſöhnung aller eingeroſteten Zerwürfniſſe hin gearbeitet? Iſt nicht der Himmel durch Entdeckung der Sternſyſteme und ihrer Geſetze ein neuer, iſt nicht die Erde durch zahlloſe Erfindungen zum freudigen Vereintleben der Menſchen eine neue Erde geworden? Bereitet die wiederauferſtandene Idee einer einigen Menſchheit nicht die Völker zu einem großen Menſchenreiche? Gewinnt nicht der Gedanke eines allgemeinen Vernunftrechtes, der Glaube an einen einigen, allväterlichen Gott immer größere Herrſchaft in der alten, wie in der neuen Welt? Und iſt dieſer allbelebende, allverjüngende Geiſt nicht ſchon wirklich zum ſtrengen Richter über Feinde der Freiheit und Menſchlichkeit, aber auch zum Heiland für ſchmählich geknechtete Juden und noch ſchmählicher mißhandelte Neger, ſo wie zum milden Hirten über ſolche geworden, die bei allen ſonſtigen Natur- und Meinungsverſchiedenheiten an Gott glauben und Recht thun? Iſt endlich das Ewigwahre, welches dem Menſchheitskinde von ſeinem Vater durch einzelne Erleuchtete in bildlichen Umhüllungen offenbart worden, jetzt nicht ſchon, ſeiner zeitlichen Hülle entkleidet, zur Sache allgemeinen Wiſſens und Gewiſſens geworden.

Mag immerhin von der Vorſehung Iſrael zum prieſterlichen Volke

des Alterthums, und die Christenheit zur priesterlichen Glaubensgenossenschaft des Mittelalters auserwählt gewesen sein; — Volk, Staat und Kirche sind in die Menschheit eingeführt und dem allgemeinen Geiste untergeordnet worden, der jeden Menschen zum Priester in seinem Berufskreise weiht. Nicht Jerusalem, nicht Rom sind mehr zur Weltmitte und Weltherrschaft bestellt; sondern Liebe und Freiheit, allgemeine Religion und allgemeines Recht. Zweimal ist der alte Volkstempel, zweimal auch die hierarchische Kirche, — einmal von weltlichen, das andremal von geistigen Mächten gebrochen worden. Aber an die Stelle des zertrümmerten Tempels ist die Kirche des Kreuzes, an die Stelle der zerfallenen Kreuz-Kirche ist die große Gemeinde der Menschheit, die erdumspannende Halle der Auferstehung und Verklärung getreten, in welcher sich Juden und Christen zu vereinigen haben, um gemeinschaftlich auch die Heiden zum ewigen Menschheitsbunde zu laden. —

Dies der Standpunkt, von welchem aus wir nun über die Schrift berichten werden, die uns zu dieser allgemeinen Erörterung erwünschte Veranlassung geboten.

Was Posaune, was Orgel in der Kirche, was der Contrebaß im großen Orchester, das ist jetzt die gewaltige Stimme der Weltgeschichte im ungeheuren Sprechsaal der Publizität. Das große Thema der Menschheit und ihrer Bestimmung im Rhythmus des Entwicklungsgesetzes stets von Neuem wiederholend, begleitet, trägt, unterstützt sie die Einen, ruft zur Ordnung, übertönt, überwältigt sie die Anderen, und vermag es allein, die achtsamen Zuhörer im Sturme der tausendstimmigen Fuge zu beruhigen, welche gegenwärtig die Lüfte durchbraus't. Auf sie zu horchen — und die leidenschaftlichen Parteien zur Achtsamkeit auf ihren Zuruf aufzufordern, scheint aber besonders nothwendig bei den Verhandlungen über die Emancipation der Israeliten, da kaum eine andere Zeitfrage tiefer, als diese, eingreift in das Gewebe menschlicher Vorurtheile, Interessen und Bestrebungen. Natürliche Differenzen der Abstammung und Gewöhnung, ererbte nationale und historische Antipathien, Erwerbs-Collisionen aller Art, widerstreitende Principien der Rechtskunde und des Staatslebens, endlich Widersprüche der verschiedenartigsten religiösen Weltansichten, die seit drei Jahrtausenden in der Menschheit einander durchkreuzt haben, — Alles wird sich auszusprechen genöthigt, wo es gilt, die mosaischen Semiten aufzunehmen in eine industrielle, bürgerrechtliche und politische, noch mehr oder minder mit ausschließenden Kirchlichkeiten und National-Eigenthümlichkeiten verflochtene Gemeinschaft

christlicher Japhetiten. Jede dieser besonderen Sphären des gesammten socialen Organismus hat aber ihre wesentliche Berechtigung; jeder Gegensatz innerhalb jedes dieser Lebenskreise, in sofern er ein wesentliches Produkt der Geschichte ist, hat auch irgend ein historisches Recht. Der Wissenschaft ist aufgegeben, diese verschiedenen Rechte und Berechtigungen zum Bewußtsein zu bringen, aber zugleich auch — nachzuweisen, in welcher Ueber- und Unterordnung jene Sphären, in welchem Verhältniß die verschiedenen historischen Berechtigungen zu einander stehen. Ihr liegt es ob, auf überzeugende Weise zur Anschauung zu bringen, einerseits, in wie weit die Interessen einer Sphäre sich den Forderungen einer höheren Sphäre zu sakrifiziren haben; anderseits, in wiefern eine historische Berechtigung im großen Entwicklungsgange der Geschichte zum Absterben, oder zur Umwandlung verurtheilt, oder zum Siege über die entgegenstehende berufen ist.

Nur so kann der häufig noch leidenschaftliche Streit auf eine den Geboten der Humanität entsprechende Weise geschlichtet und ein wahrhafter Friede herbeigeführt werden. Nur so kann der Einseitigkeit der beiden Hauptparteien erfolgreich begegnet werden, von denen die eine als die gläubige, die andere als die raisonnirende zu bezeichnen sein dürfte. Die eine nämlich glaubt, oder behauptet zu glauben — an die Unverbrüchlichkeit geschichtlich überkommener Natürlichkeiten, Gerechtsamen, Gesetze und Offenbarungen. Die andere geht raisonnirend, von mehr oder minder abstrakten Grundsätzen, von mehr oder minder allgemeinen Postulaten des Verstandes oder Gemüthes aus und verwirft unbedingt Alles, was der formell-folgerichtigen Durchführung derselben entgegensteht oder widerstrebt. Die erstere verkennt oder verläugnet die Idee der Humanität, zu deren stufenweiser Entwicklung und Verwirklichung die Menschheit bestimmt ist; die andere Partei verkennt die realen Voraussetzungen und Bedingungen dieser Entwicklung. Verläugnen die Einen in ihrer Verblendung oder ihrer Eigensucht die aufgehende Sonne, so flattern die Anderen dem Gestirne des neuen Tages auf Ikarusflügeln entgegen.

Sowohl die Gläubigen aber, als die Raisonnirenden, haben nach und nach eine ganze Menge von Gründen aufgebracht, mit welchen sie sich einander bekämpfen, und da sie hierbei sich auf Voraussetzungen stützen müssen, die mehr oder minder allgemein zugestanden oder in Frage gestellt sind, so hat sich auch gar bald gezeigt, daß die sogenannte Emancipationsfrage auf das innigste mit allen übrigen großen Fragen verflochten ist, an deren Erörterung und Auflösung die gegenwärtige Zeit noch arbeitet.

Es kann nun nicht in Abrede gestellt werden, daß jede der Hauptparteien gewichtige Motive in die Wagschale gelegt hat, und daher kömmt es, daß von denjenigen, welche den Debatten beiwohnen, gar Viele unsicher hin und herschwanken zwischen den extremen Meinungen, je nachdem der eine oder der andere Grund mit mehr oder minder Geschick geltend gemacht wird. Die Streitsache ist aber um so verwickelter, als nicht nur die Israeliten mit den gesetzgebenden Staatsgewalten zu unterhandeln haben, sondern auch die mannigfaltigsten Differenzen sowohl unter ihnen selbst, als unter den Nicht-Israeliten hervorgetreten sind.

Wie dann von den verschiedenen Seiten die mannigfaltigsten objectiven Gründe vorgebracht worden, so sind auch bald Eigennutz, Herzenshärtigkeit und Vorurtheil, bald Ueberspannung, Anmaßlichkeit und despotischer sg. Liberalismus mit in die Schranken getreten, und haben durch vielfache Verwechslung und Verwirrung der Begriffe die Einverständigung erschwert. Wo aber die Frage praktisch zur Entscheidung gekommen, da ist der Knoten durchgängig nicht sowohl durch die Macht des Geistes und vernünftiger Erkenntniß gelöst, als entweder mit dem Schwerte abstrakter Principien durchschnitten, oder von Vorurtheilen, Leidenschaften und Egoismus noch fester zugeschnürt worden.

Die größte welthistorische Thatsache in der neuesten Zeit ist aber die, daß die Völker Europa's aus den ererbten Feindschaften, Verwirrungen und Zwangsverhältnissen nach harmonischer Umgestaltung ihres Daseins, nach Freiheit, Ordnung und Frieden sich sehnen, und mit ihren besten Kräften dieses, mehr oder minder klar vorschwebende Ziel zu erreichen trachten. Denen, die an diesem großen Werke mitzuarbeiten sich berufen fühlen, stellt sich nun eine doppelte Aufgabe zur Lösung dar. Das Erstwesentliche ist, des Zieles klar inne zu werden und die Art und Weise gründlichst zu erforschen, auf welche die vorhandenen Antinomien nachhaltig gelöst werden können. Hierzu bedarf es einerseits der sorgfältigsten Ermittlung der vorhandenen Gegensätze nach ihrem Ursprung und gegenwärtigen Bestande; anderseits der wissenschaftlichen Erwägung der letzten Gründe, auf welche die verschiedenen Parteien sich stützen, und der überzeugenden Entwicklung der Principien, mittelst welcher eine wahrhaft befriedigende Entscheidung herbeigeführt und deren Nothwendigkeit dargethan werden kann.

Hat erst die Theorie den Zwiespalt auf wissenschaftliche Weise gelöst, dann stellt sich als zweite Aufgabe dar, dieser Lösung auch Eingang in die Massen zu verschaffen, das befriedende Wort je nach den verschiedenen Bildungsstufen derselben zu popularisiren.

Hinsichtlich der sogenannten Emancipation der Juden ist die erste Aufgabe bis jetzt noch nicht als gelöst zu betrachten, und — diesem Mangel abzuhelfen — scheint Hr. Pfarrer Haas beabsichtigt zu haben. Er bemerkt nämlich in der Vorrede zur vorliegenden Schrift: „es sei noch kein Werk erschienen, das mit Benutzung der vorhandenen Streit- und Flugschriften, wie der vereinzelten Ansichten, in einem wissenschaftlich geordneten Ganzen die wichtige Angelegenheit unparteiisch behandelt;" er wolle nun seinen Standpunkt nicht in der sg. richtigen Mitte — zwischen, sondern „über den Parteien" nehmen, und bezeichnet denselben dann näher als den „der inneren Politik oder einer religiösen, geistigen," oder, wie es Seite 61 heißt, einer „humanen Staatentendenz."

Der Hr. Vfr. hat sich nun allerdings einen Anspruch auf unsere Hochachtung dadurch erworben, daß er sich ein so großes Ziel vorgesteckt, und mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln es zu erreichen gestrebt hat. Je freudiger aber wir dieses Streben anerkennen, um so mehr müssen wir bedauren, dem Geleisteten nicht in gleichem Maße unseren Beifall zollen zu können.

Die Abhandlung besteht aus einem historischen, einem raisonnirenden und einem statistischen Theil.

In dem ersten wird uns (v. S. 1—58) ein Abriß der „Geschichte der Juden von Zerstörung des zweiten Tempels bis auf heute" geboten.

Allerdings kann nun die gegenwärtige Lage und Stellung der Judenheit nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn die weltgeschichtlichen Verhältnisse in ihrem lebendigen Zusammenhange klar zur Anschauung gebracht werden, die deren wesentliche Voraussetzung sind; wenn also aufgestiegen wird bis zu dem Saamenkorne, welches von Abraham, dem Auserwählten Gottes an, erst zum gottgesegneten Stamme, dann zum priesterlichen Volksstaat erwachsen, um demnächst, als rabbinisch-talmudische Stammgenossenschaft in alle Welt zerstreut, nach Vollendung der Zeiten in die allgemeine Menschengenossenschaft wieder einzutreten, aus welcher der Stammvater zu weltgeschichtlichem Endzweck ausgesondert worden. So weist das rabbinische Judenthum des letzten Jahrtausend's zurück auf die Entstehungszeiten des Talmud, das talmudische Judenthum auf die Prophetenzeit Israel's, das Israelitenthum in den Jahrhunderten der Propheten auf die mosaische Königs- und Richterzeit, so wie diese auf die Jahrhunderte der patriarchischen Abrahamiden.

Anderseits kann die ganze Geschichte des Volks in ihrer welthistorischen Eigenthümlichkeit und Bedeutung nur erkannt werden durch stete Hinweisung einestheils auf die religiösen Beschränktheiten und Entartun-

gen, über welche die Israeliten sich erhoben, und anderntheils auf die fortschreitende Entwicklung der anderen welthistorischen Völker, an welcher Theil zu nehmen sie mehr oder weniger durch *nationale* Gläubigkeit verhindert worden sind.

Der von Hrn. Haas uns *dargebotene Abriß entspricht nun leider* keiner dieser Forderungen, *sondern ist nur ein flüchtiger* Auszug *aus dem* zweiten Theile von Jost's allgemeiner Geschichte des israelitischen Volkes, *und weder* die wesentliche Eigenthümlichkeit und die *hieraus entspringende* historische Berechtigung der Judenheit und der *übrigen mit ihr in* Conflikt gerathenen Nationalitäten und Religionen, noch die allmählig sich verbreitende Auflösung dieses Gegensatzes — durch das, aus ihm resultirende Streben nach Humanität und universaler Religion — wird in diesem Auszuge zur Evidenz gebracht.

Im zweiten Abschnitt (S. 95—227) soll „das Staatsbürgerthum der Juden" begründet werden. Zu diesem Zwecke werden im ersten Kapitel die Hauptgründe aufgeführt und erwogen, welche bisher gegen die Gleichstellung der Israeliten mit den übrigen Staatsbürgern vorgebracht worden; das zweite Kapitel ist der „näheren Begründung des Staatsbürgerthums der Juden gewidmet."

Als gegen die Ertheilung des Staatsbürgerrechtes erhobene Einwendungen werden von Hrn. H. angeführt: 1) der nationale Gegengrund, worunter er Kleidung, Speiseunterschiede, hebräische Sprache, Eid, Ehegesetze, Beschneidung, Sabbathfeier, Talmud und Messiashoffnung begreift; 2) der numeräre (?), 3) der militärische, 4) der mercantilische, 5) der confessionelle, 6) der christlich- oder kirchlich-politische, 7) der religiöse und 8) der moralische Gegengrund. Für die Gleichstellung aber werden im zweiten Kapitel geltend gemacht 1) der rechtliche, 2) der politische und 3) der moralische Grund.

Wie Manches nun auch gegen diese Anordnung, wie gegen die Behandlung des hier zur Sprache gebrachten reichhaltigen Stoffes zu erinnern sein dürfte, so wird dennoch dieser Abschnitt allen denen eine willkommene Gabe sein, welche gerne das Bedeutendste übersichtlich und mit den eigenen Worten der Stimmführer zusammengestellt zu sehen wünschten, was bisher über die angegebenen Punkte in einer großen Menge von Abhandlungen sich zerstreut findet. Vermißt man aber in den vom Hr. Vfr. hinzugefügten Bemerkungen jene Schärfe, Consequenz und Gediegenheit, welche zur wissenschaftlichen Erörterung und Aufhellung einer so verwickelten, in so viele Gebiete eingreifenden Angelegenheit unentbehrlich sind, begegnet man auch nicht selten Widersprüchen, theilweisen Unrichtigkeiten und unhaltbaren Ansichten, — so wird man doch um

so geneigter sein, hierbei Nachsicht zu üben, als ähnliche Mängel sich mehr oder weniger in den meisten über diesen Gegenstand gewechselten Schriften bemerklich machen, dagegen die vorliegende Abhandlung sich vor manchen anderen vortheilhaft auszeichnet durch unverkennbares Streben nach Unparteilichkeit und regen Eifer für Recht, Sittlichkeit und allgemein-menschliche Religion.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir näher auf alle einzelnen Punkte eingehen, welche hier zur Sprache gebracht worden sind. Da aber Hr. H. in der Einleitung zum zweiten Abschnitt als „den einzig richtigen Standpunkt, von dem aus die Angelegenheit entschieden werden müsse, den nationalen" — bezeichnet, und die Meinung ausspricht: „das Staatsbürgerthum trete nur dann aus seinem inneren Zwiespalt heraus (sic), wenn einerseits die Juden ihre längst erstorbene (?) Nationalität aufgeben, und anderseits die betreffenden Staaten ihnen volle Gleichstellung gewähren," — so glauben wir bei diesem Moment einige Augenblicke verweilen zu müssen.

Der Hr. Vfr. will unter Nationalität „nicht den tief religiösen Geist des mosaischen Gesetzes und der Propheten verstanden wissen, sondern solche Institutionen und Lebensregeln, in denen sich ein Volk in temporaler (?), localer und socialer Hinsicht bewegt und entwickelt." Dessenungeachtet bemerkt er weiterhin „die (von Riesser ausgesprochene) juridische Nationalität möchte so lange auf hohlem Boden ruhen, als nicht die Juden ihre absondernden Gebräuche und Messiasträume (?) für aufgegeben erklären."

Hr. H. verkennt hier sowohl das Wesen der Nationalität überhaupt, als die jüdische Nationalität insbesondere, und in Folge davon bestimmt er unrichtig den Standpunkt, von welchem aus ihr Verhältniß zu den modernen Staaten zu reguliren sein dürfte.

Nationalität ist die gesammte Individualität eines Volkes, durch welche dasselbe in seinem ganzen geschichtlichen Lebenslauf sich als eigenthümliches von allen übrigen Völkern unterscheidet, und irgendwie als ein solches sich behauptet. Das religiöse Moment kann aber da am allerwenigsten unberücksichtigt bleiben, wo es, wie bei Israel, gerade als constitutives und fortwährend dominirendes sich kund gibt. Israel — ohne sein religiöses Element — wäre nichts als ein Körper ohne Seele. Allbekannt ist, daß dieses einzige Volk sowohl seine Entstehung als seine sämmtlichen Institutionen und geschichtlichen Führungen einer ihm vorliebig zugewendeten Waltung des Allmächtigen zu verdanken glaubt, der seinen Stammvater auserwählt und mit Nachkommenschaft gesegnet, der seinen Gesetzgeber, seine Pro-

pheten und Helden begeiſtet, der es wiederholt gezüchtigt und erlöſ't, und ihm einen geſonderten Beſtand ſelbſt während ſeiner Zerſtreuung und für die Endzeit verheißen, in welcher es von einem göttlichen Geſandten wieder in das gelobte Land verſammelt werden ſoll, wo dann die übrigen Völker, bekehrt oder überwunden, nach Jeruſalem kommen würden, den Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's als den alleinigen Herrn Himmels und der Erde anzuerkennen und zu verehren.

Dieſe, die ganze ſeparate Exiſtenz der Iſraeliten durchdringende Vorſtellung conſtituirt die ideale Individualität dieſes Volkes, welche, in Wechſelwirkung mit der natürlichen Beſchaffenheit und den geſchichtlichen Verkettungen deſſelben — ſeine welthiſtoriſche Nationalität produzirt hat.

Allerdings gehören zu den Reſultaten dieſer Wechſelwirkung auch die vielfachen Abtrünnigkeiten und Spaltungen des Stammes und Volkes, dann ſpäterhin das Verkommen der zehn Stämme und die vereinzelten Uebergänge in andere religiöſe und nationale Gemeinſchaften, ſo wie die theilweiſe Aſſimilation fremder Bildungselemente; — Alles Thatſachen, welche die natürliche Empfänglichkeit dieſes Volksſtammes und die Möglichkeit ſeines völligen Uebergehens in andere Nationen außer Zweifel ſetzen. Bisher jedoch hat in Mitten der verſchiedenartigſten Völker eine Maſſe von Abrahamiden (Leviten, Juden und Benjaminiten), — durch ihre urſprünglichen national-religiöſen Ueberlieferungen und Inſtitutionen eine geſonderte Exiſtenz behauptet, und wenn von Emancipation der Iſraeliten die Rede iſt, kann im Allgemeinen auch nur von der großen Maſſe der wirklichen Iſraeliten die Rede ſein, nicht von denen, welche den engen Kreis ihrer hiſtoriſchen Nationalität bereits überſchritten haben. Anderſeits iſt nicht zu überſehen, daß bis auf die neueſten Zeiten Iſrael in ſeiner ererbten Eigenthümlichkeit durch — ähnlich, wenn auch nicht durchaus gleichartig excluſive Prätenſionen anderer Nationalitäten, Rechts- und Religionsgemeinſchaften befeſtigt worden iſt, wie denn noch jetzt überall, wo ſolche ausſchließende Vorſtellungen ihre Herrſchaft behaupten, auch die Judenheit noch in ihrer ſtrengen Abſonderung beharret.

Es iſt aber bereits im Vorhergehenden angedeutet worden, daß in gleichem Maße, in welchem die Anhänger partikulariſtiſcher Religionen zu religiöſem Univerſalismus übergehen, in welchem die natürlichen Volksthümlichkeiten ſich der Idee einer einigen Menſchheit ein- und unterordnen, in welchem endlich die beſonderen poſitiven und hiſtoriſchen Berechtigungen die Souveränität des allgemeinen Vernunftrechtes, d. h. die Idee der Humanität — anerkennen, — in gleichem Maße auch die verwandten, bisher im eigentlichen Judenthum mehr

oder minder latent gebliebenen, universalistischen Lebenselemente erweckt, und auf das Erfreulichste in Thätigkeit gesetzt worden sind.

Auf diesem Punkte begegnen sich Theorie und Erfahrung, und vereinigen sich zu dem Resultat: daß für diejenigen, welche zum Glauben an den alleinigen, universalen Gott, zum Gefühle für die Eine Menschheit und zur Erkenntniß des allgemeinen Rechtes gekommen sind, es zur heiligen Menschenpflicht geworden, den Juden auf alle Weise Gelegenheit und Mittel darzubieten, aus ihrer national-religiösen Absonderung in die humane Lebensgemeinschaft einzutreten. Können sie auch, insoweit sie in ihrem exclusiven Partikularismus beharren, nicht als ein Recht in Anspruch nehmen, was vom Standpunkt einer religiös-nationalen Bevorzugtheit aus, nicht als Recht gegen die Nichtauserwählten begründet werden kann, so wird hierdurch doch derjenige, welcher humaner Bildung theilhaft geworden, keineswegs der höhern Pflicht entbunden, in dem noch minder Gebildeten den zu gleicher Bildung Bestimmten und Berufenen anzuerkennen, und ihm aus reiner Menschlichkeit zu gewähren, was er, von dem untergeordneten Standpunkte blos natürlicher Wiedervergeltung, demselben zu verweigern berechtigt wäre. Wie der Vater seine Kinder zu freien Menschen zu erziehen, und selbst ihre ephemere Selbstischkeit durch Liebe zu überwinden hat, so ist jetzt die Staats-Regierung, die ihrer providenziellen Bestimmung inne geworden, verpflichtet, die in ihrem Wirkungskreis befindlichen spröden Individualitäten durch zuvorkommende Güte zu freien Staatsbürgern zu erheben, wozu die Rechts-Gleichstellung sich als das zweckmäßigste Mittel thatsächlich erwiesen.

Es ist jedoch hierbei stets zu bedenken, daß von keiner Staatsgesellschaft mehr gefordert werden darf, als was der — in ihr herrschenden — Bildung entspricht, und daß dieselbe Nachsicht, welche für den jüdischen Partikularismus in Anspruch genommen wird, zum Wenigsten in gleichem Maße den übrigen Partikularismen zugestanden werden muß, welche noch neben jenen zum wenigsten ein gleiches historisches Bestandrecht geltend zu machen befugt erscheinen. Wo also die Gesetzgeber eines Staates die Existenz oder das Gedeihen desselben noch für bedingt halten durch den Anschluß seiner Beamten und Vertreter an partikulare öffentlich anerkannte, kirchliche Symbole, da möchten die wahrhaften Menschheitsfreunde ihr Augenmerk wohl vor Allem auf die geistige Emancipation der Gesetzgeber selbst zu richten, und dahin zu trachten haben, dieselben von den partikularistischen Glaubensmeinungen zu befreien, welche sie noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe gebannt halten.

pheten und Helden begeistet, der es wiederholt gezüchtigt und erlöst, und ihm einen gesonderten Bestand selbst während seiner Zerstreuung und für die Endzeit verheißen, in welcher es von einem göttlichen Gesandten wieder in das gelobte Land versammelt werden soll, wo dann die übrigen Völker, bekehrt oder überwunden, nach Jerusalem kommen würden, den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's als den alleinigen Herrn Himmels und der Erde anzuerkennen und zu verehren.

Diese, die ganze separate Existenz der Israeliten durchdringende Vorstellung constituirt die ideale Individualität dieses Volkes, welche, in Wechselwirkung mit der natürlichen Beschaffenheit und den geschichtlichen Verkettungen desselben — seine welthistorische Nationalität produzirt hat.

Allerdings gehören zu den Resultaten dieser Wechselwirkung auch die vielfachen Abtrünnigkeiten und Spaltungen des Stammes und Volkes, dann späterhin das Verkommen der zehn Stämme und die vereinzelten Uebergänge in andere religiöse und nationale Gemeinschaften, so wie die theilweise Assimilation fremder Bildungselemente; — Alles Thatsachen, welche die natürliche Empfänglichkeit dieses Volksstammes und die Möglichkeit seines völligen Uebergehens in andere Nationen außer Zweifel setzen. Bisher jedoch hat in Mitten der verschiedenartigsten Völker eine Masse von Abrahamiden (Leviten, Juden und Benjaminiten), — durch ihre ursprünglichen national-religiösen Ueberlieferungen und Institutionen eine gesonderte Existenz behauptet, und wenn von Emancipation der Israeliten die Rede ist, kann im Allgemeinen auch nur von der großen Masse der wirklichen Israeliten die Rede sein, nicht von denen, welche den engen Kreis ihrer historischen Nationalität bereits überschritten haben. Anderseits ist nicht zu übersehen, daß bis auf die neuesten Zeiten Israel in seiner ererbten Eigenthümlichkeit durch — ähnlich, wenn auch nicht durchaus gleichartig exclusive Prätensionen anderer Nationalitäten, Rechts- und Religionsgemeinschaften befestigt worden ist, wie denn noch jetzt überall, wo solche ausschließende Vorstellungen ihre Herrschaft behaupten, auch die Judenheit noch in ihrer strengen Absonderung beharret.

Es ist aber bereits im Vorhergehenden angedeutet worden, daß in gleichem Maße, in welchem die Anhänger partikularistischer Religionen zu religiösem Universalismus übergehen, in welchem die natürlichen Volksthümlichkeiten sich der Idee einer einigen Menschheit ein- und unterordnen, in welchem endlich die besonderen positiven und historischen Berechtigungen die Souveränität des allgemeinen Vernunftrechtes, d. h. die Idee der Humanität — anerkennen, — in gleichem Maße auch die verwandten, bisher im eigentlichen Judenthum mehr

oder minder latent gebliebenen, universalistischen Lebenselemente erweckt, und auf das Erfreulichste in Thätigkeit gesetzt worden sind.

Auf diesem Punkte begegnen sich Theorie und Erfahrung, und vereinigen sich zu dem Resultat: daß für diejenigen, welche zum Glauben an den alleinigen, universalen Gott, zum Gefühle für die Eine Menschheit und zur Erkenntniß des allgemeinen Rechtes gekommen sind, es zur heiligen Menschenpflicht geworden, den Juden auf alle Weise Gelegenheit und Mittel darzubieten, aus ihrer national-religiösen Absonderung in die humane Lebensgemeinschaft einzutreten. Können sie auch, insoweit sie in ihrem exclusiven Partikularismus beharren, nicht als ein Recht in Anspruch nehmen, was vom Standpunkt einer religiös-nationalen Bevorzugtheit aus, nicht als Recht gegen die Nichtauserwählten begründet werden kann, so wird hierdurch doch derjenige, welcher humaner Bildung theilhaft geworden, keineswegs der höhern Pflicht entbunden, in dem noch minder Gebildeten den zu gleicher Bildung Bestimmten und Berufenen anzuerkennen, und ihm aus reiner Menschlichkeit zu gewähren, was er, von dem untergeordneten Standpunkte blos natürlicher Wiedervergeltung, demselben zu verweigern berechtigt wäre. Wie der Vater seine Kinder zu freien Menschen zu erziehen, und selbst ihre ephemere Selbstischkeit durch Liebe zu überwinden hat, so ist jetzt die Staats-Regierung, die ihrer providenziellen Bestimmung inne geworden, verpflichtet, die in ihrem Wirkungskreis befindlichen spröden Individualitäten durch zuvorkommende Güte zu freien Staatsbürgern zu erheben, wozu die Rechts-Gleichstellung sich als das zweckmäßigste Mittel thatsächlich erwiesen.

Es ist jedoch hierbei stets zu bedenken, daß von keiner Staatsgesellschaft mehr gefordert werden darf, als was der — in ihr herrschenden — Bildung entspricht, und daß dieselbe Nachsicht, welche für den jüdischen Partikularismus in Anspruch genommen wird, zum Wenigsten in gleichem Maße den übrigen Partikularismen zugestanden werden muß, welche noch neben jenen zum wenigsten ein gleiches historisches Bestandrecht geltend zu machen befugt erscheinen. Wo also die Gesetzgeber eines Staates die Existenz oder das Gedeihen desselben noch für bedingt halten durch den Anschluß seiner Beamten und Vertreter an partikulare öffentlich anerkannte, kirchliche Symbole, da möchten die wahrhaften Menschheitsfreunde ihr Augenmerk wohl vor Allem auf die geistige Emancipation der Gesetzgeber selbst zu richten, und dahin zu trachten haben, dieselben von den partikularistischen Glaubensmeinungen zu befreien, welche sie noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe gebannt halten.

das Mein und Dein ankam, eben so wenig Nachsicht mit ihren Schuldnern gehabt, als irgend ein Jude?" Und an die Bemerkung des Prinzen Johann von Sachsen: „Der Betrug, der von den christlichen Weinhändlern verübt wird, ist so arg, daß den Juden Nichts übrig bleibt." — Mit Recht auch wird der Behauptung eines Mitgliedes der ersten Kammer: „Sachsen sei ein christlicher Staat, folglich dürfe ein Jude nicht eine Hufe Erde darin besitzen," entgegengesetzt, daß hiernach „das sächsische Christenthum nicht die Religion der Liebe, sondern die des Besitzes und ein christlicher Staat ein solcher sei, wo jeder unter schwerem Drucke leben müsse, der sich von der Wahrheit gewisser Dogmen nicht überzeugen könne!"

Wenn ferner „ein namenloser Redner mit zwei Namen (Herr Ziegler und Klipphausen)" in der ersten Kammer sagen konnte: „Ist denn in der Wahrheit des Juden Zustand so beklagenswerth? Ich kann das nicht zugeben. Im Gegentheil, ihr Zustand ist besser als der der arbeitenden Klassen, ein wahrer Zustand des Wohlstandes" u. s. w.; wenn Herr Vicepräsident Deutrich meint, der Zustand der Juden sei gar nicht so übel; „offen stünde ihnen der Zutritt zu den Künsten und Wissenschaften, offen die unzünftigen Gewerbe, offen das Eintreten in die dienende Klasse;" — dann können wir es Herrn W. nicht verargen, wenn er über die Aeußerungen dieser Herren die scharfe Lauge seines Spottes ergießt, und dabei auf die doppelte Inconsequenz aufmerksam macht, daß man den Juden zwar Aerzte, nicht aber Apotheker, daß man ihnen Schriftsteller, nicht aber Buchhändler zu werden gestattete.

Hinsichtlich der den Juden gestatteten Handwerke macht endlich Hr. W. auf das fast Illusorische dieser Vergünstigung aufmerksam, wonach, da dabei das Verhältniß zur christlichen Bevölkerung festgehalten werden soll, kaum 20 — 25 Individuen sich zum Handwerke bestimmen können.

Zum Schlusse ermahnt Hr. W. seine Glaubensgenossen, „durch würdiges Benehmen, durch kräftiges, zeitgemäßes Streben die Vorurtheile gegen sie auf die edelste Weise zu widerlegen, und die lieblose Gesinnung ihrer Gegner durch die That zu beschämen... In der Neuzeit seien der Beispiele gerechterer und liebevollerer Gesinnungen gegen sie so viele, daß sie sich wohl hüten mußten, in die Ungerechtigkeit zu verfallen, welche gegen sie geübt wird, wegen eines Beispiels über Alle und Alle abzusprechen."

Wir wollen hier nicht mit dem Herrn Verfasser darüber rechten, daß er in dieser Ermahnung durch lebhafte Theilnahme sich zu strafenden Bezeichnungen hat hinreißen lassen, welche, als in das rein Subjek-

tive eingreifend, die Grenze des Gebührlichen überschreiten; aber auch die lebhafteste Theilnahme möchte nicht füglich als Entschuldigung geltend zu machen sein, weder für die gleich zum Eingang vorgebrachte Aeußerung: daß „in der hohen Kammer des Landes, das so lange und so blutige Kämpfe für seine Glaubensfreiheit bestand, Gewissensfreiheit und Menschenrechte gehöhnt werden, um dem schmählichsten Kastengeiste zu genügen;" — noch für die Schlußzeilen, in denen Hr. W. seine Glaubensgenossen mit der Gewißheit tröstet, „der hohe Weltengeist werde auch in ihr Vaterland des Lichtes Strahlen senden, die zu erwärmen, deren Herz kalt und lieblos sich abwendet von Allem, was Menschenglück erhöhen, Menschenliebe befördern und eine bessere Zukunft schaffen könne!" —

Die gesetzgebenden, wie die richterlichen Behörden sind als Geschworene, hinsichtlich ihrer Gesinnung und ihres Gewissens nur dem alldurchschauenden „Weltengeist" verantwortlich. Nur ihre allerkennbar an den Tag gegebenen Aeußerungen und Handlungen verfallen dem öffentlichen Gericht und sind ebenso nach allgemeinen Grundsätzen zu richten. Ein Gesetz kann die Interessen Vieler verletzen, und dennoch der Gesetzgeber dazu durch Wohlmeinung und Gewissen bestimmt worden sein. Kastengeist vorzuwerfen möchte vollends am Wenigsten den Anhängern einer Religion geziemen, deren Grundlehren und heilige Geschichte ihre Angehörigen als eine Kaste auserwählter und alleinreiner Gottesverehrer über die übrige Menschheit erhoben und von ihr abgesondert hat. Allerdings ist dieser Kastengeist auch in die Christenheit übergegangen; aber zugleich ist die Kaste bedeutend erweitert worden und die Theilnahme an den göttlichen Privilegien nicht durch natürliche Abstammung bedingt. Uebrigens hat Sachsen in der Reformation nicht für unbedingte Glaubensfreiheit gekämpft, sondern nur für die Freiheit von der römischen Kirchengewalt.

Von Gewissensfreiheit und Menschenrechten endlich möchte bei dieser Veranlassung zu sprechen sich wohl nicht als statthaft erweisen lassen. Unter jener ist doch höchstens dies zu verstehen, daß man weder zu irgend einem Glaubensbekenntniß, noch zu einer dem Gewissen widerstreitenden Handlung gezwungen werde. Von Keinem von Beiden ist aber in Sachsen die Rede. Ueberdies ist das bloße Gewissen des Einzelnen ein gar bedenkliches Ding, da nicht leicht ein Gräuel zu erdenken, welches Einzelne zu begehen nicht schon durch ihr sg. Gewissen angetrieben worden. Das einzelne Gewissen erhält seine Würde erst durch das Allgemeine, das von einer Gemeinschaft als wahr, recht oder gut anerkannt ist.

Wie nun der Rechtskreis des einzelnen Gewiſſens nur dasjenige begreift, was dem Einzelnen, als ſchlechthin individueller Perſönlichkeit zuſteht, ſo befaſſen umgekehrt die ſg. Menſchenrechte nur dasjenige, was allen Menſchen — nach ihrer allgemeinen Menſchenſchaft — gleichmäßig zukömmt, keineswegs aber das, was der Menſch nur als wirkliches Mitglied einer beſonderen Gemeinſchaft, einer Glaubens-, Volks-, Staats- oder ſonſtigen partikularen Geſellſchaft in Anſpruch zu nehmen befugt iſt. Die Wiſſenſchaft erweitert zwar ſtätig das Ideal des allgemeinen Menſchenrechtes, und die Civiliſation breitet die wirkliche Anerkennung dieſes Ideals immer weiter aus; Hr. Dr. W. hat aber nicht nachgewieſen, daß die erſte Kammer des Königreichs Sachſen wirklich in Deutſchland anerkannte Menſchenrechte geſetzlich feſtzuſtellen ſich geweigert. Wenn übrigens auch von dem Standpunkt der Humanität aus ernſte, dringende Worte für die Emancipation der Juden in Sachſen an die dortige geſetzgebende Behörde zu richten ſind, ſo möchte von Seiten der Iſraeliten, welche ſich für ihre Perſon von dem moſaiſchen Partikularismus losgeſagt und die iſolirenden Geſetzes- und Satzungsſchranken durchbrochen haben, doch ſtets erwogen werden, daß dieſelbe Nachſicht und Milde, die ſie von den Chriſten für die große Zahl von altgläubigen Juden in Anſpruch nehmen, auch von ihnen für die Chriſten erwartet werden darf, welche noch ebenſo in ererbter Spannung gegen die Iſraeliten, wie nicht wenige von dieſen in uraltem Vorurtheil gegen die Nichtiſraeliten und deren Religionsformen befangen ſind.

Wir bedauern übrigens von ganzem Herzen, daß die Hoffnung, welche Hr. W. noch auf die zweite ſächſiſche Kammer ſetzen zu dürfen geglaubt hat, neueſten Berichten zufolge, auf keine Weiſe in Erfüllung gegangen iſt.

17.

Die Italiäner und ihre Republiken.

Als Europa ſich aus der Barbarei zu erheben begann, in welche das Sittenverderbniß der Römer und die Einfälle der nordiſchen Völker es geſtürzt hatten, war Italien das erſte Land, in welchem man die Keime

einer neuen Civiliſation aufſproſſen ſah. Die Erinnerungen an eine alte Herrlichkeit, welche man Tugenden, Einſichten und der Freiheit verdankte, ließen erkennen, was die Völker für ſich ſelbſt zu erſtreben hätten. Noch ſtanden hier mehr große Städte, als in irgend einem andern Theile des barbariſchen Europa's, und durchgängig waren ſie ſehr bevölkert. Dieſe ſtädtiſchen Bürger nun verbanden ſich eidlich, einander gegen Gewalt und Unterdrückung zu vertheidigen. Sie bewaffneten und theilten ſich in Miliz-Haufen, wählten ſich Anführer, bildeten einen öffentlichen Schatz durch freiwillige Beiträge, und, während ſie nur daran dachten, ſich gegen Räubereien zu ſichern, fanden ſie ſich bereits im Beſitz der Gewalt, der Souverainität und einer republikaniſchen Regierung.

Dieſe Conföderation gemeiner Bürger, welche die italiäniſchen Freiſtaaten des Mittelalters gründete, hat die Geſchicke Europa's, ja die der ganzen Menſchheit verändert. Mit ihr begann jenes fortſchreitende Zeitalter, in welchem wir gegenwärtig leben.

Von Neuem hatten die Menſchen das Beiſpiel von Regierungen vor Augen, die nur den gemeinen Nutzen, nur die Wohlfahrt und Förderung ihrer Untergebenen bezweckten, die keine Rechte, ſondern nur Pflichten zu haben glaubten, und nicht von ihrem Ruhm, ſondern von dem Gedeihen des ihrer Sorge anvertrauten Staates ſprachen.

Fünf Jahrhunderte waren verfloſſen von dem Sturze des römiſchen Reichs bis zur Entſtehung jener Freiſtaaten. Die barbariſchen Völker hatten ſich fort und fort ihre Beuten durch Schwertesgewalt und Treuloſigkeit einander entriſſen, ohne irgend einer Bürgſchaft für ihre Siege theilhaftig zu werden. Die Dynaſtien waren auf einander gefolgt, ohne etwas zu begründen oder zu verbeſſern. Die italiäniſchen Freiſtaaten ſetzten dieſer anarchiſchen Barbarei eine Schranke; ſie bildeten ſich und erwuchſen eine Zeitlang unter dem Schirme ihrer Munizipal-Garantien. Aber im XII. Jahrhundert befeſtigten ſie ihre Unabhängigkeit durch ihre Siege über Friedrich Barbaroſſa.

Von nun an erfuhr die Welt, daß es Geſetze, daß es Bürgſchaften, daß es eine öffentliche Ordnung geben könne, unter deren Schutz ſich die Menſchen veredeln. Von nun an begannen die Sitten ſich zu beſſern; die menſchliche Vernunft entwickelte ſich, die Bevölkerung nahm zu, die Gewerbthätigkeit, der Handel — breiteten ſich aus, die Reichthümer häuften ſich, die freien Künſte erblühten, und die Menſchen ſahen dem Glück und der Vervollkommnung entgegen, für welche ſie geſchaffen ſind. Die Ueberlegenheit in den Künſten, in Rührigkeit und geiſtiger Bildung, welche die Italiäner der Freiheit verdankten, brachte ſie mit allen Völkern Europa's in Berührung, weil alle der Erzeugniſſe ihrer Induſtrie bedurften.

Sie theilten Allen die ersten Begriffe von den Rechten der Unterthanen und den Pflichten der Regierungen mit; sie lehrten die Städte der Provence, Catalonien's und Flandern's, ihre Gemeinden zu verfassen, und ihr Beispiel, das bald im ganzen westlichen Europa nachgeahmt wurde, gab hierdurch jenen Anstoß zur Verbesserung aller Staats-Einrichtungen, welche, so hoffen wir, nicht stille stehen wird, bis die ganze Menschheit aus der Barbarei sich erhoben. —

Aber Italien war auch das erste Land, welches Baumeister, Bildhauer, Maler, Dichter und Geschichtschreiber von Neuem hervorrief und die Regeln und Ausübung aller freien Künste lehrte. Alle großen Männer, welche dem Meißel und dem Pinsel der einen, den Gesängen und Gedichten der andern Unsterblichkeit verdanken, würden ihrer nicht ohne den Unterricht der Italiäner theilhaft geworden sein. So wird die Geschichte ihrer Freistaaten verherrlicht durch die Entwicklung aller Talente, aller Tugenden und aller Vorzüge des Geistes, die dem menschlichen Geschlecht seine Würde und seinen Adel verleihen. —

(Nach dem Französischen.)

* * *

Nachträglich.

J. C. Beltrami in seiner patriotischen Schrift: „l'Italie et l'Europe" (Paris 1834), behauptet, die Italiäner hätten zuerst das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen, und „Europa verdankt ihnen alle, oder beinahe alle Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeiten." — Mag man diese Behauptung immerhin italiänischer Uebertreibungssucht oder beschränkter Kenntniß der Geschichte der transalpinischen Völker zuschreiben; gewiß ist, daß von Petrus von Novara (Lombardus) und Thomas von Aquin an bis auf Galiläi und Vico, von Cimabue bis auf Canova, von Dante bis auf Tasso, von Palestrina bis auf Durante, von Pomponatius bis auf Bruno und Campanella, von Machiavelli bis auf Beccaria, und so noch in vielen anderen Kunst- und Kultur-Bahnen die Italiäner den übrigen europäischen Nationen vorangeschritten, und stets neue goldene Fäden in das reiche Gewebe der menschheitlichen Bildung eingeflochten haben. Einer ihrer größten Philosophen, der edle Campanella, hat sogar noch auf Erfindungen hingedeutet, welche erst lange nach ihm wirklich gemacht oder erstrebt worden sind. So lesen wir in seiner wenig bekannten „Civitas solis poetica" (erschien zuerst Frankfurt a. M. 1623): „Schon haben die Bewohner der Sonnenstadt die

Kunst zu fliegen erfunden, und mit Nächstem erwarten sie Augengläser (ocularia), mit denen verborgene Sterne gesehen und Hörhörner (auricularia), mit denen die Harmonie des Himmels gehört werden kann. . ." „Ueberdies haben sie eine Art Schiffe, welche sie durch zwei in das Wasser hinabreichende Räder bewegen, die sie mittelst einiger Stricke herumdrehen, welche von einem auf dem Vordertheil des Schiffes befindlichen großen Rade herablaufen und kreuzwegs die Räder am Hintertheile umgürten." —

18.

Die Tellsage.

In der Jugend des Menschen, der Völker, der Menschheit sind die Kräfte vorzugsweise auf das Bilden, Gestalten und Hervorbringen gerichtet. Leicht wird geglaubt, was dem versteckten Poeten gefällt, was ihm seine Ideale als Realitäten zur Vorstellung bringt oder zu bringen verspricht. Aber Wirklichkeit und Erfahrung veranlassen Vergleichungen, Vergleiche erwecken Zweifel, Zweifel bringen Schmerzen. Die Unmöglichkeit, zum ersten, süßen Glauben zurückzuführen, treibt vorwärts zur rücksichtslosen Erforschung der Wahrheit. — Mit den jonischen Philosophen begann solche kritische Zeit für die alte Welt; Sokrates, Aristoteles waren ihre kritischen Heroen; von Alexandrien aus wurde der Kriticismus herrschender Ton eines Zeitalters. — Für die christliche Welt wurde die kritische Periode herbeigeführt durch die Wiederaufnahme der klassischen Bildung; Bayle, Voltaire, Hume, Lessing und Kant wurden die Heroen der modernen Kritik und Polemik, die seit den achtziger Jahren immer entschiedener und allgemeiner an die Tagesordnung gekommen.

Natürlich waren die Urkunden der herrschenden Religion der erste Gegenstand der zweifelnden Durchforschung, da aus ihnen die verletzendsten Prätensionen abgeleitet wurden, und der Brüsseler Azt Astruc in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wagte schon die Genesis aus zwei verschiedenen Quellen abzuleiten. In kaum 50 Jahren hat die Kritik sich bereits der ganzen heil. Schrift bemächtigt, und nachgerade ist keines ihrer Bücher mehr unbestritten, durch Strauß

sogar versucht worden, den Stifter der Religion des Kreuzes und der Versöhnung in eine blos mythische Person zu verwandeln. War einmal die Grundlage der altehrwürdigen Kirche erschüttert, was konnte da noch blos auf guten Glauben zu gelten sich gewärtigen? Daß die Königsgeschichte Roms viele Spuren von Dichtung in sich trage, behauptete schon Perizanius; Beaufort machte es wahrscheinlich, Niebuhr bewies es, und seine Beweise haben in der kürzlich erschienenen Schrift von Chr. Petersen (de origin. hist. rom. 1835) neue Bestätigung gefunden. Keine Urgeschichte ist verschont geblieben, und gar manche poetische Gestalt, die Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende hindurch als historische Person gegolten, mußte sich in die Sphäre der Poesie zurückversetzen lassen, aus welcher sie in die Historie herauf-, oder wenn man lieber will, — herabgestiegen war.

Auch die Geschichte der Schweiz mußte über die haarscharfe Brücke des Gerichtes wandern, und die Tellsage war eine der ersten, welche auf derselben zu wanken anfing. Die erste Schrift (von Pfarrer Freudenberger, 1760), welche heftig an ihr zu rütteln wagte, wurde zwar (vom Kanton Uri) verbrannt und Johannes von Müller zweifelt noch gar nicht an der „Geschichte Wilhelm Tell's und der drei Männer," sondern meinte nur, sie sei „nicht der Anfang, sondern ein Factum zur Behauptung der viel ältern Freiheit und Eidgenossenschaft von Uri, Schwytz und Unterwalden." (XXIV. Buch allg. Gesch. B. XVII. c. 28.) Seine Geschichte der Schweiz schien durch den außerordentlichen, auf ihre Ausarbeitung verwendeten Fleiß jeder Bedenklichkeit den Weg vertreten zu haben; sie galt durchaus als ein monumentum aereperennius.

Aber das Quellenstudium wurde immer eifriger betrieben; von abstrakten Rechtstheorien appellirte man an die concreten Gestaltungen der Geschichte; gegen die stürmischen Forderungen des sogenannten Natur- oder Vernunftrechtes suchte man durch sogenannte historische Deduktionen das Bestehende zu sichern oder das gewaltsam Umgestürzte zu restauriren. So wurden Gelehrte, Philosophen und Staatsmänner veranlaßt, die Vergangenheit streng zu durchforschen, theils nur im Interesse der rein wissenschaftlichen Wahrheit, theils nur zur Begründung oder Rechtfertigung anderweitiger Interessen. Gegen von Müller's Schweizergeschichte wurden zuerst durch das Solothurner Wochenblatt, dann durch einzelne Kantongeschichten Bedenklichkeiten erregt; die Tellsage insbesondere wurde von neuem in Zweifel gezogen, als man dieselbe Sage in noch älteren nordischen Ueberlieferungen wiedergefunden. Zwei unlängst erschienene Schriften schienen nun den Zweifel in Gewißheit verwandelt zu haben.

Herr J. E. Kopp hat nämlich zu Ende 1835 „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" herausgegeben, aus denen hervorgeht, daß J. von Müller bei Ausarbeitung seiner Schweizergeschichte mehrere sehr wichtige Urkunden theils gar nicht gekannt, theils unrichtig gedeutet und namentlich der Chronik von Tschudi ein zu großes Ansehen eingeräumt hat. Sie beweisen ferner, daß die Zeitbestimmungen, welche J. v. M. für die ersten Zeiten der Eidgenossenschaft gegeben, größtentheils verworfen werden müssen, und daß die Vogtei Küssenach niemals bei einem Geßler gewesen. Nach genauer Prüfung dieser Urkunden findet nun Herr Professor Aschbach, dessen geschichtliche Forschungen sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, sich veranlaßt, in den Heidelberger Jahrbüchern (Märzheft 1836) ausdrücklich zu erklären, daß „man nunmehr mit allem Fug und Recht ungeachtet der Tell's Kapelle," (sie wurde erst 1387 erbaut, erst seit 1562 oder 1581 zum Gottesdienst gebraucht) „und der Tellenplatte Tell's Geschichte unter die Volksmärchen rechnen könne, da sie jeder historischen Grundlage entbehre." — Zwar rügt Herr Professor Aschbach, daß Herr Kopp in den, jenen Urkunden beigegebenen Anmerkungen offenbar Partei ergriffen für König Albrecht und ungerecht sei gegen Adolf von Nassau und das Luxemburgische und Baierische Haus; nicht minder erhebt er gegründete Bedenklichkeiten gegen die Behauptung Kopp's, daß Habsburg landgräfliche Rechte in den Waldstädten gehabt, und daß deshalb die Bündnisse der drei Waldstädte aufrührerisch gewesen seien; auch wird von anderer Seite her bemerkt, daß Herr K., der seine Studien in Wien gemacht, in seiner schweizerischen Heimath sich dem Streben nach zeitgemäßer Feststellung rechtmäßiger Freiheit abgünstig zeige; — dies alles kann jedoch die Urkunden nicht entkräften, welche der Tellsage ihre historische Grundlage benehmen. Wirklich ist Dr. J. L. Ideler in seiner historisch-kritischen Abhandlung: „die Sage von dem Schuß des Tell" (Berlin 1836), auf anderem Wege zu gleichem Resultat gelangt. Herr Ideler weist nach, wie die erste Kunde jener Sage sich bei Saxo Grammaticus (in der Mitte des 12ten Jahrhunderts) finde, wo von Toko fast durchaus dasselbe erzählt wird, wie von Tell. Er führt ferner an, daß, wie in der Schweiz dieselbe Geschichte schon zwischen einem Tell des 12ten Jahrhunderts und einem Grafen von Sendorf vorgefallen sein soll, so auch fände Tell bei dem Geschichtschreiber Thorrnodus Tortaeus zwei Mitbewerber an Endrid Pansa und Hemming. Auch in Island habe der Wilkinesage zufolge sich ähnliches begeben zwischen Erigil und König Nidung, und in Nordengland, nach einer alten Ballade, zwischen William Cloudesly und einem Londoner König.

Erwägt man nun dies Alles und nimmt man hinzu, daß Johann von Winterthur, der Zeitgenosse des Tell's der Schweizersage, und Justinger, der älteste Chronikenschreiber der Schweiz, von Tell nichts wissen, daß erst 1380 eines Tellliedes in den Schweizerischen Ueberlieferungen Erwähnung geschieht, endlich daß das Urnenspiel Tell's Schuß in das Jahr 1296, Tschudi und Müller in 1307, Cysat gar in 1314 versetzen, so wird man sich allerdings genöthigt finden, die Erzählung von Tell aus dem Contrast der historischen Berichte in die Reihe der poetischen Sagen zu verpflanzen. Keineswegs wird man aber darum die Vermuthung aufzugeben haben, daß im Uebergange vom 13ten zum 14ten Jahrhundert sich in der Schweiz eine Begebenheit zugetragen, bedeutend genug, um die von Norden her eingewanderte Sage auf dieselbe zu übertragen. Daß übrigens die Schweizer ein Recht haben auf nationale Freiheit und Selbstständigkeit, dies ist von der Aechtheit der Tellsage ebenso unabhängig, wie die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe von der mythischen oder historischen Auffassung der Evangelien, wie das Recht auf Gewissens-, persönliche und politische Freiheit von den Ereignissen, welche als Reformationen, Revolutionen und Unabhängigkeitserklärungen in die Geschichte eingetreten sind. Thatsachen begründen kein Recht und keine Pflicht, sondern haben nur das Ewige, wenn die Zeiten erfüllt sind, in die Wirklichkeit einzuführen und für die Zukunft im Wissen und Gewissen der Menschen zu befestigen.

19.

Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla.

Ferdinand der Katholische hatte sich einer bis dahin ungewöhnlichen Gewalt über den Adel und die Städte bemächtigt. Als sein Enkel und Nachfolger, Don Carlos, aus der Fremde und durch Fremde das strenge Regiment fortführen wollte, und noch dazu neue Subsidien forderte, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen, erhoben sich die meisten Städte und traten mit dem Adel gegen den König in Kampf. Bald aber entzweite sich diese Communidad, da Städte und Adel verschiedenartige Interessen geltend zu machen hatten, und Don Juan de Padilla, der beim Aus-

bruch des Aufſtandes an die Spitze des Heeres der Junten geſtellt worden, unterlag ſchändlichem Verrath. Er wurde zu Villalar enthauptet, und mit ihm und ſeiner heldenmüthigen Gattin, Maria Pacheco, die vergeblich Toledo zu behaupten rang, — ſchwand, auf Jahrhunderte hin, der alte Geiſt und Muth zu nachdrücklicher Behauptung angeſtammter Selbſtſtändigkeit. —

Die Geſchichte dieſes Aufſtandes iſt auf anziehende Weiſe erzählt in der 1836 erſchienenen Schrift: *Les Communeros*, chronique castillane du XVI. siècle, d'après l'histoire inédite de *Pedro de Alcocer*; par *Henri Ternaux*. So wird man u. a. nicht ohne lebhafte Theilnahme den Brief leſen, den Padilla unmittelbar vor ſeiner Enthauptung an ſein edles Weib geſchrieben, und den wir hier in treuer Ueberſetzung mittheilen.

„Wenn dein Schmerz mich nicht mehr betrübte, als mein Tod, dann würde ich mich ſehr glücklich ſchätzen; denn, da jeder Menſch ſterben muß, ſo danke ich Gott, daß er mich in ſeinem Dienſte ſterben läßt, beweint von vielen Leuten. Es bedürfte einer längeren Friſt, als mir vergönnt iſt, um dir Tröſtungen ſchriftlich mitzutheilen; ich verlange nicht, daß man den Augenblick verzögere, in welchem ich die Krone empfangen ſoll, die meiner harret, und meine Feinde würden mir ſolches nicht gewähren. Beweine deinen Verluſt, aber nicht meinen Tod; denn er iſt zu ehrenvoll, um beweint zu werden. Ich vermache dir mein Herz (âme), das Einzige, was mir bleibt. Behandle es wie das, was dich am innigſten geliebt hat. Ich ſchreibe nicht meinem Vater Pedro Lopez, weil ich es nicht wage; denn, obgleich ich von ſeinem Muth geerbt habe, indem ich mein Leben auf's Spiel zu ſetzen wagte, ſo habe ich doch ſein Glück nicht geerbt. Ich ſchreibe nichts weiter, um den Scharfrichter nicht warten zu laſſen, und damit man nicht meine, ich verlängere meinen Brief, um mein Leben zu friſten. Mein Diener Loſſa, der Zuſchauer meines Todes ſein wird, und dem ich meine geheimſten Gedanken vertraut habe, wird dir ſagen, was ich nicht ſchreiben kann; ich ſchließe in der Erwartung des Werkzeuges deiner Bekümmerniß und — meiner Befreiung."

20.

Die Iberiſche Halbinſel.[1])

Vergleicht man die mannigfaltigen Urtheile, die jetzt über die ſpaniſche und portugieſiſche Verwirrung gefällt werden, mit denen, die in den 90er Jahren über die franzöſiſche Revolution laut wurden, dann muß man leider! geſtehen, daß ſich noch kein erheblicher Fortſchritt in dieſer Beziehung bemerklich macht. Man haftet durchgängig an der Oberfläche; nur Wenige dringen in das Innere, höchſt ſelten wird nach den letzten, tiefſten Gründen gefragt. Die Börſen fluktuiren, je nachdem die Anführer dieſer oder jener Partei irgend einen Vortheil davon getragen; das rohe, pute Faktum iſt ihnen Alles; die ephemere materielle Uebermacht beſtimmt ihr Urtheil über die Zukunft einer Nation. Angebliche Freunde der Ordnung und des Beſtehenden glauben Alles geſagt zu haben, wenn ſie behaupten, der revolutionäre Geiſt ſei auf geheimem Wege eingeſchleppt worden, aber die immenſe, geſunde Majorität des Volkes wolle von dem fremden Weſen Nichts wiſſen und werde das Gift in Bälde ausſcheiden. Sogenannte Staatsphiloſophen endlich geben den geheimen Geſellſchaften alle Schuld, und meinen, der Staatsregierung intervenirend oder cooperirend zu Hülfe kommen zu müſſen, um alsbald Frieden und Ordnung wieder herſtellen zu können. — So war auch die franzöſiſche Revolution den Einen nur Folge finanzieller Verlegenheiten, Anderen nur ein Gemächte von Freimaurern, Illuminaten, ſpäter von Jakobinern und Atheiſten, während die öſtlichen Politiker die Faktion der Republikaner mittelſt blind gehorchender Kriegsheere zu vernichten hofften.

Aber die Revolution warf das ganze alte Frankreich in den Schmelztiegel, und die auflodernde Flamme verzehrte nicht nur das alte Regime, ſondern auch das dürre Holz, mit dem ſie ausgelöſcht werden ſollte. Das alte, in Provinzen zerſtückelte, von einer adeligen und geiſtlichen Ariſtokratie in den Staub getretene Frankreich erhob ſich als eine einige, ſtaatsbürgerliche, von Einem Geſetze, von Einem Geiſte beherrſchte Nation aus ſeiner eigenen Aſche, und eine neue Weltepoche begann für Europa! —

1) Geſchrieben zu Ende 1836.

Nun erkannte eine tiefer eindringende Geſchichtsbetrachtun
zelnen, vermeintlich zufälligen Urſachen der Revolution die
Wirkungen des alten Regimes in ſeinem Zuſammentreffen n
meinen Geiſt der Geſchichte und mit dem ewig ſich verjün
der Nation.

Wohl hätte man hoffen ſollen, daß dieſe ungeheure A
das über ihr aufgegangene Licht der Erkenntniß vernünftig
lungen ähnlicher Ereigniſſe zur Folge haben würde. Aber d
nur der unmittelbaren Gegenwart und ihrem Genuſſe; die
Gebildeten wiſſen weit mehr Beſcheid über die Catilinariſch
rung und den Umſturz des römiſchen Reiches, als über den
den Geiſt der neueren Zeit und den Zuſammenſturz des mit
hierarchiſch-feudaliſchen Weltreiches.

Und doch kann man die Zerwürfniſſe auf der Iberiſch
nur begreifen und würdigen, wenn man ſie vom weltgeſchichtli
punkte aus auffaßt, auf den man ſich beſonders durch vergle
ſchichtsbetrachtung zu erheben hat. Was hier uns vor Allem i
fällt, iſt, daß gerade das eigentliche Land der Mitte, daß
Deutſchland in der wahrhaften Bildung am Weiteſten fortge
von allen Seiten her ſich aneignend, was Vergangenheit und
ihm dargeboten. Wie Gott die Alles durchdringende, überall g
Mitte der Welt, wie Religion, als das lebendige Vereinigung
ſchen Menſch und Gott, die zugleich tiefſte und umfaſſendſte
Lebens, ſo iſt auch die Entwicklung des religiöſen Geiſtes die
Seele der Geſchichte. Dieſe Entwicklung iſt aber in der neuer
Deutſchland ausgegangen und hat in unſerem Volke die tiefſte
geſchlagen. In Frankreich, wo das germaniſche Volkselemei
miſch-galliſchen unterlegen, iſt das reinreligiöſe Moment der R
beſonders deshalb nicht zum Durchbruch gekommen, weil das
ſchon früher ſich mit Gewalt von der geiſtlichen Oberherrſchaft
hatte. Aber die gewaltſame Unterdrückung der religiöſen E
rächte ſich im achtzehnten Jahrhundert durch gewaltſamen Umſt
ſammten Kirche, ja ſogar durch momentane Verläugnung Gotte

Spanien und Portugal, durch die Pyrenäen und mehr
den Gegenſatz der Nationalitäten von Frankreich, vom übrige
abgeſchieden, blieben nach Weſten hin auch am ſtrengſten und
von der fortſchreitenden europäiſchen Bildung entfernt. Nur h
die mittelalterliche Religion ſich bis zu ihren äußerſten Conſequen
wickeln. Nur hier konnte die Inquiſition und das Mönchthu
ſtickendes Netz weben und ausbreiten, dieſes dahin ſtrebend, den

völlig abzuſcheiden vom irdiſchen Leben, jene die Gläubigen, beſonders die Laien abſondernd von allem vermeintlich ſeelengefährlichen Verkehr mit Andersgläubigen, und jede freie Regung des Geiſtes und des menſchlichen Herzens unterdrückend, als die blinde Kirchgläubigkeit gefährdend. Hier endlich, unter dem flammenden Schilde der Inquiſition, konnte die Geſellſchaft Jeſu üppig emporwachſen, und ihr Ideal einer päpſtlichen Weltmonarchie durch ihren geiſtlichen Phalanx ſeiner Verwirklichung ſiegreich entgegenführen.

So iſt es denn auch den vereinten Beſtrebungen der heiligen Hermandad, der Kloſtergeiſtlichkeit und den militäriſch-organiſirten Jeſuiten gelungen, die Iberiſche Halbinſel länger als jedes andere Land zu iſoliren, und hierdurch ihre Civiliſation, ihre Humaniſirung zu retardiren. Jede ſolche, der natürlichen, geſchichtlichen Beſtimmung zuwider laufende Vereinzelung und Abſonderung, hemmt aber nicht nur die Entwicklung, ſondern ſtört auch die Geſundheit, indem die Kräfte, die nicht beſtimmungsgemäß produziren können, ſich verderbend, zerſtörend auf den Organismus ſelbſt zurückwenden. Iſolirte Völker werden hypochondriſch, werden hyſteriſch, wie Anachoreten und von der Welt abgeſchloſſene Nonnen. Die geheimen Krankheiten der Völker, die in Folge der Klauſur entſtehen, ſind aber gedoppelter Art; das Wohlwollen verwandelt ſich in Härte und Grauſamkeit — oder in Apathie; die Religion ſteigert ſich zum Fanatismus oder verkehrt ſich in Atheismus; die heitere Lebensthätigkeit ſchlägt über in finſtern Marasmus oder artet aus in eine ausſchweifende Genußſucht. Wirklich ſind die Spanier und Portugieſen von keiner dieſer Krankheiten verſchont geblieben, und ein Leichtes wäre es, auch bei anderen Völkern gleiche Wirkungen gleicher Urſache bemerklich zu machen.

Das Geſchichtsleben der Menſchheit, wie das Leben der übrigen Natur, duldet aber keine ewigen Abſonderungen. Das göttliche Geſetz der Gemeinſamung, der allgemeinen Communion, iſt das höchſte, das heiligſte, unverbrüchlichſte. Es vollbringt ſich bald durch einen Ausbruch der gewaltſam zurückgedrängten Kräfte, bald durch einen Einbruch des Gemeinlebens in die widernatürliche Klauſur, bald durch beide zugleich. Dann aber kommen mit aller Gewalt die furchtbaren Folgen ſolcher inhumanen Abſonderung zum Vorſchein, und dieſe Folgen ſind um ſo ſchreckhafter, je länger die Iſolirung gewährt, je ſtrenger dieſelbe gehandhabt worden iſt. Wie die zuſammengepreßte Luft zunächſt zerſtörend auseinanderfährt, wenn ihr Kerker auch nur leiſe geöffnet wird, wie ein iſolirtes Element aufbrauſend ſich mit demjenigen vermiſcht, welches ihm gewaltſam entzogen worden, ſo ſehen wir die eingezwängten Kräfte eines Volkes um ſo verwüſtender hervorbrechen, je länger es verhindert worden, an der fortſchreitenden

Entwicklung der Nachbarvölker Theil zu nehmen. Das dann anſtrebt, iſt eine völlige Ungebundenheit, und in dieſen den Losbrechen werden dann ſelbſt ſonſt wohlthätige Beſchr trümmert. Das Unrecht, das ihm geſchehen, wirft ſich h Umgebungen, und der Ausbruch des Vulkans ſprengt nicht i ſten Verſchluß des Kraters, ſondern verwüſtet auch manches fr das an dem Abhange erbaut worden. Jeder Widerſtand nicht nur vergeblich; ſondern ſteigert noch die Wuth der ſic Elemente. Interventionen, ſei es, um zu vermitteln, ſei es ſprengten Kerker zu reſtauriren, ſind in ſolchen Fällen entw oder verderblich, indem ſie die Kriſe verlängern oder verſtärken

Wie jede Deſpotie, ſo ruft auch jede gewaltſame Inte geheimen Geſellſchaften und Verbrüderungen hervor, die um cher wirken, je gewaltſamer auf ihre Unterdrückung hingea Nicht ſie aber ſind die eigentlichen Urheber der Mißſtände, die haben, ſondern jene heilige Hermandad, jener jeſuitiſche gehein mus, welche urſprünglich die rechtmäßige Freiheit beſchränkt ha rum werden auf der Iberiſchen Halbinſel auch die geheimen G ſo lange Beſtand halten, als ſeine Völker noch durch irgend an den religiöſen und bürgerlichen Fortſchritten offen Theil zu hindert werden, deren die Nachbarländer ſich zu erfreuen berei haben. Je weiter aber dieſelben hinter der Bildung Frankr lands und Deutſchlands in jeder Beziehung zurückgeblieben, u barer, um ſo unabſehbarer ſind noch die inneren Krämpfe u welche jenen Völkern bevorſtehen, bis jenes geiſtige Gleichgewi ihnen und dem übrigen humaniſirten Europa hergeſtellt ſein w durch geiſtliche und weltliche Deſpotie ſeit dem Ende des f Jahrhunderts ſo gewaltſam zerſtört worden iſt.

21.

Die Wiedergeburt des griechiſchen Volkes [1]).

Von Neuem veranlaßt, Ihre Geduld auf eine Weile in Anſpruch zu nehmen, gehorche ich dem mir gewordenen Berufe, der heiteren Abendunterhaltung durch einige ernſtere Worte gleichſam die erforderliche Schattenpartie einzuflechten. Möge der Gegenſtand, für den ich mir Ihre Aufmerkſamkeit erbitte, Sie die Mängel der Darſtellung überſehen laſſen, die, — ich fühl' es, — ſo wenig den Forderungen entſpricht, zu denen Freunde und Freundinnen der Muſe berechtigt ſind!

Wenn aber irgend eines Gegenſtandes in dem Tempel der Muſen und im Aufgange des Frühlings gedacht zu werden verdient, dann iſt es wohl vor Allem die Wiedergeburt eines Volkes, welches recht eigentlich ein Lieblingsvolk der Muſen geweſen, und gerade in unſerem Volke eine ſo lebhafte Theilnahme, — einen Fürſten für ſeinen wiedergebornen Staat, und nun auch in dieſen Tagen einen edeln Geſchichtsſchreiber ſeiner Metamorphoſe [2]) gefunden!

Laſſen wir den Blick über unſere gegenwärtige Menſchheit hinſchweifen, dann ſtellt ſich uns ein wunderliches Schaubild dar. Völker noch im erſten raupenartigen Zuſtande, nur dem ſinnlichen Bedürfniß und Gelüſten dienend und fröhnend; — andere in ſeltſamer Mißgeſtaltung — gleichſam als Larven — in's Dunkel ſich bergend, oder — als Chryſaliden ſcheintodt und wie eingeſargt; — gewiß aber Jedes im Innern alle Kräfte ſammelnd zu künftiger Transfiguration, um, wenn Alles vorbereitet ſein wird für ein höheres, ein freies Leben im Lichte und in der Liebe, — um dann den Kerker zu ſprengen, und als wiedergeborner Schmetterling ſich aufzuſchwingen in die ſpielenden Lüfte, — frei von den

1) Geſchrieben im J. 1836 zur Vorleſung im Frankfurter Muſeum.

2) Die verehrten Leſer werden leicht errathen, daß hiermit hingedeutet wird auf die meiſterhafte „Pragmatiſche Geſchichte der nationalen und politiſchen Wiedergeburt Griechenland's" von J. L. Klüber (1836).

Geſetzen der ſelbſtiſchen Schwere, nur gebunden durch das L
geſetz der Gattung! . . .

Aber nur erſt wenige Völker ſind wiedergeboren zu ſ
— zu wahrhaft menſchheitlichem Leben; die meiſten
noch in einem larven- oder chryſalidenähnlichen Zuſtand, ſch
zaubert in enger Gewahrſam, wie gebannt durch das Wort e
gen Thaumaturgen; — ſo China und Japan, ſo Indie
bet, — ſo das alte Iran und Aegypten und die moh
ſchen Völkerſchaften . . . Ja ſelbſt von denen, die die mittelal
puppung durchbrochen, — ſchleppen noch manche ſich mühſel
eingezwängt von der nicht ganz durchbiſſenen Schale, oder di
verwickelnd in die Geſpinnſte aus früheren Zeiten!

Von allen Völkern aber, deren ſcheinbarer Untergang d
alten Welt bezeichnet, iſt erſt Eines wieder auferſtanden, und
iſt dasjenige, dem dieſe Verſammlung ihren Namen, die Men
unausſprechlich Vieles und Herrliches verdankt, daß ſie —
Volke Jehova's [3]) — keinem anderen durch heiligere
pflichtet; — es iſt das Volk der Griechen, deſſen Geſchicht
unſterblichen Heldengedichte beginnt, um nach einem Umlauf
Jahrtauſenden durch die erſtaunenswürdigſte Heldenthat
— vielverheißend — in die Geſchichte der Menſchheit einzu

Ueberſehen wir dieſe denkwürdige Geſchichte, ſo nehmen wi
ben eine tief bedeutſame Aufeinanderfolge von welthiſtoriſchen Ent
ſtufen wahr, wie — bis jetzt — noch kein anderes Volk ſie du

Die fünfzehn erſten Jahrhunderte zeigen uns Aufkeimen
thum und Blüthe dieſes Volkes, ſeine Geſtaltung und Entf
reichſten und herrlichſten Nationalität der alten Welt, und ſ
bare Auflöſung, die aber in Wahrheit nichts anderes, als ein z
Uebergehen war in die größere Gemeinſchaft der chriſtliche
eine Wiedergeburt zu höherem Leben.

Und in abermals faſt anderthalb Jahrtauſenden durchlä
ein chriſtliches Reich übergegangene Nation einen zweiten eig
chen Lebenskreis, um in einem zweiten Tode — zum andernma
geboren zu werden, — zu dem ſchönſten, auf der Erde möglich
zu dem Leben in der allgemeinmenſchlichen Gemeinſcha
erſt in der neueren Zeit erwachten Humanität.

---

3) Genauer: dem Stamme der Abrahamiten, in deſſen
Namen: Moſes, Jeſus und Mohamed prangen.

Die alte Welt wußte nur von einem ſteten Kreislauf des Lebens, durch die drei Stadien des Entſtehens, Erblühens und Vergehens, und ihre große Phönixperiode von beinahe 15 Jahrhunderten [4]) war nur eine ſolche, ſtets daſſelbe wiederholende Cirkelbewegung. Durch das Chriſtenthum verklärte ſich dieſe Vorſtellung zum Glauben an eine herrlichere einmalige Auferſtehung oder Wiedergeburt zu höherem, ewigem Leben. Aber erſt die neueſte Zeit hat ſich zum Gedanken unendlichen Fortſchreitens — in unabſehbarer Spirale und in immer glorreicheren Metamorphoſen erhoben. Nicht nur dem zeitlichen, auch dem ewigen Tode hat ſie den Stachel gebrochen, und wenn die ganze Weltgeſchichte ihr zu einem fortlaufenden Weltgericht, ſo iſt ſie ihr auch zu einem unendlichen Weltgedichte geworden, in welchem der ewige Geiſt ſeinen unerſchöpflichen Reichthum immer herrlicher entfaltet.

Es ſei mir vergönnt, in einigen Umriſſen, — deren Flüchtigkeit die Größe des Gegenſtandes und die Kürze der mir bewilligten Friſt wohl entſchuldigen wird, — den reichen Inhalt der zwei großen Strophen jenes Weltgedichtes, welche die bisherige Geſchichte der Griechen begreifen, — hier — leiſe andeutend — vorüberzuführen.

* * *

In das Dunkel der Mythe, welches die Kinderjahre unſeres Geſchlechtes bedeckt, verlieren ſich auch die Anfänge des griechiſchen Volkes. Nur ſo viel wiſſen wir, daß Hellas das erſte Land war, in welchem Colonien aus den älteſt-cultivirten Staaten der Vorwelt mit rohen, naturkräftigen Einwandrern von Norden her zuſammengetroffen und ſich theilweis mit ihnen zu bürgerlichen Gemeinweſen vereinigt haben, die, frei von prieſterſchaftlicher Despotie, dem eingebornen Streben nach eigenthümlicher Entwicklung Raum geben konnten.

Was in Aegypten, Phönizien, was am Kaukaſus — im Morgenſtrahl der erſten Kultur gereift, das vermählte ſich in Griechenland mit einer jungfräulichen Natur, und Pallas Athene und Aphrodite, — die Göttinnen freier Erkenntniß und vollendeter irdiſcher Schönheit, — entſtiegen dem Aether und den Tiefen des Meeres und wurden die Genien des erſten europäiſchen Volkes. — Menſchen, Ueberlieferungen und Götter aus allen umgebenden Ländern ſtrömten in Hellas zuſammen, und das Streben des Einzelnen, ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit zu be-

4) Bekanntlich von 1461 Jahren.

haupten, und die Nothwendigkeit für Alle, ſich mit einande
gen, erzeugten jenen Reichthum — und zugleich jene W
ſenheit und Beweglichkeit der Geſtaltungen, welche
Volk vor allen übrigen Völkern der Erde auszeichnen, und sein
— neben der der Iſraeliten — die höchſte welthiſtoriſche Be
liehen. Wie dieſe das eine Ideal unbeſchränkter Got
wirklichen — und zu einem Volke von Prieſtern werde
ſo war der Sinn der Hellenen auf die Ideale der Kunſt, d
lebens, der Wiſſenſchaft und individueller Ausbi
tet. Wie bei jenen die Einheit oder vielmehr die Ein
göttlichen Weſens und ſeines geſetzgebenden Geſandten alles b
behauptete bei den Griechen die Mannigfaltigkeit ihr göt
Zeus, Poſeidon und Aidoneus theilen ſich in die L
der Welt; Orpheus, Herakles und Theſeus werden
des Volkes, Athen, Sparta und Theben — die Vorbil
gen Staaten, ohne darum andere Götter, Heroen und Gemei
zuſchließen. Verſammelten die Iſraeliten ſich jährlich ei
geheimnißvolle Bundeslade zu ernſtfeierlichem Sühnungsopfer,
ten die Hellenen ſich zu mannigfachen Spielen und Wettkä
kriegten jene ihre Nachbarn im Dienſte und zur Ehre ihres G
zogen die Griechen in den Kampf zur Behauptung ihrer eig
und die erſte nationale Heldenthat war die Zerſtörung von
Wiedereroberung einer geraubten Königin. Was jenen
Tafeln des Geſetzes, das wurden für dieſe Homer und Heſio
jene ihre Gotteshelden Simſon und Samuel, ſo feiert
menſchlich-heroiſchen Achilleus und Odyſſeus. Nur le
Binſe der Kranz," verbanden Orakel, Amphyctionen und My
banden die olympiſchen Götter, Heroen, Sänger und Spiele —
nigfaltigen Stämme und Staaten, und weil nichts deren eig
Entwicklung hinderte, entfaltete in raſchem Fortſchreiten die
Natur ſich zu unvergleichlicher Blüthe. — Stets auf ſchöne,
meſſene, harmoniſche Geſtaltung des irdiſchen Daſeins ur
gerichtet, ſchufen die Griechen ſich ſelbſt und ihre Werke zu u
Muſterbildern für die ſtaunende Nachwelt! —

Was aber Mit-Bedingung ihrer wunderbar reichen un
Entwicklung, das war auch Mit-Veranlaſſung des Untergang
ſten eigenthümlichſt nationalen Lebens. Die Freiheit ihrer
bedingt durch die Sclaverei der Heloten; — die mannigfaltig
ſtändigkeiten der Einzelnen und ihrer Gemeinweſen riefen ſtets
und Kriege hervor; — die geiſtige Freiheit führte zu immer ti

derſprüchen im Sittlichen und Religiöſen, — die Vertiefung in die Gegenwart — zur egoiſtiſchen Genußſucht, über welche nur der Gedanke, nur die Gewißheit des Jenſeits nachhaltig zu erheben vermag. —

Von Troja zurückkehrend, — hatten die überbleibenden Kämpfer ein reges Freiheitsſtreben mit zurück in die Heimath gebracht. Allmählig verwandelten ſich die älteren Königthümer in ſtädtiſche Republiken. Aber wie früher die Königsſöhne Eteokles und Polineikes um die Herrſchaft, ſo ſtritten nun die freien Bürger, ſo ſtritten die freien Staaten um den Vorrang. Zunächſt jedoch entwickelten ſich in dieſem vielbewegten Leben die mannigfaltigſten Anlagen, Talente und Charaktere, und als, gegen Ende des erſten Jahrtauſends der griechiſchen Geſchichte, der ſtolze Perſerkönig das kleine Hellas zu einer zinspflichtigen Provinz machen wollte, da vereinigten ſich die entzweiten Brüder, und bewieſen in glorreichen Schlachten jene heldenhafte Begeiſterung für das gemeinſame Vaterland, die mit unauslöſchlichen Zügen die Namen der Sieger — und den Triumph wahrhaften Enthuſiasmus über rohe Gewalt in die Denktafeln der Geſchichte eingegraben hat. Es war der Silberblick des helleniſchen Lebens, in welchem die Nation, die Schrecken des Todes überwindend, ihr höchſtes Nationalbewußtſein gewann. — Eine neue Welt der Kunſt und Wiſſenſchaft trieb an's Licht und in jeder Blüthe reifte eine köſtliche Frucht. Das Zeitalter des Perikles iſt der ſchönſte Frühlingstag in dem großen Lebensjahre der alten Welt; — aber es war auch der letzte, denn die Sonne dieſes Jahres hatte ihre Akme erreicht.

In Socrates erwachte der griechiſche Geiſt zur Ahndung des ewigen, zur Sehnſucht nach einem höheren, das zeitliche und nationale übergreifenden Leben; in Plato kam er zum vollen Bewußtſein ſeines unſterblichen, allgemeinen Weſens. Socrates ſelbſt hatte Größeres gelebt — als der höchſte Gott ſeines Volkes: die gediegene Einheit des bisherigen Volkslebens war gebrochen. —

So wie die Philoſophie ſich erhob über das im Politiſchen und Religiöſen bis dahin Geltende, fiel das Gemeinweſen mehr und mehr den menſchlichen Leidenſchaften anheim. Athen, Sparta, Theben — bemächtigten ſich nach einander mit Gewalt der Hegemonie über die übrigen verbündeten Staaten von Hellas. Ariſtophanes weinte — lachend — bittre Thränen über die innere Auflöſung der alten griechiſchen Welt, während Sophiſten auch das Gewiſſeſte ungewiß machten, und Ariſtipp den ſelbſtiſchen Weltgenuß, Antiſthenes die ſelbſtiſche Weltentſagung zum Endzwecke des Daſeins erhoben. Vergeblich kämpfte Demoſthenes gegen die drohende Herrſchſucht des macedoniſchen Königs;

die uneinigen Bundesstaaten verloren ihre Selbstständigkeit herrlichen Alexander.

Da sammelte sich der Geist des großen Volkes noch besonnensten Denker des ganzen Alterthums, und Aristot Weltphilosoph, wie Alexander, als Welterobere das griechische Volk über sich selbst hinaus in das Gemein Welt: — Alexandrien wurde die Wohnstätte des auf f tausende abscheidenden griechischen Geistes.

Wohl versuchten die Hellenen durch neue Bünde da Nationalleben zu bewahren; wohl strebten edle Patrioten das wesen zu restauriren; — der Gemeingeist war entflohe Athen, selbst Sparta, — riefen die Römer zu Hülfe gege schen Gegner, — die erste große Phönixperiode lief zu Ende; des 16. Jahrhunderts nach Gründung von Cecropia [5]) chenland eine römische Provinz, das schöne Athen, das s das prächtige Corinth — eine Beute der Römer! —

* * *

Was Heldenmuth, Schönheitssinn, was Patriotismus heitsliebe vermochten, davon hatte das griechische Volk Zeu seine unsterblichen Thaten und Werke folgten ihm nach in d ben, zu dem es nun überging; seine Kunst, seine Ges Weisheit traten als Bildungselemente ein in das Gesar Menschheit, um einst, wenn die Zeiten erfüllt wären, sich zu wendend, — seine Wiederauferstehung zu bereiten, und es v führen in den Kreis der humanisirten Nationen. —

* * *

Der zweite Cyclus seines Daseins begann damit, da dung sich die welterobernden Römer selbst unterwürfig machte, Aegypten und Palästina für das Christenthum vorbereitete. cismus in Rom, der Neu-Platonismus und die Nat schaft in Aegypten, der Essaismus in Palästina — war Früchte des Verkehrs griechischen Geistes mit den drei größte der alten Welt. Seine Sprache wurde die des Kaiserhofes in

---

5) Bekanntlich der älteste Name Athens.

derſprüchen im Sittlichen und Religiöſen, — die Vertiefung in die Gegenwart — zur egoiſtiſchen Genußſucht, über welche nur der Gedanke, nur die Gewißheit des Jenſeits nachhaltig zu erheben vermag. —

Von Troja zurückkehrend, — hatten die überbleibenden Kämpfer ein reges Freiheitsſtreben mit zurück in die Heimath gebracht. Allmählig verwandelten ſich die älteren Königthümer in ſtädtiſche Republiken. Aber wie früher die Königsſöhne Eteokles und Polineikes um die Herrſchaft, ſo ſtritten nun die freien Bürger, ſo ſtritten die freien Staaten um den Vorrang. Zunächſt jedoch entwickelten ſich in dieſem vielbewegten Leben die mannigfaltigſten Anlagen, Talente und Charaktere, und als, gegen Ende des erſten Jahrtauſends der griechiſchen Geſchichte, der ſtolze Perſerkönig das kleine Hellas zu einer zinspflichtigen Provinz machen wollte, da vereinigten ſich die entzweiten Brüder, und bewieſen in glorreichen Schlachten jene heldenhafte Begeiſterung für das gemeinſame Vaterland, die mit unauslöſchlichen Zügen die Namen der Sieger — und den Triumph wahrhaften Enthuſiasmus über rohe Gewalt in die Denktafeln der Geſchichte eingegraben hat. Es war der Silberblick des helleniſchen Lebens, in welchem die Nation, die Schrecken des Todes überwindend, ihr höchſtes Nationalbewußtſein gewann. — Eine neue Welt der Kunſt und Wiſſenſchaft trieb an's Licht und in jeder Blüthe reifte eine köſtliche Frucht. Das Zeitalter des Perikles iſt der ſchönſte Frühlingstag in dem großen Lebensjahre der alten Welt; — aber es war auch der letzte, denn die Sonne dieſes Jahres hatte ihre Akme erreicht.

In Socrates erwachte der griechiſche Geiſt zur Ahndung des ewigen, zur Sehnſucht nach einem höheren, das zeitliche und nationale übergreifenden Leben; in Plato kam er zum vollen Bewußtſein ſeines unſterblichen, allgemeinen Weſens. Socrates ſelbſt hatte Größeres gelebt — als der höchſte Gott ſeines Volkes: die gediegene Einheit des bisherigen Volkslebens war gebrochen. —

So wie die Philoſophie ſich erhob über das im Politiſchen und Religiöſen bis dahin Geltende, fiel das Gemeinweſen mehr und mehr den menſchlichen Leidenſchaften anheim. Athen, Sparta, Theben — bemächtigten ſich nach einander mit Gewalt der Hegemonie über die übrigen verbündeten Staaten von Hellas. Ariſtophanes weinte — lachend — bittre Thränen über die innere Auflöſung der alten griechiſchen Welt, während Sophiſten auch das Gewiſſeſte ungewiß machten, und Ariſtipp den ſelbſtiſchen Weltgenuß, Antiſthenes die ſelbſtiſche Weltentſagung zum Endzwecke des Daſeins erhoben. Vergeblich kämpfte Demoſthenes gegen die drohende Herrſchſucht des macedoniſchen Königs;

die uneinigen Bundesstaaten verloren ihre Selbstständigkeit herrlichen Alexander.

Da sammelte sich der Geist des großen Volkes noch e besonnensten Denker des ganzen Alterthums, und Aristote Weltphilosoph, wie Alexander, als Welteroberer das griechische Volk über sich selbst hinaus in das Gemein Welt: — Alexandrien wurde die Wohnstätte des auf f tausende abscheidenden griechischen Geistes.

Wohl versuchten die Hellenen durch neue Bünde da Nationalleben zu bewahren; wohl strebten edle Patrioten das wesen zu restauriren; — der Gemeingeist war entflohe Athen, selbst Sparta, — riefen die Römer zu Hülfe gege schen Gegner, — die erste große Phönixperiode lief zu Ende; des 16. Jahrhunderts nach Gründung von Cecropia [5]) chenland eine römische Provinz, das schöne Athen, das s das prächtige Corinth — eine Beute der Römer! —

* * *

Was Heldenmuth, Schönheitssinn, was Patriotismu heitsliebe vermochten, davon hatte das griechische Volk Zeu seine unsterblichen Thaten und Werke folgten ihm nach in d ben, zu dem es nun überging; seine Kunst, seine Ges Weisheit traten als Bildungselemente ein in das Gesa Menschheit, um einst, wenn die Zeiten erfüllt wären, sich zu wendend, — seine Wiederauferstehung zu bereiten, und es v führen in den Kreis der humanisirten Nationen. —

* * *

Der zweite Cyclus seines Daseins begann damit, d dung sich die welterobernden Römer selbst unterwürfig machte, Aegypten und Palästina für das Christenthum vorbereitete. cismus in Rom, der Neu-Platonismus und die Nat schaft in Aegypten, der Essaismus in Palästina — wa Früchte des Verkehrs griechischen Geistes mit den drei größt der alten Welt. Seine Sprache wurde die des Kaiserhofes i

---

5) Bekanntlich der älteste Name Athens.

Museums in Alexandrien, und, bedeutsam genug, auch der ersten christlichen Kirche in Jerusalem.

Als nun die römische Gewaltherrschaft auch die Hellenen das Ungenügen aller — nur irdischen — Herrlichkeit empfinden lassen, da fand die frohe Botschaft des ewigen Lebens auch freudige Aufnahme bei dem geknechteten Volke, und durch griechische Bildung wurde das jüdische Christenthum zur Gemeinreligion der gealterten Naturwelt. Das glorreiche Hellas, begraben als römische Provinz in der Sündfluth herrschsüchtiger Welteroberung, — erstand von den Todten als Patriarchat in einem geistlichen Reich; — das einst selbstherrliche Griechenvolk wurde Mitglied der christlichen Völkergemeinde.

So begann es, ein zweites, ein anderes Leben, und sein Geist vertiefte sich in die Geheimnisse einer höheren Welt.

Aber dieses andere Leben war zunächst nur ein Leben des Glaubens, der Entsagung und der Hoffnung; die höhere Welt war ein Jenseits, war noch unversöhnt mit der Natur, mit dem Staat, mit der Kunst und der Wissenschaft, — und die neue Lehre wurde sehr bald ein tyrannisches Glaubensgesetz, die liebreiche Brüdergemeinde eine unduldsame ausschließende Kirche; der Verein selbstaufopfernder Hirten — zur despotischen Hierarchie geistlicher Fürsten.

So kam es, daß das Leben der Christenheit ein stetes Kämpfen wurde zwischen dem Reiche dieser und der jenseitigen Welt, — zwischen Kirchgläubigen und Andersgläubigen, zwischen geistlicher und bürgerlicher Freiheit, — zwischen Kirchensatzung und Wissenschaft, — zwischen Himmelsverlangen und irdischer Genußsucht! —

Als vollends Rom zum andernmal nach Weltherrschaft strebte, da spaltete sich auch die Kirche, und die alte Freiheitsliebe der Griechen widerstand beharrlich allen römischen Eroberungsversuchen.

Während aber das neugriechische Kaiserreich im vergeblichen Kampfe zwischen weltlichem und überirdischem Leben immer tiefer mit und in sich selbst zerfiel, bereiteten altgriechische Kunst und Philosophie dem hellenischen Geiste einen neuen Triumph. Aristoteles trotzte den Blitzen des römischen Stuhles, Plato verdrängte die Scholastik, die Kunstwerke von Hellas pflanzten ihre Siegesfahnen selbst in dem Vatikan auf! —

Indessen sollten die Griechen noch einmal dahinsterben; des bittersten, langwierigsten Todes sollten sie sterben, — um aus der Hölle der niedrigsten Sclaverei zum Lichte der Freiheit und Humanität wiedergeboren zu werden!

In sich selbst zersplittert, — ausgeschlossen, verdammt von der rö-

mischen Kirche, — von den Kreuzfahrern geviertheilt, — achtet von der abendländischen Christenheit — wurde das g zuletzt eine Beute der barbarischen Osmanen, — das schö zweitenmale Besitzthum eines hartherzigen Kriegervolkes!

Und wie einst Israel unter dem Scepter der Alexan ten nun auch die Griechen keine Nation mehr sein! den, noch immer sich fortwebenden Traum von der Un Nationen — nicht mehr forträumen; — sie sollten der be innerung an ihre glorreichen Ahnen, die allein noch das Lebe thum erträglich macht, für immer entsagen! Miltiades un sollten umsonst ihr Blut für das Vaterland vergossen, Homer nur für die Nachkommen fremder Völker gesungen — De nur für Sclaven die Freiheit gepriesen, — und Socrat großen Jünger die Saamen der Humanität nur in das Au haben! Selbst die Religion des unterjochten Volkes, woran es noch mit ganzer Seele hing, sollte nur so weit geb als es der despotische Oberherr einer fremden Glaubensgem dete! —

So maßte die Uebermacht roher Gewalt sich frevelnd i an, eine Nation, die von Gottes Schöpferhand das Dasein nach göttlichem Rechte zur Freiheit berufen war, — mi des Schwertes aus dem Buche des Lebens zu tilgen! —

* * *

Aber Nemesis wacht, — und auf ihr Geheiß wird später, aber unausbleiblich, — das Schlachtschwert des U zugleich zum Richtschwert für diesen, und zum Bef schwert für den Unterdrückten!

So vertrieb die Grausamkeit der Osmanen hochgebilde aus der geliebten Heimath, und gerade diese Flüchtlinge ware die ein tieferes Verständniß ihrer Sprache nach dem Abendlan Hier begegneten sie längst genährter Sehnsucht nach den E alten Weisheit und Kunst, und, während das arme Griechen mer tieferes Elend versank, erwachten nach und nach im fernen alle die noch in Pergamenten schlummernden Geister seiner Ahn die griechisch geschriebenen heiligen Urkunden der christlichen Kir aus dem Opferaltar, in dem sie begraben lagen, wieder an's Lich und das wiedergefundene, heilige Wort wurde zum Posaunen

dem die römischen Vorwerke — wie Jericho's Mauern — in den Staub sanken! —

Und die wiedergewonnene Religionsfreiheit entzündete das Verlangen nach bürgerlicher und nationaler Freiheit; und das Verlangen suchte und fand erleuchtende Ideen und begeisternde Vorbilder in den Schriften und Geschichten der Griechen. — Da vermählten die Freiheitsgedanken der Hellenen sich mit den Liebesgeboten des göttlichen Menschenfreundes, und aus der Einigung des griechischen Freiheitssinnes und der christlichen Bruderliebe — entsprang der Geist der Humanität, — der allbelebende, allverjüngende Geist der neueren Zeit!

Und der Geist wurde Wort, und das Wort wurde That, und hier löst'e, dort zerbrach er die Ketten, die weder das Griechen-, noch das Christenthum, — jedes einzeln, — zu sprengen vermocht hatten, und — wie ein electrischer Strahl durchzuckte er die eisernen Schranken, die Völker von Völkern, die Kirchen von Kirchen auf ewig von einander trennen sollten!

Nun erst reifte, — zuerst in unserem gemüthreichen Volke, — dann auch in Frankreich und England, — das rechte Verständniß für die altgriechische Welt, und — als dann der Geist der alten Hellenen die letzten Verhüllungen der Chrysalide gesprengt, und zum erstenmale als reine Psyche die Flügel schwang, und Frühlingslüfte ringsumher die Völker zur Verjüngung, und die Idee der Menschheit in das Leben rief, — da drang es, wie Duft der blühenden Rebe in die Ferne; — und im türkischen Zwinger fing der verborgene Griechenwein zu gähren an. Mit wunderbarer Macht wurde das schmählich geknechtete Volk von Erinnerung an seine glorreiche Vergangenheit, von der nie völlig erloschenen Hoffnung auf einstige Befreiung ergriffen und belebt. Und es sandte seine Jünglinge zu den bildungsverwandten Völkern, den auferstandenen Geist seiner Vorväter zu begrüßen, und zurück sandte dieser Geist ihnen die Freiheitslieder eines zweiten Tyrtäus, des herrlichen Rhigas [6]), begleitet von der zauberischen Hymne der Marseiller [7]) und von tausend und aber tausend Segenswünschen freisinniger Männer!

---

6) Klüber's Pragm. Geschichte S. 5 f. Rhigas (geb. 1753 † 1798) wird von den Neugriechen der „Märtyrer für Religion und Freiheit genannt. . . Seine Schlachtgesänge schallten aus dem Munde aller Hellenen." Vergleiche noch S. 31 und 57.

7) Sie wurde Schlachtgesang der Moreoten.

Erfüllt waren die Zeiten, vollendet die Arbeit der ſtillwebenden Nemeſis! Faſt ganz Europa hatte ſich erhoben und das Schwertrecht eines ehrſüchtigen Eroberers durch die Begeiſterung für das Freiheitsrecht der Nationen überwunden. Selbſt die Fürſten hatten — im begeiſternden Momente des Sieges — in einem heiligen Bunde die Unterthanen als ihres Geſchlechtes, die Völker als Brüder und die Kirchen als Schweſtern begrüßt!

So war mit einemmale der Geiſt der Humanität zum Durchbruch gekommen, und als nun, — ſchon längſt von ſeinen nordiſchen Glaubensverwandten zum Aufſtand ermuntert[8]), — im Vertrauen auf Gott, auf die Theilnahme der civiliſirten Nationen und auf die eigene Heldenkraft, — das Griechenvolk ſich aus dem Staube erhob, und die Großthaten von Marathon und Salamis überbot, da erblaßte der despotiſche Halbmond vor den Strahlen der Freiheitsſonne, — und aus zwei Welttheilen ſtrömte jubelnder Beifall der Völker, ſtrömten begeiſterte Griechenfreunde, ſtrömten Gaben aller Art nach dem kämpfenden Hellas. Vergeblich pflanzte das Oberhaupt der Koranglaubigen die Fahne des Propheten auf, vergeblich ſchleuderten ſervile Anhänger der Gewaltherrſchaft ihre Zornblitze auf das, zu verzweifelnder Nothwehr getriebene Volk[9]), — vergeblich hüllten die römiſchen Hierarchen und ihre glaubenseifrigen Anhänger ſich in eiskaltes Schweigen bei dem Märtyrertod des griechiſchen Patriarchen, und vieler tauſend Mitchriſten jedes Alters, Geſchlechtes und Standes[10]); — die öffentliche Meinung ſiegte über das Geſchrei des Egoismus, wie über das Schweigen eines engherzigen Glaubensſtolzes, — die Stimme der Menſchlichkeit über die Bannſprüche gefühlloſer Berechnung und neidiſcher Herrſchſucht[11]). Der aufopferndſte

---

8) „Hatten ſie (die Griechen) doch die Erinnerung, — daß Catharina II. in den Jahren 1770 und 1789 die Hellenen unter glänzenden Verſprechungen zum Aufſtand hatte ermuntern laſſen." Pragm. Geſch. v. Klüber S. 4.

9) S. Klüber a. a. O. S. 11. 87 u. ſ. w.

10) Ebd. S. 11. S. 34 f. „Den griech. Patriarchen des Orients, — den frommen 83jährigen Gregorios, ließ der Sultan am erſten h. Oſtertag aufknüpfen; — daſſelbe Schickſal wiederfuhr einem Erzbiſchof, 2 Biſchöfen und 8 Geiſtlichen des Patriarchats; — der Patriarch Cyrillus, der ſich in die Einſamkeit zurückgezogen, ward zu Adrianopel hingerichtet, ebenſo der dortige Erzbiſchof Proïſos. Alle griech. Geiſtlichen, auch in Servien, Kleinaſien ꝛc. wurden auf das Grauſamſte verfolgt" u. ſ. w. „Der Papſt, mit dem glaubenseifrigen Theil ſeiner Anhänger ſchwieg; in dem chriſtl. Hellenen ſah er nur den Schismatiker, den von römiſcher Glaubensform Abtrünnigen" ꝛc. — Vgl. noch S. 88.

11) „Das Geheimniß der europäiſchen Politik, welches ſeit länger als

Heldenmuth einer ganzen Nation und die barbariſche Grauſamkeit ihrer Zwingherren überzeugte nachgerade die Fürſten Europa's, daß der Aufſtand der Hellenen nicht Empörung einer ſchwindelnden Faction, ſondern der rechtmäßigſte Kampf ſei für das Allerheiligſte der Menſchen und Völker [12]). In raſchen Uebergängen verwandelte die gealterte Politik ſich in humane Liberalität gegen das auferſtehende Volk, und ſo gelang es den edeln Sclaven der Türken, durch althelleniſche Tapferkeit, durch chriſtlich religiöſe Begeiſterung und durch Mitwirkung kosmopolitiſcher Humanität [13]), — wieder aufzuerſtehen als eine freie Nation [14]).

So endlich wurde das Jahr 1830 das denkwürdigſte in den Annalen der Menſchheit; denn mit Jauchzen verkündigte es die Unſterblichkeit der Nationen, den Triumph des Freiheitsrechtes über das Eroberungsrecht und den Sieg der Humanität über politiſchen und kirchlichen Egoismus!

Zum andernmale wiedergeboren, erhebt ſich nun der griechiſche Phönix aus der eigenen Aſche, und, wie der zehnjährige Kampf mit Troja die Hellenen zum erſtenmal in den Kreis der Nationen eingeführt, ſo haben ihre Enkel nun abermals — und auf edlere Weiſe — in zehnjährigem Kampfe mit Iſtambul — das glorreiche Bewußtſein der Nationalität, mit ihr aber — als Kampfpreis ſtatt der ſcheinbildlichen, nun ſich die wahre Zeustochter errungen: die Freiheit, des königlichen Rechtes unſterbliche Braut.

---

einem Jahrhundert das osman. Reich vor dem Untergange ſchützte, iſt längſt zum öffentlichen geworden; es iſt die in der Politik wohlbekannte Macht des Neides (puissance d'envie)." Ebd. S. 17.

12) S. Klüber a. a. O. S. 10. 15. 17 u. ſ. w.

13) Pietro Mauromichalis rief in einer Kundmachung vom 9. April 1821 den Mainoten zu: „Der Peloponnes wirft das Joch der Osmanen ab, um den Glauben zu retten und das alte Vaterland wieder herzuſtellen. . . Von Europa verlangen wir nichts, als Waffen, Geld und Rath." Klüber a. a. O. S. 46. Im Juli 21 forderte ein Aufruf, von Biſchöfen und Häuptlingen unterzeichnet, „im Namen des Kreuzes und des Leonidas" die Hellenen auf, ſich in den Thermopylen zu verſammeln." Ebd. 56. ꝛc.

14) Schon 1972 waren „Tauſende eingeweiht in das Geheimniß der „heiligen Epanaſtaſie." Ebd. S. 5.

22.

Das achtzehnte Jahrhundert in Fran

Kirchgläubige Denker haben jede Erkenntniß der Sache göttlicher Inſpiration gemacht, und es war dann Entwicklung des vorausgeſetzten Princips, wenn auch jede Rechten und Guten als Wirkung göttlicher Gnade vor

Durch Chauvin (Calvin) und die Janſeniſten ſonders in Frankreich dieſe Conſequenzen ſich geltend, un jetzt nur Folge natürlicher Geſetzmäßigkeit, daß in demſelbe die entgegengeſetzten Extravaganzen zur vollſtändigſten Aus

Der Abbé Condillac ließ die Wahrheit aus de ſpätere Materialiſten ließen ſie ſogar als feinen Dunſt aus aufſteigen; Helvetius ließ den Willen nur durch ſin nußtriebe beſtimmt werden, de la Mettrie machte den Menſ zur Maſchine.

Die erſte — kirchgläubige — Extravaganz war e der menſchlichen Beſchränktheit gegen die Vermeſſenheit der alt gie und der Selbſtvergötterung geweſen; die an philoſophiſche — war eine Rückwirkung der menſchliche keit gegen die übertriebene Spiritualiſirung des katholiſchen — des Bewußtſeins der Selbſtbeſtimmung und der gegenwärtig eingeborenen Selbſtzwecklichkeit gegen willkührliche Auserw Beſtimmtwerdung von Oben her. Beide Syſteme verkannten des eingeborenen Geiſtes und ſeiner Beſtimmung zur v Selbſtentwicklung, wie ſeines Vermögens zu ſelbſtaufopfern

Uebrigens ging die alte Kirche durch dieſelben Grundſätz denſelben Verſtandesgeſetzen zu Grund, durch und nach welch ſtanden war. Gegenwärtigkeit Gottes und herzerweitende und Sittenlehren, — Gott wolle alle Menſchen ſelig machen Menſchen ſeien Brüder und vor Gott gleich, — Gott ſei in Ch jeder Menſch ein Tempel des h. Geiſtes u. ſ. w. — dieſe Beiſpielen unerſchrockener Selbſtaufopferung begleitet, — ſie

welche die Gemüther ergriffen und fesselten. Und weil dies Alles göttlich schien, darum wurde auch noch Vieles geglaubt, was damit zusammenhing, und weil die Glaubenslehrer selbst so göttlich lebten, darum wurde ihnen auf das Wort geglaubt.

Gerade so war es im achtzehnten Jahrhundert. Zuerst wurde durch die Engherzigkeit und Ungöttlichkeit der entstellten Christuslehre die ganze Doktrin, und durch das Pharisäer- und Tartüffenthum der Lehrer der ganze Klerus verdächtigt, und Männer, welche sich als Befreier, als Beglücker hinstellten, kamen zu Ansehen. Jener ungebildete Verstand, der von einer kleineren oder größeren Anzahl von Fällen gleich ein allgemeines Gesetz abstrahirt, unterschied nicht gehörig weder bei der alten Lehre und den alten Lehrern, noch bei der neuen Doktrin und den neuen Predigern. Jene wurden in Masse verworfen, diesen ebenso zugestimmt. So wurde mit Voltaire alles Alte verspottet, des Helvetius neue Glückseligkeitslehre, Rousseau's neue Staatsverfassung gleichsam par acclamation angenommen, und eine neue Kirche und ein neuer Staat gebildet, die aber, als erzeugt aus dem bisherigen Gegensatze beider, zunächst nur in die eine, untheilbare Brüdergemeinde zusammenschlugen. —

23.

Die Macht der Religion und des Fanatismus.[1])

Zu Bombay, wo über 100,000 Hindus, an 13,000 Parsis (Lichtanbeter), gegen 800 Juden, fast 28,000 Muhammedaner und über 14,000 eingeborene Christen friedlich neben einander wohnten und überdieß an 57,000 Fremde sich aufhielten, strömten, als im Jahre 1812 und 1813 eine fürchterliche Hungersnoth in der dortigen Gegend herrschte, noch über 20,000 Hungernde herbei. Was Religion und was Fanatismus vermögen, zeigte sich bei jener Gelegenheit auf eine so auffallende Weise, daß wir aus dem Berichte eines zuverlässigen Reisenden in der Revue de Paris (im August 1832 S. 65 ff.) folgende zwei Stellen hier mitzutheilen nicht umhin können.

---

1) Geschrieben im J. 1833.

„Jeden Tag strömten neue Auswanderungen von Unglücklichen herbei, die nur mit Noth allen Schrecknissen, von denen ihre Heimath bedrängt wurde, zu entfliehen vermochten. Die ganze östliche Küste von Bombay bedeckte sich mit Leichen und Sterbenden. Am meisten fiel mir die wunderbare Geduld, oder wie wir in Europa sagen: die christliche Ergebung der Schlachtopfer auf. Jeden Tag sah ich jene armen Hindus jeder Art von Mangel preisgegeben; aber niemals hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, niemals bemerkte ich bei ihnen ein Zeichen von Ungeduld."

„Noch auffallender indessen war, daß ungeheuere Haufen von Sterbenshungrigen, die sich um das Feuer herumgelagert, auf welchem der ihnen bestimmte Reis gekocht worden, — hier gelassen harrten, bis die verschiedenen Portionen abgemessen und ausgetheilt wurden, — was oft länger als eine Stunde dauerte, während welcher Zeit ihre Speise nur wenige Schritte von ihnen entfernt stand, so daß sie dieselbe leicht hätten erreichen können! Während der ganzen Dauer der Hungersnoth endlich ließ man auf den öffentlichen Plätzen und an sonstigen offenen Orten der Stadt ungeheure Reishaufen Tag und Nacht ohne Wache und Hüter aufstellen, ohne daß auch nur ein Sack gestohlen oder geöffnet wurde! . . ."

„Die eingeborenen Heiden und die Europäer verbanden sich, um möglichst jenem Elende zu steuern. Ungeheuere Töpfe wurden in einem Gebüsche von Baumwollenstauden aufgepflanzt, und da überhaupt ein Hindu, selbst wenn er sein Leben damit retten könnte, von keiner Speise Etwas genießen würde, wenn dieselbe von dem Mitgliede einer anderen Kaste, als der seinigen, zubereitet worden, so trug man Sorge, sich Köche zu verschaffen, deren Stirne mit dem charakteristischen, rothen und gelben Kastenzeichen bemalt war. Ich habe mehrmals einen Unglücklichen gesehen, der, von Entkräftung dahinsterbend, die ihm dargebotene Speise anzunehmen sich weigerte, weil es zweifelhaft war, durch welche Hände sie gegangen war." —

So ist es in Bombay; aber wo anders findet sich neben unmenschlichen Glaubensvorurtheilen zum wenigsten so heroische Willenskraft? Wo findet sich noch eine so durchgreifende eiserne Consequenz? Sehen wir auf den Welttheil, der sich das Haupt der Civilisation nennt, und in diesem auf die christlichen Völker, die sich für die Gebildetsten ausgeben; begegnen wir hier nicht bei jedem Schritte Vorurtheilen, die sich wesentlich in Nichts von dem der verhungernden Hindus unterscheiden? Was dem leiblichen Menschen das leibliche, das ist für den Denkenden das geistige Brod, das Wort Gottes, — nicht gerade dieses oder jenes von Menschenhänden geschriebene, von Menschen überlieferte, gedeutete Wort, sondern das Wort Gottes überhaupt, und zwar nicht gerade dieses oder jenes nam-

haften Gottes, sondern des Allerhöchsten, der — zu allen Zeiten — in allen Sprachen — zu allen Menschen spricht. Wenn nun ein Religionslehrer — mag er nun Papst oder Pfarrer heißen, — den Glauben Millionen anderer Menschen eine Pest, eine vergiftende Speise nennt, wenn er dieser Giftigkeit halber seine Gläubigen vor der Gefahr der Ansteckung warnt, — nährt er hiermit nicht denselben Fanatismus, der den Hindu in den Hungertod stürzt? — Und dennoch ist das Encyclicum des jetzt lebenden Papstes (vom 15. August 1832) von Anfange bis zu Ende von solchem fanatisirenden Geiste durchdrungen! Dennoch hat keine europäische, selbst keine akatholische Regierung im Namen des allgemeinen Menschenrechtes — gegen dieses brahminische Rundschreiben protestirt! Dennoch hat bald darauf der Papst in seinem Breve (vom 27. Mai 32) in Betreff der gemischten Ehen, jenen — die Menschen gegen einander verfeindenden — Fanatismus noch barbarischer gepredigt; — denn barbarisch ist jede Lehre, welche das Allgemeinmenschliche verläugnet, indem sie absolute Scheidewände zwischen den Menschen aufstellt oder aufrecht zu erhalten sucht. Und auch gegen diese, in die Eingeweide des bürgerlichen, des Familienlebens einschneidende Lehre haben weder Fürsten noch Bischöfe — Verwahrung eingelegt, vielmehr sieht man die neue Saat von Drachenzähnen schon aufgehen, wie z. B. der Herr Bischof von Speier durch ein Ausschreiben vom 22. April d. J. (1833) seinen Gläubigen die Bestimmungen jenes Breves (vom 27. Mai v. J.) eingeschärft hat.

Wie Vieles von jener Saat geht aber auf, was nicht bis ans Licht der Oeffentlichkeit dringt, sondern im Verborgenen um sich frißt und nagt und schneidet — und blutige Thränen auspreßt, die nur der Allwaltende sieht? —

Wie mächtig indeß dieser Fanatismus ist, kann man daraus entnehmen, wenn er selbst noch bei solchen Individuen wieder zum Vorscheine kommt, die lange mit wahrhaft menschlich Gesinnten Umgang gepflogen und selbst sich manches Gute von denselben angeeignet zu haben scheinen. Ein auffallendes Beispiel hiervon bietet eine uns eben mitgetheilte Flugschrift, betitelt: „Einige Worte über das Fröbel'sche Institut zu Willisau, von Georg Sigrist, Pfarrer zu Wohlhusen ꝛc. (Luzern 1833.)"

Hr. Sigrist nennt nicht nur den verewigten Sailer seinen „unvergeßlichen Lehrer" — (freilich ist auch der menschenfreundliche Sailer in seinen alten Tagen ein Papstdiener geworden!), — sondern sagt auch von sich selbst: „ich war Schüler und Lehrer im Pestalozzischen Institute. Unvergeßlich, ewig denkwürdig sind mir die Tage, die ich in der Nähe, ja im täglichen, später sogar vertraulichen Umgange mit dem hochverehrten

Peſtalozzi verlebt habe ꝛc." (S. 6.) Und fürwahr, wenn ein
engherzigen Katholicismus zur gotteswürdigen Humanität bekel
ſo war es gewiß dieſer Waiſen- und Armenfreund! Und dem
ganze Flugſchrift Nichts, als eine fortlaufende Reihe von Pr
gegen die Grundvorausſetzung der wahrhaften Humanität,
Grundſatz nämlich, daß von keinem Menſchen in r
Beziehung etwas Anderes gefordert werden d
daß er der Stimme der ihm von Gott verliehe
nunft folge.

So proteſtirt Hr. S. gegen Errichtung und Fortbeſtehen
teſtantiſchen Schule — in einem angeblich „rein katholiſchen
(S. 36), weil — „aus unerſchütterlichen Gründen die Dul
proteſtantiſchen Erziehungsinſtitutes für katholiſche Kinder unv
ſei mit den Grundſätzen der katholiſchen Religion u. ſ. w." (S
„die Gewährleiſtung der katholiſchen Religion — im Cant
Nichts aufkeimen und ſich verbreiten laſſen kann, was die kath
ligion gefährden, oder, wahrer geſagt, von Grund aus zerſt
(S. 36), „weil der Geiſt der Lehrer und Erzieher ſich den Zögl
theile" (S. 31), — weſentlich aber — weil die römiſch-kathol
die einzige göttliche „Erlöſungsanſtalt" und außerhalb derſ
Wahrheit iſt, weshalb Hr. S. ſich auf Gugler's „herrliche Re
„über die Nothwendigkeit des Streites in der Kirche Gottes, c
ihrem Weſen liegende Intoleranz" (S. 33.). Daß aber die prc
Kirche nicht zur Kirche Gottes gehöre, ſondern, als antikatholiſc
wohl zur Kirche Satans, dies giebt Hr. S. in folgender Stel
genug zu verſtehen. „Nun iſt aber, heißt es S. 31, die katholi
weiſe eine der proteſtantiſchen Denkweiſe geradezu entgegengeſet
Katholiken entſcheidet in religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten
liche Autorität, beim Proteſtanten, wenigſtens in letzter Inſtan
vatvernunft; der Katholik hört und folgt der Stimme ſeiner Kir
ihn Chriſtus gewieſen hat, der Proteſtant der Stimme ſeiner
und der in den heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung, a
falls nur, wie ſie ihm im Lichte ſeiner Vernunft erſcheint; der
katholiſchen Religion iſt Ehrerbietigkeit gegen die von Gott geſ
gegebenen Autoritäten" (alſo in der Kirche etwa eines zur Ausr
Ketzer aufrufenden Pius V., oder eines Alexander's VI., und i
etwa eines Geßler oder Alba, eines Philipp II. oder Karl IX.
Geiſt des Proteſtantismus iſt eine den Glauben beſtimmende G
digkeit und Selbſtgewalt, der nur vor dem Gott das Knie beu

ſelbſt gefunden, und nur der Religion huldigt, die er ſich mehr oder weniger nach eigenem Gutbefinden ausgebildet hat.“ (Dieſer Unterſcheidung nach ſind alle echte, unbedingte Lamaiſten, Vedaiſten, Moſaiſten und Koraniſten der allein wahren Religion, d. h. dem Katholicismus weit näher, als alle akatholiſche Chriſten!) „Mit einem Worte: der Geiſt der katholiſchen Religion iſt ein durch und durch anderer, als der des Proteſtantismus. Dieſe zwei ſind einander nicht blos in einzelnen Lehrſätzen, ſondern in ihrem innerſten Geiſte und Weſen entgegengeſetzt und einander entgegenwirkend. Die innerſte Quelle, aus der die Gedanken, Geſinnungen und Geſetze des Lebens entſpringen, iſt im Katholiken eine ganz andere, als im Proteſtanten.“ Damit jedoch gar kein Zweifel bleibe, wie dieſer Gegenſatz zu verſtehen ſei, erklärt Hr. S. (S. 40): „es handle ſich (in dieſer Sache) um den Beſtand des katholiſchen Glaubens in dem Herzen des Volkes; und vom Beſtande dieſes Glaubens hänge die Tugend des einzelnen Menſchen, wie die des geſammten Volkes, hänge die Sittlichkeit und ſomit das Fundament ab, auf welchem ohne Widerrede das häusliche und bürgerliche Glück, das zeitliche und ewige Heil der Menſchen ruhe. Das zeitliche und ewige Wohl des Menſchen wird nämlich von der Tugend, dieſe von der Religion, dieſe von dem Einfluſſe und der Heiligachtung der von Gott ſelbſt gegründeten Religionsanſtalten, die Erhaltung der letzteren aber von der Pflichttreue der katholiſchen Prieſter bedingt.“ Die Schlußkette iſt bündig und klar, und um ſie zu vollenden, haben wir nur noch das letzte Glied derſelben zu ſuchen, durch welches die Pflichttreue der katholiſchen Prieſter bedingt iſt Dies finden wir S. 51 und 52 auf folgende Weiſe angedeutet: „Unſer Leitſtern ſei: Eintracht im Einen-Nothwendigen, Freiſinnigkeit im Nicht-Weſentlichen; Liebe aber in allen Dingen (!); dieſe Regel iſt — nach Auguſtin — von Niemandem wörtlicher erfüllt, als von der katholiſchen Kirche. Alſo vor Allem muß das Eine-Nothwendige feſtgeſtellt und geſichert werden. Aber wer ſagt uns, was dieſes Eine-Nothwendige, was Weſentlich oder Unweſentlich in der Religion ſei? Wem dürfen wir uns hier vertrauen? .... Ich ſage aufrichtig und freimüthig: nicht dem frommen und gelehrten G. B. Chiaramonti würde ich in Glaubensſachen vertrauen; ſondern dem Papſte Pius VII.; auch nicht dem hochgefeierten Theologen M. Capellari; ſondern dem heiligen Vater Gregor XVI.“ .... Nun hat aber Gregor XVI. ex cathedra erklärt: „das Urtheil über die heilige Lehre, in welcher die Völker unterrichtet werden müſſen, und die Regierung der ganzen Kirche ſtehe dem römiſchen Pontifex zu u. ſ. w.“; nun hat aber Pius VII. die Unterſcheidung im Kirchlichen vom Weſentlichen und Unweſentlichen, von Dogma und Disciplin u. ſ. w. verworfen, — nun lehren aber alle Päpſte

einmüthig, außerhalb ihrer Kirche sei ewige Verdammniß
ist somit klar, worin das Eine-Nothwendige besteht, — und
nigkeit und Liebe in dem Munde eines solchen Gläubigen nu
die das Gegentheil von dem bedeuten, was sie dem sonstig
brauche nach aussagen. Das „Eine-Nothwendige" ist a
Papste in Glaubenssachen vertrauen", — oder auch, was
hinauskommt: „in Dingen des Glaubens sich einer vom Pa
zusammenberufenen und präsidirten Kirchenversammlung — i
(S. 52); — denn der Papst wird nur die Kirchenversammlu
die sich seinen Inspirationen willfährig zeigt, und — so lang
sammlung berufen worden, ist sich wohl dem Papste allein zu
positiv, weil er „der Stellvertreter Christi" (S. 46), — à co
weil sonst die Schafe ohne Hirten und Herrn sich nur zu leicht
— also in's ewige Verderben verlaufen würden.

In letzter Instanz ist also der Papst jene „göttliche Autori
„beim Katholiken entscheidet" (S. 31), und die unbedingte U
unter diese Autorität ist es, wodurch „die Denkweise" des ec
liken allerdings „geradezu entgegengesetzt" ist der Denkweise des
ten, welcher „der Stimme seiner Vernunft und der in den heili
ten niedergelegten Offenbarung" folgt. Zwar versichert Hr.
modernen Sprachweise sich jesuitisch accommodirend, S. 48: „
lische Geistlichkeit ist durchaus nicht der naturgemäßen Entwi
Menschen, — nicht der wahren Aufklärung entgegen"; aber er
gleich darauf hinzu: „Der Katholik hat keine wahre und grün
dung zu fürchten; nur muß sie im Geiste seiner Religion gesch
So gibt er sich hiermit als echten Kirchgläubigen, als einen r
Katholiken, wie kurz zuvor als echten Römisch-Katholischen ol
gläubigen zu erkennen, indem er S. 44 versichert: „so lange ich
seit ich den Katechismus gelernt habe, durchdrang mich stets ein
artige Ehrfurcht vor Rom, oder vielmehr vor dem päpstlichen
Ich gestehe es aufrichtig, daß, wenn mich je in meinem Leben
suchung anwandelte, freieren, der katholischen Kirche bisher fremd
Grundsätzen beizustimmen, mir sogleich die ehrwürdige R
Augen schwebte, und über ihr die heil. Apostel Petrus und Paulu
vor dem Throne des Gottmenschen, vor dem, der da sprach: „„
verachtet, verachtet mich."" —

So mag denn, „da in gewissem Sinne in der katholische
mit aller Wahrheit, aber auch mit Recht eine kräftige Intoleranz
wird" (S. 53), — so mag Hr. S. in „großartiger Ehrfurcht —
päpstlichen Stuhle" — mit demselben gegen Türken und Ketzer d

predigen, die Juden wieder in den Ghetto einsperren und die Inquisition wieder einführen, — er mag mit dem „heil. Vater, dem Stellvertreter Christi, Nachfolger Petri, und Vater der Christgläubigen" (S. 46) — den freien Vernunftgebrauch perhorresciren und gegen Naturrecht und Friedensschlüsse protestiren, die Preßfreiheit und die Bibelgesellschaften verdammen, — er mag mit „dem apostol. Stuhle stets mit der höchsten Sorgfalt darüber wachen, daß die kirchlichen Kanones, welche die Ehe der Katholiken mit Nichtkatholiken streng untersagen, gewissenhaft bewahrt werden," da solche Ehen mit so großer Entwürdigung und Seelengefahr verbunden sind [2]," — er mag sich stets gegenwärtig halten: „mit welch einer angestrengten und standhaften Bemühung die Päpste den Glaubensartikel festgehalten haben, welcher darin besteht, daß der katholische Glaube und dessen Einheit zur Erlangung des Seelenheiles nothwendig sei [3]"; — aber er enthalte sich dann ferner auch solcher luxurirenden, aus fremden Kornspeichern entwendeten Redensarten, wie: „Prüfet Alles und das Gute behaltet" (S. 49), oder: „Liebe in allen Dingen" u. dgl. m., damit, wie er mit jenen verhungernden Hindus in Bombay hinsichtlich des Fanatismus bemitleidet, er auch wegen eiserner Consequenz mit denselben, wenn nicht gepriesen, so doch bewundert werden könne.

24.

Aufhebung der Klöster.

Ueber tausend Jahre lang sah man es in der Christenheit als ein hochverdienstliches Werk an, der Natur, der Welt und allen Familienverhältnissen *abzusterben*, indem man sich in ein Kloster verschloß, um durch zeitliche Mortifikation den Weltkindern einen Vorsprung in die *ewige Glückseligkeit* abzugewinnen. Reiche und Fürsten aber, die den krumm-graden Himmelsweg nicht einschlagen konnten oder wollten, stifteten, um von den frommen Pilgern an das Schlepptau genommen zu

---

2) Worte des Breves vom 27. Mai 1833 s. Allg. Kirch. Zeit. vom 27. Sept. v. J.

3) Ebendas.

werden, Klöſter oder beſchenkten bei Lebzeiten oder doch durch Vermächtniſſe die ſchon beſtehenden, und die Kirche pries jederzeit das Kloſterleben als den ſicherſten Hafen gegen die Anläufe des Teufels.

Die Reformation gab das erſte Zeichen, daß die jenem Entweltlichungsſtreben zu Grund liegende Weltanſicht abzuleben beginne.

Ein zweites Zeichen gaben die aufklärenden Fürſten und Miniſter im vorigen Jahrhundert.

Mit der franzöſiſchen Revolution aber ſcheint wirklich der jüngſte Tag für die Klöſter herangekommen zu ſein, und die letzten Vorfälle in Spanien zeigen, daß ſelbſt die Inquiſition den großen Geiſtes-Umſchwung wohl retardiren und krampfhafter machen, aber nicht ihn unterdrücken, ſelbſt nicht einmal auf lange verhindern konnte.

Auch in der Schweiz rütteln die Aequinorialſtürme des Frühlings an den Klöſtern, und im Großherzogthum Poſen wird bald alle Spur derſelben verſchwunden ſein. Hier aber wird mehr und beſſeres erbaut als umgeſtürzt. Von 38 Klöſtern, die 1815 im Großherzogthum beſtanden, ſind ſeitdem 33 theils ausgeſtorben, theils aufgehoben, ſo daß von 272 Mönchen und 72, die im Jahr 1818 noch klöſterlich lebten, jetzt nur noch 17 Mönche und 18 Nonnen ſich in 5 Klöſtern aufhalten. Dagegen ſind allein ſeit 1831 überhaupt 256 neue Schulhäuſer gebaut und blos durch die 42 im v. J. vollendeten iſt 5100 Knaben Elementarunterricht verſchafft worden. So überwächſt, wie an ſo vielen anderen Orten der immer alternden, immer ſich verjüngenden Welt, auch dort der lebendige Weinſtock das verwitternde Gemäuer, an dem er aufgewachſen im Schein der ewigen Sonne. —

25.

Ueber Sklaverei und Negerhandel.

Es iſt der erhabenſte Gedanke menſchlicher Religionen, daß die Gottheit ſelbſt Menſch werde, um den Menſchen aus drückenden Banden zu befreien. Es iſt der erhabenſte Gedanke der chriſtlichen Religion, daß göttliches Weſen, Menſch geworden, als Miſſethäter den ſchmählichen Tod eines Sklaven geſtorben, auf daß jeder Sklave, zum Bruder des Sohnes Gottes geweiht, auch von dem Machtbegabteſten auf Erden als

Bruder erkannt und geliebt werden möge. Eine goldene Spur dieſer Menſchenfreundlichkeit hat ſich noch in der Ceremonie des Fußwaſchens am Charfreitage und in dem Titel des Dreigekrönten erhalten, der ſich einen Knecht der Knechte nennt. — Aber unmittelbare Aufhebung des Sklaventhums war von dem Stifter des Chriſtenthums weder geboten, noch beabſichtigt. Der Menſch ſollte innerlich frei werden, damit er, im Bewußtſein ſeiner Einigkeit mit Gott und in der Zuverſicht künftiger Beſeligung, ſich auch in Ketten frei fühlen möge. Nur als Folge der eigenen Wiedergeburt zur inneren Freiheit von aller Eigenſucht und zur göttlichen Bruder- und Menſchenliebe ſollte es dem Chriſten auch unmöglich werden, einen Mitmenſchen noch ferner als Sklave anzuſehen und zu behandeln. Das rechtliche Verhältniß blieb jedoch unberührt; nur bei künftiger Aufrichtung des Reiches Gottes ſollte faktiſch die Sklaverei ihr völliges Ende finden. Bis dahin war es für den Chriſten vielmehr eine Gnade, in Sklaverei zu verfallen, weil ihm dadurch Gelegenheit zu verdienſtlichſtem Dulden geboten wurde. Wirklich haben auch geiſtliche Orden, die dieſen urchriſtlichen Gedanken feſtgehalten und ausgeführt, ſogar freiwillig einer ſklaviſchen Disziplin ſich unterworfen. Von einem Recht aller Menſchen als ſolcher auf perſönliche Freiheit konnte aber darum nicht die Rede kommen, weil ſchon frühe die volle Rechtsfähigkeit nur den Mitgliedern der Kirche zugeſtanden wurde. Man ſah Heiden und Juden als unter dem Fluche liegend an, und bekannt iſt, daß der eigentliche Negerhandel erſt von den katholiſchen Eroberern Amerika's eingeführt worden. England's Eliſabeth meinte aber: „einen Menſchen als Sklaven ſeiner Heimath zu entreißen, ſei das Verabſcheuenswürdigſte, das die göttliche Rache auf die frevelnde Nation herabziehen müſſe," England's Quäker warnten ſeit 1727 ernſtlich vor jeder Theilnahme an ſolchem Frevel, und machten 1783 dem Parlemente die erſten Vorſtellungen dagegen; endlich hat die engliſche Nation 20 Millionen zur Befreiung ihrer Sklaven bewilligt. Indeſſen ſetzt ſchändliche Gewinnſucht den Negerhandel noch fort, und einige Worte über deſſen Betreibung mögen deshalb hier eine Stelle finden.

In Afrika wie in Aſien iſt das Sklaventhum uralt. Unſtreitig hat es aber im erſteren Welttheile beſonders durch den Verkehr mit dem handelnden Europa eine fürchterliche Steigerung erfahren. Schon früher, wenn Negerſtämme miteinander Krieg führten, wurden die Gefangenen auf die Sklavenmärkte gebracht. Wahrſcheinlich aber erſt ſeit dem reißenden Abſatz, den die Sklavenhändler bei den Europäern gefunden, iſt ein Raubkrieg, den die Neger Tégria nennen, bei ihnen aufgekommen.

Einige hundert Bewaffnete lagern ſich in einen Hinterhalt, üb
zelne, Wehrloſe und ſchleppen ſie fort. Oft auch, ſo berich
werden nächtlich Dörfer überrumpelt und alle Bewohner als S
geführt. Solche Menſchenräubereien veranlaſſen dann meiſt
wandten zu grauſamen Repreſſalien, und ſo erben ſich Ge
Raubes und der Rachſucht fort.

Aber auch die ſg. Könige oder Häuptlinge, wenn ſie n
ner europäiſchen Waare gelüſten, ſchicken ihre Krieger aus, un
einer beſtimmten Zahl ihrer Unterthanen zu bemächtigen, di
in jene Waaren umgeſetzt werden. Trifft ſich die Gelegenh
dieſe Söldlinge auch für eigene Rechnung ſolche Gewaltthater

Endlich hat, ſeit der Handelsweg nach Südamerika er
die afrikaniſche Geſetzgebung ſich geändert, und faſt alle Verg
jetzt mit Sklaverei beſtraft. Beſonders wird hierzu von de
tern das vorgebliche Verbrechen der Hexerei oder Bezaub
nutzt, welches den Verkauf der ganzen Familie des Schuldig
zieht. Nach Clarkſon's Bericht muß der, der Zauberei
ein (giftiges) rothes Waſſer trinken, und wenn er denn kra
ſtirbt, wird ſeine Familie ſofort an Europäer verkauft. Es iſ
ſen worden, daß ein Drittheil aller als Sklaven Ausgefü
jenem angeblichen Verbrechen verkauft worden iſt. — Zu
aber auch der Hunger die unglücklichen Schwarzen, um Leb
erhalten, ihre Kinder oder gar ſich ſelbſt zu verkaufen. Das
bleibt aber, daß die Sklavenhändler, wo ſie mit ihren Schif
auch noch durch Branntwein und andere Verlockungen die E
dem Verkaufe ihrer Angehörigen oder geraubten Individuen a

Clarkſon verſichert, daß noch in der letzten Zeit 60 b
Schwarze jedes Jahr ihrer Heimath entriſſen wurden! Au
kürzlich mehrere mit Sklaven beladene Schiffe aufgefangen w
in einem Schiffe, das in einen franzöſiſchen Hafen eingelaufe
mehrere Leichname von Negern, die in Oelfäſſer verſteckt ware

Viele Sklaveneigenthümer ſuchen nun zwar die harte S
der Schwarzen durch die Rohheit und Unbändigkeit derſelben z
gen. Aber nicht blos Clarkſon, ſondern ſchon Mungo
Major Denham und viele andere Reiſende ſtimmen darin i
die natürliche Heftigkeit der Neger durch viele andere treffliche
ten reichlich überwogen wird. Auch werden von dieſen Reiſend
Miſſionairen viele Beiſpiele angeführt von Liebe der Mutte
Kindern und inniger Ehrfurcht dieſer gegen jene; von lebhafte

keit für empfangene Wohlthaten, treuem Bewahren alles Anvertrauten und Mitleidigkeit gegen unglückliche Fremde.

Buddha und Moſes haben die Kaſten, Chriſtus und Mahomed die Völkerſcheiden aufzulöſen, das achtzehnte Jahrhundert hat den Menſchen als Menſchen in ſeinem Freiheitsrecht anzuerkennen angefangen; — Iſrael hat Vertilgungskriege gegen die abgöttiſchen Völker, die katholiſche Chriſtenheit Kreuzzüge gegen die Ungläubigen geführt; — mögen die Großthat der engliſchen Nation und die Eroberung Algiers von den künftigen Geſchlechtern als die glorreichen Anfänge allgemeiner Menſchenbefreiung gefeiert und die Neger durch wahrhafte Chriſten genöthigt werden, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele den Namen desjenigen zu ſegnen, der ſich ſelbſt nicht Abraham's, ſondern des Menſchen Sohn und Gott nicht der Juden, ſondern der Menſchen Vater genannt, und dieſen ſeinen Brüdern das neue Gebot verkündigt hat, „einander lieb zu haben, wie er ſie geliebet." —

26.

Channing über Sklaverei.

Unter den theologiſchen Schriftſtellern und Predigern der vereinigten Staaten Nordamerikas nimmt Dr. William Ellery Channing, vielleicht die höchſte, jedenfalls eine der erſten Stellen ein. Seine Erbauungsſchriften haben nicht nur ſehr freundliche Aufnahme in England, ſondern theilweis auch Ueberſetzer in der franzöſiſchen proteſtantiſchen Kirche gefunden. Der gegenwärtige Augenblick ſchien dem wackern Manne geeignet, zu ſeinen Mitbürgern ein Wort über Sklaverei zu ſagen. Auch in dieſer Schrift, die unter dem Titel: „Slavery" 1836 zu Boſton erſchienen, bewährte er ſich als einen ebenſo beſonnenen als edelgeſinnten Diener des göttlichen Menſchenfreundes, der ſeine Brüder von Innen heraus frei machen will. Einige Stellen aus der Einleitung zu jener Abhandlung mögen dieſes Urtheil rechtfertigen und dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit auf die Schriften jenes tüchtigen Gottesgelehrten hinzulenken. „Es gibt nur ein zuverläſſiges (unfailing) Gut, und dies iſt: Treue dem ewigen Geſetz, welches in das Herz eingeſchrieben, und wiedergeſchrieben (rewritten) und wieder bekannt gemacht iſt in Gottes Wort.

Wer immer nun seinen Glauben setzt in das ewige Gesetz der Rechtlichkeit, der muß dann auch die Sklavereifrage vor allem und vorzüglich — als eine Sittlichkeitsfrage ansehen. Alle andern Erwägungen werden für ihn von geringem Gewichte sein, in Vergleich mit dem sittlichen Charakter und den sittlichen Folgewirkungen derselben... Große Wahrheiten, unveräußerliche Rechte, immerdauernde Pflichten werden die Hauptgegenstände dieser Erörterung sein. Leben wir doch in Zeiten, in denen die Feststellung großer Principien der größte Dienst ist, den man der Gesellschaft erweisen kann; denn die Gegenwart ist ein Augenblick verwirrender Aufregung, in welchem die Gemüther der Menschen von heftigen Leidenschaften und herben Conflikten durchstürmt und verfinstert werden. Nicht minder ist sie ein Moment von absorbirender Weltlichkeit, indem das Moralgesetz je nach der Nützlichkeit (expediency) gebeugt, und seine hohen und strengen Forderungen als metaphysische Abstraktionen oder als unausführbare Theorieen bezeichnet und beseitigt werden. In solcher Zeit große Principien leidenschaftslos und im Geiste ungeheuchelten und allgemeinen Wohlwollens aufzustellen und sie tief und bleibend in die Gemüther der Menschen einzugraben, — ist für die Welt ersprießlicher, als ihr neue Fundgruben des Wohlstandes zu öffnen oder hoffnungsvolle Staatsformen zu entwerfen."

„Unser Land ist seit Kurzem durch die Sklavereifrage erschüttert worden, und das Volk hat in dem Maße oberflächlich oder auch gar nicht darüber gedacht, in welchem es heftig dabei gefühlt hat.... Die Menge ist aufgefordert worden, nun, die Schrecklichkeiten der Sklaverei zu berücksichtigen, nun, zu erschaudern vor dem Ruin und dem Blutvergießen, welches die Folgen der Emancipation sein sollten. Das Wort Metzelei (massacre) hat durch das Land hin gehallt, harte und weiche Herzen mit Schrecken erfüllend und Unwillen erweckend gegen alles, was mit einem solchen Gräuel bedrohen könnte. Die Folge davon ist, daß nicht Wenige jede Erörterung dieses Gegenstandes fürchten. — Aber für ein Gemeinwesen gibt es keine größere Calamität, als der Verlust der Principien... Gerade diejenigen haben jedoch zur Verwirrung der Begriffe beigetragen, die mit unkluger Heftigkeit sich der Sache der Sklaven angenommen haben. Diese sollten bedenken, daß es nicht genug ist, für eine gute Sache in die Schranken zu treten. Wir müssen sie auch in einem ihrer Würde gemäßen Geist vertreten. Darum sollte keiner die großen Interessen der Menschheit berühren, wer es sich nicht angelegen sein läßt, sich selbst für solches Werk zu heiligen, indem er sein Herz von allem Zorn und aller Lieblosigkeit reinigt, — und wer nicht hoffen darf, daß er einigermaßen mit dem Geiste allgemeiner Liebe getauft sei. Auch

das Mitleiden mit dem Gekränkten und Unterdrückten kann ſchaden, wenn es parteilich ausſchließend und erbitternd iſt... Wir ſollen allerdings über Sklaverei denken, empfinden, ſprechen und ſchreiben; aber was immer wir in Beziehung auf ſie thun, muß mit einem tiefen Gefühl von Verantwortlichkeit geſchehen, und in einer Weiſe, welche den Frieden der Sklaven haltenden Staaten nicht gefährdet... Sklaverei muß ihrer Natur nach ein Grund von Beſorgniß ſein, wo immer ſie beſteht. Indeß müſſen wir nicht durch Voreiligkeit und Leidenſchaft die Gefahr vermehren... Aber als Menſchen, als Bürger, haben wir Pflichten gegen die Sklaven, wie gegen jedes andere Mitglied des Gemeinweſens. In dieſer Beziehung iſt uns keine Freiheit (Willkühr) gelaſſen.

Das ewige Geſetz verpflichtet uns, auf die Seite des in ſeinem Recht Verletzten zu treten, und dieſes Geſetz iſt ganz beſonders verpflichtend, wenn wir dem Gekränkten verbieten, den Arm zu ſeiner eignen Vertheidigung zu erheben." —

27.

Das Penitenziarweſen in Frankreich und Amerika.

Der edle Diſſenter John Howard war der erſte, der in den 70er Jahren die Aufmerkſamkeit der engliſchen Regierung auf das Elend der Gefangenen, auf den ſchrecklichen Zuſtand der Gefängniſſe hingelenkt. Nachdem er hier zu einigen verbeſſernden Geſetzen Veranlaſſung gegeben, brachte er, alle europäiſchen Höfe bereiſend und demnächſt durch ſein treffliches Werk: „The state of the prisons in England and Wales" (1777), die menſchenfreundliche Theilnahme an dem Looſe der Gefangenen allgemein an die Tagesordnung. Ueber der Pforte des Gefängniſſes zu Rom hatte er (1780) die Worte geleſen: „Ein Geringes iſt es, die Böſen durch Furcht vor der Strafe zurückzuhalten, wenn man ſie nicht durch die Zucht, die man beobachtet, beſſert." Der Gedanke war ſchön; aber er ſtand nur auf dem kalten Steine. Howard meinte, alle Regierungen ſollten bei ihren Repreſſiv-Masregeln ſich durch jenes Axiom leiten laſſen. Für die leibliche Geſundheit der Eingekerkerten geſchah nun Einiges; die Idee eines Penitenziar-Syſtems wurde aber erſt in den 90er Jahren in

Frankreich in Anregung, demnächst zuerst in Amerika auf zweckmäßige Weise in Ausführung gebracht.

Von dort ist dann die Kunde der bedeutenden Resultate nach Europa gekommen, die durch jenes System erzielt werden. Man hat auch hier Versuche damit angestellt; durchgängig ist man aber nur bei dem Aeußerlichen stehen geblieben. Die Vereinzlung allein ist es nicht, welche die Gefangenen in Amerika bessert, sondern diese Isolirung — unterstützt durch die mächtigen Hülfsmittel einer vorsorglichen Verwaltung. Nichts wirkt mehr auf den Menschen, als die Einsamkeit. Dieses Mittel kann aber heilsam oder verderblich wirken, jenachdem es mit Einsicht oder ohne Ueberlegung angewendet wird. Der auf sich allein zurückgeführte Mensch wird bald besser, gefühlvoller, mitleidiger. Ist aber die Prüfung zu hart, zu andauernd, dann ermattet die Seele und der Mensch stirbt oder wird verrückt.

Die ersten Wirkungen der Vereinzlung in Amerika waren höchst betrübend. Große Sterblichkeit, Selbstmorde, Blödsinn oder Narrheit, häufige Rückfälle nach der Freilassung, — dies die Folgen des Heilmittels, so lange man bei dessen Anwendung nicht mit verständiger Unterscheidung verfuhr. Die Gefängnisse standen unter Aufsicht von Männern, die nicht besser waren, als die Directeurs de prisons in Frankreich. Aber man forschte nach den Ursachen dieser Mißstände und man entdeckte sie. Edle Bürger machten die Verbrecher und ihre Besserung zum Gegenstand angelegentlicher Forschung. Bald begann die wirkliche Reform der amerikanischen Penitenziarien, als tugendhafte Männer, durch vieljährige Staatsdienste empfohlen, das Ehrenamt suchten, die Verurtheilten zu leiten und zu belehren. Man sah nun Aerzte, Magistrate, Gelehrte, sich eifrig um diesen Beruf bewerben; — die Gefängnisse hatten fortan nicht mehr blos zum Zwecke, die Gesellschaft vor den Verbrechern zu sichern, sondern verirrte Menschen wieder zu ihr zurückzuführen, sittlich Kranken Genesung zu bereiten.

Der Erfolg hat das Werk gekrönt.

Vergleicht man jetzt (1837) aber den Zustand der Gefängnisse in Nordamerika mit dem der Gefängnisse in Frankreich, dann stellen sich folgende für das Letztere höchst betrübende Resultate heraus: In Frankreich ist die Sterblichkeit 1 von 14, in Amerika 1 von 49. In Frankreich ist das Verhältniß der Rückfälligen nach der Freilassung 1 von 4, und bis jetzt hat es noch immer zugenommen; in den ver. Staaten wird nur von 19 einer rückfällig. — Doch ist mit Zuversicht zu hoffen, daß es den vereinten Bestrebungen der Société de la morale chrétienne und vieler anderen Men-

ſchenfreunde gelingen werde, auch für Frankreich bald befriedigendere Reſultate zu erzielen.

28.

Geſchichte und Statiſtik der Taubſtummen-Erziehung.

Herr Ferd. Berthier, Zögling der Pariſer Taubſtummenſchule, und demnächſt einer der geſchickteſten Profeſſoren bei dieſer Anſtalt, hat 1837 eine „Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets“ herausgegeben, aus welcher hier Einiges angeführt werden mag.

Den erſten wirklich erfolgreichen Verſuch, den Taubſtummen eine Bildung beizubringen, ſchreibt man dem ſpaniſchen Benediktiner Pedro de Ponce († 1584) zu, „deſſen Schüler,“ wie ſpaniſche Autoren ſagen, „ſich in den Wiſſenſchaften ſo auszeichneten, daß ſie ſelbſt in den Augen des Ariſtoteles für geſchickt hätten gelten können.“ Im Jahre 1620 gab Pedro Bonnet, Secretair der Connetables von Caſtilien, ſeine Kunſt, die Stummen im Sprechen zu unterrichten (arte para enseñar à hablar à los mudos), heraus. Er erfand oder vervollkommnete das Handalphabet, welches demnächſt mit einigen Modifikationen vom Abbé de l'Epée angenommen, und in allen Schulen von Frankreich, Italien, Deutſchland, Rußland, Schweden, Amerika ꝛc. ſich verbreitete. Er fügte eine Beſchreibung der Stellungen und Bewegungen bei, die man den Stimmorganen geben muß, um Laute und Artikulationen hervorzubringen.

Aehnliche Bemühungen in Italien und England. Hier hatte John Bulwer ſchon 1684 ſeinen „Freund der Taubſtummen“ herausgegeben. In den Niederlanden (nicht, wie Hr. B. ſchreibt, in der Schweiz) machte Conrad Amman 1692 ſeinen „Surdus loquens“ und 1700 eine Diſſertation über die Sprache bekannt, über welche der Abbé de l'Epée einen Commentar ſchrieb. (Was Deutſchland ſchon früher geleiſtet, iſt ſchon von E. Schmalz in ſeiner „Geſchichte und Statiſtik der Taubſtummenanſtalten ꝛc.“ 1830 zuſammengeſtellt worden). Herr Berthier berichtet ausführlich, was der Abbé de l'Epée und ſein Nachfolger, der Abbé Sicard, für den Taubſtummenunterricht gethan, und — was ſie noch zu thun übriggelaſſen.

So viel ist gewiß, daß seit 50 Jahren mehr für diese geschehen, als in den 5000 Jahren zuvor. Mit Recht dek tionalversammlung am 21. Juli 1791: „Der Name des A (des Stifters der Taubstummenanstalt zu Paris) soll unter ger verzeichnet werden, welche sich am höchsten um die Mens Vaterland verdient gemacht haben."

Den statistischen Uebersichten zufolge, welche Hr. B. mi jetzt in Europa 3290, in den Vereinigten Staaten 411, a Erde überhaupt 3732 Taubstummen die Wohlthat des U Theil. Man rechnet aber in Frankreich auf 32 Mill. Einw Taubstumme, während in 88 Anstalten deren nur 794 Aufn — Nach Schmalz (in dem oben angeführten Werke dessel auf der Erde 568,413 Taubstumme, von denen im Jahre 1 Anstalten 3320 aufgenommen seien.

29.

Die Taubstummen-Erziehungs-Anstal Frankfurt a. M.

Wenn irgend Etwas das Fortschreiten der Menschheit Wiederaufleben des wahrhaft christlichen Geistes in der neues widerleglich erweis't, so ist es ganz besonders die fürsorgliche welche den Bedürftigen, Unglücklichen, Leidenden aller Art wird. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums hatten i ihre Märtyrer, ihre Diakonen und Diakonissinnen. Das Mitt einzelne edle Ritter und wohlthätige Geistliche. Aber die ängst für das eigene Seelenheil und der scharf ausschließende Ki hemmten noch den freien Aufschwung des menschlichen Gemüt ein Gott nach unbegreiflichen Rathschlüssen auf ewig zürnt und kann im Menschen kein unbeschränktes Wohlwollen und Mitle chen. Seitdem aber Verschiedengläubige sich wechselseitig dulde ten und lieben gelernt, seit der erhabene Gedanke einer einzigen und der unendlichen Vervollkommnung aller Menschen — als sich als die Blüthe der bisherigen Entwicklung erschlossen, seitd dem reineren Glauben und der schöneren Hoffnung auch eine um

Liebe erwacht. Wie der Gedanke Gottes menschlicher, ist auch das Ideal für den Menschen göttlicher geworden. So hat die neueste Zeit auch ihre Apostel zur Bekehrung der Heiden, ihre Märtyrer für das göttliche Wesen, ihre Pfleger der Armen und Kranken, wie die erste christliche Kirche; sie hat Ritter für Freiheit und Recht und statt der wenigen dem Wohlthun gewidmeten Klöster des Mittelalters immer zahlreichere Vereine von Geistlichen und Laien zur Entfernung und Vermeidung des Elendes unter den Menschen. Aber sie hat noch unendlich mehr als dieses Alles; denn sie hat den Geist wahrhafter Humanität empfangen, sie hat der ganzen Menschheit ihr Herz geöffnet und sinnt nun und arbeitet mit heiligem Eifer an dem Aufbau eines der unendlichen Liebe würdigen Tempels auf Erden. Schon seit einem Jahrhundert ist der Geist überall geschäftig, die Grundsteine zu legen, und schon treten hier und dort wunderherrliche Säulen zu Tage. Haben im Mittelalter sich Hunderttausende vereinigt zur Befreiung eines Grabes, so sehen jetzt wir Millionen sich vereinen zur Befreiung lebendig Begrabener, zur Befreiung von Hunderttausenden aus den Ketten der Sklaverei, der Krankheit, der Armuth, der Unwissenheit, und wie bitter auch ein gereizter, geistlicher Dünkel die Gegenwart schmäht, so hat doch noch kein Jahrhundert göttlichere Früchte getragen, als das gegenwärtige.

Unter diesen Früchten sind die, durchaus erst der neuesten Zeit angehörigen Anstalten zur Erziehung der Taubstummen unstreitig zu den herrlichsten zu rechnen. Erwägt man, daß von den 8- bis 9hundert Millionen Menschen auf Erden mehr als eine halbe Million des Gehöres und in Folge davon auch der Sprache beraubt sind, bedenkt man, daß der des geeigneten Unterrichtes ermangelnde Taubstumme zu den unglückseligsten Geschöpfen gehört, dann wird man gewiß die Zeit preisen, in welcher die Bildung des Geistes und des Herzens so weit gereift war, daß edle Männer aus ihr erwuchsen, die sich die Erziehung der Taubstummen zur heiligsten Angelegenheit ihres Lebens machen konnten. Man wird sich aber noch inniger dieses Fortschrittes der Bildung erfreuen, wenn man erwägt, daß diese Erziehung zu den schwierigsten und anstrengendsten Arbeiten gehört, deren ein Mensch sich unterziehen kann, daß mithin, wie sie die Erlösung der unglücklichsten Geschöpfe zum Ziele, sie die edelmüthigste Selbstaufopferung zur steten Voraussetzung hat. Welch' unerschöpfliche Geduld, welche wahrhaft christliche Liebe aber derjenige in sich hegen müsse, der sich solcher Arbeit unterzieht, davon kann sich jeder überzeugen, der nur einmal dem Unterrichte der Taubstummen, davon konnten Alle sich überzeugen, die den Prüfungen beigewohnt, welche uns zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben.

Bekanntlich haben erst im 17. Jahrhundert einzelr freunde angefangen, auf Mittel zu denken, die Taubstumm chen oder durch artikulirte Töne sprechen zu lehren! Joachim merarius u. m. a. in Deutschland, Affinati und Lana-Te Wallis, Holder und Dalgarno in England und Schottland, und Konrad Amman in den Niederlanden haben sich hierdur Verdienste erworben. Aber erst seit der Mitte des vor. Jhrd in Frankreich durch die Abbé's Deschamps und de l'Epé in Deutschland durch Sam. Heinicke förmliche Anstalten z der Taubstummen zu Stande gekommen. Erst seit ung Jahren haben diese Anstalten sich rasch zu vermehren begonr jetzt ist unseres Wissens Dänemark der einzige Staat, w Taubstummen ohne Unterschied den geeigneten Unterricht e Hier in Frankfurt ist es Hr. Kosel, der gegen Ende des J die erste Erziehungsanstalt dieser Art gegründet, und nunmeh zem drei seiner Zöglinge den ganzen Cursus vollendet, eine öff fung veranstaltet hat, um dem Publikum die Methode und seines Unterrichtes zur Anschauung zu bringen. Hiermit wa uns die Gelegenheit geboten, uns von Neuem von der Treffl Anstalt zu überzeugen, die gewiß in jeder Hinsicht zu den zweck gerichteten gehört.

Eine heitere Wohnung in der Nähe der Stadt mit ei Garten beherbergt den Lehrer mit seinen Zöglingen, die mit ih einzige Familie bilden, daher auch seine Anstalt nicht sowohl gungs- oder Schul-, als vielmehr eine häusliche Erzieh stalt zu nennen ist. Wirklich ließ sich während der Prüfun merken, daß Hr. Kosel von seinen Zöglingen wie ein zweiter V hen wird, und in ihren Gesichtszügen war zu lesen, daß das zu das sie von ihm empfangen, ein heiteres, weil reines und lieb verständig geordnetes, sei. Unterricht in der Sprache, im Re Schreiben, in Naturkunde, Geschichte und Religion wechseln a leitung zum Zeichnen und bei Mädchen mit Unterricht in weibli ten, für welche, wie für mehrere andere Unterweisungsgegen Kosel eine Lehrerin herangebildet, die sich dieser mühevollen Arbe schick und Liebe unterzieht. Auch der älteste der Zöglinge hat erfreuliche Weise entwickelt, daß er nöthigen Falls bei dem Unt Anfänger bereits die Stelle eines Lehrers vertreten kann, und a Theilnahme an dem Schicksale der Taubstummen sich der Erziel selben gewidmet. — Für eine gedeihliche Entwicklung des Körpe minder reichliche Vorsorge getroffen, theils durch Beschäftigungen

ten, Spaziergänge und Spiele, theils durch gymnastische Uebungen, deren Leitung Hr. Ed. Schwarz, ein Freund des Hrn. Kosel, sich unterzogen.

So erwachsen und gedeihen die Kinder in schöner Gemeinschaft, und sowohl die vorgelegten Arbeiten als die bei der Prüfung (1836) erwiesenen Fertigkeiten und das heitere, gesunde Aussehen der Zöglinge haben den erfreulichsten Erweis gegeben, wie Vieles in so wenig Jahren von einem Manne geleistet werden kann, der mit der vollständigsten Sachkenntniß eine wahrhafte, nachhaltige Begeisterung für seinen Beruf verknüpft. Vorgelegt waren recht schöne Schriftproben und Zeichnungen auf Papier und auf Stein, und Handarbeiten mancherlei Art. Von der Trefflichkeit der Lehrmethode aber gab ein erst seit drei Jahren aufgenommener, jetzt eilfjähriger Knabe das schönste Zeugniß, indem er durchaus vernehmlich die Parabel von der Taube und der Biene recitirte, die Worte zugleich mit leicht verständlichen Zeichen und Geberden begleitend.

Nachdem nun Herr Kosel auf das Befriedigendste den Erwartungen entsprochen, die man an denjenigen stellen darf, der eine solche Anstalt begründet, dürfen wir auch mit Zuversicht hoffen, daß von Seiten der hiesigen Staatsbehörde und Bürgerschaft alles geschehen werde, was zur Förderung, Befestigung und Erweiterung dieses Institutes beitragen kann. Zwar hat die Staatsbehörde bereits seit dem Jahr 1829 einen jährlichen Aerarialbeitrag von 1000 fl. bewilligt, wofür die taubstummen Kinder aus der weniger bemittelten Klasse mittelst einer bedeutend geringeren Pension aufzunehmen sind. Zu wünschen bleibt indeß noch, daß ein solcher Dotationsfond constituirt werde, mittelst dessen einerseits, wie in Dänemark, alle, auch völlig vermögenlose Kinder in die Anstalt aufgenommen werden können, und anderseits der Begründer derselben in den Stand gesetzt werde, Hülfslehrer zu bilden, durch welche der Fortbestand dieses trefflichen Institutes sich für die Folge gesichert finde.

Vertrat in früheren Zeiten die Kirche die Stelle der Vorsehung in Beziehung auf den Staat, und wurde für die Bedürftigen häufig nur von Sterbenden zur Rettung ihrer Seele gesorgt, so wird jetzt die Staatsregierung immer deutlicher sich ihres providenziellen Amtes hinsichtlich des geistigen und zeitlichen Wohles ihrer Untergebenen bewußt, und ergänzt wird ihre Wirksamkeit durch die freien Vereine der Letzteren. Gewiß aber kann unter allen Bedürftigen keiner gerechtere Ansprüche machen auf die vorsorglichste Theilnahme aller Mitlebenden, als der Taubstumme, der nur durch geeignete, nur durch eine besondere Anstalt vermittelte Erziehung in die Gemeinschaft seiner Mitmenschen eingeführt werden kann. Gewiß wird es daher bald als die heiligste Pflicht eines Gemeinwesens erkannt werden, alle Kräfte aufzubieten, um jedem solchem Unglücklichen

die Wohlthat ſolcher Erziehung zu Theil werden zu laſſen. Der tiefgefühlte Dank der aus öder Einſamkeit und ſchmerzlicher Abgeſchloſſenheit Erlöſ'ten lohnt reichlichſt für jede ihnen dargebrachte Gabe.

30.

Oeffentliche Turnanſtalt in München.

Die Sorge für die Erziehung der Neugebornen hat der Menſch mit den höheren Thierklaſſen gemein. Darin aber kann er ſich von dieſen unterſcheiden, daß er ſeinen Kindern eine vollkommnere Bildung bereitet, als ihm ſelbſt zu Theil geworden. Wer dürfte aber jetzt noch in Abrede ſtellen, daß durch allgemeine Einführung gymnaſtiſcher Uebungen, ein tüchtigeres Geſchlecht herangebildet würde, als das jetzt lebende, jetzt mündige iſt? Die Nützlichkeit, was mehr iſt, die Unentbehrlichkeit der Gymnaſtik für Kindheit und Jugend iſt durch die neuerdings gepflogenen literariſchen Debatten zu einem Axiom geworden; das Princip ſteht feſt, es gilt jetzt deſſen baldigſte Realiſirung. Schon iſt uns mehrmals die Freude geworden, darauf hindeuten zu können, was an mehreren Orten von Staatswegen zu dieſem Endzwecke geſchehen. Bis jetzt aber das Erfreulichſte iſt, was wir im Juni 1837 in Münchner Blättern laſen. Hier findet ſich eine von Dr. F. Maßmann (ord. Prof. an der Univ. und Miniſterialſecretär) unterzeichnete Bekanntmachung, auf welche aufmerkſam zu machen wir uns gerne verpflichtet fühlen. „Zufolge allerhöchſter Fürſorge," ſo lauten die Eingangsworte, „wird die hieſige (Münchner) öffentliche Turnanſtalt durch ſchon begonnene vollſtändige Herſtellung ihrer Gerüſte und Einfriedung, ſo wie durch Erbauung eines eigenen Wächterhauſes mit beſonderem Turnſaale für Winter und Wetter auf dem Platze ſelbſt, in den Stand geſetzt werden, die ebenmäßigen Leibesübungen der hinzutretenden Jugend erfreulich und erfolgreich fortzuführen. Durch deßhalb erlaſſenes Miniſterialreſcript ſind die Rectoren der königl. Gymnaſien, lateiniſchen Schulen, dann die Vorſtände ſämmtlicher Lehranſtalten der Hauptſtadt von der Wiedereröffnung der Anſtalt bereits in Kenntniß geſetzt und veranlaßt worden, die ihnen anvertraute Schuljugend auf den Nutzen fleißigen und regelmäßigen Beſu-

ches dieser so wohlthätigen, durch die väterliche Weisheit und Huld S. K. Maj. dargebotenen Anstalt entsprechend aufmerksam zu machen, welche nicht blos auf die körperliche Entwicklung, sondern auch auf die sittliche Veredlung der Jugend ihren heilsamen Einfluß üben könne und solle." —

Hiermit tritt also im Königreich Baiern die Gymnastik, wie Minerva, gleich behelmt und beschildet, — in das Leben. Die Regierung hat ihre Vaterpflicht geübt, so wie sie deren bewußt geworden ist. Was als heilsam erkannt, wird sofort Kraft königl. Fürsorge und Autorität in Ausführung gebracht; es ruft mit machtvoller Stimme diejenigen zur Theilnahme, die nicht schon zuvor es herbei gewünscht und gebeten. Die Eltern fassen zu dem Neuen Vertrauen, welches mit solcher Gewährschaft ihnen entgegen kömmt; die Jugend wird mit doppeltem Eifer sich auszuzeichnen streben, da der Staat es der Mühe werth gehalten, auch für das, was Viele nur für ein Spiel halten, so väterliche Sorge zu tragen. Die Jünglinge, zu voller, gediegener Ehrenhaftigkeit heranreifend, werden die Väter segnen, die, wenn sie nicht schon eine Krone tragen, sie darum verdienen, daß sie die herangewachsenen Jünglinge zu ganzen Männern erziehen.

31.

Geschichte der Mäßigkeitsvereine.

Im 9. oder 10. Jahrhundert entdeckten die Araber die Bereitung des Alkohols, welches Anfangs, als Arznei gebraucht, den Namen Lebenswasser (aqua vitae) erhielt, und noch zu Ende des 16. Jahrhunderts ließen die Engländer ihren Soldaten solches Aquavit als Herzstärkung verabreichen. Aber bald wurde das Lebenswasser zum Todestrank für Millionen. Smollett erzählt, daß, unter Wilhelm und Maria, Brantwein- (Gin-) Verkäufer in England auf ihren Aushängschilden ankündigten: „für die kleine Summe von einem Pfennig (3 kr.) könne man sich betrinken und für zwei Pfennige sich todttrunken machen; den Schläfern gebe man das Stroh umsonst." Das Parliament beschränkte in der Folge den Verkauf der geistigen Getränke; seit aber 1827 diese Beschränkungen aufgehoben, gibt es sg. Gin-Paläste in London, wo Tausende dem Trunke fröhnen, wie es denn Monate gegeben, in denen an 4000 Be-

trunkene, die Nacht auf der Straße liegend, gefunden und an
Amt gebracht wurden.

Vielleicht nirgends hatte aber die Trinksucht mehr
nommen, als in Nordamerica, wo von 1790 bis 1832 faſt
Flaſchen geiſtiger Getränke eingeführt und im Jahre 182
Verbrauch auf 274 bis 328 Millionen Flaſchen (für eine
von circa 12 Mill.) angeſchlagen wurde. Wirklich zählte
Jahren an 30,000 entſchiedene Trunkenbolde, und der hier
ſende Schaden wurde auf 500 Millionen Franken geſchätzt.

Aber wo das Verderben auf's Höchſte geſtiegen, erbl
Heilmittel. Schon frühe hatte man in Flugſchriften und
und von der Kanzel herab zur Mäßigkeit im Genuſſe je
ermahnt. Beides vergeblich. Auch eine 1813 in Maſſach
ſem Zwecke gebildete Geſellſchaft erfreute ſich nur geringen Er
Uebel mußte an der Wurzel angegriffen werden. Da verei
1816 einſichtsvolle Menſchenfreunde ſich zur völligen Abſchaff
ſtigen Getränke, und eine Zeitſchrift wurde zu Boſton gegr
welche die americaniſche Mäßigkeitsgeſellſchaft i
ſätzen Eingang zu verſchaffen ſuchte.

Sehr bald zeigte ſich eine allgemeine Theilnahme.
wurde in vielen Flugſchriften beſprochen, und zu Ende 1818
ſchon mehr als 200 Mäßigkeitsvereine mit nahe an 30,000
Man ſah ganze Regimenter der Miliz, Körperſchaften von
Aerzten, Advocaten entſprechende Beſchlüſſe faſſen, und im
war die Zahl der Vereine auf mehr als 1000 mit mehr als 10
liirten geſtiegen; mehr als 50 Brennereien und 400 Branntwei
ten waren eingegangen. Zu Lyme in Vermont, wo der A
6000 Gallonen auf 600 herabgeſunken, hatte die Sterblichke
ſich auf $17\frac{1}{2}$ von 100 vermindert.

Im Jahre 1831 fing man nun auch an, die tägliche A
ration bei den Soldaten und Seeleuten mittelſt einer Solderhö
ſchaffen und 1832 hatten von 1107 Seeleuten an Bord der
ſchen Eskadre im Mittelmeere ſchon 819 die Entſchädigung an
So konnte ſchon im folgenden Jahre die Branntweinvertheilu
zen Heere abgeſchafft werden.

Dem letzten Berichte der nordamerikaniſchen Mäßigkeit
zufolge hatten im Jahre 1836 ſchon nahe an 2 Millionen Einn
lig dem Genuſſe geiſtiger Getränke entſagt, und mehr als 80
mit ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Mitgliedern waren in Thätigkeit z
Verbreitung dieſer Reform. Schon 4000 Brennereien hatt

heit, und 8000 Verkäufer ihren Debit eingestellt. Wenigstens 1200 Schiffe waren ausgelaufen, ohne Brantwein an Bord zu haben, und man zählte 12,000 gebesserte Trunkenbolde! —

Indessen war die Anerkennung der Mäßigkeitspflicht, wie 50 Jahre früher die Anerkennung der Menschenrechte — auch für die übrigen Welttheile fruchtbringend geworden. Seit 1831 haben in Großbritannien, Irland, Schweden und Rußland sich Mäßigkeitsvereine gebildet, und besonders von der zu London gegründeten britischen und fremden Gesellschaft aus hat diese Reform sich nach allen englischen Colonien hin verbreitet, so daß jetzt Mäßigkeitsvereine in allen fünf Welttheilen bestehen. Daß auch in Frankreich und Deutschland einige, freilich noch sehr unbedeutende Veranstaltungen zu gleichem Zwecke getroffen, ist durch die öffentlichen Blätter bekannt. Um dieses Werk zu fördern, ist im J. 1836 ein edler Nordamerikaner, Herr M. R. Baird, nach Europa gekommen, und hat zu Paris eine „Histoire des sociétés de tempérance" erscheinen lassen, die er demnächst (1837) auch zu Berlin in deutscher Sprache herausgegeben und S. k. H. dem Kronprinzen von Preußen gewidmet hat. Wie nun in Sachsen bereits unter dem Schutze S. k. H. des Prinzen Johann ein Mäßigkeitsverein besteht, so sieht man mit Nächstem auch der Bildung eines solchen in der Hauptstadt Preußens entgegen, was dann hoffentlich auch die übrigen Hauptstädte Deutschlands veranlassen wird, in dieser so heilsamen Reform den Nordamerikanern und Engländern nachzueifern.

32.

Das englische Staatsleben.

Nachdem das heilige, römische, deutsche Reich durch die kirchliche Reformation sich gespalten, und seit dem Westphälischen Frieden für immer aufgehört hat, ein römisches zu sein, dann durch die politische Reformation im 18. Jahrhundert und die völlige Umwälzung zu Anfang des 19. Jahrhunderts, überhaupt als Kaiserreich zu Grabe gegangen, mußte überall das Bedürfniß sich regen, aus den Trümmern des historischen Nationalgebäudes eine neue Rechtsordnung zu gestalten. Dieses Bedürfniß war um so dringender, da nicht blos durch Schwertesgewalt die politischen Verhältnisse, sondern auch durch die mannigfachsten sonstigen

Veranlassungen alle übrigen Lebensverhältnisse die bedeutendsten Veränderungen erfahren hatten. Was seit Jahrhunderten sich geschichtlich und unabweislich vorbereitet hatte, war in wenigen Decennien zum Durchbruch gekommen; diese durchgreifende Veränderung der Ansichten, der Verhältnisse, der Bedürfnisse war selbst zu einer unabläugbaren großen geschichtlichen Thatsache geworden. Wie nun die Franzosen und die Engländer, so hatten auch die Deutschen auf eine, ihrer historischen Nationalität entsprechende Weise die veränderte Sachlage in eine neue Ordnung zu bringen sich bemüht, und es zeigt einen völligen Mangel ächt historischen Sinnes, die wesentlich veränderten Verhältnisse in Formen zurückschrauben zu wollen, welche von dem lebendigen Geiste der Geschichte als verbraucht und ungenügend abgestreift worden sind. Und doch wollen die Vernunftscheuen gegen die lebendige Intelligenz solche veraltete Formen grade — und nur als historische wieder in Geltung zu bringen suchen, als ob nicht zu jeder Zeit eine Nation das Recht habe, sich ihren actualen Bedürfnissen gemäß zu gestalten! Besonders gegen Frankreich sind nun jene Vernunftscheuen in Zorn entbrannt, und gegen ihre staatliche Reformation wird dann vorliebig England als Musterbild s. g. historischer Rechtsentwicklung hingestellt.

Völlig zeitgemäß erscheint uns daher ein Aufsatz im Januarheft 1837 der Neuen Jahrbücher der Geschichte der Staats- und Cameralwissenschaften, in welchem Hr. Professor Bülau in Leipzig sich über das englische Staatsleben verbreitet, und wir sind des Dankes unserer Leser gewiß, wenn wir sie durch nachfolgende, jener Abhandlung entnommene Stellen auf denselben aufmerksam machen.

„Das belebende Princip in England," bemerkt Hr. Prof. Bülau, „ist zuletzt der Alles durchdringende Geist der persönlichen Freiheit, der von Oben bis Unten die Herzen beseelt, und die Geister leitet. Keine Gesetzgebung ist so frei von Herrschsucht, wie die englische. Daß es den englischen Staatslenkern gar nicht in den Sinn kommt, anders als im äußersten Nothfalle das freie Walten der Individualität zu beschränken, und daß die Gesetzgebung dort lieber einen indirekten und umständlicheren Weg wählt, sobald er, ohne das stolze Freiheitsgefühl des Volkes zu verletzen, zum Ziel führt, statt den direkten und leichten, aber der Freiheit weniger günstigen Weg einzuschlagen, daß sie die Menschen nicht so haben will, wie sie für den Staat am bequemsten sind, sondern den Staat den Menschen, wie sie sind, be-

quem zu machen weiß, dies und Aehnliches ist eigentlich der wahre Grund der unverwüstlichen Gesundheit des englischen Staatslebens. Allein es beruht auf dem Gesammtcharakter aller Einrichtungen, auf der unvordenklichen Gewohnheit und der Volkssitte, die alle in Wechselwirkung treten." — Worin aber die wesentlichen Einrichtungen bestehen, darüber belehrt uns folgende Stelle: „Das Land wird, wie selbst der Tory Peel erklärte, wesentlich vom Unterhause aus regiert. Es besteht die ungezügeltste Preßfreiheit; Geschwornengerichte in weitester Ausdehnung; eine persönliche Freiheit, von der wir auf dem Festlande keinen Begriff haben; ein weites Associationsrecht; Volksversammlungen mit 100,000 Theilnehmern; ein Widerstandsrecht gegen, auch nur formell, ungesetzliche Schritte der Behörde, dem jede Gewaltthätigkeit ungestraft ausgeht, dem gegenüber eine exekutive Gewalt fast ohne Beamten, deren meiste Organe dem Volke näher stehen, als ihr; ohne Polizeigewalt in unserem Sinne; mit einem mißtrauisch bewachten, in der Meinung nicht hoch stehenden Heere; ohne Nationalgarde; ohne Mittel zur Verfolgung der Gegner und zur Leitung des Volkes." — Und bei einer solchen Fülle von Freiheit, wie selbst Frankreich sie nicht besitzt, wagt man noch, die Franzosen zu schmähen und den Freisinnigen Deutschlands die Engländer als Muster vorzuhalten!

34.

Rußland's welthistorische Bestimmung.

Generallieutenant Graf von Bismark, in der 1836 von ihm erschienenen Schrift: „Die kaiserlich russische Kriegsmacht im Jahr 1835," — bemerkt u. a. Folgendes: „Rußland's Bevölkerung übersteigt jetzt 56 Millionen Menschen. Seine Einkünfte haben sich seit 1800 mehr als verdreifacht. Die innere Betriebsamkeit, die Kultur des Bodens, — des Handels Aufschwung, Gewerbe und Wohlstand machten Riesenschritte ... Die polnische Revolution hat der russischen Macht eine bestimmte Richtung gegeben, sie geordnet und ihr taktisches System voll-

endet; dieſes taktiſche, tiefdurchdachte Syſtem verbindet die
des koloſſalen ruſſiſchen Reiches zur Einheit ... Seit 18
merfort 550,000 Mann zu freier Dispoſition, und immer
im Stande, mit drei bis viermalhunderttauſend auf irgend
ſchauplatze zu erſcheinen. Dieſe Operations-Armee hat
Ergänzung in den Reſervebataillonen ꝛc., welche eine furchtb
Innern von 200,000 M. bilden. Die Militair-Kolonien r
an," ſo wie die „kaukaſiſche Armee von 80,000 M. Linien-
w. u. ſ. w."

Vom ruſſiſchen Soldaten aber entwirft Hr. v.
Bild: „Ein ſtarker robuſter Körper von der größten Ausdauer
dürfniſſe, Genügſamkeit, ſeltene Gewandtheit und Geſchicklich
tes, frohes Gemüth, und von Seite ſeines Geiſtes ein ſchne
eine durch nichts zu erſchütternde Tapferkeit, ſind in der Tha
ten, welche den Ruſſen zum beſten (?) Krieger machen.
hierzu eine leichte Auffaſſungsgabe, ſo wie ein entſchiedene
Nachahmung und Anwendung des ſchnell und richtig aufgefa
ſen Sinn, Liebe zum Vaterlande, Gehorſam gegen Vorgeſet
Allem treue Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ſeinen Kaiſer;
dem Bilde eines vollkommenen Soldaten Nichts."

„Rußland," meint Hr. v. B. an einer andern Stelle
ſich wunderbar auf der Bahn ſeiner großen Beſtimmung
Aufgabe in dem Plane der Weltgeſchichte rich
und wird dieſe Aufgabe löſen. Nicht Unterjochu
Befreiung von dem böſen Princip, das die Völker
drückt, und ihnen das Geſetz der Revolution auflegen
ches alle Rechte umſtürzt, iſt dieſe Aufgabe."

Auf welche Weiſe aber „die Völker" von
den Alp befreit werden ſollen, darüber gibt uns Hr. v.
ſtimmtere Aufklärung.

34.

Rußland und Europa.

Wenn Tocqueville, vielleicht geblendet von der ungeheuren Kraftentwicklung im induſtriellen und demokratiſchen Leben der Vereinigten Staaten Nordamerika's, und etwa in Erinnerung an wiederholte ruſſiſche Einſchreitungen in Frankreichs Verhältniſſe, die Nordamerikaner und die Ruſſen „auf die erſte Rangſtufe der Nationen" ſtellt; wenn er dann die Einen wie die Andern durch einen geheimen Rathſchluß der Vorſehung berufen glaubt, „die Schickſale einer Hälfte der Erde in ihren Händen zu halten," dann beweiſ't Dies nur, daß dieſer geiſtreiche Mann ſich eine wunderliche Rangordnung der Nationen gebildet, und daß er den materiellen, aber egoiſtiſchen Staatskräften eine zu große Bedeutung in der Geſchichte der Menſchheit zuerkennt. Landesumfang, Bevölkerung und Induſtrie geben nicht den Maßſtab für Größe der Nationen, ſonſt wären die Chineſen die erſte Nation der Welt. Uebrigens mag Hr. Tocqueville ſich unter der Hälfte der Erde bei den Einen wohl nur halb Amerika, bei den Andern halb Aſien gedacht haben. Man iſt bei den Franzoſen an oratoriſche Uebertreibungen gewöhnt. Wenn aber ſolche leichtfertig hingeworfene Phraſen in deutſcher Sprache in Syſtem gebracht und die Uebertreibungen noch geſteigert werden, dann iſt Dies nicht mit Stillſchweigen zu übergehen. So finden wir in den ſonſt ſo pragmatiſchen und nüchternen „Jahrbüchern der Geſchichte und Staatskunſt" von Pölitz, im Oktoberheft 1836, einen Aufſatz des Hrn. Rath v. Meſeritz, in welchem die oben angeführte Aeußerung Tocqueville's auf eine Weiſe ausgeſponnen wird, die uns nicht ohne Entgegnung bleiben zu dürfen ſcheint.

„Mit anderen Staatsphiloſophen" nimmt Hr. v. M. ein allgemeines Weltgeſetz an, das (ihm zufolge) alſo lautet: „Die erſcheinenden Dinge ſollen zuerſt ſein und hervortreten in chaotiſcher „Einheit (sic!!), ſodann ausgehen in den Dualismus ſich entgegengeſetzter Elemente, endlich aber, nach dieſes Gegenſatzes voller Entwicklung, ſich auflöſen in harmoniſche Einheit." Dieſes Geſetz, „angewandt auf Staatsformen," ſoll nun, nach Hrn. v. M. Anſicht, folgende Entwicklung derſelben geben: „Patriarchie, — chaotiſche „oder ungeregelte Einheit, — Demokratie und Ariſtokratie, und „Monarchie." Wir erinnern uns nun zwar nicht, jenes Geſetz und ſeine Anwendung bei irgend einem wirklichen Staatsphiloſophen erwähnt gefunden zu haben; aber auch Hr. v. M. bedient ſich deſſelben keineswegs,

um etwa die Nothwendigkeit der auf Demokratie hinarbeitenden Revolution gegenüber der auf Aristokratie basirten Stabilität daraus zu erweisen. Auch weist er nicht nach, wie der Gegensatz der Demokratie, (oder nach lateinischer Bezeichnung, der Republik) — und der Aristokratie — sich „auflöse in die harmonische Einheit der Monarchie." Sondern er „fordert" nur: „daß jedwede Monarchie, sie möge absolut, d. i. autokratisch, oder durch Konstitutionen gemäßigt sein, nach republikanischer Art regiere, daß sie nämlich bei allen ihren Akten stets „das öffentliche Wohl, salus reipublicae, im Auge behalte und befördere." — Zum Ausgangspunkt seiner Deduktion nimmt Hr. v. M. vielmehr die Ansicht anderer Publizisten, welche in der „Opinion, d. i. in der „öffentlichen und nationalen Meinung, die Syntheſis aller „politischen Macht, das Hauptelement ihres Daseins, Bestehens und „Wachsthums erkennen." Hieraus folgert er, daß „der Staat oder „Staatenkomplexus, wo sich diese Opinion am entschiedensten, am „ungetheiltesten ausspricht, wo sie die Bevölkerung durchdringt und „gleichsam ein Kultus geworden ist, auf dessen Altären die Massen „opfern, vor allen andern an intensiver, wie auch, unter Umständen, an „extensiver Kraft der überwiegendere sein werde;" wogegen „im Zwie„spalt der Opinion unter den Massen die Grundursache der eintretenden „Schwäche, des Verfalles und der endlichen Auflösung der Staaten und „Reiche liege." Da nun, so meint Hr. v. M., gegenwärtig nur bei den Russen in der alten, und bei den Anglo-Amerikanern in der neuen Welt die Opinion in vollkommenster Einhelligkeit bestehe, wiewohl im äußersten Gegensatz der Principien von Autokratie (oder unbeschränkter Alleinherrschaft), und Demokratie (oder Allerherrschaft) — so sollen diese beiden Nationen ebendamit zur Hegemonie, — die erstere über die übrigen Völker Europa's, die letztere über die übrigen Staaten Amerika's — berufen sein. Wie nämlich Griechenland, zu Themistokles Zeiten, — von Barbarei, d. h. von den Persern bedroht — Sparta zum Hegemon gemacht habe, so soll nun namentlich Europa, von der Revolution in den moralischen, von England in den materiellen Interessen bedroht, Rußland mit der Hegemonie bekleiden; — denn dieses letztere sei „durch die moralische Macht, die ihm die seine Bevöl„kerung beherrschende Opinion verleiht, zum kräftigsten Horte und „Schirm des europäischen Civilisationsprincips", mit andern Worten, „zum Schildhalter und Beschützer des im europäischen Staaten„system herrschenden monarchischen Princips berufen."

Wollte man nun auch mit Hrn. v. M. in der Opinion den Inbegriff aller politischen Macht erkennen, so könnte man gerade deßhalb

der an diese Behauptung geknüpften Folgerung nicht beistimmen. Von einer Opinion, als einer „öffentlichen und nationalen Meinung," kann nur da die Rede sein, wo Oeffentlichkeit der geistigen Mittheilung stattfindet, und hierdurch ein Volk zum Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit, seiner Selbstständigkeit gelangt, wo also ein Volk durch den wechselseitigen Gedankenaustausch des Einzelnen sich eine nationale Meinung gebildet. Von einer solchen kann in Nordamerika, England, Frankreich, den Niederlanden, Skandinavien, und einigermaßen auch in Deutschland, keineswegs aber in Rußland die Rede sein, wo der Natur der Staatseinrichtung nach, wie Hr. v. M. sie ganz richtig geschildert, der leidende und — schweigende Gehorsam des gesammten Volkes das unbedingte Korrelat der absoluten Souveränität des Alleinherrschers ist. Bei den Nordamerikanern hingegen könnte, nach Hrn. v. M's. anderweitiger Behauptung, noch viel weniger von einer einhelligen Nationalmeinung die Rede sein, da bei denselben, wie Hr. v. M. schreibt, „alle gesetzlichen Bande aufgelöst oder doch die obrigkeitli„chen Personen außer Stand zu sein scheinen, den einzelnen Bür„ger in seiner Rechtssphäre gegen volkische (sic!) Gewaltthat zu „schützen." Wir können die Richtigkeit dieser letztern nur „aus einzelnen Vorgängen" erschlossenen Behauptung hier um so eher auf sich beruhen lassen, als anderseits auch in Beziehung auf Rußland noch in der Didaskalia (Beibl. zum Frankfurter Journal) vom 3 Nov. 1834 zu lesen war: „Vom Jahr 1821 bis zum Tode Alexanders I. hatte die „Eigenmächtigkeit der russischen Statthalter so zugenommen, daß 16 der„selben in 5 Jahren keine kaiserliche Ukasen bekannt gemacht hatten. „Bei dem Tode Alexanders I. schwebten — nach dem Berichte des Ju„stizministers Labanow Kostowsky an den Kaiser Nikolaus — 2,850,000 „Prozesse; 127,000 Menschen waren eingekerkert; von Ende 1825 bis „Januar 1827 ließ Kaiser Nikolaus 122,000 frei, welche unschuldig waren." Daß übrigens durch Veröffentlichung solchen Berichtes der jetzige Kaiser auf Kosten seines Vorgängers in der Meinung seiner Unterthanen Viel gewonnen haben müsse, kann hier um so weniger in Betracht kommen, als das veröffentlichte Faktum einen Beweis lieferte, daß selbst die Frömmigkeit und das gute Herz eines Alexanders, der, mit Hrn. v. M. zu reden, „nach republikanischer Art regierte," indem er „stets „das öffentliche Wohl, salus reipublicae, im Auge behielt" — den mißlichen Konsequenzen des autokratischen Princips nicht vorzubeugen vermocht hat.

Wollte man aber auch zugeben, daß in Rußland, wie in China, die Opinion in vollkommenster Einhelligkeit bestehe, so könnte hieraus doch

keineswegs dieſen Staaten ein Vorrang über ſolche zugeſta
in denen ſich ein „Zwieſpalt der Opinion unter den Ma
lich macht. Auch in Perſien und Egypten mag einſt eine
helligkeit geherrſcht haben, wie jetzt in Rußland und China
doch Niemand ihnen den Vorrang zugeſtehen über Hellas
denen von Anfang an ſich ein „Zwieſpalt der Opinion" kun
Dieſer Zwieſpalt war vielmehr ein Symptom des reichen
jener Gemeinweſen, und wenn auch beide nach einer glorrei
jährigen Entwicklung deſſelben untergegangen ſind, ſo wir
jedes Volk lieber auf ſolche Weiſe mit den Griechen und R
als mit den Chineſen Jahrtauſende lang vegetiren wollen.

Ebenſowenig wird man ſich geneigt finden, die R
Parallele zuzugeſtehen, welche Rußland mit Sparta, und
die Revolution mit den Perſern vergleicht. Gerade umg
man einerſeits den perſiſchen Autokraten und ſeine Satra
obenerwähnten Selbſtherrſcher und ſeinen Statthaltern, a
griechiſchen Republikanismus und das ſeemächtige Phönizien
volution und mit England vergleichen, wobei noch an den Um
nern wäre, daß die griechiſche Civiliſation weniger der eiferſü
monie Sparta's als den atheniſchen Helden von Platäa und
Rettung verdankt, und die Glanzperiode von Hellas
Hegemonie des demokratiſchen Athens ihren Anfang genomm

Wenn aber Hr. v. M. England und die Revolu
Hauptfeinde Europa's bezeichnet, welche daſſelbe in ſeine
und moraliſchen Intereſſen bedrohten, ſo iſt er uns den
ſchuldig geblieben, und wir glauben darthun zu können, daß d
tung in Beziehung auf England falſch, in Beziehung
volution nicht in dem Sinne richtig iſt, in welchem H
aufzuſtellen ſcheint.

Was zunächſt England betrifft, ſo iſt vorab zu be
auch dieſer Staat zu Europa gehört, und eben ſo berechti
Erhaltung und Erweiterung ſeines Wohlſtandes zu ſtreben
land oder jeder andere Staat vor Allem für ſich ſelbſt zu
Dann iſt zu erwägen, daß der außerordentliche Aufſchwung,
duſtrie und der Handel Englands genommen, in dem groß
Europa's zum kräftigſten Reizmittel geworden iſt für die ind
kommerzielle Thätigkeit und Kraftentwicklung der übrigen St
ſeemächtiger Handelsſtaat aber iſt England ein ſo gen
weſentliches Vermittlungsglied im Verkehr aller Welttheile mite
zur Verbreitung der europäiſchen Civiliſation über die ganze E

uns Vermessenheit dünken würde, wollten wir diesen Staat seiner welthistorischen Bestimmung halber als Feind des übrigen Europa's ansehen, welches dem englischen Weltverkehr so außerordentlich Viel zu verdanken hat. Wollte man dessenungeachtet von einer Verwahrung gegen jene Handelsmacht sprechen, so besitzt auf lange hin nur Nordamerika die Mittel, gegen die Oberherrschaft Großbritanniens über das Meer in Kampf zu treten. Zu einer etwaigen Hegemonie über das Festland in Bezug auf die „materiellen Interessen" könnte aber nur Deutschland als das Herz von Europa sich eignen, wie es denn bereits durch Preußen mittelst des Zollvereins die Initiative zu derselben genommen. Rußland hingegen, welches schon seiner autokratischen Einrichtung halber zur Klausur gegen das nicht autokratische Europa genöthigt und im Innern vorzugsweise auf den Ackerbau angewiesen ist, — Rußland könnte nur eine gewaltthätige Hegemonie ausüben, gegen welche selbst Hr. v. M. ausdrücklich protestirt.

Die ärgsten Feinde Europa's in Bezug auf die s. g. materiellen Interessen sind übrigens nicht von außen, sondern im Innern der Staaten selbst zu bekämpfen. Diese Feinde sind keine andern, als Leibeigenschaft, Unzertheilbarkeit der großen Kirchen- und Lehnsgüter, Sperrungen des Verkehrs, Finanzverwaltung ohne Kontrole, mangelhafte Gerichtsverfassung und vor Allem große stehende Heere. Was Alles nun bereits in Deutschland, Frankreich und England zur Bekämpfung dieser Feinde geschehen, was Alles in Rußland noch dafür zu thun, Das ist zu bekannt, um hier besonderer Erwähnung zu bedürfen.

Schwieriger scheint es, sich über den zweiten s. g. Hauptfeind Europa's, den Hr. v. M. „Revolution" nennt, auszusprechen. Diese Schwierigkeit entsteht aber nur daraus, daß dieser Staatsphilosoph nicht für nöthig oder dienlich erachtet hat, jenen Feind der „moralischen Interessen" irgendwie zu charakterisiren.

Unter Revolution kann man entweder eine geschichtliche Thatsache, oder (jedoch nur uneigentlich) eine vorhandene Tendenz verstehen. Im erstern Falle bezeichnet man damit füglich nur große sociale Umwälzungen, dergleichen die Reformation und die erste französische Revolution waren. Diese Thatsachen, hervorgegangen aus alten, immer allgemeiner empfundenen und erkannten socialen Mißverhältnissen, haben sich gegen die größten fremden Heere behauptet, und auf die fortschreitende Entwicklung des Kirchen- und Staatslebens Europa's überhaupt genommen gewiß eher einen vortheilhaften als einen verderblichen Einfluß geübt. Wohl kann man einzelnen nachtheiligen Folgewirkungen dieser Ereignisse

zu begegnen ſuchen; jene Umwälzungen ſelbſt können nicht ungeſchehen gemacht werden. Wie ſie nur der kritiſche Ausbruch einer längſt effektuirten Veränderung in der Opinion und in den weſentlichen Elementen des Kirchen- und Staatslebens waren, ſo haben ſie auch nach außen hin zu mannigfaltigen Regenerationsbeſtrebungen Veranlaſſung gegeben, und es lohnte wohl der Mühe, pragmatiſch zu entwickeln, was Alles die katholiſche Kirche der Reformation, was die übrigen europäiſchen Staaten der franzöſiſchen Revolution zu verdanken haben. Zum gewaltſamen Ausbruch iſt übrigens die kirchliche Revolution nur dadurch gekommen, daß die Hierarchie Jahrhunderte lang dem Aufruf der Wohlgeſinnten zur geſetzmäßigen Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern kein Gehör gegeben; die franzöſiſche Revolution aber dadurch, daß man der zeitgemäßen ſocialen Reformation von oben herab mit Gewalt Einhalt thun wollte. Man nennt jetzt zwar häufig jede, auch die unbedeutendſte, gewaltſame Veränderung in der Form oder dem Perſonal der Regierung eine Revolution, obgleich ſie nur einzelne Vorläufer, Symptome oder Nachzügler von Veränderungen des ganzen ſocialen Organismus ſind, die ſelbſt wieder nur als unausbleibliche Folgen der ganzen europäiſchen Lebensentwicklung angeſehen werden können.

Da nun weder jene großen, noch die einzelnen kleinen ſ. g. Revolutionen als bekämpfbare Feinde bezeichnet werden können, ſo iſt wohl anzunehmen, daß Hr. v. M. unter dem zweiten Hauptfeind Europa's die Tendenz verſteht, aus welcher jene neueren gewaltſamen Staatsveränderungen hervorgegangen ſind. Nun iſt es allerdings als eine große Kalamität zu betrachten, wenn eine Staatsverfaſſung gewaltſam verändert oder völlig umgeſtürzt wird; denn Gewalt, als ſolche, begründet und reformirt oder reſtaurirt kein Recht. Die ächte Staatsphiloſophie begnügt ſich aber nicht damit, die Tendenz zu ſolchen Gewaltſamkeiten unter irgend einem Namen, wie etwa Revolution, Rationalismus, Neuerungsſucht oder Aufklärung, zu perſonificiren, und dieſes Abſtraktionsgemächte der Welt als ihren Erzfeind zu präſentiren. Sie ſucht vielmehr die Urſachen, die lebendigen Wurzeln ſolcher Tendenz zu erforſchen, um demnächſt das kräftigſte Heilmittel aufzufinden. Bei dieſer Unterſuchung dürfte ſich gar bald ergeben, daß die ſ. g. revolutionaire Tendenz auf Urſachen zurückweiſt, welche keinesfalls durch eine ruſſiſche Hegemonie bekämpft oder beſeitigt werden können.

Von einer Tendenz Einzelner, gewaltſam die geſetzlich beſtehende Ordnung zu ändern, kann hier nicht die Rede ſein; für dieſe ſind überall Polizei und Gerichte vorhanden. Ehrſüchtlinge, Fanatiker, Rachſüchtige hat es zu jeder Zeit gegeben, und die Erfahrung zeigt, daß Autokraten

am meisten davon zu befürchten haben. Man vergleiche nur die Geschichten der Czare und Sultane mit denen der übrigen europäischen Fürsten.

Allgemeinere Tendenzen weisen auf allgemeinere Ursachen zurück, die um so mannigfaltiger sein müssen, je weiter solche Tendenz sich verbreitet. Wie jedem Einzelnen der Trieb der Selbsterhaltung eingepflanzt ist, so waltet auch in jedem Gemeinwesen eine selbsterhaltende Macht, welche eben dadurch eine höhere Macht ist, daß in der Regel die Einzelnen ihre eigene Wohlfahrt durch sie bedingt glauben oder wissen, daher auch in der Regel jede fremde Intervention unnöthig und unstatthaft ist. Jene höhere Macht bethätigt sich aber zunächst durch die gewalthabenden Individuen, die eben als Menschen auch ihre providenzielle Bestimmung vergessen oder mißachten können. Die gesetzliche Ordnung selbst, die aus aktuellen Bedürfnissen hervorgegangen, kann in der Folge der Befriedigung anderer Bedürfnisse hinderlich sein, die unter der Obhut jener Ordnung selbst sich erzeugt haben. In beiden Fällen erwacht früher oder später ein Streben, den vorhandenen Widerspruch aufzulösen, und durchgängig erwacht es zuerst in Denen, die durch Bildung und Stellung am Ersten zur Erkenntniß desselben gelangt sind. Anfänglich äußert sich solches Streben gewöhnlich durch friedliche Verbesserungsvorschläge. Werden diese beharrlich überhört oder gar gewaltsam unterdrückt, dann verwandelt das reformatorische Streben sich in eine leidenschaftliche Opposition, und aus dem Blute einzelner Märtyrer erwachsen Schaaren gewaltsamer Neuerer.

Die neuere Geschichte Europa's zeigt uns diesen Verlauf am deutlichsten an zwei großen, bis jetzt noch nachwirkenden Beispielen; wir meinen die kirchliche Reformation im 16. und die französische Revolution im vorigen Jahrhundert.

Einsetzung und Vollmacht unmittelbar von menschgewordener Gottheit ableitend und die Schlüssel führend zu Himmel und Hölle, war die Hierarchie die höchste Macht des Abendlandes, und wußte sich als solche. Die Macht war durch Einigkeit bedingt, diese durch Einzigkeit des Oberhauptes, welchem, als einem mit göttlicher Gewalt Bekleideten, auch ohne Widerrede gehorcht werden mußte. Aber diese Gewalt, wenn auch für göttlich gehalten, war doch Gewalt, und ihre Verwalter waren und blieben Menschen. Als nun die höchststehende Macht auch wirklich Alles beherrschen wollte, als die Innhaber der höchsten geistlichen Gewalt nur zu häufige, zu eklatante Beweise menschlicher Gebrechlichkeit gaben, da erhob sich eine dreifache Opposition, welche durch den Widerstand, dem sie von oben begegnete, allmälig bis zu revolutionärer Gewaltsamkeit hingetrieben wurde. Mit Gewalt emancipirten sich die weltlichen Großen

von der geistlichen Oberherrschaft; Bischöffe lehnten sich auf gegen die päpstliche Souveränität, und um Glaubensfreiheit kämpften; oder vielmehr gegen Bekenntnißzwang oder Gewaltherrschaft der Priester wehrten sich — religiöse Begeisterung, eingebornes Recht-gefühl und alle durch Despotismus und Sittenlosigkeit des Klerus aufgeregte edle und unedle Leidenschaften.... Die geistlichen Gewalthaber waren ungeistlich, ihre Gewalt war mißbraucht, der satzungsmäßige Gebrauch selbst durch theilweise Veränderung der Verhältnisse und Bedürfnisse auch theilweise zum Mißbrauch geworden. Aber das sichtbare Oberhaupt des kirchlichen Staatenvereins hatte sich lange zuvor gegen das unsichtbare Haupt der christlichen Kirche aufgelehnt, bevor weltliche Fürsten an dem Stuhle Petri zu rütteln sich unterfingen, und lange vor Luther hatte der älteste gekrönte Sohn der Kirche (Philipp der Schöne) eine päpstliche Bulle verbrannt und durch Mißhandlung seines geistlichen Oberherrn von seiner eigenen Krone die religiöse Weihe abgestreift. Allerdings breitete dann seit dem 14. Jahrhundert eine kirchlich-revolutionäre Tendenz in Europa sich aus, und die Reformation war im vollen Sinne des Wortes eine kirchliche Revolution, die als solche erst in der französischen Umwälzung in der gewaltsamen Abschaffung der katholischen Religion ihren Kulminationspunkt erreichte. Aber erweisen läßt sich, daß jene Tendenz ursprünglich nur Reaktion war gegen eine despotisirende Tendenz, deren Ursprung in dem Vatikan zu finden; erweisen läßt sich ebenwohl, daß die bestehende Ordnung erst von den Gewalthabern selbst verletzt worden, bevor Untergeordnete sich gegen dieselbe aufgelehnt haben.

Denselben Verlauf nahm die Geschichte der weltlichen Ordnung, die sich auf ähnliche Weise gestaltet, entstellt und demnächst umgestaltet hat, wie die kirchliche Gesellschaft. Die absolute Monarchie erhob sich auf den Trümmern der Feudalverfassung; aber sowohl der Mißbrauch, als später selbst der bloße Gebrauch der unbedingten Gewalt wurde eben als Gewaltherrschaft empfunden, und erweckte revolutionäre Tendenzen. In Rußland, wo, Hrn. v. M. zufolge, die ganze Staatsgewalt in der Person des Autokraten koncentrirt ist, machte, wie in der Türkei, die Reaktion sich durch Gewaltthaten gegen den Alleinherrscher bemerklich. Die gewaltsame Ausrottung der Strelitzen und Janitscharen ist nicht ohne gewaltthätige Rückwirkung geblieben. In Frankreich gebrauchte das Königthum Gewalt, um sich die Großen des Reiches zu unterwerfen, um die Bischöffe von sich abhängig zu machen, um hunderttausende friedlicher Bürger ihres Glaubens wegen schlachten oder verjagen zu lassen. Später sah die Regierung ein, daß, um den Staats-

bankrott zu entgehen, sie den Adel und Klerus durch den dritten Stand zur Verzichtung auf einen Theil ihrer alten, angeerbten Immunitäten nöthigen lassen müsse, und wenn man nicht auf Worte, sondern auf die Sache sieht, so wird man zugestehen müssen, daß Ludwig XVI. es war, welcher durch Berufung der seit zwei Jahrhunderten nicht versammelten Ständevertreter durch diktatorische Verdopplung der Zahl der bürgerlichen Abgeordneten, und durch seine Versuche, Gewalt gegen die Letzteren zu brauchen, zum Wenigsten Miturheber der französischen Umwälzung geworden. Eben so kann man es jetzt als historisch erwiesen ansehen, daß diese Umwälzung erst dadurch zur fürchterlichsten Katastrophe geworden, daß der Klerus im Innern, der ausgewanderte Adel im Ausland, gegen die neue Ordnung der Dinge konspirirt, und fremde Mächte mit Gewalt eine unhaltbar gewordene Staatseinrichtung zu restauriren versucht. Nicht gewaltsame Neuerungssucht des dritten Standes war es dann, sondern der französische Kaiser, der in Gemeinschaft mit andern Fürsten nach und nach in fast ganz Europa die bestehende politische Ordnung der Dinge umgewälzt, was freilich nur dadurch möglich geworden, daß dieselbe, in sich erstorben, den höheren Bedürfnissen und Forderungen des Zeitgeistes nicht mehr entsprach.

Wie die mittelalterliche hierarchische Kirchenverfassung und die Autorität ihrer Tradition dem erwachten Bedürfnisse fürstlicher, rechtlicher, religiöser und wissenschaftlicher Selbstständigkeit, so erlag die altdeutsche Reichsverfassung dem Bedürfniß politischer Verselbstständigung der einzelnen Stämme und Staaten, und die Säkularisirung der geistlichen, die Mediatisirung so vieler weltlichen Landesherren bezeugten, daß die blos traditionellen und vererbten Gerechtsamen großentheils ihre Geltung auch in den höheren Ständen verloren. Jahrhunderte lang hatte das europäische Kirchensystem mit der Gewalt des Feuers und des Schwertes sich auszubreiten, zu konsolidiren und gegen die Angriffe der Wissenschaft und der Gewissen sich zu behaupten gesucht; Jahrhunderte hindurch hatten die weltlichen Fürsten mit der Gewalt der Waffen ihre Herrschermacht auszubreiten getrachtet und das Recht des Stärkeren über die anderen Rechte erhoben. So ist es gekommen, daß die Ehrfurcht vor dem von Alters her Bestehenden dem Verlangen nach kirchlichen und staatlichen Einrichtungen gewichen, durch welche die zahllosen Mißstände, die aus der mittelalterlichen Kirchen- und Staatsverfassung entsprungen, beseitigt würden. Kirche und Staat hatten sich allmälig in machtvollkommene, unverantwortliche Häupter zugespitzt. Für die mannigfaltigen Kollisionen, die zwischen diesen Gewalthabern und den Untergebenen entstanden, fehlte es an einer recht- und gesetzmäßig vermittelnden Gewalt, deren Unentbehrlichkeit um so tiefer

empfunden wurde, je mächtiger das Rechtsgefühl durch vielfa
mißbrauch erregt wurde, je allgemeiner die Laien und der ſ. g.
durch Bildung und Vermögen ſich über Klerus und Adel erh
Prüfungsgeiſt, das Bedürfniß, ſelbſt einzuſehen, zu er
göttlich wahr, was göttlich recht ſei, waren erwacht; die L
gen jeder Art wurden immer ungenügender befunden; aber nu
allgemeine Grundſätze konnte man zunächſt ſich einverſtändig
brachten der Buchdruck und neuerdings der Journalismus ein
ßere Menge von Meinungen, Anſichten und Syſtemen in U
während die mittelalterliche Weltordnung Stück vor Stück ze
die Principien einer neuen Weltordnung nach Geſtalt.

In dieſer allgemeinen Umänderung des ſocialen Lebens f
begriffen, und es iſt leicht einzuſehen und wird auch immer all
kannt, daß dieſe Transformation von innen heraus bewerkſt
muß, und durch Einſchreitungen von außen her nur zu Gew
aufgereizt werden kann.

Das Grundprincip der jetzigen Umgeſtaltung iſt aber k
als dies, daß Alles, was als wahr gelten ſoll, ſich vor der
Vernunft zu bewähren, zu bewahrheiten, daß Alles, was
gelten ſoll, ſich vor dem allgemeinen Gewiſſen zu rechtfertig
verpflichtend zu erweiſen habe.

Daß nun in ſolcher Uebergangszeit, wo eine alte, g
bildete Weltordnung mit einer neuen, erſt in Geſtaltung begri
Anhänglichkeit an das Alte mit dem Enthuſiasmus für das
Ueberzeugungen und Intereſſen von beiden Seiten her miteinand
auch egoiſtiſche Leidenſchaften ſich entbinden, und fanatiſche Wal
gen auftauchen, die ſich mit Gewalt geltend zu machen ſuchen,
befremden, darf aber noch viel weniger mit jener reformat
Bewegung vermengt oder verwechſelt werden, deren welthiſt
Nothwendigkeit früher ebenwohl die mittelalterliche Kirch
Feudalverfaſſung ihr Aufkommen zu verdanken gehabt haben.
wegende in der jetzigen Umgeſtaltung iſt übrigens nichts An
Dasjenige, was Hr. v. M., ohne es näher zu beſtimmen, d
päiſche Civiliſationsprincip nennt, und was ſich auf
Momente zurückführen läßt, daß die Intelligenz zur g
anerkannten Herrſchaft gelange über jede andere
und daß der Menſch — als ſolcher — in ſeine volle
brüchliche Würde eingeſetzt werde. So ſind Geiſtes
und Humanität die beiden eng verſchwiſterten Grundgedanke
ſten Zeit, und zum „Schirm und Hort" derſelben iſt, der Natur

nach, nicht eine Volksmasse berufen, in welcher blos eine formelle Meinungseinhelligkeit sich bemerklich macht, gleichviel ob sie eine abstrakte Autokratie oder eine nicht minder abstrakte Demokratie zum Gegenstand hat; sondern die Nation, in welcher jene beiden Momente bereits zur allgemeinsten und nachhaltigsten Herrschaft gelangt sind. Als eine solche erweist sich aber der vergleichenden Geschichtsforschung in Europa nicht die russische, sondern die deutsche. In jener herrscht noch im Kirchlichen ein System, welches für das übrige Europa bereits durch mannigfaltige Reformationen mehr oder weniger antiquirt ist, — im Politischen ein bis zu den äußersten Konsequenzen vollendeter, wesentlich militärischer, absoluter Monarchismus [1]), der ebenfalls im übrigen Europa durch die mannigfaltigste, theils friedliche, theils gewaltsame Umgestaltung beseitigt worden ist. Die deutsche Nation hingegen — man könnte Skandinavien, Holland und die Schweiz noch zu derselben zählen — hat allein zugleich im Kirchlichen und im Politischen sich als wahrhafter „Schildhalter und Beschützer" des Civilisationsprincips erwiesen. Nur in den germanischen Staaten ist die religiöse Reformation zu ihrem vollen Recht gekommen; nur in ihnen ist das religiöse Leben in stätiger Entwicklung geblieben, von Stufe zu Stufe die Gegensätze hervorrufend, durch deren Wechselwirkung jedes Fortschreiten bedingt ist. Eben so ist die deutsche Nation diejenige, in welcher die politische Umgestaltung durchgängig auf die der Civilasation angemessenste Weise bewirkt wird, und Rechtlichkeit und Pietät, Freiheitsstreben und Ordnungsliebe sich auf das innigste durchdringen.

Keine andere Nation hat in gleichem Maße alle Blüten und Früchte des gesammten menschheitlichen Lebens in sich aufgenommen und sich angeeignet, wie die deutsche; keine hat bis jetzt noch die Extreme, in welche das menschliche Wesen sich explicirt, auf gleiche Weise ihrer Versöhnung entgegengeführt. So ist sie recht eigentlich das Herz der Menschheit, in welches alle Lebensströme der übrigen Völker münden, um sich in ihm einander zu temperiren, und neu begeistet in die Welt wie-

1) Der erste Artikel der vor einigen Jahren promulgirten russischen Gesetzsammlung lautet, wie folgt: „Der Kaiser aller Ruß-Länder ist ein autokratischer und absoluter Souverain: Gott selbst gebietet, sich dessen höchster Autorität zu unterwerfen, nicht nur aus Furcht vor Züchtigung, sondern Kraft der Religion der Pflicht." Der Art. 42 macht den Czar zum „höchsten Vertheidiger und Wächter der Dogmen der herrschenden rechtgläubigen orientalisch-griechisch-russischen Religion. Er wacht, heißt es dort, über Beobachtung der Orthodoxie im Glauben, und der Disciplin im Gottesdienst." Dem Art. 80 zu Folge „gehört die administrative Gewalt in ihrer ganzen Fülle dem Czar."

der auszuſtrömen. In keinem Lande geſchieht verhältnißmäßig Mehr für die Erziehung; in keinem finden ſich verhältnißmäßig mehr eigenthümliche Lebensheerde künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher, religiöſer und politiſcher Bildung und Entwicklung. Erhaben über den ſtarren Autoritätsglauben, wie über einen Alles verflüchtigenden Skepticismus, erhaben über erſtarrenden Autokratismus, wie über einen Alles nivellirenden Demokratismus, iſt die deutſche Nation in jeder Beziehung zur Vermittlung der Extreme in Europa berufen, während Rußland durch ſeine Stellung und ſeine eigenthümliche Geſtaltung nur befähigt ſcheint, über Nordaſien die Anfänge der Civiliſation zu verbreiten und hierdurch, wie durch ſeine eigene Militärmacht, das übrige gebildete Europa vor einer neuen Völkerflut zu bewahren. Auf keine Weiſe aber kann man der Behauptung beipflichten, daß jene Autokratie „zum Schildhalter des im europäiſchen Staatenſyſteme herrſchenden monarchiſchen Princips," daß es zur Abwehr einer zur „Revolution" hypoſtaſirten Tendenz berufen ſei. Im übrigen Europa herrſcht keineswegs das monarchiſche Princip im ruſſiſchen Sinne des Wortes, ſondern ein von demſelben qualitativ verſchiedenes, welches man füglicher das Princip der Legalität nennen könnte, indem hier durchgängig das Staatsoberhaupt ſich als dem Geſetze untergeordnet erachtet, ſei es nun, daß daſſelbe durch volksvertretende Verſammlungen, Publicität und Gerichte, oder nur durch letztere gemäßigt und beſchränkt erſcheint. Dieſe Ermäßigung und Beſchränkung der Herrſchgewalt iſt aber das erſtweſentliche Kriterion der Civiliſation, zu welcher die türkiſche oder ruſſiſche unbeſchränkte Alleinherrſchaft erſt eine naturnothwendige Stufe bildet.

Wo aber noch im übrigen Europa ſich revolutionäre Tendenzen kund geben, da können fremde Bajonette — und Anderes ſteht dem Czar in Beziehung auf das Ausland nicht zu Gebote — da kann überhaupt eine von außen einwirkende Gewalt nicht nachhaltige Hilfe bringen. Eine ſolche gewährt vielmehr nur das Beiſpiel ſtrengſter Heilighaltung des Rechtes von Seiten der Gewalthaber, entgegenkommendes Gewähren zeitgemäßer Forderungen, angelegentlichſte Fürſorge für Erziehung der Jugend und für die Bildung und materielle Wohlfahrt der Maſſen. Revolutionäre Tendenzen ſind immer und überall Symptome krankhafter Dispoſitionen des ſocialen Organismus, der nicht von außen her durch gewaltſame Zurückdrängung ſolcher Symptome, ſondern von innen gründlich geheilt werden kann. Zum Hegemonen über Europa aber dürfte Rußland, d. h. ſein Czar, nur für den Fall gewählt werden, wenn Aſien abermals einen Dſchingis- oder Timur-chan ſenden wollte, um, nach dem

Wunsche des Hrn. Gutzkow in seinen Divagationen zur Philosophie der Geschichte (S. 81) Europa in Ein großes Chanat zu verwandeln!

35.

Entdeckungen

zu Anfang 1836.

---

a.

Im Monde.

Professor Gruithuisen hält sich nunmehr zu folgenden Annahmen berechtigt: 1) daß die Vegetation auf der Oberfläche des Mondes sich ausbreitet vom 55sten Grade südlicher bis zum 65sten nördlicher Breite; 2) daß vom 50sten Grad nördl. bis zum 47sten südl. Breite sich deutliche Spuren vom Aufenthalte lebender Wesen wahrnehmen lassen, und 3) daß einige Zeichen vom Dasein von Mondbewohnern anscheinlich genug sind, um den Beobachter in Stand zu setzen, große Landstraßen nach verschiedenen Richtungen hin zu unterscheiden, und ganz besonders ein kolossales Bauwerk fast unter dem Aequator dieses Gestirnes. Das Ganze desselben stellt sich dar wie eine große Stadt, in deren Nähe sich ein Gebäude findet, welches einer Redoute sehr ähnlich ist.

b.

In Frankreich.

Ein doktrinäres Pariser Blatt macht folgende Bemerkung: „Es ist eine denkwürdige Thatsache, die unser Jahrhundert ehrt, daß alle ausgezeichneten Geister zu den religiösen Ideen zurückkehren. Gegenwärtig im Jahr der Gnade 1835 sind die größten Poeten christliche Poeten: Chateaubriand, Lamartine, Manzoni, Silvio Pellico, Thom. Moore." (? Deutsche Poeten sind wohl nicht genannt, weil sie nicht zur Religion zurückzukehren brauchen, die sie nie verlassen haben. Ebenso Béranger, Alfred de Vigny u. s. w.?) „Die spiritualistische Philosophie, die Herrin des Schlachtfeldes geblieben, auf dem sie während der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts gekämpft, huldigt jeden Tag dem Chriſtenthume durch die Männer, wie Ballanche, Couſin, Jouffroy, Schelling, Baader, Görres. Die Wiſſenſchaften, die im 18ten Jahrhundert am feindlichſten geſinnt waren, wie die Geologie, die Aſtronomie, Chronologie, Archäologie und Philologie, ſind wieder in den Kreis der Offenbarung (inspiration religieuse) eingetreten. Es genügt, hier Cuvier, v. Buch, Herſchel, Feruſſac, Paravey, Champollion, v. Humboldt, W. John zu nennen."

c.

In Deutſchland.

Auf bedeutſame Weiſe contraſtirt mit der franzöſiſch-miniſteriellen Entdeckung die folgende des politiſchen Wochenblattes von Berlin, welches zum Schluſſe des v. J. in einem Artikel über den Adel Klage führt „über den der Gegenwart eigenthümlichen Haß gegen alle Standesverhältniſſe überhaupt" (?!?), und insbeſondere über die „in Deutſchland zumal ſehr verbreitete kleinliche Gereiztheit, den trivialen Haß des Beamtenſtandes und aller ſ. g. Gebildeten." (Sic!) Den Grund der Stimmung gegen den Adel findet das Wochenblatt in „der Irreligioſität unſerer Zeit, welche — Geburtsvorzüge als Gaben Gottes haſſe;" (!!) — theilt aber weiterhin noch die Entdeckung mit: der Haß gegen angeerbte höhere Stellung finde ſich nicht allein im Bürgerſtande gegen den Adel vor, ſondern auch im Adel ſelbſt, der ſo unendliche Abſtufungen und Schattirungen habe, bis dieſer Haß ſich zuletzt gegen die höchſte Obrigkeit wende . . ."

36.

Selbſtbekenntniſſe des Grafen Fr. Leop. v. Stolberg und des Baron v. Eckſtein über die Beweggründe ihres Uebertrittes in die katholiſche Kirche.

Unter den Converſionen zur römiſch-katholiſchen Kirche, die in der neueſten Zeit ſtattgefunden, hat die des Grafen Friedr. Leop. von Stolberg in Deutſchland das meiſte Aufſehen erregt. Der Uebertritt

des Herrn von Eckstein ist erst dadurch auffallend — und man kann sagen befremdlich — geworden, daß späterhin dieser Convertit in seinem Catholique (einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift), — eine, die beschränkte Weltansicht seiner neuen Kirche weit übergreifende Bildung und Bestrebung kundthat, und — nach der Quasi-Restauration der Volkssouveränität im Jahre 1830 — sich der Partei des damaligen Abbé de Lamennais anschloß, welche durch das Mémorial Catholique die rechtlichen Freiheiten aller Art mit der römischen Autoritätsherrschaft zu verquicken den bekanntlich durchaus verunglückten Versuch gemacht hat.

Die Bildung hat nun zwar durch außerordentliche Ausbreitung des Journalismus, durch Förderung der Erziehungsanstalten, durch lebhafteren Verkehr der Nationen und der Glaubensparteien unter einander und viele andere Umstände — einen Gang genommen, der die Individuen, selbst die ausgezeichneteren, immer mehr gegen die Massen und Gemeinwesen zur Unbedeutendheit herabsinken läßt, so daß auch die sogenannten Conversionen Einzeler nur noch den ephemeren Werth von Curiositäten ansprechen. Was noch mehr ist: der immer mehr beschleunigte Gedanken- und Schriftenwechsel hat allmählig die Einseitigkeiten der verschiedenen Glaubensgenossenschaften so klar an den Tag gebracht, daß die Ueberzeugung sich immer weiter ausbreitet, keiner der bestehenden Culte sei zum Siege und zur Alleinherrschaft für die Zukunft berufen, sondern alle zur Conversion in eine zu erwartende wahrhaft allgemeine Kirche bestimmt. Indessen bleiben doch die früheren Uebertritte hochgebildeter Männer von der protestantischen zur katholischen Confession so verwunderliche Ereignisse, daß es für den Theologen, wie für den Philosophen und Historiker von Interesse ist, die Motive zu erfahren, welche zu solchen Rückschritten aus einer weltgeschichtlich jüngeren in eine sich mehr und mehr antiquirende Kirche hingedrängt haben.

Wir hoffen daher den verehrlichen Lesern der Allg. K. Z. eine nicht unwillkommene Mittheilung zu machen, wenn wir aus zwei kürzlich geschehenen Eröffnungen die Hauptstellen hervorheben, in denen die beiden Eingangs dieses Artikels genannten Convertiten sich selbst über die Beweggründe zu ihren Rückschritten ausgesprochen haben.

Die erste Mittheilung schöpfen wir aus einem, in der Gazette de France als unehirt bezeichneten Schreiben des Grafen v. Stolberg an den Grafen v. Schmettau, den Bruder der berühmten Gräfin Gallitzin, die bekanntlich eine vertraute Freundin des Grafen von Stolberg gewesen.

Eingangs dieses Schreibens, welches von Münster aus und vom 11. October 1800 datirt ist, — meint der Briefsteller, „es sei allerdings

etwas Seltenes, daß ein fünfzigjähriger Proteſtant ſi
liſchen Religion bekehre"; doch werde Hr. Gr. v. Schm. dat
dere Beweggründe bei ihm vorausſetzen, als die innige Ueberze
suasion) von der Religion, zu welcher er ſich bekannt." Er
wenigen Worten andeuten, was ihn bewogen, ſich lange Je
der gründlichen Vergleichung der beiden Religionen zu n
Vergleichung, die ihn endlich beſtimmt habe, mit völliger
(conviction) den katholiſchen Glauben dem Lutherthume vo

„Es gibt jetzt nicht, beginnt dann Gr. v. St., es hat
Religion gegeben, welche nicht als Grundlage aufſtellte das
tes, ſeine Vorſehung, die Unſterblichkeit der Seele und eine
geltung für die Guten und die Böſen."[1])

„Dieſe großen Grundwahrheiten, deren Evidenz denjen
anerkennen, unbeſtreitbar ſcheint, ſind dennoch von Philoſoph
ten in Zweifel geſetzt worden."

„Während einer langen Reihe von Jahrhunderten hat
Volk gegeben, welchem dieſe Glaubensſätze vertraut geweſe
Volk, deſſen moraliſche und politiſche Ideen alle von der herrſ
immer wirkſamen Idee eines allmächtigen, allerheiligſten, ſeh
gen[3]) und vergeltenden Gottes entſprangen."

„Das Chriſtenthum, gepropft (enté) auf die Offenb
Hebräer, bekräftigte ſie durch die große Thatſache, auf welche
ihr Abſehen gehabt."[4])

„Selbſt eine Folge und Vollendung der Religion de
hat das Chriſtenthum dieſelbe vervollkommnet. Nicht als ob
ihre Zeit vollkommen geweſen. Die nämliche Vorſehung läßt
ſich belauben, ſchmückt ihn mit Blumen und krönt ihn mit Fr
iſt eine und dieſelbe Religion, gerade wie der Erwachſene derſ
iſt, welcher Kind geweſen."

---

1) Daß die moſaiſche Religion, die der Hr. Graf demnächſt al
eigentliche Religion der vorchriſtlichen Zeit bezeichnet, die Unſter
Seele und die Vergeltung im Stolberg'ſchen Sinne nicht gelehrt,
der wiſſenſchaftlichen Kritik nicht mehr bezweifelte Thatſache.

2) Dies zu behaupten iſt leicht, — zu erweiſen — ſchwer,
unmöglich.

3) Auch gegen die Nicht-Iſraeliten?! —

4) Ihr Abſehen hatte ſie vorherrſchend auf Errichtung
reichen davidiſchen weltbeherrſchenden Reiches, — nicht auf einen
zestod weltverſöhnenden Chriſt.

„Es ist erlaubt, ja ich glaube, es ist Schuldigkeit zu sagen, daß außer dieser Religion es niemals eine gegeben, die diesen Namen verdiene,[5]) zum wenigsten implicirt der Sinn, den ich mit diesem Worte verbinde, etwas Bestimmtes (quelque chose de positif). Was man natürliche Religion nennt, besteht in mehr oder minder unbestimmten Vermuthungen, in mehr oder minder achtbaren Zweifeln,[6]) je nach der Fähigkeit des Geistes oder vielmehr der Aufrichtigkeit des Herzens."

„Von meiner Kindheit an habe ich an die Offenbarung geglaubt. Mein Glaube wurde eine Zeitlang erschüttert. Dies trieb mich zu Nachforschungen, und diese verliehen mir eine Ueberzeugung, die um so fester war, da sie bekämpft worden war."

„Als Protestant geboren — war ich es, und mit Schmerz sah ich den Protestantismus zusammenstürzen.[7]) Er stürzte zusammen ohne Stoß, indem er seiner eigenen Neige folgte. Er verdarb durch die Art von Verderbniß, die ihm eigen war. Sein Name selbst, Protestantismus, — sprechend, weil er verneinend ist,[8]) kündigt einen unruhigen, turbulenten Geist an, zu zerstören, nicht zu erbauen strebend. Bald kehrte er seine Waffen gegen sich selbst; er beraubte sich selbst der hehren Wahrheiten, die er noch geachtet hatte; er vertauschte sie gegen Zweifel, und so ist er nun im Begriffe, damit zu enden, daß er mit großen Schritten dem Atheismus entgegengeht, dessen gewandter Geschäftsführer (ministre) Kant[9]) eigentlicher wurde, als Haupt einer neuen Secte."

---

5) Welch' armseliger Gott, der die ganze übrige Menschheit ohne Religion dahin vegetiren ließe! Eine solche Behauptung ist ebenso unevangelisch, als irreligiös und inhuman. C.

6) Der Apostel Paulus und zahllose, achtungswürdige Denker sind hierüber anderer Meinung. C.

7) Insofern man mit dem Herrn Grafen unter Protestantismus den unruhigen Geist versteht, der gegen den erstarrten Katholicismus und seine despotische, verknöcherte Hierarchie protestirt, ist der Protestantismus jetzt lebenskräftiger, als jemals, wovon sich Jeder überzeugen kann, der nicht taub und blind ist bei den Zeichen der Zeit, die überall das Zusammenstürzen des römischen Katholicismus verkünden. C.

8) Keine Verneinung wird welthistorisch, wie der Protestantismus, als Kraft einer wesentlichen Bejahung. Der Protestantismus hat die Gewissensfreiheit des Menschen bejaht. C.

9) Um Kant so zu lästern, muß man keine einzige seiner Schriften gelesen haben, die alle von jener Religion durchdrungen sind, deren Hauptlehren der gräfliche Convertit selbst Eingangs seiner Geständnisse als Grundwahrheiten der Religion aufgeführt hat. C.

„Die katholische Religion, ihrer Natur nach unerschütterlich und unveränderlich,[10]) wurde nicht und konnte nicht berührt werden durch die zerstörenden Principien des Philosophismus. Der Katholik hört auf es zu sein, er tritt aus seiner Gemeinschaft heraus, wenn er sich nur irgendwie von dem geringsten Dogma entfernt[11]). Dies kommt daher, daß das System der wahren Religion, auf die Wahrheit gegründet, die nur Eine ist, ihren Charakter der Einheit nicht verlassen kann; es theilt die Eigenschaft mit dem Kreise, daß wenn man nur den kleinsten Theil von ihm wegnimmt, er nicht mehr als Kreis existirt."

„Von diesem Gedanken betroffen, wurde ich zugleich davon gerührt, daß ich sah, wie die Katholiken weit besser, als die Protestanten, durch die Praxis — der moralischen Theorie der Tugenden entsprechen,[12]) welche das Evangelium erheischt. Betroffen und bewegt wurde ich durch das große Schauspiel, welches in unseren Tagen sich uns vor Augen gestellt hat. Wir sahen jene Kirche, welche der Unglaube durch ihr Alter für unfruchtbar hielt, edele Märtyrer erzeugen. Das achtzehnte Jahrhundert, dieses ebenso entnervte als profane Jahrhundert, hat diese Wunder hervorgerufen[13]); es hat sie in einer Nation erzeugt, deren Moral von ihrer natürlichen Leichtfertigkeit, von der Verderbniß eines bis zum Uebermaße ausschweifenden Hofes und von der Wuth des irreligiösen Fanatismus niedergeworfen worden."

„Alle christliche Gemeinschaften erkennen das Gesetzbuch einer ebenso imposanten als einfachen Moral an; aber nur bei den Katholiken sah ich Menschen, die derselben treu waren[14]). Ich fand sie in allen

10) Beide Eigenschaften können mit noch größerem Rechte der mosaischen und der muhammedanischen Religion beigelegt werden. Da aber unabläugbar die Menschheit sich stets verändert, so ist eben damit keine in der Zeit entstandene Religionsform zur Allgemeinherrschaft berufen, die wirklich unveränderlich wäre. C.

11) Diese vollkommen richtige Behauptung wird von zahllosen sogenannten Neokatholiken keineswegs zugestanden, die sich durch Distinction zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Dogmen oder durch sonstige faux-fuyans zu helfen suchen. C.

12) In Spanien, Portugal, Italien, Südamerika? C.

13) Können ein paar Hundert halsstarrige, großentheils aufrührerische, französische Priester aus der Revolutionszeit gegen die Hunderttausende in Rechnung gebracht werden, die seit dem elften Jahrhunderte gegen die entsittlichte und tyrannische Hierarchie der römisch-katholischen Kirche protestirend — den Martertod gestorben sind? C.

14) Diese Behauptung beweist nichts Anderes, als die wirklich staunenswerthe Kurzsichtigkeit des Hrn. Grafen. C.

Jahrhunderten, schlicht und staunenswürdig, demuthsvoll und heldenmüthig, — kurz — Heilige."

„Während der Katholik seine Tugend durch diese großen Beispiele und die Beweggründe, die sie erzeugen, nährt, findet der Protestant, der das Christenthum nicht aufgegeben hat, sich desorientirt und darauf beschränkt, sich des Lichtes zu bedienen, welches in den Werken der Katholiken ausgegossen ist[15])."

„Ich erschrecke, Herr Graf, indem ich das Buch sehe, das ich Ihnen hier geschrieben, — der Freund Ihrer theuren Schwester hat Ansprüche auf Ihre Nachsicht ꝛc."

So schrieb Graf Leop. v. Stolberg in dem letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Wir wollen nun hören, wie eine Generation später Herr Baron von Eckstein sich in gleicher Angelegenheit hat vernehmen lassen. Die hierauf bezüglichen Geständnisse sind den Fragmens sur l'Espagne entnommen, welche dieser geistreiche Schriftsteller kürzlich herausgegeben hat. Wir müssen jedoch — als nicht wesentlich zur Sache gehörend — manche oratorisch-poetische Stelle dieses Beichtcapitels überspringen[16]), im Uebrigen bei der Uebertragung uns möglichster Treue befleißend.

„Jeder Mensch", — so beginnt Hr. v. E. seine Conversionsgeschichte, — „wird auf der Erde geboren als ein Theil des großen Ganzen, welches das Menschengeschlecht bildet. In dieser Beziehung kann jeder Mensch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, ohne sich ein anderes Verdienst beizumessen, als das seiner persönlichen Würde, — er kann von seiner Moralität sprechen, ohne dem öffentlichen, gesunden Menschensinne Anstoß zu geben, ohne eitel oder lächerlich zu scheinen. So werde auch ich öffentlich in mein Gewissen hinabsteigen und sagen, wie ich mich als Christ behauptet (maintenu) in dem Laufe eines schon langen, bewegten und arbeitvollen Lebens."

„Aufgewachsen im Schatten des alten Waldes hundertjähriger Eichen auf der Insel Seeland, als Kind in Ekstase vor diesen Colossen des Pflanzenreiches, habe ich als Knabe meine Seele in langen einsamen Träumereien mit dem Lesen der Propheten ernährt. Vor mir breitete der Ocean sich aus, von wo ich stufenweise die sanfte Gestalt Jesu auftauchen sah, wie sie sich majestätisch erhob und auf den Fluthen dahinwandelte."

---

15) Solcherlei Assertionen sind ebenso lächerlich an sich, als bemitleidenswerth hinsichtlich der Anmaßung, die sich darin kundthut. C.

16) Wir werden durch einen Querstrich andeuten, wo wir solche Stellen überspringen. C.

— „Meine Jugend verbrachte ich im unbeschränk
wilden Unabhängigkeit. Jene Tage berauschen mich mi
rungen; nur in der Einsamkeit findet man sich in der Ge
wie ein gelehriges Werkzeug in der Hand der Vorsehung.'

„Aus dem Schooße der großen und gewaltigen Nat
das Zimmer braver und guter Pietisten verpflanzt, die
Exaltation beinahe ein Verbrechen machten. Ich entwi
nischen Strenge; mein Geist konnte sich nicht in die Z
Frömmigkeit finden, die wie eine Uhr auf die Minute gerich
befohlene Gebetgelang mir schlecht; besser das
die freie Quelle der Gebirge aus meiner Seele sich aufschwo

„In den theologischen Erörterungen der Separatiste
was alles Leben, alle Beseelung zu tödten vermochte. Ma
heiligen Geist zu suchen, und spitzfindigte (s. v. v. für poin
des Komma. Die Gescheutesten verschlossen sich in die
Schweigens; die Anderen, indem sie die Gewissen tyranni
Gott durch Lärmen zu gefallen."

„Als ich der Obsorge eines würdigen Pfarrers der rec
lutherischen Kirche anvertraut, als ich den Einflüssen t
stes entrissen wurde, welch' plötzliche Umwandlung! Ein i
vatleben vorwurfsfreier, wohlthätiger, aufgek
las mit mir methodisch die heilige Schrift, ich will nicht sage
rend, denn er behauptete, sie zu ehren, und war weit vom
entfernt; aber die Bibel behandelnd wie ein Buch von Men
schrieben, wie ein Geschichtsbuch, wie ein poetisches und mora
Das Alte Testament wurde mir erklärt — als das Werk
naiver Barbarei, in welcher man den Menschen ihren Abergl
ihrer Unwissenheit verzeihen müsse. Im Neuen Testament
mir das Werk einer erhabenen Moral; aber man gab mir zu v
Jesus ein Mensch sei wie jeder andere Mensch, ein Sokrates.
Preise wollte ich Nichts davon wissen."

„Am Tage meiner feierlichen Einführung
meinschaft der Gläubigen war ich schon nicht me
ich weinte Thränen der Wuth (rage), daß man mich so
Was war ich? Wo sollte ich Wahrheit finden[17])?" —

---

17) Hr. v. E. war nicht mehr Christ, — und ließ sich doch f
Kirche einführen. Wer war hier der Betrogene? — Er weint vo
man ihn so betrogen; aber wer hatte ihn betrogen? Woher w
da er nicht wußte, wo er die Wahrheit finden sollte?

— „Ich wollte Wirklichkeit und keine Allegorie. Jesus als Gott imponirte mir; als Philanthrop schien er mir lächerlich [18]). Ich murmelte in meinem Herzen beleidigende Reden; es war mir nicht möglich, zu glauben, daß man die Menschen bessere, indem man sie betrüge [19]). Wenn der Pfarrer mir von den Wundern des Gottmenschen wie von einer Fabel sprach, die sich auf den Weltzustand beziehe, in welchem sie vorgebracht worden, und die eben deßhalb zu entschuldigen sei, erschauderte mein Herz in mir, meine Seele bebte voll Entsetzen zurück." —

— „Aber es blieb in meiner Seele ein geheimnißvoller Glaube, den ich sorgfältig verbarg, damit er mir nicht entrissen werde; — ich meine den Glauben an eine übernatürliche Welt, die unter den Emblemen der sichtbaren Welt verborgen sei. Ich war bis zum Uebermaße abergläubisch [20]), wie man es häufig in den Ländern des Nordens ist." —

— „Die Volksbücher, welche die entstellte Geschichte des Riesen der nordischen Mythologie enthalten, — das Heldenbuch — die Nibelungen u. s. w. hatten die Schaubühne meiner Einsamkeit erweitert. Aus diesem Allem hatte ich mir eine phantastische Welt gebildet; der Wald und das baltische Meer waren in meinen Augen mit übernatürlichen Wesen bevölkert, deren Annäherung ich ersehnte

---

18) Seinen Jüngern und Verwandten, denen Jesus als Philanthrop, d. h. als Menschenfreund, und nicht als Gott erschienen, die er vielmehr zurecht gewiesen, als sie einen Gott in ihm sehen wollten, schien er nicht lächerlich, sondern liebens- und verehrungswürdig. Aber die Art ist noch immer nicht ausgestorben, die immer nur Wunder und Zeichen sehen will, und darüber vergißt, daß wir — wie Atome von einem uferlosen Meere von Wundern und Allmachtszeichen umgeben sind! — Philanthropie scheint ihnen eine zu bürgerliche, zu gemeine Tugend, obgleich Nichts seltener ist, als wahrhafte, durchgreifende Menschenliebe, und gerade die Offenbarung solcher wahrhaften Philanthropie nichts Anderes ist, als — Offenbarung Gottes — als Gottmenschen; denn das eigentliche Wunder ist Offenbarung Gottes — als des Alleinigen, Allmächtigen, zu welchem auch Jesus, der philanthropische Gottmensch — gebetet. — E.

19) Wo anders ist aber die pia fraus zu suchen, als in der röm. katholischen, wie in jeder von einer Priesterschaft beherrschten Glaubensgenossenschaft? Und wo anders ist das Verwahrungsmittel gegen solchen Trug zu finden, als da, wo als Recht anerkannt ist, Alles zu prüfen und nur das als wahr und gut sich Bewährende zu behalten? — E.

20) Hierdurch erklärt sich die Wuth des Hrn. Barons, als seine Wunderliebhaberei sich durch rein sittliche Glaubenslehre bedroht hielt. E.

und befürchtete. Wie oft bin ich in der Sommernacht auf hinabgestiegen, in der eiteln Hoffnung, irgend ein Grab sehen." —

„Dieser Glaube an übernatürliche Erscheinungen sollte mir auf den deutschen Universitäten genommen werden Weise, welche meinen Stolz beschämte und meine Eigenliebe

„Statt mich mit der Wissenschaft zu beschäfftigen, deren Werth ich nicht kannte, suchte ich die Gesellschaft der Männer hinsichtlich der Geheimnisse der Natur erleuchtet zu sein vorgab Rosenkreuzer u. dgl. m." — „Meine Kameraden und ich, Adepten, wir fielen in die Hände eines Elenden, der — wä Vermögen auf unsere Kosten vergrößerte, — uns Fasten Uebungen auferlegte. — Als aber die Todten, mit denen wir machen sollten, nicht erschienen, erwachte der Ekel vor solch nismus in mir. Zweimal in dem Laufe weniger Jahre hat Leben der Seele verzichten müssen; ich beschloß endlich, meine das Christenthum und die Magie damit zu Ende zu bringen Lösung derselben in einer anderen Welt aufsuchen ginge.. Gottes hielt mich am Rande des Abgrundes zurück."

„Krank an Körper und geistesmüde bedurfte ich eine E mich von einem Ende Europas bis ans andere führe. I in die Hauptstadt der christlichen Welt[21]) zu einer cher Lord Byron noch nicht die erhabenen Worte vernehmen

„So lang das Coliseum steht, wird Rom auch stehen;
„Wenn aber jenes fällt, wird Rom auch fallen;
„Und wenn erst Rom — dann auch die Welt[22])!" -

— „Ein neuer Enthusiasmus bemächtigte Seele, als ich den Boden der Katone und der Cäsare betrat, als Brutus sich meinen Blicken zeigte.... Damals verkehrt noch mit dem Rom des Alterthumes; die Vorurtheile meine schen Erziehung ließen mich mit Zorn auf die Mummereien schen Roms herabsehen, wie ich sie nannte."

---

21) Warum Hr. v. E., statt endlich auf deutscher U mit allem Ernste sich der Wissenschaft zu widmen, nach R mehr der Hauptstadt der christlichen, sondern der römisch-katholis sich begeben, hat er uns zu erklären nicht für rathsam erachtet.

22) Rom ist schon längst gefallen und noch steht fest die Wel — ist die päpstliche Weltherrschaft, und an diese wird selbst in R geglaubt.

„Es war die Tyrannei Napoleon's, die zu Rom m
gläubig machte[23])."

„Ich befand mich in dieser Stadt zur Zeit der Gefangennehmu
des heiligen Vaters... Noch nirgends war mir ein so empörender M
brauch der Gewalt gegen die Schwäche vorgekommen. Rom war zu
zweitenmale zu Grunde gegangen; — dieser Gedanke der v
finsterten Größe quälte meine Seele."

„Ich bin in die katholische Kirche auf einem We
eingedrungen, der sehr vielen Gemüthern völlig fremd ist, näml
durch die Politik[24]), durch die Ehrfurcht, welche die Grö
der Vergangenheit mir einflößten, zurückgestoßen von dem Protest
tismus, wie ich war, durch den völligen Mangel alles historischen Lebe
hauches in seinem Schooße, und jegliches großen Lehrsystemes. Ich he
einen tiefen Abscheu vor all' jener theologischen Polemik der Sectirer; de
ich hatte stets bemerkt, daß sie nichts Wesentliches in sich trage, daß sie
Begeisterung ermangele und auf einer Menge von widersprüchlichen Te
erklärungen beruhe[25]). — Die Arbeiten der gelehrten Historiker, der gr
ßen Philologen und Theologen der jetzigen protestantischen Kirche war
mir damals unbekannt. Wenn auch die gewissenhaften Anstrengung
und der seltene Scharfsinn derselben zu achten sind, so haben sie doch A
den gemeinsamen Fehler, daß ihnen Größe und Umfassung (ensembl
mangeln, und daß sie nicht hinlänglich den heiligen Geist erfassen, der
Blätter der Bibel durchweht, wie der Wind einen Wald auf den Gipf
der Apenninen, dessen Bering er melodisch durchrauscht."

„Ich habe mich selbst zum Katholiken gemacht, ich a
lein. Seit jener Zeit, in welcher ich aus Entrüstung gläubig geworde
habe ich, je weiter ich im Alter fortschritt, um so mehr in meinen katho
schen Ueberzeugungen mich ausgearbeitet und befestigt. Ich bin um
unerschütterlicher darin verblieben, je mehr ich mich mit profan
Philosophie beschäfftigt, nicht um derselben Böses nachzusagen, was lei

---

23) Es hat uns nicht gelingen wollen, in diesem Satze einen Sinn
finden. C.

24) Allerdings ist das eine wunderliche Thür, um in die Kirche dessen e
zubringen, der da versicherte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. C.

25) Worauf beruhte denn von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten
Polemik in der katholischen Kirche? Und worauf beruht namentlich
nie beendigte Polemik für und gegen den Primat, die Unfehlbarkeit und Mac
vollkommenheit des Papstes, seine Autorität über die Concilien u. s. w., la
ter Lebensfragen für die römisch-katholische Kirche? C.

ten Preises geschieht; sondern um alle Anstrengungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete des Denkens zu ehren, wobei ich jedoch mich von den Fesseln der Schule befreite."

„Ich gestehe offenherzig," — bemerkt nun Hr. v. E. zum Schlusse seiner wunderlichen Conversionsgeschichte, — „daß die gegen die Philosophen wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Doctrinen gerichteten bannalen Declamationen der religiösen Schriftsteller mich niemals berührt haben[26]). Die Philosophie, worunter ich weder den Voltärismus, noch den Atheismus begreife, denn das ist bloße Immoralität, bloße Frivolität des Geistes, — die Philosophie schien mir dasjenige zu sein, was am stärksten die Individualität des menschlichen Geistes charakterisirt. Jeder einigermaßen reichbegabte Geist hat seinen eigenen Gesichtspunkt, auf den er sich stellt, um sich in der Welt zu orientiren. Es ist recht und natürlich, daß er diesen Gesichtspunkt systematisiren, daß er ihn generalisiren will, denn das ist die Natur des menschlichen Geistes, der Alles in einem Zusammenhange auffaßt[27]). Das Uebel beginnt mit jener wahnsinnigen Ueberzeugung (!), daß der Horizont, in den wir uns stellen, und der die Schranken unseres Verständnisses bildet, zur geistigen Sonne (?) für eine große Masse von Menschen dienen und fähig werden könne, ihre Seelen zu elektrisiren."

„Die Philosophie ist unsere innerste Individualität (notre individualité la plus intime); die Religion ist der Glaube, durch den wir Menschen sind und uns als solche fühlen, durch den wir in die Bande einer göttlichen Sympathie mit dem menschlichen Geschlechte eintreten, durch den wir zur Gottheit aufstreben (aspirons) in einem majestätischen Uebereinklange (concert) von Gedanken und Gefühlen, die das Herz und den Geist des Menschen bewegen[28]). Die

---

26) Dieß zeigt wenig Respect vor den Notabilitäten seiner neuen Kirche; denn vom Apostel Paulus an bis auf Se. Heil. den Papst Gregor XVI. und von Tertullian bis auf Hrn. Grafen Fr. Leop. v. Stolberg sind jene Declamationen stets von denselben wiederholt worden. E.

27) Hiernach wäre der menschliche Geist seiner Natur nach religiös — und zwar am meisten, wenn er philosophirt; denn Religion in Bezug auf den Geist ist das Innesein und immer tiefere Innewerden des wesentlichen Bandes, wodurch Alles zusammenhängt. — E.

28) Auf ähnliche Weise, aber genauer sondernd, hatte schon de Lamennais in seinen troisièmes mélanges, die im vorigen Jahre erschienen, zwei allgemeine Grundsätze angenommen: das Einheitsgesetz, das die Pflichten in sich begreift, welche die Menschen unter einander und mit Gott selbst begreift, und das Freiheitsgesetz, mittelst dessen die individuelle und gemeinschaftliche Ent-

Philosophie ist das Begreifen (comprehension); die Religion ist das Leben, die Seele[29])." —

Gewiß ist, so lange die katholische Kirche besteht, noch niemals eine seltsamere Rechenschaft von dem Uebertritte zu derselben abgelegt worden, als die vorstehende. Hr. v. E. hatte versprochen, in sein Gewissen hinabzusteigen, um zu sagen, wie er sich als Christ behauptet habe in dem Laufe eines schon langen Lebens." — Statt dessen erzählt er uns, wie er seine Kindheit in wilder Unabhängigkeit und Träumereien zugebracht, wie er an heidnische Naturbeseelung geglaubt, wie er weder von Pietisten, noch von Rationalisten bekehrt, vielmehr bei seiner Confirmation nicht mehr, — eigentlich noch gar nicht — Christ gewesen, wie er dann sich der Rosenkreuzerei und Magie ergeben, und aus Verdruß über das Mißglücken der Todtenbeschwörungen beinahe sich das Leben genommen, dann für das heidnische Rom in Enthusiasmus gerathen, bis auf einmal ein politischer Gewaltstreich Napoleon's — ihn zum Katholicismus bekehrt!

Kaum aber hat er uns das übermäßig lakonische Bekenntniß abgelegt, daß er „durch die Politik" — und zwar „aus Entrüstung — gläubig — geworden," so versichert er uns, daß das Studium der „profanen Philosophie" ihn „immer mehr in seinen katholischen Ueberzeugungen befestigt," ohne jedoch über das „wie" uns irgend eine Aufklärung zu geben. Was er uns dann zum Schlusse über das Wesen der Philosophie und ihr Verhältniß zur Religion offenbart, ist so offenbar und so durchaus unkatholisch, daß wir die Zeit für verloren achten müßten, die wir darauf verwenden möchten, es im Einzelen hier nachzuweisen.

Hr. v. E. ist ein feingebildeter, geistreicher und sehr belesener Mann, was seine übrigen Schriften vielfach bezeugen. Aber seine Bekehrungsgeschichte liefert, wie die des Herrn Grafen von Stolberg den neuen Beweis, daß poetische Anlagen, Geist und Belesenheit, selbst Gelehrsamkeit, nicht immer verbunden sind mit hellem Verstande, folgerichtigem Denken und gründlichem Forschen, Erwägen und Urtheilen; wohl aber gepaart erscheinen können — mit Aberglauben, Oberflächlichkeit und vornehm absprechendem Dünkel. —

---

wickelung bewirkt wird. Diesen beiden Gesetzen, meinte er, entsprächen die zwei Rechtskategorieen: Gehorsam und Freiheit. C.

29) Wie die Philosophie einmal das Individuellste, das anderemal — das Begreifen sein soll, welches eine Function des Geistes als Allgemeines denkenden ist, — dieß ist selbst eine ebenso unbegreifliche, als — individuelle Philosophie. C.

37.

Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung[1]).

Es sind, der gewöhnlichen Annahme zufolge, jetzt gerade achtzehn Jahrhunderte, daß die „Einmüthigkeit" der ersten Christen, die in den ersten Jahren „alle Dinge gemein hatten" (Ap. Gesch. 2, 44.), dadurch zum erstenmale gestört wurde, daß die Wittwen der griechisch-jüdischen Christen „übersehen wurden in der täglichen Handreichung," bei welcher man nur auf die Wittwen der hebräisch-jüdischen Christen Bedacht nahm. (Ap. Gesch. 6, 1.) „Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen" (2.) und ihre „Rede gefiel der ganzen Menge wohl" (5.), und die Jünger „erwählten" Diakonen und „stellten sie vor die Apostel und beteten und legten die Hände auf sie," und „die Zahl der Jünger mehrete sich sehr zu Jerusalem." (5—7.) Vierzehn Jahrhunderte später wurde zu Basel zum letztenmale der vergebliche Versuch gemacht, die Einigkeit zwischen den päpstlich- und den episkopalisch-gesinnten römischen, und zu Florenz die Einigkeit zwischen den römisch- und den griechisch-katholischen Christen wiederherzustellen! — In demselben Jahre aber, in welchem, nun vor gerade vierhundert Jahren, die Basler Synode mit dem Papste zerfiel, und drei Jahre vor der dritten und entscheidenden Spaltung der Christenheit in Päpstlich- und Griechisch-Katholische — wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und hiermit „die Menge der Jünger Christi" zu einer wahrhaft allgemeinen Synode berufen, und diese Synode ipso facto — und wir dürfen hinzusetzen — ipso jure divino für alle Zukunft als permanent erklärt.

Es bedarf nun für unsere Leser gewiß keines Erweises, daß gerade der Buchdruck das zweckdienlichste Mittel gewesen, sowohl die allmählige Verklärung des historisch-gegebenen Christenthumes, als die Verbreitung seiner humanisirenden Lehren über das ganze Erdenrund einzuleiten und

1) Geschrieben im J. 1836.

zu befördern. Wie aber römische Welteroberung und griechische Weltphilosophie und die Weltsprachen beider Nationen erst das jüdische Christenthum zur Religion der alten und der damals neuen nordischen Welt sich verallgemeinern ließen, — zugleich jedoch Veranlassung gaben zur Zerspaltung der christlichen Kirche in morgen- und abendländische — und zur Zersplitterung in zahlreiche Secten, so hat der Buchdruck — im Vereine mit altrömischer Gesetzgebung und altgriechischer Philosophie, mit den unabstreitbar heilsamen, zunächst auch ähnliche, theils wirklich, theils nur scheinbar nachtheilige Folgewirkungen gehabt. Das Abendland hat sich erst in zwei Hälften, dann in viele Bruchtheile gespalten, und der oberflächlichen Betrachtung bietet die gesammte Christenheit jetzt nur mehr das ebenso traurige, als widrige Bild eines in Infusorien sich auflösenden Organismus dar.

Indessen genügt die von Jedem leicht anzustellende Vergleichung zwischen dem Gesammtzustande der christlichen Völker im neunzehnten Jahrhunderte mit dem derselben Völker zu Anfange des fünfzehnten, ja selbst noch des siebzehnten Jahrhunderts, um sich zu überzeugen, daß dieselben seit Erfindung, und vollends seit der Emancipation des Buchdrucks Riesenschritte in der Bildung zur Humanität gethan haben, welche denen in den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in jeder Beziehung zum Wenigsten gleichzustellen sind.

Allerdings ist die uranfängliche „Einmüthigkeit" nicht mehr in der Weise vorhanden, daß „Alle Alles gemein haben." Aber worin bestand die erste Einmüthigkeit, und wie lange währte sie? Ueber ungleiche Vertheilung der Unterstützungen wurde schon in den ersten Jahren Klage geführt. Was aber die Lehre betrifft, so bietet die Apostelgeschichte uns nur wenige Glaubenspunkte dar, über welche die Zwölfe sich einverstanden zeigen, wie etwa die, daß der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's[2]) einen „Propheten erweckt" aus dem Volke Israel, der, obgleich „ein Mann von Gott," „durch welchen Gott Wunder und Zeichen gethan," dennoch gekreuzigt[3]), dann aber von Gott auferweckt worden[4]), und nach seiner Auferstehung den heiligen Geist von Gott empfangen und über die Gläubigen ausgegossen[5]), und — wegen dieser Auferste-

2) Ap. Gesch. 3, 13. 13, 17. 22, 14. 24, 14.

3) Ebendas. 2, 22. 3, 22. 7, 37. 10, 38. 13, 23.

4) Ebendas. 1, 2. 8. 22. 2, 33. 3, 13. 15. 26. 4, 10. 5, 30. 10, 40 f. 13, 30 ff. 17, 3. 31.

5) Ebendas. 1, 4. 5. 8. 2, 4. 10 ff. 24. 32. 38 f. 4, 31. 33. 5, 32. 10, 44.

hung und Ausgießung — als der, von den Israeliten erwartete Messias (Christ) anzuerkennen sei[6]), der wiederkommen werde vom Himmel[7]), um das Reich Israel, als das Reich des Himmels, wieder aufzurichten[8]). — Ob aber das „Evangelium vom Herrn Jesu" auch anderen Völkern, oder nur den Juden zu predigen, ob das mosaische Disciplinar- und Cultusgesetz beizubehalten sei oder nicht, über dieß und gar manches Andere war zunächst kein Einverständniß vorhanden.

Wenn nun im Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten das Anfangs so unscheinbare Senfkorn zu einem mehrere hundert Mill. überschattenden Baume sich ausgebreitet, dann muß die Forderung einer unbedingten Glaubenseinigkeit für eine solche Jüngerzahl ebenso unstatthaft erscheinen, als die einer unbeschränkten Gütergemeinschaft; und es kann dann nur mit hoher Freude erkannt werden, daß, bei so unendlich mannigfaltiger Entwicklung der Individualitäten, sich doch ein solcher Reichthum von Gemeingültigem herauserzeugt habe, wie bisher noch nie vorhanden war.

Soll andererseits nach dem ursprünglich aufgestellten Musterbilde noch immer, bei sich erhebendem „Murmeln," oder vollends bei ausbrechendem „nicht geringem Zanke" (Apg. 6, 1. 15, 2.) „die Menge der Jünger zusammenberufen," und Etwas beschlossen werden als „gut dünkend den Boten Gottes und den Aeltesten, sammt der ganzen Gemeinde" (Apg. 15, 22.), — wie kann dieß, nach so weiter Ausbreitung der Gemeinde, zunächst anders zu Stande kommen, als mittelst des, durch den Buchdruck eröffneten allgemeinen und permanenten Conciliums? Ist aber die Einstimmung nothwendig, ist der Fortbestand dieser wahrhaft ökumenischen Synode eine — aller Willkühr schlechthin entzogene — Thatsache, — muß man da nicht auch die Schattenseite dulden, die auch hier das aufgehende Licht begleitet? Darf man Klage führen, wenn Stürme dem Frühlinge, wenn Tod der Wiedergeburt, wenn Ausbrüche verborgener Differenzen der Ausgleichung und Versöhnung vorangehen? Oder soll man den transitorischen Untergang des schönen Griechenthumes und des großartigen Römerthumes im Mittelalter beklagen, obgleich er theils Bedingung, theils Folgewirkung des Christenthumes gewesen? Soll man den Zerfall der mittelalterlichen Dome bejammern, obgleich, was zuerst Blüthe des Christbaumes gewesen, später zur harten,

6) Ap. Gesch. 2, 36. 10, 42. 13, 38 f. 17, 3. 18, 28.
7) Ebend. 1, 11. 3, 20 f. 17, 31. 24, 25.
8) Ebend. 1, 3. 6. 2, 21. 3, 23. 4, 12. 10, 43. 19, 8.

dornigen Kapsel, zur schützenden Burg des in ihr reifenden, zuletzt zum Kerker, zum Sarge des gereiften Saamens geworden?

Daß die römisch-katholische Kirche, ihres Widerstandes gegen den Geist der Reformation ungeachtet, dennoch von manchen Krankheiten durch denselben geheilt worden, wird jetzt selbst von Apologeten jener Kirche zugestanden. Und dennoch wird selbst von ihnen noch immer die Behauptung wiederholt, jener Geist „treibe die Teufel aus durch der Teufel Obersten!" — Daß die Nationen, bei welchen es den geistlichen und weltlichen Gewalthabern gelungen, die Reformation zu ersticken in den Flammen der Scheiterhaufen und in Strömen von Blut und von Thränen von hunderttausenden Verbannten und Gemordeten, — daß diese Nationen früher oder später ärger als Barbaren gegen ihre Geistlichen gewüthet und die unerhörtesten Gräuelthaten verübt, dieß kann auch das blödeste Auge in den Geschichten der neueren Zeiten lesen; und dennoch wird von Häuptern der römisch-katholischen Kirche gegen jeden Reformationsversuch an die alten, unterdrückenden Disciplinargesetze erinnert! — Daß endlich nur die germanischen Volksstämme, in denen das Grundprincip der Reformation, — das Recht der freien Prüfung, — zu seiner Zeit anerkannt worden, auch alle übrige Nationen in humaner Bildung überragen, dieß wird zum wenigsten in Deutschland nicht mit Erfolg widersprochen werden können; und doch ist gerade jenes Prüfungsrecht die Wurzel, aus welcher zunächst die große Meinungsverschiedenheit entspringt, die jetzt fast unglaublicherweise von Vorstehern reformirter Glaubensgenossenschaften als ein entsetzliches Unglück beklagt wird!

So sehen wir den Geist der neuen Zeit noch auf vielfältige Weise verkannt, und wenn wir den nächsten Gründen dieser Verkennung nachforschen, so zeigt sich uns, daß sie hervorgeht theils aus Unkenntniß der, allem Werdenden einwohnenden Entwicklungsgesetze, theils aus Nichtbeachtung des allem Endlichen eigenthümlichen Wesens, wonach alles Dasein und Leben bedingt ist durch den Wechsel von Beschränkung und Einschränkung, von denen jede die andere hervorruft.

Dieses Wesen und jene Gesetze zu erkennen, zu erweisen und die Einsicht in dieselben zu einem Gemeingute der Intelligenzen zu erheben, ist eine der wichtigsten, — wenn nicht die wichtigste aller Aufgaben für die gegenwärtige Zeit. Zu ihrer Lösung aber anzuregen, ist wohl Nichts wirksamer, als sich die Mannigfaltigkeit der Meinungen zu vergegenwärtigen, die sich auf verschiedenartigen Entwicklungsstufen gebildet und, das Recht verläugnend, kraft dessen nicht nur sie, sondern auch die übrigen in das Dasein getreten, — Alleingültigkeit für sich in Anspruch zu nehmen sich vermessen.

Einen Beitrag zu solcher Uebersicht zu geben, sind auch die nachfolgenden Mittheilungen bestimmt, die uns geeignet scheinen, zum Nachdenken aufzufordern sowohl über die Vielspaltigkeit der Gegenwart selbst, als über deren Unterschied von jener „Einmüthigkeit," von welcher die Christenheit nun gerade vor achtzehn Jahrhunderten ausgegangen ist.

* * *

Wir beginnen mit Angabe des wesentlichen Inhaltes eines päpstlichen Rundschreibens, welches die Hauptmomente der römisch-katholischen Kirchenverfassung darlegt, wie sie schon vor fast vierzehn Jahrhunderten von Leo d. Gr. festgestellt worden, und sich durch ihre verständige Consequenz bis auf den heutigen Tag, wenn auch jetzt nur noch bei Wenigen, und selbst bei diesen nur mehr als Theorie, vollständig zu behaupten vermocht hat.

I. In der Encyklica, welche der jetzt regierende Papst, Gregor XVI., unterm 17. Mai 1835 an die Bischöfe, Capitel, Pfarrer und den übrigen Klerus der Schweiz erlassen, bemerkt er zuvörderst, daß er, zu Folge des ihm von Gott ertheilten Amtes, besonders dahin seine Sorge und seine Gedanken hinzuwenden habe, „wo das ewige Heil der Schafe und die katholische Religion selbst Gefahr zu laufen scheine." Es sei dies namentlich in der Schweiz der Fall; ganz besonders aber veranlasse ihn zu dieser Klage die im Januar v. J. zu Baden, im Canton Aargau, gehaltene Conferenz und die zu Frauenfeld im Druck erschienene Sammlung ihrer Beschlüsse, welche, „der Lehre und Disciplin der katholischen Kirche zuwiderlaufend, und offenbar zum Verderben der Seelen dienend, auf keine Weise geduldet werden könnten."

Sofort stellt dann Se. Heil. die Hauptsätze des Kirchensystemes auf, welches durch jene Beschlüsse gefährdet sei. Diese rein katholischen Lehrsätze sind im Wesentlichen und in wortgetreuer Uebersetzung folgende:

1) „Die Kirche hat aus göttlicher Institution die Gewalt nicht nur des Magisteriums, damit sie die Sachen des Glaubens und der Sitten lehre und bestimme, und die heiligen Schriften ohne Gefahr des Irrthumes erkläre, — sondern auch des Regimentes (regiminis), damit sie die einmal in ihren Schoß aufgenommenen Söhne in der überlieferten Lehre erhalte und bestärke, — Gesetze erlasse über Alles, was zum Heile der Seelen, zur Ausübung des heiligen Amtes und zum Gottesdienste gehört."

2) „Diese Lehr- und Befehl-Gewalt gehört aber in dem, was hinsichtlich der Religion von Christus seiner Braut übertragen worden, nicht nur in der Art den Hirten und Vorstehern derselben zu eigen, daß es auf

keinerlei Weiſe (nullo pacto) den Obrigkeiten des bürgerlichen Gemeinweſens zuſtehen kann; ſondern auch ſo, daß ſie gänzlich frei und auf keine Weiſe irgend einer weltlichen Herrſchaft unterworfen (obnoxia) iſt;" —wie denn auch „die Apoſtel, nicht in Folge der Einſtimmung (ex placito) der laikaliſchen Gewalt, ſondern ſogar gegen deren Willen (ea invita) das Evangelium verkündigt, die Kirche ausgebreitet und die Disciplin feſtgeſtellt haben."

3) „Dieſe (Lehrſätze) ſind feſt, unerſchütterlich (immobilia), und auf der Ueberlieferung und der Autorität der alten Väter, ſo viel deren waren, beruhend. Denn, „miſche dich ja nicht in geiſtliche Angelegenheiten, ſchrieb Oſius, Biſchof von Corduba, an den Kaiſer Conſtantin u. ſ. w." — „Auch wußten es die chriſtlichen Fürſten, und waren ſtolz, es öffentlich zu bekennen, wie z. B. Kaiſer Baſilius in der achten Synode," — der von den Laien ſagte, daß ihnen „auf keine Weiſe über kirchliche Dinge das Wort zu nehmen erlaubt ſei; welche Dinge zu erforſchen und zu unterſuchen den Patriarchen, Biſchöfen und Prieſtern zuſtehe, die das Amt der Herrſchaft empfangen, welche die Macht zu heiligen, zu binden und zu löſen haben, und denen die kirchlichen und himmliſchen Schlüſſel zu Theil geworden ſeien." . . . —

Von dieſen Grundprincipien aus werden ſofort die Badener Confe.enzbeſchlüſſe in allen Punkten verworfen, in welchen der weltlichen Gewalt irgend ein Recht, in irgend eine kirchliche Angelegenheit ſich einzumiſchen, zuerkannt wird. Die Unzuläſſigkeit ſolcher Einmiſchung finde am augenfälligſten in Betreff der Sacramente ſtatt, wie denn Papſt Gelaſius an Kaiſer Anaſtaſius geſchrieben: „Du weiſt es, daß, obgleich du durch deine Würde dem menſchlichen Geſchlechte vorgeſetzt biſt, du doch den Vorſtehern der göttlichen Dinge frommgläubig den Nacken zu beugen und bei ihnen die Urſachen (causas) deines Heiles zu ſuchen haſt." . . . Vollends gräuelhaft (portenti loco) ſeien jene Badener Beſchlüſſe darin, daß ſie der weltlichen Macht Einwirkung hinſichtlich der gemiſchten Ehen einräumen, was „der katholiſchen Wahrheit und der kirchlichen Lehre offenbarlichſt zuwiderlaufe; da ſelbe dieſe Ehen — theils wegen der ſchändlichen (flagitiosam) Gemeinſchaft in heiligen Dingen, theils wegen ſchwerer Gefahr der Perverſion des katholiſchen Ehegatten und der verderblichen Erziehung der erzielten Kinder — ſtets verabſcheut und immer verboten habe." —

Nach dieſen Zurechtweiſungen geht Se. Heil. über zur näheren Beſtimmung jener, über alle weltliche erhabenen kirchlichen Gewalt, und wiederholt nun die bekannten Lehren:

1) die geiſtliche Gewalt der Kirche iſt „von Chriſtu
Beſten der Einheit;

2) „damit dieſe Einheit ſtattfinde, muß Einer de
vorgeſetzt ſein, der ſelbe behütet und bewahrt, und alle
Kirche durch Ein Glaubensbekenntniß verbinde;

3) „damit keine Veranlaſſung zur Spaltung ſei, m
ren Körper ein ſichtbares Haupt vorgeſetzt ſein.

4) „Obgleich daher allen Biſchöfen, welche der heil
gierung der Kirche Gottes eingeſetzt hat, eine gemeinſame
dem, was den Ordo betrifft, eine gemeinſame Gewalt zu
hat doch Chriſtus nur dem einzigen Petrus die Schlüſſe
reiches verheißen und das Amt, die Schafe und Lämmer zu
bekräftigen übertragen, und wollte, daß zum Beſten ſeiner
dung der Weltzeit (saeculi) ausdauernden Kirche dies den V
Petri zuſtehe."

5) „Immer war es aller Katholiken einhelliger und
ſatz, es ſei ein Glaubensſatz (fidei dogma), daß der
Biſchofe, des heil. Apoſtelfürſten Petrus Nachfolger in
Kirche der Primat nicht allein der Ehre, ſondern auch de
und Gerichtsbarkeit zuſtehe; daher ihm auch die Bi
worfen (subjectos) ſeien."

6) „Daher auch muß dem heil. Stuhle Petri, näm
ſchen Kirche, nach des heil. Leo's Ausſpruch, die Kirche a
zen Erde nothwendig ſich anſchließen, und als zum Mittel
tholiſchen Einheit und der kirchlichen Gemeinſchaft c
daß des göttlichen Geheimniſſes verluſtig geht, wer von d
Feſtigkeit abweicht." — Wie denn ebenſo wohl der h
bemerkt: „wer außerhalb dieſes Hauſes das Lamm ißt
fremd (profanus), und — wer in dieſer Arche Noä ſich
wird bei der Sündfluth zu Grunde gehen (peribit)", — „
mit Chriſto, ſo wer mit ſeinem Stellvertreter nicht ſammel
durchaus."

7) „Es ſammelt aber nicht mit Chriſti Stellvertret
heil. Autorität gefährdet und deſſen Rechte verletzt, die d
beſitzt, weil er das Haupt der Kirche und der Mittelpunkt
weil ihm der Primat des Ordens (ordinis) und der Gerichts
und weil er die volle, ihm göttlich überlieferte Gewalt hat,
Kirche zu weiden, zu regieren und zu bewalten."

„Solcher Verletzung, fährt Se. Heil. fort, hat man i
ſchen Conferenz ſich verwogen," gegen deren Beſchlüſſe dam

rem auf die bekannte Constitutio „Auctorem fidei“ (von Pius VI. d. d. 28. Auguſt 1794) verwieſen wird.

Nachdem auf dieſe Weiſe das hierarchiſche Syſtem der römiſch-katholiſchen Kirche in Erinnerung gebracht und Kraft deſſelben demnächſt die Badener Conferenzbeſchlüſſe verworfen worden, bricht Se. Heil. in die Klage aus, daß „die katholiſche Kirche in dieſen allerelendeſten Zeiten beinahe überall von zahlloſen Uebeln bedrückt werde,“ — und ruft nun dem ſchweizeriſchen Klerus zu: „Euch gebührt es vor Allem, wie eine Mauer dazuſtehen, auf daß kein anderer Grund gelegt werde, als der bereits gelegt iſt, und die allerheiligſte Hinterlage des Glaubens unverletzt zu erhalten und zu beſchützen.“ . . . „Aber noch eine andere Hinterlage, fügt Se. Heil. hinzu, gibt es, welche Ihr kräftigſt vertheidigen und unverſehrt bewahren müſſet, nämlich die der heil. Geſetze der Kirche, durch welche ſie ihre Disciplin feſtgeſtellt, ſowie die — ihrer und dieſes apoſtoliſchen Stuhles — Rechte, mittelſt welcher die Braut Chriſti wie eine furchtbare (terribilis) Schlachtordnung ſich erhebt.“ . . . Darum ſollen nun Alle „das Schwert des Geiſtes, welches das Wort Gottes iſt, ziehen;“ darum „Alle zuſammenwirken, damit das gläubige Volk durchaus frei bleibe von aller Anſteckung der einbrechenden Uebel und von aller Gefahr der Verirrung. . . . Arbeiten ſollen ſie Alle, daß Alle der Macht und Autorität der Kirche immerdar unterthan ſeien, und daß ſie dem (römiſchen) Lehrſtuhle (cathedrae), den der Erlöſer aufgerichtet als eiſerne Säule und als eherne Mauer wider die Feinde der Religion, von Tag zu Tag ſtets feſter anhängen und ihm vereinbart werden.“

Dieſes Rundſchreiben, übereinſtimmend mit den früheren Erlaſſen des jetztlebenden Papſtes, macht die Behauptungen aller jener deutſchen und franzöſiſchen Neologen zu Schanden, welche von einer allmähligen Umgeſtaltung des römiſch-katholiſchen Kirchenſyſtemes träumen, und ihre Träume der leichtgläubigen Welt als Wahrheit darzubieten ſo verwegen oder ſo albern ſind. Das Oberhaupt der Kirche erklärt ausdrücklich, daß nicht nur die Hinterlage des Glaubens, ſondern auch die der Disciplinargeſetze und der kirchlichen und päpſtlichen Rechte unverſehrt zu behaupten ſei. Was aber unter den Disciplinargeſetzen zu verſtehen, gibt Jedem, der nur leſen kann und leſen will, ſchon gleich die Constitutio „Auctorem fidei“, auf welche Se. Heil. ſich beruft, zu erkennen. Hier heißt es nämlich unter Anderem: „die Behauptung, es ſei ein Mißbrauch der kirchlichen Autorität, wenn man ſie über die Grenzen der Lehre auf das Aeußere ausdehnt, und das durch Gewalt erzwingt, was von der Ueberzeugung abhängt, und ferner, daß es gar nicht in ihren Bereich gehöre, durch äußere Gewalt Unterwerfung gegen ihre Decrete zu fordern, iſt ketzeriſch, — inſofern dieſer Satz beabſichtigt, daß

die Kirche nicht von Gott die Macht habe, — auch durch Zwangsgesetze und heilsame Strafen die Widerspenstigen zum Gehorsame zu nöthigen" [9]). Was andererseits unter den kirchlichen und päpstlichen Rechten zu verstehen, davon haben noch die päpstlichen Protestationen gegen den westphälischen Frieden, gegen die Erklärung der gallikanischen Geistlichkeit von 1682 und gegen die Wiener Beschlüsse in Betreff der Kirchengüter und der Berechtigung der anderen Confessionen sattsam zu erkennen gegeben.

Wie es indessen leicht einzusehen ist, daß das von dem jetztlebenden Papste in Erinnerung gebrachte System durchaus identisch mit dem sogenannten mittelalterlichen, und daß es in sich selbst so folgerichtig ist, daß nicht die mindeste Veränderung darin vorgenommen werden kann, ohne den Bestand des ganzen Gebäudes zu gefährden, — so muß sich auch jedem unverblendeten Beobachter die Bemerkung aufdrängen, daß dieses System nirgends, selbst in Rom nicht, seine volle Geltung mehr habe, da, um nur des letzteren zu erwähnen, der Papst sonst auf keine Weise den Protestanten eine Capelle in seiner Residenzstadt hätte einräumen und hierdurch die römischen Rechtgläubigen, — wenn es deren noch gibt, — „der Gefahr der Ansteckung" hätte aussetzen können, tausend anderer Thatsachen zu geschweigen, durch welche in der neueren Zeit die päpstliche Praxis sich immer tiefer in Widersprüche mit der päpstlichen Theorie verwickelt hat.

Wenn nun auch — unseres Wissens — keine einzige zur römisch-katholischen Kirche sich bekennende Regierung die Disciplinargesetze und Rechte dieser Kirche und ihres Oberhauptes jetzt noch vollständig anerkennt und in Ausführung bringt, so finden sich doch noch, wenn auch selten, einzelne Bischöfe, welche sich zur päpstlichen Theorie zu bekennen scheinen, und — der großen Seltenheit halber — mag hier eines, solche Einmüthigkeit andeutenden Actenstückes Erwähnung geschehen.

II. Unterm $\frac{10}{22}$ Juni v. J. schrieb General Golowin, Generaldirector der Commission des öffentlichen Unterrichtes und der Culte in Polen, an den Bischof von Podlachien, Namens Gulkowski, um ihm sein Befremden darüber zu äußern, daß derselbe, dem Regierungsbefehle zuwider, das Verbot, gemischte Ehen einzusegnen, erneuert, und in seinem Hirtenbriefe vom 14. Mai v. J. die Stelle des heil. Chrysostomus angeführt, worin es heiße: „Wenn Ihr hören werdet: „„gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,"" dann wendet diesen Grundsatz nur auf dasjenige an, was der Frömmigkeit und der Religion keinen Eintrag thut;

9) S. Eisenschmid's Bull. II. 570.

denn Alles, was dem Glaube
Kaiſer, ſondern dem Satan
klärt dann, daß „die Regieru
auf nachdrücklichere Weiſe e
machung ähnlicher Hirtenbri

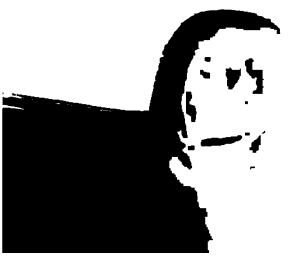
Hierauf erwiederte
habe nichts Anderes auf je
gierung amtlich (officieller
nicht zum Bereiche der we
nes römiſch-katholiſchen
von der weltlichen Mac
tire, ſondern die Regier
ordnungen und die Unc
unter allen Kirche
gewährt, allmächt
„Die Regierung, heiſt
ſie ſagt, ihre Verordn
vollzogen; denn wen
Biſchöfe des alten
dies doch nur wie e
ſein im Verhältniſſe
Verordnungen ich n

In Betreff
mus bemerkt Herr
den, welchen Greg
niſchen Biſchöfe
gen eingerücktes
in dem Falle de
laubt, wenn ſie
Kirche zuwider
ihr gehorchen,
ſchließt mit der
gebung zu ertr
ten als Hirten

Gibt ſi
bereit iſt, das
Glauben zu

---

10) I
im Univers



consequenz halber unsere Hochachtung in Anspruch nimmt,
doch andererseits auch die Beschränktheit seiner Einsicht b
ihn behaupten läßt, daß wenn auch in anderen Diöcesen
schöfe sich den Machtbefehlen der Regierung fügen, „dies d
einzelnen Strome zu vergleichen sein würde im Gegensatze
Meere, des kirchlichen Gehorsams in der allgemeinen Kir
doch eine ungemein leicht in Erfahrung zu bringende That
immense Majorität der römisch-katholischen Bischöfe auf d
denrunde, daß alle Bischöfe in Deutschland, Rußland, Ung
Scandinavien, Großbritannien, Frankreich, Holland, Span
in der Schweiz und im übergrößten Theile Italiens und A
Ausübung ihrer oberhirtlichen Functionen auf vielfache
theils positive, theils negative Einwirkung der weltlichen
lassen! „Die gesetzgebende Gewalt, bemerkt Walter [11],
sentlicher Bestandtheil der Kirchengewalt," und doch „hängt
Kraft für die einzelnen Gläubigen von der Promulgation i
ab, und dazu muß nach der alten Observanz fast aller
weltliche Macht ihre Zustimmung ertheilen" [12]). A
ein Bischof bis auf das Aeußerste der Säcularisation der
Kirchengüter und so manchen anderen Einschreitungen
Macht sich widersetzt? Gehören aber die noch von Gregor
Lehrsätze in Betreff der kirchlichen und näher — der päpstl
zu den „unerschütterlichen Glaubenslehren (fidei dogm.) d
tholischen Kirche," wo findet sich dann jetzt noch die wesent
bens-Einmüthigkeit zwischen den Mitgliedern dies
dem Oberhaupte derselben, von welcher allein doch diese kath
bensgenossenschaft ihren römischen Eigennamen erhalten?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die g
leiter zur Anschauung bringen, welche von dem absoluten
Papstes selbst an seinen ihm angeblich „von Gott verliehene
Ehre, Autorität und Gerichtsbarkeit," kraft dessen „die Bisc
terworfen (subjecti) sind," — bis zu dem rationalistischen
Straßburg und so manchen, die päpstliche Souveränität un
verwerfenden Oberhirten hinabreicht. Gesetzt aber auch,
hielten fest an dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, —
Regierung, die noch den Papst in seiner kirchengesetzliche
kommenheit anerkennt; wo ist das Volk, welches sich dems
unterwirft? —

11) Kirchenrecht. 5te Auflage. S. 326.
12) Ebend. S. 327.

Mögen immerhin einzelne Oberhirten auf der pyrenäischen Halbinsel und in der Schweiz ihre Schafe aufwiegeln gegen die reformirenden Regierungen, — mögen hier und dort einzelne päpstlich Rechtgläubige den verfassungsmäßigen Bürgereid verweigern, weil Gewissens-, Cultus- und Preßfreiheit unvereinbar sind mit römisch-katholischer Lehre, Disciplin und Verfassung, — mag immerhin der Verfasser der Curiosa im Weiß'schen Katholiken die Toleranz persifliren und den fanatischen Feuereifer eines Phinees und Samuel präconisiren[13]), so ist doch Nichts gewisser, als die stätig und in mehr als geometrischer Progression zunehmende Meinungsverschiedenheit in der römisch-katholischen Kirche, welche Gregor XVI. noch jüngsthin[14]) die Klage abgenöthigt hat: „ach, wie unglücklich und Unseren Wünschen entgegengesetzt ist der Zustand der Zeiten! Denn die Uebel, welche gleich bei dem Anbeginne Unseres Pontifikates die Kirche heimgesucht hatten, finden Wir nicht nur in keiner Hinsicht vermindert, sondern auch dergestalt von Tag zu Tag vermehrt, daß sie Uns selbst inmitten der Glückwünschungen den Schmerz, von dem Wir verzehrt werden, nicht einhalten lassen," weßhalb denn die Cardinäle aufgefordert werden, „jener Gottesmutter in gemeinsamem Gebete mit Sr. Heil. sich demüthig nahend, sie um ihre Hülfe anzuflehen in diesen Drangsalen der Kirche, damit durch sie, die Zerstörerin aller Ketzereien, die Meinungsspaltungen gehoben, die Wirren geschlichtet, Ruhe und Frieden zurückgeführt werden mögen, und dann die Tochter Sion ablege das schmutzige Trauergewand und anthue das Kleid der Freude."

38.

Zeitstimmen.

I. Universal-Kirchenzeitung.

„Es ist dringend Zeit," meint Herr Dr. Creizenach in der israëlitischen Abtheilung der „Unparteiischen Universal-Kirchenzeitung" (1837. Nro. 2), — „daß die Juden mit sich selbst über das, was der Talmud für sie ist und sein soll, in's Reine kommen." Er selbst

13) Februarheft 1836.
14) S. Allocution im geheimen Consistorium am 1. Februar 1836.

aber scheint damit bereits völlig in's Reine gekommen zu sein; denn er stellt als Thesen auf: „es habe nie ein authentischer Codex des Talmud existirt; die Mischna und die Gemara seien unvollendete Werke" u. s. w.

„Der Hauptgewinn der Straußischen Schrift," so versichert Herr Dr. Stephani in der protestantischen Abtheilung derselben Zeitung „bestehe darin, daß dadurch die protestantisch-theologische Welt sich genöthigt sieht, theils ihren Fleiß dem zuzuwenden, was von der protestantischen Kirchenlehre allein vor dem Gerichtshofe historischer Kritik als ewige Wahrheit sicher gestellt werden kann; theils dem zu entsagen, was in der protest. Kirchendogmatik Irriges und Unheilbringendes noch aus früheren Zeiten stehen geblieben."

Herr Dr. Staudenmaier aber behauptet in der katholischen Abtheilung (Nro. 1): „die Haupttendenz der Universal-Kirchenzeitung könne keine andere sein, als: die gegenseitige Stellung der Kirchen zu einander so zu begreifen, wie sie an sich und wie sie in der Gegenwart ist, mit unverwandtem Hinblick darauf, daß wir uns Alle innerlich nach einem kommenden tiefen Frieden sehnen."

So tritt hier Dr. Creizenach den rabbinischen, talmudistischen Israeliten, Dr. Stephani den streng Schrift- und Symbolgläubigen, Dr. Staudenmaier den starren Kirchengläubigen entgegen. Zugleich protestirt in einer Anmerkung der Spezialredakteur der protestantischen Abtheilung, Dr. Kirchner, gegen eine Behauptung des Dr. Stephani, und der kathol. Generaldirektor der Zeitung, Dr. Höninghaus, gegen mehrere Behauptungen des Dr. Staudenmaier. Das in Nro. 2 mitgetheilte Fragment eines Briefes des Königs von Griechenland belobt aber das Unternehmen des Herausgebers, als hinarbeitend auf „die Eintracht der Völker."

*

II. Bischof Neander.

Wir erfahren durch die Rede, welche Dr. Neander, Bischof der evangel. Kirche, k. wirkl. Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg und Probst zu St. Petri, auch Ritter des rothen Adlerordens 2ter Klasse mit Eichenlaub, am 22. August 1837 im Rittersaale des königl. Schlosses zu Berlin, bei der Feier des Krönungs- und Ordensfestes, gehalten, — nicht nur, was schon oft gesagt worden: „daß es die Bestimmung des Christenthums sei, das ganze Leben mit seiner heiligen Kraft zu durchdringen," sondern auch, daß diese Wahrheit „unserm Zeitalter um so nachdrücklicher vorgehalten werden

müſſe, je mehr es im Begriffe ſei, ſich von der Anerkennung derſelben zu entbinden."

* * *

III. Döllinger's akademiſche Jeremiade.

Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München am 25. Auguſt 1837 zur Feier des Geburts- und Namensfeſtes des Königs von Baiern — wurde von Herrn Dr. Döllinger mit einer Rede eröffnet, die, mit Bezug auf Guizot's Klagen, ſich ebenwohl in ſehr — bittere Klagen ergoß. So meinte Hr. Döllinger, „das — alles und jedes Wiſſen verknüpfende Band ſei gelöſet und die einzelnen Zweige der Wiſſenſchaften ſeien zerriſſen!... Aber ſchlimmer noch als die Spaltung der individuellen Geſinnungen, als das zerreißende Hinzerren der Gemüther nach jenem, was keinen Beſtand hätte noch haben könnte, ſei die allgemeine Verbreitung eines eigenthümlichen antihiſtoriſchen Sinnes... welcher auch unſerer Literatur ihren Charakter einhauche. So hätten wir jetzt ſtatt großer umfaſſender Werke — rhapſodiſche Auszüge ohne feſten Ausgang und ſicheres Ziel... Die Schulen der Gelehrſamkeit — ſeien dem kleinlichen Sektengeiſte und ſelbſt der Keckheit individueller Beſchränktheiten gewichen... Nicht ſo gar ſelten müſſe ein witziger Einfall die Stelle gründlich erforſchter Wahrheit vertreten... Das endlich ſei der größte Fehler des wiſſenſchaftlichen Treibens unſerer Zeit, daß es zuviel vom Treibhauſe, zu wenig von geſetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freier Natur auf organiſche Weiſe emporſtrebenden Stammes in und an ſich habe." — Gutes und Erfreuliches aus unſerer Zeit wußte Hr. Döllinger blutwenig, — ein Heilmittel aber eben ſo wenig als die Urſache der allgemeinen Krankheit anzugeben. Die ganze Rede war für alles Andere, nur gerade nicht für eine Feſtrede zu halten.

* * *

IV. Friedrich Wilhelm I. von Preußen über Kirchenvereinigung.

In Nro. 6 der proteſtantiſchen Abtheilung der unparteiiſchen Univerſal-Kirchenzeitung v. 1837 wird erinnert an ein Schreiben Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen an einen Propſt Roloff zu Friedrichsfelde, welcher der, von jenem Könige gebotenen Vereinigung der Lutheriſchen und Reformirten widerſtrebte. In dieſem Schreiben heißt es u. a.: „Der Unterſchied zwiſchen unſern beiden evangeliſchen

Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk; . . . wenn man es examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken. Nur auf der Kanzel da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere, Gott verzeih allen Pfaffen; denn die werden Rechenschaft geben müssen am Gerichte Gottes, daß sie die Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen . . . Gott gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie ewig seine Gebote halten, und daß Gott möge zum T — l schicken alle die, welche Uneinigkeit verursachen."

* * *

V. Die drei Worte des verewigten Propstes Hanstein.

Die protestantische Abtheilung der Univ.-Kirchen-Ztg. (v. 24. Septbr 1837) theilt drei merkwürdige, von Berlin aus datirte Briefe des verewigten Propstes Hanstein mit. Im ersten (v. 30. Jan. 1817) an Dräseke klagt er: „hier bei uns will's ganz so scheinen, als sollten Alle die Finsterniß, die Mystik, den blinden Glauben, den Buchstaben des Wortes, des lebendigen, mehr lieben, als das Licht . . ." Im zweiten (auch v. 1817) klagt er: „es sei gar schwer über Festmaterien heilig und kräftig zu reden, ohne dem Geist der Zeit zu huldigen, der alles daran setzt, die Dogmatik der Väter (!) wieder in Gang und Glauben zu bringen, weil er nicht weiß, was er will" . . . Im dritten (an Luthers Todestag), wünscht er klagend: „Ach! möchten alle einzelne und zerstreute Männer — ich meine die wahren und rechten, — sich die Hand bieten — um Eins zu sein, wie ein Mann, um zu halten, wie ein großer Pfeiler, den sinkenden Dom der protestantischen Kirche. Dann hätten sie leichtes Spiel gegen den Geist des Tages, der eigentlich ein Nachtgeist ist, aber eben darum ein gewaltiger. Doch, der Herr wird ihn in unsere Hand geben; ich meine in die Hand derer, die mit uns gleich denken, und mit uns drei hohe Worte [illegible] leuchten wie drei Sterne in der Dunkelheit der Welt: Ge[illegible]el! Und diese drei sind Eins!" —

39.

Denkgläubig-biblische Kirche in Deutschland.

Am 3. Dezbr. 1837 ist zu Speier die Generalsynode der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche des baierschen Rheinkreises eröffnet worden. Diese Kirche ist im J. 1818 durch die Union zwischen den dortigen Lutheranern und Calvinisten zu Stande gekommen, welche sich darüber einverstanden erklärt haben, daß es zum innersten Wesen des Protestantismus gehöre, stets auf der Bahn wohlgeprüfter Wahrheit mit ungestörter Glaubensfreiheit voranzuschreiten, und, bei aller Achtung für die allgemeinen Symbole und die besonderen symbolischen Bücher, doch keinen anderen Glaubensgrund und keine andere Lehrnorm anzuerkennen, als allein die h. Schrift. Der demnächst von der Generalsynode angenommene und vom Könige genehmigte Katechismus ist im Sinne des Denkglaubens, mit Umgehung aller supernaturalistischen Grundsätze durchgeführt. Für diese Principien haben gleich Anfangs 40,167 selbstständige Kreisbewohner, dagegen nur 539 sich ausgesprochen. Vor vier Jahren hat zwar ein Restaurationsversuch zu Gunsten des sog. Supernaturalismus begonnen, an deren Spitze der Consistorialrath Rust, früher Professor zu Erlangen, sich gestellt; sämmtliche Diöcesansynoden haben sich aber dagegen erhoben und die ganze, am 3. Dezbr. eröffnete Generalsynode besteht aus Anhängern der Union. —

40.

Prophezeihungen.

Aus dem kürzlich erſchienenen „Mémoire sur la faculté de prévision par I. P. F. Deleuze“ (nach deſſen Tod herausgegeben von Mialle) entnehmen wir folgende Angaben:

In dem Dedikationsſchreiben vom 14. März 1547, in welchem Noſtradamus ſein liber mirabilis Heinrich II. gewidmet, kündigt derſelbe an: der chriſtlichen Kirche ſtehe eine Verfolgung bevor, größer als die afrikaniſche, „et durera ceste cy jusqu'à l'an 1792 que l'on cuidera estre une *renovation de siècle*[1].“ (Bekanntlich begann die Aera der franzöſiſchen Republik am 22. September 1792).

Anton Couillard, sieur du pavillon, berichtet in ſeinen 1560 zu Paris gedruckten „Contredits,“ zu ſeiner Zeit ſei eine Prophezeihung in Umlauf geweſen, wonach die planetariſche Welt, Emblem der politiſchen Welt, mit einer ungeheuren Revolution bedroht ſei, die im J. 1789 beginnen würde, und deren Wirkung 25 Jahre ſpäter (alſo 1814) aufgehalten oder aufgehoben werde. — (S. 104).

Als Clemens XIV. den Jeſuitenorden aufhob, kündigte eine Bäuerin, Namens Bernardina Renzi, an, der Papſt werde im nächſtfolgenden September ſterben, aber die Gläubigen würden dem Verſtorbenen nicht, wie gewöhnlich, die Füße küſſen, und ſeine Leiche nicht, wie es herkömmlich war, in der Peterskirche ausgeſtellt werden. Der Papſt, als ihm dieſe Ausſage bekannt geworden, ließ das Mädchen, das übrigens unbeſcholten war, am 12. Mai 1774 gefänglich einziehen. Als die Sbirren zu ihr kamen, ſagte ſie: „Ganganelli kerkert mich ein, aber Braſchi wird mich freilaſſen.“ Ganganelli ſtarb am 22. September 1774, und als er eben verſchieden war, ging Bern. Renzi, die im Kloſter zu Monteſiascone eingeſperrt war, zur Superiorin und ſagte ihr: „Sie können Ihren Untergebenen die herkömmlichen Gebete für den h. Vater befehlen; er iſt geſtorben.“ Cardinal Braſchi wurde am 10. October 75 als Pius VI. Papſt — B. Renzi bald darauf der Haft entlaſſen. — (S. 108).

1) Der Schluß iſt hier weggelaſſen, der ſo heißt: „apres commencera le peuple romain de se redresser et de chasser quelques obscures ténèbres.“

In den periodiſchen Blättern des Jahres 1778 erſchien ein Gedicht, welches Herrn de Lille, einem Offizier des Regiments Champagne zugeſchrieben wird. Von ſämmtlichen in Erfüllung gegangenen Strophen heben wir nur folgende aus:

De même pas marcheront
Noblesse et rôture;
Les français retourneront
Au droit de nature;
Adieu parlemens et lois,
Adieu ducs, princes et rois, . .

Puis, devenus vertueux,
Par philosophie,
Les français auront des dieux —
A leur fantaisie.
Nous reverrons un ognon,
A Jésus damer le pion [2]).

Plus de moines langoureux,
De plaintives nones;
Au lieu d'adresser aux cieux
Matines et nones;
Nous verrons ces malheureux
Danser, abjurant leurs voeux etc. etc. (S. 110 ff.)

Dreizehn Jahre vor dem Ausbruche der Revolution machten folgende Worte des Pater Beauregard, die er in der Notredame-Kirche in einer Predigt zur Gemeinde ſprach, großes Aufſehen: „Oui, vos temples, seigneur, seront dépouillés et détruits, vos fêtes abolies, votre nom blasphémé, votre culte proscrit. Mais, qu'entends-je? grand Dieu! que vois-je? Aux saints cantiques que faisaient retentir les voûtes sacrées en votre honneur, succèdent des chants lubriques et profanes! et toi, divinité infame du paganisme, impudique Vénus! tu viens ici même prendre audacieusement la place du Dieu vivant, t'asseoir sur le trône du saint des saints, et recevoir l'encens coupable de tes nouveaux adorateurs.“ (S. 112.)

Aus Steinbeck's „der Dichter ein Seher“ (S. 597) fügen wir noch hinzu, erſt, was Schiller 1794 ausgeſprochen:

„Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in eine Art Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann er-

2) Im Kalender der Republik von 1793 vertritt u. a. auch die Zwiebel die Stelle eines Heiligen.

ſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur z
Frankreich, ſondern auch von einem großen Theile Europa's l
— dann (von S. 592), was in einem Almanach vo
ſoll (ſ. Allg. Ztg. 1832, Nr. 317, S. 1268):

„Or François, écoutez.
Dans cent ans bien comptez,
Après trois jours de gloire
Vous aurez trois ans de déboire.“

wobei Dr. Steinbeck bemerkt, daß auch der letzte Theil dieſe
in Erfüllung gegangen, indem erſt ſeit 1834 die Unſicherh
reich aufzuhören und der tiefgeſunkene Wohlſtand ſich wi
begonnen. —

Zum Schluſſe führen wir aus der, von Heinrich v. S
terlaſſenen, 1809 zu Philadelphia erſchienenen Schrift: „I
sum est“ — folgendes von Grégoire (Hist. des sect.
Vol. V. p. 104 ff.) Beigebrachte an:

„Les *Français* serviront de levain régénérateur.
St. Jean-Baptiste du second avénement du seigneur, c. à.
stianisme. Ils prépareront le chemin sans le savoir. L
tions de l'Europe s'imaginent que les Français sont les plu
et c'est le contraire . . .“ Von 1842 bis 1847 aber „wer
fangen, die neue Kirche öffentlich anzuerkennen.“

41.

Die drei Welttheile der nördlichen Hemi

Ein merkwürdiges Schauſpiel bieten jetzt Aſien, Europa
amerika dar. In den Hauptſtaaten des Orients, wozu jetzt
land und die Türkei zu zählen ſind, — iſt geiſtliches und we
giment noch ungetrennt. In China herrſcht der Kaiſer als
Himmels, im Reiche der Osmanlis der Großſultan als Na
Propheten, in Rußland der Czar als das Oberhaupt der griechiſ
In Indien iſt der Bramine ein geborner Fürſt, der Sudra un
lich ein Sclave. —

denn Alles, was dem Glauben und der Tugend zuwider, ist ein nicht dem Kaiser, sondern dem Satan entrichteter Tribut." — Der General erklärt dann, daß „die Regierung sich in solchem Falle ungern genöthigt sähe, auf nachdrücklichere Weise einzuschreiten (sévir), um künftig die Bekanntmachung ähnlicher Hirtenbriefe in der Diöcese von Podlachien zu verhindern."

Hierauf erwiederte ihm der Bischof unterm 28. Juni v. J.: „Er habe nichts Anderes auf jene Puncte zur Antwort zu geben, als der Regierung amtlich (officiellement) zu erklären, daß die Fragen dieser Gattung nicht zum Bereiche der weltlichen Gewalt gehören; daß das Benehmen eines römisch-katholischen Bischofes in dieser Beziehung in gar Nichts von der weltlichen Macht abhängig sei; daß nicht der Bischof sich revoltire, sondern die Regierung, welche offenbar gegen die Privilegien, Verordnungen und die Unabhängigkeit der Kirche handele, welcher allein unter allen Kirchen der Herr des Universums das Vorrecht gewährt, allmächtig (toute-puissante) auf der Erde zu sein."— „Die Regierung, heißt es weiter, kann sich nicht dadurch vertheidigen, daß sie sagt, ihre Verordnungen würden in anderen Diöcesen des Königreiches vollzogen; denn wenn auch die Zahl der Hirten dieser Diöcesen der aller Bischöfe des alten und gläubigen (fidèle) Polens gleich wäre, so würde dies doch nur wie ein einzelner Strom neben einem ungeheuren Meere sein im Verhältnisse zu der allgemeinen römisch-katholischen Kirche, deren Verordnungen ich mich treulichst zu fügen das Glück habe."

In Betreff der im Hirtenbriefe angeführten Stelle des Chrysostomus bemerkt Herr Gulkowski: „dieselbe habe keinen anderen Zweck, als den, welchen Gregor XVI. gehabt, als er unterm 9. Juni 1832 an die polnischen Bischöfe sein, auf Befehl der polnischen Regierung in die Zeitungen eingerücktes Rundschreiben erlassen, worin er sagte: „Es ist nur in dem Falle der Macht (pouvoir) ungehorsam zu sein (de désobéir) erlaubt, wenn sie Etwas fordern sollte, was dem Gesetze Gottes oder dem der Kirche zuwider wäre." Ihr in diesem Falle gehorchen, ist also nicht — ihr gehorchen, sondern dem Teufel einen Tribut entrichten." ... Er schließt mit der Erklärung, daß „er eher alle Art von Verfolgung mit Ergebung zu ertragen hoffe, als daß er einen Schritt breit von seinen Pflichten als Hirten der Kirche abweiche" [10]).

Gibt sich uns nun in diesem Schreiben ein Bischof zu erkennen, der bereit ist, das Märtyrerthum für seinen römisch-, d. h. päpstlich-katholischen Glauben zu übernehmen, und seiner Redlichkeit und seiner Glaubens-

10) In Extenso finden sich beide Schreiben in der Gaz. de France und im Univers religieux vom Februar 1836.

consequenz halber unsere Hochachtung in Anspruch nimmt,
doch andererseits auch die Beschränktheit seiner Einsicht be
ihn behaupten läßt, daß wenn auch in anderen Diöcesen A
schöfe sich den Machtbefehlen der Regierung fügen, „dies d
einzelnen Strome zu vergleichen sein würde im Gegensatze
Meere, des kirchlichen Gehorsams in der allgemeinen Kir
doch eine ungemein leicht in Erfahrung zu bringende That
immense Majorität der römisch-katholischen Bischöfe auf de
denkunde, daß alle Bischöfe in Deutschland, Rußland, Ung
Scandinavien, Großbritannien, Frankreich, Holland, Spani
in der Schweiz und im übergrößten Theile Italiens und An
Ausübung ihrer oberhirtlichen Functionen auf vielfache A
theils positive, theils negative Einwirkung der weltlichen A
lassen! „Die gesetzgebende Gewalt, bemerkt Walter [11],
sentlicher Bestandtheil der Kirchengewalt," und doch „hängt d
Kraft für die einzelnen Gläubigen von der Promulgation in
ab, und dazu muß nach der alten Observanz fast aller L
weltliche Macht ihre Zustimmung ertheilen" [12]). W
ein Bischof bis auf das Aeußerste der Säcularisation der K
Kirchengüter und so manchen anderen Einschreitungen
Macht sich widersetzt? Gehören aber die noch von Gregor
Lehrsätze in Betreff der kirchlichen und näher — der päpstl
zu den „unerschütterlichen Glaubenslehren (fidei dogm.) d
tholischen Kirche," wo findet sich dann jetzt noch die wesent
bens-Einmüthigkeit zwischen den Mitgliedern diese
dem Oberhaupte derselben, von welcher allein doch diese kath
bensgenossenschaft ihren römischen Eigennamen erhalten?

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die g
leiter zur Anschauung bringen, welche von dem absoluten
Papstes selbst an seinen ihm angeblich „von Gott verliehene
Ehre, Autorität und Gerichtsbarkeit," kraft dessen „die Bisch
terworfen (subjecti) sind," — bis zu dem rationalistischen
Straßburg und so manchen, die päpstliche Souveränität un
verwerfenden Oberhirten hinabreicht. Gesetzt aber auch,
hielten fest an dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, —
Regierung, die noch den Papst in seiner kirchengesetzliche
kommenheit anerkennt; wo ist das Volk, welches sich dems
unterwirft? —

11) Kirchenrecht. 5te Auflage. S. 326.
12) Ebend. S. 327.

Mögen immerhin einzelne Oberhirten auf der pyrenäischen Halbinsel und in der Schweiz ihre Schafe aufwiegeln gegen die reformirenden Regierungen, — mögen hier und dort einzelne päpstlich Rechtgläubige den verfassungsmäßigen Bürgereid verweigern, weil Gewissens-, Cultus- und Preßfreiheit unvereinbar sind mit römisch-katholischer Lehre, Disciplin und Verfassung, — mag immerhin der Verfasser der Curiosa im Weiß'schen Katholiken die Toleranz perstifliren und den fanatischen Feuereifer eines Phinees und Samuel präconisiren[13]), so ist doch Nichts gewisser, als die stätig und in mehr als geometrischer Progression zunehmende Meinungsverschiedenheit in der römisch-katholischen Kirche, welche Gregor XVI. noch jüngsthin[14]) die Klage abgenöthigt hat: „ach, wie unglücklich und Unseren Wünschen entgegengesetzt ist der Zustand der Zeiten! Denn die Uebel, welche gleich bei dem Anbeginne Unseres Pontifikates die Kirche heimgesucht hatten, finden Wir nicht nur in keiner Hinsicht vermindert, sondern auch dergestalt von Tag zu Tag vermehrt, daß sie Uns selbst inmitten der Glückwünschungen den Schmerz, von dem Wir verzehrt werden, nicht einhalten lassen," weßhalb denn die Cardinäle aufgefordert werden, „jener Gottesmutter in gemeinsamem Gebete mit Sr. Heil. sich demüthig nahend, sie um ihre Hülfe anzuflehen in diesen Drangsalen der Kirche, damit durch sie, die Zerstörerin aller Ketzereien, die Meinungsspaltungen gehoben, die Wirren geschlichtet, Ruhe und Frieden zurückgeführt werden mögen, und dann die Tochter Sion ablege das schmutzige Trauergewand und anthue das Kleid der Freude."

38.

Zeitstimmen.

I. Universal-Kirchenzeitung.

„Es ist dringend Zeit," meint Herr Dr. Creizenach in der israëlitischen Abtheilung der „Unparteiischen Universal-Kirchenzeitung" (1837. Nro. 2), — „daß die Juden mit sich selbst über das, was der Talmud für sie ist und sein soll, in's Reine kommen." Er selbst

13) Februarheft 1836.

14) S. Allocution im geheimen Consistorium am 1. Februar 1836.

aber scheint damit bereits völlig in's Reine gekommen zu sein; denn er stellt als Thesen auf: „es habe nie ein authentischer Codex des Talmud existirt; die Mischna und die Gemara seien unvollendete Werke" u. s. w.

„Der Hauptgewinn der Straußischen Schrift," so versichert Herr Dr. Stephani in der protestantischen Abtheilung derselben Zeitung „bestehe darin, daß dadurch die protestantisch-theologische Welt sich genöthigt sieht, theils ihren Fleiß dem zuzuwenden, was von der protestantischen Kirchenlehre allein vor dem Gerichtshofe historischer Kritik als ewige Wahrheit sicher gestellt werden kann; theils dem zu entsagen, was in der protest. Kirchendogmatik Irriges und Unheilbringendes noch aus früheren Zeiten stehen geblieben."

Herr Dr. Staudenmaier aber behauptet in der katholischen Abtheilung (Nro. 1): „die Haupttendenz der Universal-Kirchenzeitung könne keine andere sein, als: die gegenseitige Stellung der Kirchen zu einander so zu begreifen, wie sie an sich und wie sie in der Gegenwart ist, mit unverwandtem Hinblick darauf, daß wir uns Alle innerlich nach einem kommenden tiefen Frieden sehnen."

So tritt hier Dr. Creizenach den rabbinischen, talmudistischen Israeliten, Dr. Stephani den streng Schrift- und Symbolgläubigen, Dr. Staudenmaier den starren Kirchengläubigen entgegen. Zugleich protestirt in einer Anmerkung der Spezialredakteur der protestantischen Abtheilung, Dr. Kirchner, gegen eine Behauptung des Dr. Stephani, und der kathol. Generaldirektor der Zeitung, Dr. Höninghaus, gegen mehrere Behauptungen des Dr. Staudenmaier. Das in Nro. 2 mitgetheilte Fragment eines Briefes des Königs von Griechenland belobt aber das Unternehmen des Herausgebers, als hinarbeitend auf „die Eintracht der Völker."

*

II. Bischof Neander.

Wir erfahren durch die Rede, welche Dr. Neander, Bischof der evangel. Kirche, k. wirkl. Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg und Probst zu St. Petri, auch Ritter des rothen Adlerordens 2ter Klasse mit Eichenlaub, am 22. August 1837 im Rittersaale des königl. Schlosses zu Berlin, bei der Feier des Krönungs- und Ordensfestes, gehalten, — nicht nur, was schon oft gesagt worden: „daß es die Bestimmung des Christenthums sei, das ganze Leben mit seiner heiligen Kraft zu durchdringen," sondern auch, daß diese Wahrheit „unserm Zeitalter um so nachdrücklicher vorgehalten werden

müsse, je mehr es im Begriffe sei, sich von der Anerkennung derselben zu entbinden."

* * *

III. Döllinger's akademische Jeremiade.

Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München am 25. August 1837 zur Feier des Geburts- und Namensfestes des Königs von Baiern — wurde von Herrn Dr. Döllinger mit einer Rede eröffnet, die, mit Bezug auf Guizot's Klagen, sich ebenwohl in sehr — bittere Klagen ergoß. So meinte Hr. Döllinger, „das — alles und jedes Wissen verknüpfende Band sei gelöset und die einzelnen Zweige der Wissenschaften seien zerrissen!... Aber schlimmer noch als die Spaltung der individuellen Gesinnungen, als das zerreißende Hinzerren der Gemüther nach jenem, was keinen Bestand hätte noch haben könnte, sei die allgemeine Verbreitung eines eigenthümlichen antihistorischen Sinnes... welcher auch unserer Literatur ihren Charakter einhauche. So hätten wir jetzt statt großer umfassender Werke — rhapsodische Auszüge ohne festen Ausgang und sicheres Ziel... Die Schulen der Gelehrsamkeit — seien dem kleinlichen Sektengeiste und selbst der Keckheit individueller Beschränktheiten gewichen... Nicht so gar selten müsse ein witziger Einfall die Stelle gründlich erforschter Wahrheit vertreten... Das endlich sei der größte Fehler des wissenschaftlichen Treibens unserer Zeit, daß es zuviel vom Treibhause, zu wenig von gesetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freier Natur auf organische Weise emporstrebenden Stammes in und an sich habe." — Gutes und Erfreuliches aus unserer Zeit wußte Hr. Döllinger blutwenig, — ein Heilmittel aber eben so wenig als die Ursache der allgemeinen Krankheit anzugeben. Die ganze Rede war für alles Andere, nur gerade nicht für eine Festrede zu halten.

* * *

IV. Friedrich Wilhelm I. von Preußen über Kirchenvereinigung.

In Nro. 6 der protestantischen Abtheilung der unparteiischen Universal-Kirchenzeitung v. 1837 wird erinnert an ein Schreiben Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen an einen Propst Rolloff zu Friedrichsfelde, welcher der, von jenem Könige gebotenen Vereinigung der Lutherischen und Reformirten widerstrebte. In diesem Schreiben heißt es u. a.: „Der Unterschied zwischen unsern beiden evangelischen

Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk; ... wenn man es examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken. Nur auf der Kanzel da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere, Gott verzeih allen Pfaffen; denn die werden Rechenschaft geben müssen am Gerichte Gottes, daß sie die Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen ... Gott gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie ewig seine Gebote halten, und daß Gott möge zum T — l schicken alle die, welche Uneinigkeit verursachen."

* * *

V. Die drei Worte des verewigten Propstes Hanstein.

Die protestantische Abtheilung der Univ.-Kirchen-Ztg. (v. 24. Septbr 1837) theilt drei merkwürdige, von Berlin aus datirte Briefe des verewigten Propstes Hanstein mit. Im ersten (v. 30. Jan. 1817) an Dräseke klagt er: „hier bei uns will's ganz so scheinen, als sollten Alle die Finsterniß, die Mystik, den blinden Glauben, den Buchstaben des Wortes, des lebendigen, mehr lieben, als das Licht ..." Im zweiten (auch v. 1817) klagt er: „es sei gar schwer über Festmaterien heilig und kräftig zu reden, ohne dem Geist der Zeit zu huldigen, der alles daran setzt, die Dogmatik der Väter (!) wieder in Gang und Glauben zu bringen, weil er nicht weiß, was er will" ... Im dritten (an Luthers Todestag), wünscht er klagend: „Ach! möchten alle einzelne und zerstreute Männer — ich meine die wahren und rechten, — sich die Hand bieten — um Eins zu sein, wie ein Mann, um zu halten, wie ein großer Pfeiler, den sinkenden Dom der protestantischen Kirche. Dann hätten sie leichtes Spiel gegen den Geist des Tages, der eigentlich ein Nachtgeist ist, aber eben darum ein gewaltiger. Doch, der Herr wird ihn in unsere Hand geben; ich meine in die Hand derer, die mit uns gleich denken, und mit uns drei hohe Worte haben, leuchtend, wie drei Sterne in der Dunkelheit der Welt: Christus — Luther — Bibel! Und diese drei sind Eins!" —

b.

Fo-kue-ki.

Aus Ampère's reichhaltigem Bericht über dieſes Werk (v. Aug. 37) ſchöpfen wir folgende Angaben, die uns beſonders beachtenswerth ſcheinen. Der chineſiſche Fo-Prieſter Fa-hian unternahm, im Jahre 499 unſ. Zeitrechnung, aus Glaubenseifer eine Reiſe durch die weſtlich von China belegenen Länder, in denen damals der Buddha- (od. Fo-) Dienſt in ſeiner Blüthe ſtand. Von ihm hat ſich das Werk Fo-kue-ki, d. h. „Beſchreibung der Buddhiſt. Reiche" erhalten, welches von Hrn. Abel-Remuſat überſetzt, von ihm, und nach ſeinem Tod theilweis von Jul. Klaproth und von Hrn. Landreſſe mit Anmerkungen begleitet, von dem letzteren kürzlich herausgegeben worden iſt. Fa-hian hat in 16 Jahren eine Strecke von ungefähr 3000 Meilen durchreiſt, indem er von Nordchina aus, ſeinen Weg durch die große Sandwüſte der Tartarei nehmend, über Kaſchmir nach Afghaniſtan und Perſien, und von hier über Indien, Ceilon und Java zurück nach China gepilgert. Sein Reiſebericht bringt manche neue Thatſachen. So erſieht man aus demſelben, daß die Lehre Buddha's im IV. Jahdt. n. Chr. am rechten Ufer des Indus in Kaferiſtan Wurzel gefaßt hatte. Im centralen Indien fand Fa-hian dieſe Lehre herrſchend und blühend. Nicht minder merkwürdig iſt, daß auch die Lehre der Tao-ſzö, bekanntlich eine kurz vor Kung-fu-dſu entſtandene Sekte der chineſiſchen Himmelsvernunft, — damals in Indien Aufnahme gefunden. Viel iſt bei Fa-hian von Irrlehrern die Rede, wie es denn ſchon zu Buddha's Zeiten 96 ketzeriſche Sekten gegeben haben ſoll! Eine Vergleichung indiſcher, chineſiſcher, cingaleſiſcher, birmaniſcher, japaniſcher, tübetiſcher und mongoliſcher Sagen über den Urſprung des Buddhismus macht es höchſt wahrſcheinlich, daß Buddha um die Mitte des X. Jahrhdts. v. Chr. geboren. Fa-hian's Reiſebericht beſtätigt dieſe Annahme; auch erfahren wir durch ihn mit Beſtimmtheit, daß die Wiege jener Religion und vermuthlich der Geburtsort des Stifters am Ganges zu ſuchen iſt. — Der Sage nach war Buddha früher gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König (wie Jehovah). In dieſer Götterſeligkeit aber überkam ihn die Sehnſucht, das Menſchengeſchlecht zu retten. Er ſelbſt wählte ſich die Mutter aus, die ihn gebären ſollte, ſtieg herab und wurde unſeres Gleichen, um uns zu erlöſen, d. h. uns aus dem ſtürmiſchen Meere des Geburtenwechſels in den Sicherheitshafen ewiger Verſunkenheit in Buddha zu befördern. Durch die wahre Lehre kann man

ſich nämlich über alle irdiſchen Leiden und alle Wechſel des Daſeins erheben, indem man alle Begierden unterdrückt, und durch vollkommene Seelenruhe zur Herzensreinheit und hierdurch, — wie auch Sophi's und viele chriſtliche Myſtiker lehrten, — zur Vergottung, zum Verſunkenſein in Gott gelangt. So abſtrakt übrigens auch die Metaphyſik oder reine Dogmatik des Buddhismus, ſo mannigfaltig und verworren iſt ſeine Mythologie. Unſere Kunde von dieſer letztern erhält durch Fa-hian's Reiſebericht vorzugsweiſe vielfache Bereicherungen. — Alle Länder, wo der BuddhismusWurzel geſchlagen, haben ſichtbare Spuren von der einſtmaligen Anweſenheit des göttlichen Stifters und ſeiner Wunder aufzuweiſen. Unter anderen zeigte man unſerem Pilger den Ort, wo Buddha, auf der Flucht vor ſeinen Feinden, von einem armen Brahmanen (deſſen Kaſte bekanntlich die Buddhiſten verfolgte) um einem Almoſen angeſprochen wurde, und, da er ſelbſt, als Büßer, ganz ohne Mittel war, ſich binden und dem Könige — ſeinem Feinde — ausliefern ließ, damit das Geld, welches die Ueberbringer zum Lohne empfingen, als Almoſen dienen könne! — Eine Menge anderer Handlungen, die von ihm erzählt werden, beweiſen ſeine univerſelle Hingebung, ſeine unerſchöpfliche Liebe zu allen Kreaturen, wie er u. a. ſich von einer Tigerkatze auffreſſen läßt, um ſie vom Hungertode zu retten! Daher athmet auch die Buddhiſtiſche Moral zarte Schonung, die ſich auf alle Geſchöpfe erſtreckt. Durch den Einfluß dieſes Religionsſyſtems wurde zu Attila's Zeit in dem Lande, wo jetzt die rohen Afghanen hauſen — die Todesſtrafe abgeſchafft, und Fa-hian berichtet, daß in der Buddhiſt. Stadt Magadha öffentliche Hoſpitäler waren, wo „man die Armen, Waiſen und Krüppel mit allem verſorgte, „was ſie bedürfen, und wo die Kranken unentgeldlich behandelt und ver„pflegt wurden.“ — Das hier Angeführte wird hinreichen, auf ein Werk aufmerkſam zu machen, welches einen reichen Beitrag liefert zur Kunde des Buddhismus und ſeiner Geſchichte, einer Religion, welche noch gegenwärtig mehr Bekenner zählt, als Mahomed, Chriſtus und Moſes. —

c.

Chineſiſche Tabletten.

Der verſtorbene Biſchof von Capſa, Hr. Bruguière, zum apoſtoliſchen Vikar und zum Vorſteher der katholiſchen Miſſion in Corea ernannt, durchreiſte die Haupttheile des chineſiſchen Reiches, um an ſeinen Beſtimmungsort zu gelangen. Das Tagebuch, welches er auf dieſer Reiſe geführt, iſt im fünfzigſten Heft der Annales de la propagation de la foi, einer

Fortsetzung der bekannten Lettres édifiantes, veröffentlicht worden. Das Londoner Athenäum theilt Mehreres aus demselben mit und begleitet es mit einigen interessanten Bemerkungen. Wir entlehnen daraus folgende Tabletten:

I.

Die Sträflingen-Kette.

Der Bischof, um ungefährdet China zu durchreisen, mußte Tracht und Gebräuche der Einwohner annehmen. Zuweilen bediente er sich eines Fuhrwerks, meistens ging er zu Fuß. Als Mandarin verkleidet fuhr er eines Tages auf der Straße der Provinz Chan-si. „Hier begegneten wir," schreibt er, „einigen Sträflingen, welche in die Verbannung geführt wurden, zusammengebunden an einer langen Kette. Als sie uns gewahrten, setzten die Soldaten, die sie begleiteten, sich auf den Boden; nur einer derselben hielt das Ende der Kette. Sofort erhob sich ein Streit zwischen den Sträflingen und meinen Führern." „Wir müssen Geld haben," schrien die Verbrecher. „Ihr bekommt keins," erwiederten jene. „Dann lassen wir uns von den Rädern eures Wagens überfahren," riefen die Bösewichter, und warfen sich nieder auf die Mitte der Landstraße. „Räumt den Weg," schrie der Fuhrmann. „Wir wollen nicht. Gebt uns Geld, oder wir lassen das Leben hier auf der Stelle."

Von Worten kam es zu Schlägen. Meine Begleiter zogen sie bei der Kette von den Rädern weg, nicht ohne hierbei einige derbe Stöße zu empfangen. Indessen setzte mein Führer sich tapfer zur Wehre und blieb Meister des Schlachtfeldes. Unglücklicherweise hatten die Sträflinge ihre Weiber bei sich, und diese nahmen ihre Stelle ein und erneuerten den Kampf. In diesem Lande, selbst zur eigenen Vertheidigung, an Frauen die Hand zu legen — ist ein Staatsvergehen. Man mußte also seine Zuflucht zu Bitten und freundlichen Reden nehmen. Mein Dollmetsch, der sehr höflich war, hielt an die Frauen eine einschmeichelnde Rede; aber Nichts vermochte sie in ihrem Vorsatz wankend zu machen. Sie legten sich unter die Pferde und erklärten, daß sie ohne Geld nicht weichen würden. Wir mußten endlich unterhandeln und um ungefähr sechs Franken freien Durchzug erkaufen. Wir hätten zwar zu einem Mandarin unsere Zuflucht nehmen können; aber die Klagführung würde mich unmittelbar der Gefahr, entdeckt zu werden, ausgesetzt haben. Die Soldaten sahen zu, als wenn dieser Streit sie gar nichts anginge. Statt die Frechheit ihrer Gefangenen zu zügeln, blieben sie ruhige Zuschauer, ohne Zweifel, weil sie ihren Antheil an dem Gelde haben sollten. In einigen Bezirken

rauben ſie öffentlich, begehen hierbei jedoch ſelten einen Mord. Ungefähr dreißig Meilen im Bereiche von Pekin beſtand vor einigen Jahren eine Geſellſchaft von Räubern. Die Magiſtrate, welche für die öffentliche Sicherheit ſorgen ſollten, begünſtigen dieſe Unordnung und haben ihren Antheil am Raube."

II.

Die Pe-Lien-Kiao's.

Als der Biſchof ſich zu Sivang aufhielt, ließ der Vicekönig, beunruhigt durch die Exceſſe der Pe-Lien-Kiao's, der ſg. Verehrer der Lotusblume (Nymphaea) eine ſtrenge Unterſuchung über diejenigen ergehen, welche im Verdachte ſtanden, ſich zum Chriſtenthume zu bekennen, wahrſcheinlich in der Meinung, daß zwiſchen dieſen beiden Glaubensgenoſſenſchaften irgend eine nähere Beziehung ſtattfinde. Der arme Biſchof war bei dieſer Gelegenheit großen Gefahren ausgeſetzt, entging ihnen aber mit Hülfe einiger Mandarine, welche die Meinung ihrer Vorgeſetzten nicht theilten. Da wir den Namen einer geheimen Geſellſchaft genannt haben, welche wahrſcheinlich in nicht ſehr ferner Zeit die Verfaſſung des himmliſchen Reiches ändern wird, ſo wollen wir hier den unzureichenden Bericht des Biſchofs aus anderen Quellen ergänzen.

Seit der Eroberung von China durch die Mantſchu-Tartaren vor zwei Jahrhunderten beſteht dort eine ſtarke Partei, welche eifrig darnach trachtet, die alte National-Dynaſtie wieder herzuſtellen. Die Mitglieder derſelben, von der kaiſerlichen Regierung ſtreng überwacht, haben eine geheime Geſellſchaft gebildet, der freimaureriſchen ähnlich, aber regiert und organiſirt wie der Orden der Jeſuiten, von deren einem — wie wahrſcheinlich früher geſagt wurde, der Plan der ganzen Einrichtung herrühren ſoll. Die Geſellſchaft breitete ihre Verzweigungen bald in alle Theile des Reiches aus, und die Zahl ihrer Mitglieder ſoll ſich auf einige Millionen belaufen.

Sie ſind durch die feierlichſten Eidſchwüre zu Verſchwiegenheit und wechſelſeitigem Beiſtande verpflichtet; ſie haben nur ihnen bekannte Zeichen und Paſſir-Worte, und eine Gemeinkaſſe für die Bedürfniſſe des Ordens; auch zeichnen ſie ſich aus durch ihren Gehorſam unter die Befehle ihres unbekannten Obern. Im J 1794 haben ſie einen ſehr nachdrücklichen Verſuch gemacht, die herrſchende Dynaſtie zu ſtürzen, und ihren Verwüſtungen wurde nicht eher als bis um 1802 ein Ende gemacht. Gelegentliche Aufſtände haben ſeitdem Statt gefunden, aber die Pe-Lien-Kiao's haben ihre Operationen ſo vorſichtig betrieben, daß allen Bemühun-

gen der kaiserlichen Minister es nicht gelungen, die Leiter zu entdecken. Die wirkliche oder nur vermuthete Verbindung zwischen dieser geheimen Gesellschaft und den Jesuiten war die Ursache von grausamen Verfolgungen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts über die chinesischen Christen verhängt worden sind.

Das Athenäum schließt mit folgender Bemerkung: „Der allgemeine Eindruck, den der Reisebericht des Bischofs auf uns gemacht hat, ist, daß die Chinesen unter der tartarischen Herrschaft in der Civilisation zurückgeblieben sind, und daß die Regierung sich in einem Zustande bedauernswürdiger und zunehmender Schwäche befindet. Es liegt zu Tage, daß das Volk aufgehört hat, die Gesetze zu achten, welche offen von den Staatsbeamten geringgeschätzt werden. Der Bischof wurde einmal für einen englischen Opium-Schmuggler angesehen und da sein Dollmetsch gerade abwesend war, konnte er den Irrthum nicht berichtigen; aber die Bestechung mit einigen Groschen reichte hin, ihn aus dieser Bedrängniß zu befreien. Das Christenthum, obgleich es proskribirt ist, wird doch öffentlich bekannt, und Verfolgungen treten nur dann ein, wenn ein geiziger Gouverneur eines Vorwandes bedarf, um Geld zu erpressen. Seeräuberei und Schmuggelei sind anerkannte Erwerbszweige, und die Mandarine lassen sich durch einen Antheil am Raube beschwichtigen."

d.

Chinesische Heilkunde.

Man kann die Chinesen füglich in die erste Classe der antiquirten Nationen stellen. Mehr als irgend ein anderes Volk haften sie sclavisch an der Vergangenheit. Auch ihre Medizin ist eine starre Ueberlieferung. Dem Berichte des Missionärs K. Gutzlaff zu Folge, der zu Anfang 1837 in der königl. asiat. Gesellschaft zu London verlesen worden, — schreiben die Chinesen die Erfindung ihrer Heilkunde einem ihrer ersten Kaiser zu, der bereits zur mythologischen Person geworden. Für alle Haupttheile der Arzneikunde gibt es eine Menge von Alters her überlieferter Regeln und Gesetze, und in allen von denselben berührten Punkten dürfen die Aerzte nicht nach eigener Erfahrung handeln, sondern müssen streng den von den Alten aufgestellten Vorschriften folgen. Ist der Arzt von der alten Behandlungsweise abgewichen, so kann ihm, wenn der Patient stirbt, als einem Todtschläger der Prozeß gemacht werden. —

e.

Jupiter pluvius in China.

Die Pekinger Zeitung vom Dezbr. 1835 enthält folgendes Edikt: „Die winterliche Jahreszeit ist herangekommen, und dennoch ist der Schnee bis jetzt ausgeblieben. Dieser Umstand macht uns große Sorge. Wir befehlen demgemäß, daß man einige Priester von der Sekte Tao nach unserm hocherhabenen Palaste beordere, damit sie in demselben einen Altar errichten und mit aufrichtigem, inbrünstigem Herzen beten. Wir, der Kaiser, werden in eigener Person vor den Altar treten und Weihrauch opfern ꝛc." In einer, wenige Tage darauf erschienenen, kaiserlichen Erklärung heißt es: „Am 11. d. M. haben wir — geopfert, und den hohen Himmel — um Erbarmen gefleht. Noch waren wir nicht mit Beten fertig, als Schnee und Regen in reichem Maße herabfiel.... Man schaffe sofort den Altar weg, und lasse die Tao-sse dem Himmel Dank-Hymnen singen.... Ehret diesen unseren Beschluß mit Furcht und Zittern."

So steht der chinesische Kaiser in religiöser Beziehung also noch ungefähr auf demselben Punkt, wo schon vor mehr als zwei Jahrtausenden die Römer bei anhaltender Dürre dem Himmelvater (Jupiter pluvius) durch Tusker ein wasserentlockendes Opfer (aquilicium) darbringen ließen!

f.

Mandarinenherrschaft.

Ein von der Revue Britannique bekannt gemachter (v. 14. Apr. 1835 datirter) Brief eines Vorstehers des katholischen Seminar's zu Macao (der in China geboren, aber in Europa erzogen und gebildet worden), enthält u. a. Folgendes: „Der gegenwärtige Kaiser, Tao-hiang gilt für einen guten, weisen und klugen Regenten, aber unter seinen Ministern (den Mandarinen ersten Ranges) findet man nur wenig treue Diener Sr. Majestät. Man kann sie nur mit Lebensgefahr bei dem Kaiser verklagen, weil sie sich mit einander verstehen, um alle Klagen, die gegen sie gerichtet werden, zu nichte zu machen," — was ihnen um so leichter, da gesetzlich keine solche Beschwerde beim Kaiser vorgebracht werden darf, ohne den Angeklagten selbst zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Daher ist es auch in China jetzt sprichwörtlich: „Werdet kein Gelehrter, und wenn ihr einer seid, verklagt die Mandarine nicht;" und: ein guter Mandarin nimmt selten ein gutes Ende." Das Reich ist in 14 Hauptprovinzen getheilt, die unter 7 Generalgouverneur's (Tsong-tou) stehen. Diesen sind un-

gefähr 200 Mandarinen untergeben, unter deren Gerichtsbarkeit ſich wieder über 100,000 Mandarine III. Ranges befinden. Die vom IV. Range ſind nicht zu zählen.

Die Bevölkerung China's kann „ohne Uebertreibung auf 300 Mill. Einw. angegeben werden. Man zählt darunter kaum 200,000 Chriſten. Die Europäer haben ſich durch ihren ſkandalöſen Lebenswandel ſo verächtlich gemacht, daß die Einwohner von Kuang-tong ſie Fan-kouei (barbariſche Teufel) nennen. Die chineſiſchen Chriſten heißen Kia-fan-kouei (d. h. falſche barbariſche Teufel)." Nur in 5 Provinzen ſind Miſſionärs, — in Allem 12 chineſiſche und 4 franzöſiſche Prieſter;" — aber das böſe Beiſpiel der chriſtl. Kaufleute vereitelt alle Bemühungen derſelben.

5.

Conſervatismus in China.

Wir erfahren durch die Univerſal-Kirchenzeitung (Febr. 1837), daß ſchon ſeit zwanzig Jahren ein kaiſerlicher Prinz von China vom Lamaismus (?) zur röm. katholiſchen Kirche übergetreten ſei. Von dem Kaiſer in das Innere der Tartarei, tauſend Stunden weit von ſeiner Heimath verbannt, hat er dort 18 Jahre zugebracht in der Geſellſchaft eines anderen Glaubensbekenners, eines zu gleicher Strafe verurtheilten chineſiſchen Prieſters. Nach dieſer Zeit hat der Fürſt die Freiheit erhalten, in ſeine Heimath zurückzukehren. Allein er hat ſich nun zu dem apoſtol. Vikar von Yan-Si begeben und ſich von demſelben unter die Zahl ſeiner Katecheten aufnehmen laſſen. Indeſſen ſcheint zunächſt noch das Princip der Stabilität in dieſem ſtreng monarchiſchen Staate abſolute Herrſchaft behaupten zu wollen.

Engliſche Blätter theilen nämlich einen „Befehl des Schatzmeiſters Goo und des Oberrichters Wam der Provinz Canton zur ſtrengen Verbietung des Chriſtenthums, zur Beſchlagnahme fremder Bücher, zur Verbeſſerung des menſchlichen Herzens und zur Aufrechthaltung der guten Ordnung," — mit, aus welchem wir einige charakteriſtiſche Stellen hier mittheilen wollen. „Auf kaiſerlichen Befehl, heißt es zum Eingang, machen wir dem Volke bekannt, daß zu verſchiedenen Zeiten Europäer in das Innere des Reiches eingedrungen ſind, um das Chriſtenthum zu predigen, im Geheimen Bücher zu drucken, Verſammlungen zu halten und eine Anzahl von Perſonen zu täuſchen. Als dies bekannt geworden, wurden die Hauptperſonen ſofort hingerichtet, — die dem Chriſtenthum nicht entſagen wollten, in die

Stadt der Muhamedaner verbannt, um daselbst als Sklaven zu dienen." (Der China unterwürfige mahomed. Theil der Tartarei ist für Peking, was Sibirien für Petersburg.)

Nachdem dann noch von späteren Belehrungsversuchen gesprochen, und bemerkt, daß im Frühling vorigen J. einige englische Schiffe (am Bord derselben befand sich der Missionär Gutzlaff) längs der Küste von China einige Bücher vertheilt, die zur Verehrung Jesu auffordern, — und daß zu Macao, ein Mensch, Namens Kine-a-Fli, festgenommen worden, der zum Drucken von (Europ.) Büchern verwendet wurde, heißt es weiter: „Wir haben schon allen Regierungs-Beamten der 2. Ordnung befohlen, daß Jeder, der christliche Bücher hat, dieselben in 6 Monaten an die resp. Bezirksbeamten abliefern soll, wenn er sich nicht strenger Strafe aussetzen will." (Hier wiederfährt also den christelnden Chinesen, was den Juden in Rußland, s. Nr.) „Die christl. Religion verbreiten wollen, heißt das Volk betrügen. Diese Religion ist in der That der Ruin der (chines.) Moral und des menschlichen Herzens; deshalb ist sie auch zu allen Zeiten verboten worden, und den Lehren unsrer Vorfahren zu Folge, ist die Vergangenheit die Richtschnur für die Zukunft." (Also reiner Conservatismus.) ... „Wer sich aus eigenem Antriebe meldet, der soll gut aufgenommen werden ... Wenn ihr aber, nach Verlauf der bestimmten Zeit (v. 6 Mon.) noch fortfahrt, jene Religion zu bekennen und zu predigen, so werdet ihr mit Strenge verfolgt und verurtheilt werden. Sollen wir dulden, daß in diesen Zeiten des Glücks sich der Irrthum verbreite? ... Ihr müßt die Sekten vermeiden und der Religion der Kings (der heil. Schriften der Chinesen), unserer Vorfahren, folgen, damit Friede und Tugend blühen und Ihr gute Unterthanen in diesen glücklichen Zeiten sein mögt. Das ist es, was wir sehr wünschen. Taou-kwang, im 4. Mon. des 16. Jahres." —

Bedeutsam ist, daß ein russisches Blatt die, dem oben erwähnten Missionär Gutzlaff wegen seiner Verbreitung der Bibel unter den Chinesen deutschen Blättern gespendeten Lobeserhebungen tadelt, und die Frage stellt: „was christliche Regierungen dazu sagen würden, wenn Chinesen die Bücher des Confucius, oder Muhamedaner den Koran in Europa verbreiten wollten?" Von Berlin aus wird nun zwar im Frankfurter Journal v. 25. Febr. 37 dieser Tadel unpassend abgewiesen; die vom russ. Blatte angeregte Frage scheint uns jedoch hierdurch noch keineswegs erledigt. —

h.

Die Anglo-Amerikaniſche Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China.

Die Metaphyſik der chineſiſchen Weiſen beſteht durchgängig in einem vagen Raiſonniren über ein Abſolutes, welches in zwei Urkräfte, die männliche und die weibliche, ſich ſpaltet, durch deren harmoniſche Verbindung alle Dinge und Weſen hienieden entſtanden und in unendlichen Zeiträumen ſich fortpflanzen. Die Phyſiker theilen die Naturgegenſtände nach äußeren Merkmalen oder gar nach dem zufälligen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, in gewiſſe Klaſſen und Ordnungen, ohne den inneren Bau oder die Geſetze ſeiner Veränderungen zu beachten.

Ohne Sinn für Spekulation an ſich, haben die Chineſen es dagegen ſehr weit gebracht in allen praktiſchen und techniſchen Fertigkeiten, in allem formalen, moraliſchen und geſchichtlichen Wiſſen, und es herrſcht dafür ein reger Sinn bei den Beamten wie bei der übrigen Bevölkerung.

Die allgemeine Grundlage bleibt aber das Uralt-Herkömmliche, das Eigenvolkliche und die aus dieſer Vorneigung weſentlich hervorgehende Abneigung vor Allem Fremden, beſonders wenn dadurch das Altbeſtehende bedroht würde. Hieraus erklärt ſich, woher die (am 29. Nov. 1834) von mehreren Engländern und Amerikanern in Canton auf des deutſchen Miſſionairs Gutzlaff Vorſchlag gegründete Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China — bis jetzt ſo wenig Theilnahme gefunden.

Es iſt nämlich Thatſache, daß die Endabſicht jener Geſellſchaft darauf ausgeht, einen freien Handel (international intercourse) mit China zu erzwingen, nöthigenfalls durch Aufwiegelung der Bevölkerung gegen die Staatsregierung in Peking. Thatſache iſt es, daß Gutzlaff und Lindſay, den Geſetzen des Mittelreiches zuwider in vielen Häfen gelandet, um Anhänger für ihre Geſellſchaft zu werben, und daß Mitglieder dieſes Vereins Staatsbeamte mißhandelt, ungeſetzlichen Handel getrieben, und Bücher einer ausländiſchen Religion in Maſſe unter das gemeinſte Volk verbreitet haben. Thatſache iſt endlich, daß mehrere jener Mitglieder zu jenen niederträchtigen Händlern gehören, welche jährlich für 5 Mill. Pfd. Sterl. Opium gegen die wiederholten Verbote der Staatsregierung einſchmuggeln, und dadurch die körperliche und geiſtige Geſundheit Vieler Millionen untergraben. —

Allerdings heißt es in dem Vorworte zu den erſten Berichten der Geſellſchaft, die aus Canton nach Europa gekommen: „wir wollen durch

einen freundlichen Austausch der Gedanken, der Wissenschaften und Kenntnisse einen festen Grund legen zu einem wechselseitigen nationalen Verkehr," und „dreihundert und sechzig Millionen unserer Nebenmenschen, durch eine beschränkte Staatsregierung, die durch Unwissenheit aufrecht erhalten wird (upheld by ignorance), ferngehalten von allen Nationen der Erde, erheischen unsere Aufmerksamkeit und die aller Menschenfreunde." Aber Hr. Gutzlaff gibt an einer anderen Stelle deutlich genug zu verstehen, was der Gesellschaft Zweck und was ihr nur Mittel ist. „Unsere Verbindung mit China, sagt derselbe, gewann seit Kurzem sehr an Ausdehnung; sie wird unter den Auspicien eines freien Handels sich künftig noch mehr erweitern, und alle an dem Meere liegenden Provinzen umfassen. Die blühenden Gegenden um den Jang-tse-kiang bieten für alle merkantilischen Unternehmungen eine herrliche Aussicht dar, und auch zur Ausbreitung der Wahrheit wird sich ein herrliches Feld eröffnen." Es dürfte hiernach nicht Wunder nehmen, wenn die Chinesen, falls sie von diesen Spekulationen Kunde erhalten, sich nicht bewogen finden möchten, die Bezeichnungen: „rothhaarige Teufel" für Engländer, „Teufel der Blumenflagge" für Amerikaner und „Mährchen erzählende Teufel" für Missionaire für's Erste noch außer Gebrauch zu setzen. Zwar beabsichtigt die Gesellschaft, durch eine allgemeine Geschichte, eine Geographie und eine Weltkarte die Bewohner des himmlischen Reiches über ihre Weltstellung aufzuklären; diese Werke will sie aber den Verordnungen des Mittelreiches zuwider entweder in Canton selbst oder auf der nahe dabei vor Anker liegenden Opiumflotte drucken, und den Staatsgesetzen zuwider austheilen lassen. Es kann jedoch einer Gesellschaft von Privaten keinesfalls die Befugniß zuerkannt werden, zu angeblich guten Zwecken sich des anerkannt widerrechtlichen Mittels der Friedensstörung eines gesetzlich geordneten Gemeinwesens zu stören. Durch Ergreifung solcher Mittel stellen jene Missionaire sich den früheren Mitgliedern der Gesellschaft Jesu gleich, welche, um angeblich die Chinesen zu Bürgern des wahrhaften Himmelreiches zu machen, wissentlich die Wahrheit verletzt haben, welche zu verbreiten sie sich den frommen Anschein gegeben. Aber die Nemesis ist nicht ausgeblieben und sie wird auch unfehlbar jene akatholischen Jesuiten ereilen. —

i.

Opium-Einfuhr nach China.

Seit dem Jahre 1818 bis 1828 hat die Einfuhr des Opiums in China in folgender Weiſe zugenommen:

Eingeführt wurden				Kiſten v. 127 Pfd. preuß.	Werth
v. 1. Apr.	1818	— 1. Apr.	1819	4580	4,159,250 Piaſt.
—	1822	—	1823	5822	7,988,930 —
—	1823	—	1824	7082	8,515,100 —
—	1824	—	1825	8655	7,619,625 —
—	1825	—	1826	9621	7,608,205 —
—	1826	—	1827	9969	9,610,085 —
—	1827	—	1828	9475	10,382,141 —

---

k.

Spielwuth und Selbſtmorde in China.

„Das himmliſche Reich, ſchreibt die Free-Press von Singapore (Anf. 1838), wird von dem Teufel des Spieles heimgeſucht. Man ſpielt jetzt dort allerwärts, in der Stadt und auf dem Lande, an öffentlichen Orten und Privatwohnungen; auf Wagen und Schiffen. Das beliebteſte Spiel iſt das Hue-Hue, eine Art Lotterie. Es hat bereits Tauſende von Familien zu Grunde gerichtet, und, ſeit es Mode geworden, die Zahl der Selbſtmorde wenigſtens vervierfacht. Die Chineſinnen ſind ihm nicht weniger ergeben, als die Männer, und man hat geſehen, daß ſie das nothwendigſte Hausgeräth und die Kleider ihrer Kinder verkauft, um Geld für daſſelbe herbeizuſchaffen. Auch im Königreich Siam greift die Spielſucht ſtark um ſich.“ —

l.

Das geheime junge China.

Das „Asiatic Journal,“ und aus ihm das Magazin für die Literatur des Auslandes (Nro. 109. v. 1836 unter Rubrik: Politiſche Faktionen in China) berichteten aus China, daß es dort einige geheime Verbindungen gebe, deren Zweck die Vernichtung der jetztregierenden Mandſchu-Dynaſtie ſei. Die Mitglieder derſelben nennen ſich unter-

einander Brüder. Wer aufgenommen werde, müsse erst den „Gang durch die Brücke," d. h. zwischen Schwertspitzen hindurch machen, und unter dieser Schwertbrücke vor einem Götzenbild den Eid der Verschwiegenheit leisten. Der erste Bruder (der Meister vom Stuhl) schneidet dann einem Hahn den Kopf ab, als wollte er sagen: „So mögen Alle untergehen, die das Geheimniß verrathen." Hierauf müsse der Aufzunehmende eine Summe Geldes in die gemeinschaftliche Kasse zahlen. Unter den Zeichen, an denen sie sich erkennen, sei die Dreizahl das Bedeutendste, daher sie auch die Triasgesellschaft genannt werden. Ihr Siegel bestehe in einer fünfeckigen Figur, in welchem gewisse Charaktere von mystischem Sinn eingegraben seien ꝛc."

Im folg. J. brachte das Ausland in No. 101 (1837) u. a. Folgendes: „Alle öffentlichen Religionsübungen, welche nicht mit der Staatsreligion zusammenhängen, werden in China von der Regierung mehr oder minder streng verboten und verfolgt; so lange sie aber im Geheimen getrieben werden, tolerirt... Daher haben die Sekten dort nothwendig die Tendenz, geheime Verbindungen zu bilden, und zu gleicher Zeit Opposition gegen die Regierung mit ihren Dogmen zu verbinden... Alle Sekten, wie verschieden auch ihre Dogmen sein mögen, haben das Gemeinschaftliche, daß sie Verschwörungen gegen die tatarische Dynastie sind."

Merkwürdig ist, was der Kaiser selbst in einem Edikt äußerte, welches am 14. Nov. 1834 in der Staatsztg. v. Peking erschien: „„Gegenwärtig herrscht eine große Verdorbenheit; die Beamten sind ungetreu, und eine große Masse des Volks ist falsch und voll Trug. Die Beamten sind nachlässig, und das Volk überläßt sich träumerischen Planen und teuflischen Künsten. Das Band, das Hohe und Niedere zusammenhielt, ist gebrochen, und weder Gewissen noch Scham schreckt die Uebelthäter... Es ist ein seltsamer Zustand."" — Später lasen wir in No. 260 des Auslds (1837) in der Vorbemerkung, zu Dr. Milner's Angaben über die San-hocy, d. h. die Dreifaltigkeits-Gesellschaft: „die Verbindungen, die von der chines. Regierung am meisten gefürchtet werden, sind die geheimen Gesellschaften, die sich, unter verschiedenen mysteriösen Namen entweder zu religiösen oder politischen Zwecken, oder auch für beide zugleich bilden." — Im J. 1828 fand ein brittischer Beamter zu Macao eine Schrift folgenden Inhalts:

„Groß war das Volk der Mitte — blühend die himmlische Dynastie; tausend Länder sandten ihr Tribut — zehntausend Nationen waren lehenspflichtig.

Aber die Tataren rissen sie durch Betrug an sich — dieß grollende Gefühl läßt sich nicht beschwichtigen.

Werbt Soldaten, schafft Pferde an — entrollt die wehende Standarte; hebt Truppen aus, ergreift die Waffen — Das Mandschugeschlecht laßt uns vertilgen."

Als der Finder diese Schrift dem Mandarin des Distriktes überbrachte, bat dieser ihn, die Sache geheim zu halten, weil er sonst schon dafür streng bestraft würde, daß man eine solche Schrift in seinem Bezirke gefunden. —

m.

Ausbreitung der katholischen Religion in China.

Aus Nro. 248 des Auslandes 1837 schöpfen wir folgende interessante Nachrichten: „Es gibt gegenwärtig katholische Kirchen in allen Provinzen China's, welche an vielen Orten öffentliche Kapellen haben, und ihren Gottesdienst ungestört verrichten, seitdem die Missionen die Klugheit gehabt, so viel als möglich Priester unter den Chinesen selbst zu bilden. Sie haben dazu zwei Seminarien gegründet, das eine in Macao für die südlichen Provinzen, das andere in der Tartarei jenseits der chinesischen Mauer, wo die Priester für die nördlichen Provinzen und für Peking erzogen werden... In Peking hat sich eine katholische Kirche erhalten, die mehr als 26,000 Christen zählt... In vielen Hauptstädten (der Provinzen) ist der christl. Cultus ganz öffentlich; — so lange (nämlich) die Regierung die Anwesenheit von Europäern nicht vermuthet, übt sie die vollkommenste Toleranz gegen die Christen." — Da die Gestaltung der katholischen Kirche der stataristischen Bildung der Chinesen um viele Jahrhunderte näher steht, als der Protestantismus, so ist es wohl begreiflich, wie sie dort leichter Eingang findet, als die protestantische Mission.

n.

Englische Journale zu Canton.

Zu Canton erschienen 1837 drei englische Blätter: das älteste, der „Canton register," ein Wochenblatt, erscheint seit 10 Jahren; „Chinese repository" ist eine Monatschrift (von 48 Seiten), welche seit 6 Jahren besteht, und mehr als 700 Abonnenten hat, von denen mehr als $\frac{1}{3}$ in Nordamerika, und an 40 in England; es liefert auch Auszüge aus chinesischen Blättern. Die „Cantonpress," ein Wochenblatt, erscheint erst seit zwei Jahren, und ist hauptsächlich dem Handel gewidmet.

2.

Japaneſiſche Tablette.

Ländlich, ſittlich. Was in Japan Rechtens iſt, kann man aus einer Zeitſchrift erſehen, die zu Calcutta von Herrn Nagten herausgegeben wird. Hier wird uns aus dem J. 1837 eine Geſchichte erzählt, die wir, auf das Charakteriſtiſche ſie beſchränkend, im Nachfolgenden mittheilen wollen.

Ein Wucherer, Namens Femoya-kiu-ſchero, der zu Oſaka wohnte, vermißte eines Tages 400 Kobans. Er warf ſeinen Verdacht auf einen ſeiner Diener, einen gewiſſen Fehubets. Als dieſer beharrlich ſolchen Diebſtahl begangen zu haben läugnete, verklagte ſein Herr ihn bei dem Gouverneur Matſura-Kavatſchi-Mokami, und verlangte, daß der Dieb durch Folter zum Geſtändniß gebracht und dann mit dem Tode beſtraft werde. Aber Fehubets behauptete auch vor der Obrigkeit, daß er unſchuldig ſei. Der Gouverneur ließ daher den Ankläger vor ſich kommen, und fragte ihn, ob er ſeine Klage durch irgend einen Beweis unterſtützen könne. Femoya erwiederte, daß er zwar keinen Beweis beizubringen habe, er kenne aber den Angeklagten als einen verhärteten Böſewicht, und ſei überzeugt, daß derſelbe auch in den ſtärkſten Folterqualen Nichts eingeſtehen werde. „Beſteht Ihr denn darauf," ſprach der Gouverneur, „daß Fehubets ſchuldig ſei, und ſeid Ihr bereit, — Ihr und die Leute Eueres Hauſes, — die Beſchuldigung zu unterzeichnen, ſo ſoll der Schuldige beſtraft werden." Der Wucherer, ſeine Verwandten und ſeine Dienerſchaft unterzeichneten die Klage, die auf Todesſtrafe antrug, im 2. Monat des 1. Jahres Gen-bun (1836), und — Fehubets wurde enthauptet. —

Wenige Tage nach deſſen Hinrichtung wurde ein Dieb bei dem Tempel des Fen-Ma ergriffen, der, auf die Folter gebracht, auch den Wucherer Femoya beſtohlen zu haben bekannte.

Groß war die Beſtürzung Kavatſchi's! Er ließ Femoya und ſeine Leute kommen und ſprach die Worte: „Auf Euere Erklärung habe ich einen Unſchuldigen hinrichten laſſen. Zur Sühnung dieſes Mordes ſollt ihr alle zu Tode gebracht werden, und ich ſelbſt werde mir den Bauch auf-

ſchneiden, um mich dafür zu ſtrafen, daß ich in dieſer Sache ſo nachläſſig geweſen.

Femoya und ſeine Familie waren in Verzweiflung, die gegenwärtigen Magiſtrate und Offiziere baten um Gnade; — endlich bewilligte der Gouverneur einen Aufſchub der Urtheils-Vollſtreckung, bis der allerhöchſte Wille des Djogun (des Kaiſers) ihm bekannt geworden ſei.

Sofort berichtete er ausführlich den ganzen Verlauf der Sache nach Yeddo, wo der Kaiſer reſidirt, und erhielt bald darauf folgende Antwort:

„Der Djogun, Beſchützer der Religion, deſſen Ruhm allverbreitet iſt, der an Vortrefflichkeit die Sonne, den Mond, die eben ſich erſchließende Blüthe des Jasmins u. ſ. w., u. ſ w. übertrifft, deſſen Füße einen ſüßen Duft in die Naſen der Könige aufſteigen laſſen, wie der Wohlgeruch der Blumen den Bienen angenehm iſt —

„An Matſchura-Kavatſchi-Mo-Kami, Verwalter von Oſaka."

„Indem wir Euch einen Theil unſerer Macht, indem wir Euch die Verwaltung eines Theiles des japaniſchen Reiches anvertraut, mußten wir glauben, daß die unendliche Weisheit, welche bei unſeren Urtheilen die Herrſchaft führt, ſtets Euerem Geiſte gegenwärtig ſein und Euch als Fakkel dienen werde, deren ſtrahlender Glanz, Eueren Geiſt durchdringend, die dichten Wolken des Irrthums und der Unwiſſenheit zerſtreuen würde, welche die Wahrheit den Augen des gemeinen Volkes verbergen."

„Wir ſehen mit Schmerz, daß die Gottheit aus Euerem Rathe gewichen. Damit ein ſolches Unglück geſchehen konnte, müßt Ihr irgend einen großen Fehl begangen haben, zu deſſen Sühnung Ihr den Tod ſterben müßt, der den Großwürdenträgern dieſes glücklichen Reiches vorbehalten iſt. Unſer Wille iſt daher, daß nach Empfang des Gegenwärtigen, Ihr euch den Bauch mit allen bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten aufſchneidet, und daß Ihr alle Eure Güter und Aemter dem Aelteſten Eurer Söhne hinterlaſſet, dem wir ein weiſes und kluges Benehmen in Ausübung des Amtes anempfehlen, welches er nach Eurem Tode antreten wird. Was den Femoja betrifft, ſo iſt er hinlänglich durch den Verluſt ſeines Geldes beſtraft; unſer Wille iſt, daß er nicht weiter hinſichtlich dieſer Sache beunruhigt werde. Wir erwarteten von ihm weder die Einſicht, noch die Schärfe des Urtheils, welche das Angehör eines Großwürdenträgers des Reiches ſein müſſen, und Euch zur Entdeckung der Unſchuld des Fehubets hätten hinführen ſollen."

„Yeddo, den 2ten Monat des erſten Jahres Gen-bun."

Bei Empfang dieſes Befehles ließ der Gouverneur ſogleich ſeinen Ceremonienmeiſter kommen, und nachdem er mit ihm ein Paar Stunden

in einem besonderen Zimmer zugebracht, ließ er auf den folgenden Tag alle seine Verwandten und seine Freunde zu einem glänzenden Mahle einladen.

Zur bestimmten Stunde kamen die Gäste. Kavatschi empfing sie und machte die Honneurs des Hauses mit vollkommener Ruhe und Heiterkeit. Als das Mahl geendet, ließ er den Zakki (ein gegohrenes Getränke) kommen, und zog sich in ein Nebengemach zurück, um die Kleider zu wechseln.

Nach einigen Minuten erschien er wieder mit einem anliegenden Kleide von ganz besonderem Schnitte, welches eigens für solchen Fall gefertigt war; über das Kleid hatte er einen weißen Mantel ohne Wappen geworfen, dessen Gewebe von Hanf war. Jetzt, in Gegenwart seiner Freunde, ließ er sich durch einen Schreiber den Befehl des Djogun vorlesen, richtete dann eine lange Rede an seine Gäste, worauf, das Haupt niederbeugend zum Zeichen der Unterwerfung unter den allerhöchsten Willen, er seinen Säbel zog, und sich durch einen Kreuzschnitt den Leib aufschlitzte — unter lautem Beifalle der Zuschauer, die entzückt waren von der Anmuth und edlen Haltung, welche Kavatschi bei dieser solennen Gelegenheit an den Tag gelegt hatte. —

3.

Siamesische Kindbettquälerei.

Aus dem Tagebuche des Dr. Brandley, Arztes und protest. Missionärs des amerikanischen Vereins, ist zu ersehen, daß in Siam noch ein unmenschlicher Gebrauch herrscht. Sobald eine Frau, gleichviel welches Ranges und Standes, niedergekommen, wird sie auf eine schmale Bank von hartem Holz gelegt, und mit dem entblößten Rücken der Glut des Feuers ausgesetzt, welches in einer Entfernung von 10—12 Zoll brennt. Nach kurzer Frist wird sie umgewendet, und so währt diese Mißhandlung bei allmählig verstärktem Feuer — nach der ersten Niederkunft 30 Tage lang; bei den folgenden Kindbetten wird die Bratzeit auf 25, 20, 18, 15 und 11 Tage abgekürzt! *Marnfanoi*, ein siamesischer Chow-Fah (Herr des Himmels, d. h. Fürst) wünschte sehr, daß der bekannte Missionair Gützlaff, der gerade zu Bankok war, als

die Fürstin eines Knaben genas, die Umgebungen derselben überrede, von jenem fürchterlichen Gebrauche abzulassen. Allein die Macht des Vorurtheils widerstand siegreich der Macht der Vernunft und des unverdorbenen Gefühl's, — und die arme Fürstin blieb einer Hitze ausgesetzt, welche den Puls gewöhnlich auf 100, zuweilen auf 120 Schläge in der Minute trieb.

4.

Borneo.

In dem kürzlich (1837) erschienenen Werke „The Eastern Seas," (by Georg Windsor Earl) wird bemerkt, daß Borneo in demselben Verhältniß zu Ostindien (und China) steht, wie Amerika zu Europa. Es wandern nämlich diejenigen dahin aus, die Schutz gegen religiöse Verfolgungen suchen, oder durch Uebervölkerung verdrängt werden. Auch auf Borneo müssen die Ureinwohner (man faßt die ganz verschiedenartigen Stämme unter dem Collektivnamen Daiaks zusammen) — sich immer weiter in's Innere zurückziehen. Man schätzt jetzt die Zahl der Eingewanderten auf etwas über 200,000 (Chinesen 150,000, — Malayen 50,000, Bugis 10,000, Araber 400, u. s. w.); die der Daiaks, die im Bereich der Ansiedlungen wohnen, auf 250,000. Außerdem leben noch drei Stämme in Booten, in denen sie die Küsten, umfahren; diese Stämme heißen Lanuns, Orang-Badscha's und Orang-Tidong's. Die Daiaks selbst behaupten, im Innern der Insel gebe es auch Wollhaarige und Menschen mit Schweifen, gleich Affen.

5.

Kaschmir —

so schrieb Hr. v. Hugel zu Anf. 37. an seine Freunde in der Heimath, aus eben diesem zauberischen Hochthale Indiens, — „Kaschmir

trägt das Gepräge der verschiedenartigsten Kulturen, welche im Laufe der Zeiten um den Besitz des reizenden Thales gekämpft und es abwechselnd an sich gerissen haben. Zuerst patriarchalische Verfassung und die Einfalt patriarchalischer Sitte; sodann Herrschaft der rohen Gewalt, der mohamedanischen Eroberer Mittelasiens; diese wiederum vertrieben von den prachtliebenden Kaisern Delhi's, deren üppiger Hofstaat unter diesem gesegneten Himmel einen unerschöpflichen Born des Genusses fand; aber — die rauhen Afghanen verdrängen — die Verweichlichten und nun hausen die rohen Horden der Siek in den Palästen der Kaiser... Und dennoch vermochte der Drang der Ereignisse, diese Fluth immer neu anströmender Eroberer, die, kaum zum Besitze gelangt, alsbald neuen Herren weichen, den Grundtypus der indischen Bevölkerung in keiner Weise zu verlöschen. Dies ist eben jene geheime Gewalt der Hindu-Religion, die, wo sie einmal mit dem Blut und innern Wesen eines Volkes verwachsen, durch keine Macht, keine noch so tiefgreifende Umwälzung bezwungen wird."

6.

Indien.

---

a.

Sanskritische Literatur.

Die Arbeiten in den erst in neuester Zeit entdeckten Goldminen dieser Literatur haben im J. 1835 einen so gedeihlichen Fortgang gewonnen, daß wir uns schon in nächster Zukunft die bedeutendsten Resultate für die allgemeine Kulturgeschichte daraus zu versprechen haben. Ist irgend ein Volk dem deutschen zugleich in durchgreifender Religiosität und in vorherrschender Liebe zur Spekulation zu vergleichen, so sind es unstreitig die Indier. Was aber der Literatur der letzteren einen so hohen Werth gibt, ist das unbestreitbare hohe Alterthum desselben, ihre staunenswürdige Tiefe, ihre Ursprünglichkeit und ihre selbstständige, von äußern Einflüssen durchgängig frei gebliebene Entwicklung.

Während nun die asiatischen Gesellschaften in London und Paris und unsere großen Sanskritisten: Bopp, A. v. Schlegel, Po-

ley, Franke und v. Bohlen mit rühmlichem Fleiß und Eifer für kritische Herausgabe der Urschriften und treue Ueberſetzung derſelben Sorge tragen, iſt deutſche Forſchung auch bemüht uns das Verſtändniß jener Werke durch genetiſche Entwicklung derſelben zu eröffnen. Was Windiſchmann, der Vater, in ſeiner noch immer ſchätzbaren Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte erſtrebt, dies verſpricht ſein Sohn Friedrich, ein Zögling A. W. v. Schlegel's, zu leiſten. Von ihm haben wir mit Nächſtem eine aus genauer Quellenkunde geſchöpfte Ueberſicht des Entwicklungsganges der indiſchen Contemplation und Speculation zu erwarten, welche uns das intereſſante Phänomen zur Anſchauung bringen wird, — wie der menſchliche Geiſt in Indien auf ähnliche Weiſe bis zu dem großartigen Syſteme Sadananda's aufgeſtiegen, wie in Europa bis zu der Summa Thomas von Aquins, der wahrſcheinlich ein Zeitgenoſſe Sadananda's geweſen. Hoffentlich wird er uns die goldene Kette zeigen, welche die erhabene Lehre der Veda's: „Glückſeliges Erkennen iſt Brahma," verknüpft mit dem tiefſinnigen Ausſpruche der Chhandogya (im 8. Cap.) „So groß auf ſich beruhend (im Weltall) dort der Aether, ſo groß iſt hier im Herzen auch der Aether; beides iſt hier niedergelegt, — der Himmel und die Erde; beide, das Feuer und der Wind; beide, die Sonne und der Mond, der Blitz und die Geſtirne." Zeigen wird er uns wohl, einerſeits, wie neben den Vedantiſchen Schulen ſich jene ſechs anderen geſtalten konnten, deren gemeinſamer Lehrſatz war: „Es gibt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht und kein Unrecht; es exiſtirt kein Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer der Welt; ein anderer Beweis, als die ſinnliche Wahrnehmung iſt nicht ſtatthaft; es iſt kein vom Körper verſchiedener Genießer der Früchte[1]);" — anderſeits wie jene ächt indiſche Lehre von der Maya ſich gebildet, zu der Sadananda ſich bekennt, wenn er ſeine Lehre von Gott und ſeiner Welt- und Menſchwerdung mit dem Satze beſchließt: „Alles iſt Brahma und trägt nur den Schein des Anderſeins," und behauptet: „Realität iſt allein der ſeiende, denkende, ſelige Brahma; Unding iſt das durch die Unwiſſenheit zum Schein des Dings Erhobene, die Welt. Die Unwiſſenheit iſt aber weder ſeiend, noch nichtſeiend, ſondern eben jener leidenſchaftliche Wunſch Brahm's, ein Vielfaches zu werden." —

1) Aus dem handſchriftlich Herrn A. W. v. Schlegel angehörigem philoſ. Geſpräche: Vidvan-moda tarangini. —.

*

b.

Vorbrahminiſcher Götzendienſt in Hindoſtan.

In der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London, welche am 6. Jan. 1838 ſtattgefunden, wurde eine Notiz von Dr. Stevenſon verleſen, aus welchem wir Folgendes entnehmen.

Es war lange die gemeine Meinung, daß der Brahmismus die urſprüngliche Religion in Indien, und daß ſie allverbreitet dort geweſen, bis erſt der Buddhismus und dann der Mohammedanismus dort aufgekommen ſeien. Bei genauerer Nachforſchung entdeckt man aber leicht, daß der Brahmismus ſich keineswegs über die ganze Bevölkerung verbreite. Offenbar herrſchte dort eine andere Art von Götzendienſt unter dem Volke, bevor jener eingeführt wurde, und hat auch jeder bedeutenden Vermiſchung mit demſelben widerſtanden. Stevenſon's eigene Beobachtungen gingen zwar nicht über die Mahratten Dekans hinaus; aber er vermuthet, daß ähnliche Thatſachen ſich auch in andern Theilen Indiens ermitteln laſſen.

Die Brahminen ſelbſt haben eine Ueberlieferung, daß ſie von den Gegenden im Norden des Himalaya urſprünglich hergekommen, was mit dem ſchöneren Bau und den kräftigeren Geſichtszügen dieſer Kaſte übereinſtimmt. Hr. Stevenſon erinnert auch daran, daß die Bhils, die Ramuſihs, die Kuhlis und andere Bergſtämme in religiöſen Angelegenheiten keinen Verkehr mit den Brahminen haben, und deren Dazwiſchenkunft nur in bürgerlichen Dingen geſtatten, auch werden die Götter dieſer Volksſtämme von den Brahminen nicht anerkannt.

In Dekan wird ein Gott Namens Betal verehrt, welchem außerordentliche Macht zugeſchrieben wird. Sein Bild iſt in einem Bering von Steinen aufgeſtellt, der dem druidiſchen Kreiſe nicht unähnlich iſt. Manchmal ſind auch zwei ſolche Kreiſe um dasſelbe gezogen. Die Steine ſind roth bemalt mit weißen Spitzen, vielleicht um Feuerflammen anzudeuten. Der Gott ſelbſt iſt ein ungeſtalter Stein, wie die übrigen, obgleich er zuweilen, jedoch ſelten, menſchenähnliche Geſtalt hat, ohne Arme und Beine. Beſonders bei Krankheiten wird Betal verehrt, und Gelübde ihm für den Fall der Geneſung dargebracht. Ein Hahn iſt das gewöhnlich Gelobte. — Hr. Stevenſon verſpricht noch fernere Mittheilungen. —

Nach Verleſung dieſer Notiz erhob ſich Profeſſor Wilſon, und erklärte: er ſtimme Hrn. Stevenſon darin bei, daß der Brahmismus auf die Städte und die Hochſtraßen beſchränkt ſei. Dringe man in abgelegenere Theile Hindoſtan's, ſo werde man nur wenige Spuren von Wiſchnu,

Krischna, Schiwa und anderen Göttern des indischen Pantheons finden. Doch meint er, Vetal sei keine individuelle Gottheit, sondern nur das Anrufungswort für einen Geist oder Dämon. Mannigfaltige Formen des Aberglaubens würden die Vetal-Verehrung genannt.

Auch Colonel Briggs bemerkte, daß seiner Erfahrung nach der Brahmismus im Süden Indiens sich nicht verbreitet. In Nägpur, Kendisch und in Carnatic hätten die Eingebornen keine andere Religion, als die, das Uebel zu versöhnen (propitiating evil); sie bezeigten keinerlei Dank für von der Gottheit empfangenes Gutes; aber sie fürchteten das Uebel, brächten deshalb Dämonen Opfer dar, selbst Tigern, Schlangen, dem Donner, Sturm ꝛc. Er bestätigte übrigens die Bemerkung des Hrn. Wilson, daß Vetal nur der Name für Dämon überhaupt. —

c.

Ostindischer Almanach.

Bei dem Wechsel des Jahres dürfte es nicht unpassend erscheinen, an die Zeitrechnung und den Kalender eines Volkes zu erinnern, welches seiner Sprache, Ueberlieferung und Bildung nach unstreitig zu den ältesten der Erde gehört. Der zu Neddia für das ablaufende Jahr erschienene indische Kalender fängt mit dem Anfang der Welt selbst an. Pàrvatì fragt ihren Gemahl Sivas, die dritte Person der indischen Trimurti (Dreieinigkeit): „wie die Welt entstanden sei?“ Sivas, der Gott der Zerstörung oder Rückführung zur Ureinheit, antwortet, das Universum sei durch der Gottheit Willen zum Dasein gekommen; unerschaffen aber seien der leere Raum, die Weltgegenden, das Wasser und die Finsterniß. Ein Saamenkorn sei vom Himmel in's Wasser gefallen und zu einem Ei geworden, aus dem die Sonne hervorgegangen; die Sonne aber habe die übrigen Gestirne und alle beweglichen Dinge hervorgebracht. — Dann folgt die Angabe und Beschreibung der vier Weltalter, in deren letztem, dem sündhaften, wir jetzt leben. Vishnus (die zweite Person der Dreieinigkeit) und Dshaggernaut sollen jeder noch 5064 Jahre auf Erden zu herrschen haben. Indeß soll, wie fast in ganz Indien geglaubt wird, der Ganges nur noch 64 Jahre fließen.

Das Hauptinteresse des Kalenders beruht aber in dem astrologischen Theile desselben. Wie die Aegypter, Chaldäer, Griechen, Etrurier, Römer und viele andere Völker ihre glücklichen und ungünstigen Tage hatten, wie noch jetzt bei Chinesen und selbst bei vielen Europäern, so herrscht dieser Glaube auch seit unvordenklich bei den Indern. Im Jahre 1242 bengalischer Zeitrechnung (1835 der christl.), gab es 173 Glückstage für

die wichtigsten Verrichtungen im indischen Leben; nämlich: 33 Tage zum Dienste der Planeten, 99 zur Feier von Hochzeiten, 3 zur Heimführung einer Braut, 25 zur Speisung der Kinder mit Reis, 2 zum Anfang des Unterrichts, 5 zur Einkleidung eines Brahminen und 6 zu Todtenopfern. —

d.

Drei Mittheilungen aus Indien.[2])

Ein Engländer, der eine Reihe von Jahren in Indien zugebracht hat, entwarf mir in diesen Tagen ein Bild jenes Landes, welches in der Hauptsache zwar mit dem anderweitig schon bekannten übereinstimmt, einige einzelne Züge jedoch darbietet, die der Mittheilung nicht unwerth erachtet werden dürften.

* * *

Mein Berichterstatter sah selbst jenen Festzug, auf welchem der Götze Jaganathas jährlich einmal aus dem englischen Gebiet in das dänische gefahren wird, um hier drei Tage bei einer verwandten Göttin zu verweilen. Ein Gebäude, so groß, wie ein gewöhnliches, dreistöckiges Haus, ruhte auf achtzehn breiten Rädern. Es war rings mit den unzüchtigsten Bildern bemalt. Im untersten Stock befand sich der Götze selbst, umgeben von seinen Priestern, im zweiten eine Schaar von Bajaderen, im dritten eine Menge lärmender Musikanten. Man brachte drei Elephanten herbei, um sie mit Seilen, so dick, als Schifftaue, an den Wagen zu spannen; aber das Volk gab es nicht zu, sondern zog selbst den Götzen mit seinem beweglichen Tempel fort. Auf diesem Zuge warf jedoch nur ein einziger Hindu sich unter die Räder. Um die Leiche desselben kümmerte sich Niemand, so daß der englische Offizier, der dort kommandirte, sich veranlaßt fand, sie nach zwei Tagen begraben zu lassen, bevor der Festzug auf demselben Wege zurückkam. —

An den Hugly, eine der Mündungen des heiligen Ganges, wandern noch jetzt zweimal im Jahre viele tausend Männer und Frauen, und noch wenige Jahre vor der Ankunft des Berichterstatters opferten bei dieser Gelegenheit noch viele Eltern ihre Kinder. Sie wateten so weit als thunlich in den Fluß und schleuderten das zum Opfer bestimmte Kind den Alligators (den Thieren Yama's, des indischen Pluto's) hin, die sich um diese

2) Geschrieben im September 1836.

Zeit dort einfanden. Jetzt aber hindern englische Schildwachen, die für diese Zeit dahin beordert werden, die Erneuerung solcher gräulichen Opfer. Doch müssen sie es allerdings geschehen lassen, daß zuweilen noch Erwachsene sich selbst jenen heiligen Ungeheuern zum Fraße darbieten.

Das Schauderhafteste aber, dessen unser Reisender sich erinnert, war das Sutti, dessen Zeuge er gewesen. An einem Walde, ungefähr 10 engl. Meilen von Calcutta, sah er einen wohl fünf Schuh hohen Scheiterhaufen errichtet, der über und über mit Oel und geweihter Butter begossen und reichlich mit Weihrauch bestreut war. Ein großer Zug naht sich; Cymbeln, Hörner und eine andre Art Trommeln machen eine wilde Musik, bei welcher Tänzer und Tänzerinnen durch einander toben. Ihnen folgt die Leiche des Mannes, dessen Wittwe mit ihm verbrannt werden soll; — dann diese selbst von einer großen Volksmenge umgeben. Die Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, die Wittwe nimmt Abschied von ihren Verwandten und wird, bei dem Lärm der Instrumente und dem Geschrei des Volkes, die Lebende — zum Todten gebettet. Sofort wird der Holzstoß angezündet und eine Flamme lodert empor! — Aber, ach! ein entsetzlicher Schrei wurde vernommen, und vom Scheiterhaufen stürzte wehklagend das arme Weib und suchte Rettung in der Flucht. Umsonst! Brahminen fangen die Flüchtige auf, tragen sie zurück auf den Holzstoß; Andere schneiden in der Nähe ein wohl zwanzig Schuh langes, starkes Rohr ab, biegen es quer über die liegende Unglückliche hin, und während sie es nun an beiden Enden nieder halten, wird der Scheiterhaufen vollends in Brand gesetzt, und das Getöse der Cymbeln und Trommeln überraf't den letzten Schrei der Verzweiflung! — Die Priester, so wurde später dem Reisenden berichtet, waren von den Verwandten des Verstorbenen reich beschenkt worden, um die Wittwe zum Feuertod zu bereden, damit sie sogleich in den Besitz der ganzen Hinterlassenschaft des Mannes gelangen möchten!

* * *

Zur Zeit, als Lord Wellesley das englische Indien beherrschte, kamen viele, namentlich anabaptistische Missionäre nach Calcutta. Seine Herrlichkeit sah sie als Unruhestifter an und gestattete ihnen nicht, sich dort niederzulassen. Die anabaptistischen Sendlinge begaben sich nach Serampur, wo sie, nach eingeholter Erlaubniß des Königs von Dänemark, sich ein Collegium bauten, das nicht weniger als 20,000 Pf. St. kostete. In demselben hatten sie eine Papierfabrik, Schriftgießerei, Buchdruckerei u. s. w. und von hier aus trieben sie einen einträglichen Handel. Auch erwies sich eine Sparkasse, die sie errichteten, als sehr ergiebig. Carey und Marthman waren

die Hauptvorsteher. Der Letztere, — in England nur Gehülfe eines armen Dorfschullehrers, — bewirthete 1824 seine Gäste in eitel Silber! Um indeß auch Schüler für ihr Collegium zu bekommen, sahen die Vorsteher sich zuletzt genöthigt, denen, die die Anstalt besuchen wollten, eine monatliche Gratifikation von 4 Rupien (etwa 2 Bbtr. Kron.) zu bieten.

Kurz bevor der Berichterstatter nach Europa zurückkehrte, kam ihm ein Magazin zur Hand, in welchem jene Missionäre rühmten, daß sie schon 1,700 Eingeborner bekehrt hätten. Als er jedoch bei einer der ersten Magistratspersonen von Serampur darüber Nachfrage hielt, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Zahl der Bekehrten sich in Wahrheit nur auf — siebzehn — belaufe, und zwar solche, die, wegen schlechter Aufführung aus ihrer Kaste verstoßen, selbst von den Mahomedanern, bei denen sie sich zuerst gemeldet, nicht aufgenommen worden waren. Das Colledge, von London aus zur Rechenschaft über Verwendung der ihm übersendeten Gelder aufgefordert, erklärte, dazu nicht verpflichtet zu sein, da die Vorsteher ihr eigenes Vermögen dazu geschossen. — Auf diese Weise emancipirte sich diese Mission. —

Während dieselbe so angelegentlich für ihr zeitliches Wohlergehen sorgte, arbeitete der edle Brahmine Ram-Mohum-Roy an der Bekehrung seiner Landsleute zu dem wahrhaftigen Gott. Nachdem er die heiligen Schriften seines Volkes, der Tibetaner, Parsen, Mahomedaner, Juden und Christen — alle in ihrer Ursprache studirt, schloß er sich den christlichen Unitariern an, deren sich mehrere zu Calcutta befanden. Er ließ daselbst dem einigen Gott einen schönen Tempel bauen, besoldete einige unitarische Geistliche, welche dort den Gottesdienst verrichteten, und versammelte in seiner, diesem gegenüber liegenden Wohnung, Gläubige der verschiedenen Religionen, mit denen er die wichtigsten Glaubenslehren diskutirte. Diese Erörterungen wurden jedoch allmählig so stürmisch, daß Ram-Mohum-Roy darauf verzichten mußte, auf diesem Wege eine völlige Einigkeit unter den Verschiedengläubigen herbei zu führen. Von den Brahminen gehaßt, von den nicht-unitarischen Christen, besonders von den Anabaptisten, und — namentlich von Dr. Marthman vielfach befehdet, — in keiner der orientalischen Ueberlieferungen sein Genügen findend, — segelte er im November 1830 nach England, — besuchte 1832 Frankreich, — kehrte Anfang 1833 nach England zurück, wurde aber zu Bristol in der Blüthe der Jahre, — er war um 1780 geboren, — in wenigen Tagen von einer Krankheit dahingerafft. Er starb am 18. September 1833. —

* * *

Als in Indien im Jahre 1817, — so erzählt uns ein Deutscher, der sich damals dort aufgehalten, — die Cholera, nach längerem anscheinlichen Verschwinden, — wieder heftig zu Noddia, nahe am Ausflusse des Ganges, zum Ausbruch gekommen, bemächtigte sich Aller ein gewaltiges Entsetzen. Da hieß es mit einemmal, zu Haura, ganz nahe bei Calcutta, sei eine Heilige, deren Fürsprache vor jener furchtbaren Krankheit bewahre. Zahlreiche Boten wanderten nach allen Seiten hin, um zu bezeugen, daß alle, die der Heiligen Opfer dargebracht, von der Seuche verschont geblieben seien. Die frohe Botschaft schien sehr Vielen glaubhaft, und bald strömten von allen Seiten Opferer nach Haura. Hier war ein kleiner Tempel errichtet, in welchem ein Weib aus der Brahminenkaste, mit Namen Ulia-Bibih, auf einem Ruhekissen saß, stets anscheinlich im Gebete begriffen, umgeben von jungen Brahminen, die ihr dienten und die Opfer der Hülfesuchenden in Empfang nahmen. Nach Vermögen spendeten diese eine oder mehrere Rupien und kehrten dann beruhigt in ihre Heimath. Auf diese Weise von aller Furcht befreit, waren sie eben deshalb auch für die Krankheit weit weniger empfänglich, und so erklärt es sich leicht, wie der Ruf der Heiligen sich bald außerordentlich vermehren mußte. Tausende strömten hinzu, und immer reichlicher regnete das Gold in den Schooß der wunderthätigen Brahminin.

Herr Elliot aber, der englische Polizeipräsident zu Calcutta, sah in seinem Diensteifer hier nur eine Beutelschneiderei und als der Zulauf täglich wuchs, glaubte er gegen die heilige Steuereinnehmerin amtlich einschreiten zu müssen. Er beorderte einige seiner indischen Polizeidiener, die angebliche Wunderthäterin vor sein Gericht zu laden, und sie sofort dahin zu geleiten. Aber die Diener glaubten selbst an Ulia-Bibih, — und unterstanden sich kaum, ihr melden zu lassen: „Herr Elliot wünsche mit ihr zu sprechen, und ersuche sie, sich gefälligst zu ihm zu bemühen.“ Als sie demungeachtet schnöde von der Heiligen abgefertigt wurden, wagten sie weder, Gewalt zu brauchen, noch an demselben Tage sich ihrem Herrn zu zeigen. Am folgenden Tage hart von ihm angelassen, gestanden sie, befürchtet zu haben, die Wunderthäterin werde sie tödten durch die Macht ihres Gebetes, wenn sie Hand an sie zu legen sich vermögen. Herr Elliot ließ sich hierdurch nicht abschrecken, sondern befahl nun einigen englischen Sergeanten, unverzüglich die Brahminin herbeizuführen.

Viele der Indier, die unter ihm arbeiteten oder eben zugegen waren, dachten nun nicht anders, als daß entweder jene Polizeidiener oder Herr

Elliot plötzlichen Todes versterben würden, und harrten ängstlich des Ausganges dieser Geschichte.

Die Heilige kam, begleitet von den weißen Teufeln[3]), so nennen hartgläubige Indier häufig die Europäer, — und auf das Höchste stieg bei den gegenwärtigen Indiern die Erwartung der wunderbaren Dinge, die da kommen sollten.

Aber Hr. Elliot fuhr die Rupiensammlerin barsch an, und stellte sie zur Rede über ihr unerlaubtes Unternehmen. Siehe! da sank die Heilige vor dem gestrengen Herrn auf die Kniee, und — gestehend, daß sie nur durch Armuth zu solchem Beginnen sich habe bewegen lassen, wobei eine große Zahl Brahminen ihr behülflich gewesen, — bat sie, doch gnädig mit ihr zu verfahren. Nun ließ zwar der Polizeipräsident sich einigermaßen durch ihr Flehen erweichen; um jedoch ihren Landsleuten vollen Beweis ihrer Ohnmacht zu geben, ließ er die arme Ulia-Bibih auf drei Tage in das Gefängniß abführen.

Hiermit hatte die Wundergeschichte ihr Ende gefunden; aber von nun an wurde die fürchterliche Krankheit von dem Volke Ulia Berm, und von den reiner sprechenden Indiern Ulia-ka-beram[4]) genannt. —

e.

Das Haupt-Bußfest der Hindu.

Ein katholischer Missionär schreibt (1837) über das zu Ehren der Göttin Kali zu Calcutta begangene Bußfest, welches das feierlichste im ganzen Jahre ist, u. a. Folgendes: „an verschiedenen Orten, besonders an den Straßenecken und auf den Kreuzgassen bemerkte ich Menschen, die ihre Zungen mit einer langen Eisenstange durchbohrt und diese darin hängen hatten, und nach dem Takte von Instrumenten damit umher tanzten. Andere hatten sich tiefe Wunden in den Seiten und an den Schultern beigebracht, durch welche Schlangen von beträchtlicher Länge gezogen waren, die sich in Ringen um den Körper wanden. Wieder andere lassen sich mehrere an einem Seile befestigte Haken in den Rücken schlagen, und bleiben, nachdem sie an diesem in die Höhe gezogen worden, eine Viertelstunde und mehr in der Luft schweben, je nach dem Grade ihrer Bußfertigkeit, wobei sie Klagetöne ausstoßen, die als Zeichen der Zerknirschung und als Lobgesänge auf Kali angesehen werden." — Auf Nachfrage erfuhr der Missionär, solche Büßer seien alle aus der Hefe des Volkes; die Reue habe jedoch keinen Antheil an den Martern, die sie sich auflegen, sondern

3) Satta Bud's.

4) Ka beram bedeutet „die Krankheit."

die Reichen erkauften sie zur Verherrlichung des Festes. — Der Missionär beklagt mit Recht diese für Geld übernommenen Bußübungen. Leider gibt es aber auch in Europa noch Orte in katholischen Ländern, wo Arme für Reiche mühvolle Büßungen verrichten.

f.

Abschaffung der englischen Besteurung indischer Pilger.

In der Versammlung der Inhaber ostindischer Stocks zu Anfang 1837 kam der schon früher angeregte Vorschlag zur Sprache „die bisher von Großbritanien der Abgötterei in Ostindien, wenigstens indirekt, zu Theil gewordene Begünstigung derselben zu entziehen, indem das Einkommen aufgegeben würde, das von den brittischen Behörden bis in die neueste Zeit von den Hindu-Pilgern bezogen wurde." Herr Poynder bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe hier eine Berechnung der von 1812 bis 1834 an den 4 Haupttempeln erhobenen Pilgersteuer, einschlüssig der Zahlungen an die Brahminen, Bajaderen u. s. w. In Juggernaut betrug sie 301,331 Pfd. St., wovon der Regierung ein reiner Gewinn von 118,155 Pfd. blieb; zu Goa die ganze Einnahme in derselben Periode 656,787, der Reinertrag 579,169, zu Allahabad die Einnahme 224,909, der Reinertrag 205,320 Pfd., zu Tripetty erstere 335,951, letztere 236,457 Pfd. Im Ganzen belief sich also die Einnahme auf 1,518,986 und der Reinertrag auf 1,139,101 Pfund. Außerdem warfen die kleinen Tempel im jährlichen Durchschnitt gegen 40,000 Pfd. ab . . . Und noch ist die Steuer nicht abgeschafft, und die Beitreiber von Pilgern (Pilgrim-hunters) sind so thätig wie zuvor, den Tempeln Schlachtopfer zu liefern. Ein Befehl ging zwar von der Direktion der ostindischen Gesellschaft vor drei Jahren nach Indien ab, daß die Steuer nicht mehr erhoben werden sollte, aber noch werden den fanatischen Verehrern in Juggernaut Einlaßkarten verkauft, die ihnen gestatten, sich dem furchtbaren Wagen zu nahen. Nicht weniger als 50,000 solcher Unglücklichen entrichten noch jährlich diese Steuer, und doppelt soviel werden wegen Armuth unentgeldlich zugelassen . . ." Die Compagnie beschloß einmüthig — bis auf eine Stimme, — dem Unwesen ein Ende zu machen.

g.

Menschenopfer in Ostindien.

In Gumsar, 60 engl. Meilen nördlich von dem berüchtigten Wallfahrtsort Dschaggernâch, hat man 1837 unter den Khunds weitver-

zweigte Anſtalten zur Darbringung von Menſchenopfern entdeckt. Dieſe werden der Mutti (der Erde) geſchlachtet im Glauben, hierdurch eine reiche Ernte zu erzielen. Die Opfer werden mit 60—180 Rupien jedes bezahlt, und den Leuten aus den Kaſten der Pân und Harri abgehandelt, welche ſie den übrigen Kaſten abſtehlen. Der engliſche Commiſſär für jene Gegend hat 24 ſolcher zu Opfern beſtimmten Kinder, worunter 8 Mädchen und 16 Knaben, gerettet. Die engliſche Regierung denkt ernſtlich daran, dieſer ſcheußlichen Sitte ein Ende zu machen.

h.

Die Ramſanéhi's in Indien.

Das „Asiatic Journal" theilt (1836) einen Bericht mit, der über eine Sekte, deren Mitglieder ſich Ramſanéhi (Gottesfreunde, Rama-Freunde) nennen, der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen von Capitain Weſtmacott erſtattet worden. Wir entnehmen daraus folgendes: Ramtſcharan, der Gründer der genannten Sekte, 1719 in Soràtſhaſin geboren, war ein Ramavat-Bairagi (zu vergleichen theils den Stoïkern, theils den Bettelmönchen). Dem Götzendienſt beharrlich entgegenwirkend, und deshalb von den Brahminen heftig verfolgt, verließ er 1750 ſeine Heimath, und wanderte umher, bis er 1769 ſich zu Schahpura niederließ. Hier legte er den Grund zu einer geläuterten Brahmareligion, dichtete (wie es heißt) 36,250 Sabdo's oder Hymnen, und ſtarb 1798. Ihm folgte Rambſchan, einer ſeiner 12 Tſchela's (Schüler oder Jünger), welcher 16,000 Hymnen dichtete und 1809 ſtarb, — dieſem als dritter Prieſterfürſt, Dulha Ram, der 10,000 Sabdo's und an 4000 Sâki's (Gedichte zum Lob tugendhafter Hindus, Muhamedaner u. a.) ſchrieb. Auf Dulha Ram folgte 1834 Tſchatra-Das (er dichtete nur 1000 Sabdo's und erlaubte nicht, ſie aufzuſchreiben), und nach deſſen 1831 erfolgten Ableben, wurde Narajan-Das die Würde des Mahants (Oberprieſter) ertheilt, der noch jetzt das Oberhaupt der Sekte iſt. —

Dieſe beſteht aus Laien (Girhiſt) — und Prieſtern (Sâdha's, Vollkommene oder Vairâgi's, Leidenſchaftloſe). Die letzteren ſind beſonders verpflichtet, die h. Schriften zu ſtudiren, und nichts Verdienſtliches in ihren eigenen Werken anzuerkennen; Keuſchheit, Demuth und Enthaltſamkeit in Allem zu beobachten, wenig zu ſchlafen und den Körper an Mühſeligkeiten und Beſchwerden zu gewöhnen, Mildthätigkeit und Nachſicht zu üben, überhaupt alle Leidenſchaften zu ertödten, und allen irdiſchen Freuden und Genüſſen zu entſagen. Die am meiſten verabſcheuten Ver-

brechen sind: Unenthaltsamkeit und Habsucht. Die Kleidung der Priester wird sehr sauber gehalten und wenigstens jeden dritten Tag gewechselt.

Den Laien ist zur Hauptpflicht gemacht, Wahrheit zu reden, beständig in ihren Neigungen und recht und billig in ihren Handlungen zu sein. Sie dürfen auch nicht um ihre Todten trauern, weil dies Mangel in Ergebung in den göttlichen Willen zeigt.

Weder Priester noch Laien halten die hinduischen Festtage; aber sie beobachten ein strenges Fasten von Sonnen-Untergang bis Sonnen-Aufgang.

Die Gesammtzahl der Priester, die im Lande umher zerstreut wohnen, soll nicht 800 übersteigen; — die Zahl der Laien in Schahpura, der eigentlichen Metropolis des neuen Glaubens, beläuft sich auf ungefähr 200, von denen nur die kleinere Hälfte dem weiblichen Geschlechte angehört.

Die Glaubenslehre der Ramsanéhi's, die sie aus den h. Schriften der altbrahminischen Religion schöpften, ist sehr einfach. Sie glauben an einen allmächtigen Gott, den sie als Urheber des Schaffens, Erhaltens und Vernichtens verehren. Dieses höchste Wesen nennen sie Râm. Er ist ihnen die Quelle alles Guten — und Abwender alles Bösen, und weil seine Beschlüsse unerforschlich, ist Ergebung in dieselbe strenge Pflicht. Die Seele ist ein Ausfluß des göttlichen Geistes, und steigt, nach dem Tode des Leibes, zum Himmel empor.

Die Gottheiten der Hindus werden von den Ramsanéhi's nicht anerkannt und keine Art von Bildern oder Symbolen des Götzendienstes wird in ihren Tempeln zugelassen. Als Westmacott den jetzt lebenden Priesterfürsten um seine Meinung über den Bilderdienst fragte, antwortete er in Versen:

„Wie das Waschen des Körpers im Ozean dem Baden in allen Flüssen der Erde gleichkommt, da sie doch alle in die große Tiefe fließen; —
Wie es genügt, nur die Wurzeln des Baumes allein zu begießen, um Blätter, Blüthen und Früchte in's Leben zu rufen und zu erquicken,
So beseitigt die Verehrung des allmächtigen Gottes die Nothwendigkeit, sich an niedere Gottheiten zu wenden." —

i.

Ueber eine Secte von Yogi's in Kutsch,

die sich Kanphati's nennen, wurde in der königl. asiat. Gesellschaft zu London am 5. Februar 1838 eine Abhandlung von Lieut. Postans verlesen. Diese Yogi's wohnen in einer großen Reihe von Gebäuden nahe

bei Danodhar. Ihr Glaube und ihre Uebung beſteht darin, allen Perſonen, welche darum bitten, Nahrung und Obdach zu geben, und zwar ohne Rückſicht auf Kaſte oder Secte, und ohne hinſichtlich der Zeit und der Menge eine Grenze zu ſetzen. Ihre Anzahl iſt gering und ſie verpflichten ſich ſelbſt zur Eheloſigkeit; aber ihre Gaben ſind reich und ſie haben bedeutende Einkünfte, um ihren Ordensregeln genügen zu können. Der Vorſteher hat eine ſo hohe Würde, daß er niemand, ſelbſt dem Rajah nicht, den Gruß zu erwiedern oder zu antworten braucht. Ihren Namen haben ſie von den ungeheuren Ohrringen, die ſie tragen, und welche ſo ſchwer ſind, daß ſie ihnen die Ohren faſt zerreißen; denn Kan heißt Ohr, und phati reißen. — Prof. Wilſon bemerkte, dieſer Orden ſei einſt ſehr mächtig geweſen; wahrſcheinlich ſeien die Kanphati's die Gründer der Höhlentempel in jenem Theile von Indien, da alle Figuren in demſelben auch ſolche Ohrringe trugen. Er findet eine große Aehnlichkeit zwiſchen jenem Orden und den katholiſchen Klöſtern, nur ſeien in Indien die Mitglieder nicht durch die eiſerne Kette des Gelübdes für ihr Lebenlang gebunden.

k.

Ein Aghori.

Ein in Oſtindien ſtationirter brittiſcher Offizier machte, wie im „Asiatic Journal“ (1836) berichtet wird, in dem Jahr 1833 einen Ausflug nach dem berühmten Berge Abu, der an der Südgrenze von Dſchahdpuhr liegt. In einer der zahlreichen Höhlen am Fuße jenes Gebirges traf er einen langen, hageren Mann, mit verworrenem, durch lange Vernachläſſigung zottig gewordenem Bart- und Kopfhaar, deſſen faſt entfleiſchter Körper eine Kruſte von Blut, Ruß und anderem Schmutze überzog. Aus ſeinen ſtarren Augen blickte eine dämoniſche Wildheit; ſein ganzes Antlitz war grauſenerregend. . . Es war ein Aghori oder Aghorapenthi, — einer jener nicht mehr zahlreichen Asceten, die den Maha Dewi in ſeinen ſcheuslichſten Formen verehren, und nicht nur Menſchenopfer begehen, ſondern, auch Menſchenfleiſch verzehren. In der Höhle dieſes Büßers lag ein ganzer Haufe von Gebeinen, mit ſichtbaren Spuren der Zähne, die daran genagt, dabei noch ein Stück von dem Aaſe eines Hundes. Boden und Wände der Grotte waren mit mannigfaltigem Unrath bedeckt, und in Mitten dieſes Wuſtes kauerte der Aghori auf der Erde nieder. Als nun der Offizier ihn fragte, wer er ſei, — erwiederte er: „Ich bin ein Anbeter der ſchrecklichen Gottheit Kali, die an Blut ihre Freude hat; Blut iſt auch meine Luſt; allein es war nicht immer ſo.“

Er erzählte dann, wie er durch das Unglück eines unwillentlichen Brudermordes unter die wilden Bhihls gerathen, und nun, mit diesen raubend und mordend, zufällig auch seinen zweiten Bruder getödet, wodurch er überzeugt worden sei, daß die Göttin Kali ihn zu einem ihrer Priester erkoren. „So mußte ich," schloß er, „in die Einöde, um unter Thieren zu leben und von gleicher Speise, wie diese, mich zu nähren. Kein Band knüpft mich ferner an die Menschheit; dies beweis't mir, daß ich ein Erwählter bin. Ich bin stolz auf diese Auszeichnung. Kein Gefühl, keine Leidenschaft nagt an meinem Herzen. Der Abscheu, den ich bei Anderen errege, ist mir willkommen; ich verabscheue die Menschheit; ich gehöre dem Himmel — gehöre Kali an! Ich bin ein Gott — ein Aghori!" —

l.

Die indischen Frauen.

Das Asiatic-Journal (Dec. 35.) macht die nicht blos auf Indien passende Bemerkung, daß man die Frauen durchgängig wie niedrigere Wesen behandle und doch — wahrhaft himmlische Tugenden von ihnen fordere. Es führt dann Manches zur Würdigung der Frauen im Lande Brahma's an, von dem folgendes eine Stelle hier finden mag:

„Das alte Rom prahlt mit Einer Lucrezia; Indien kann hunderte, ja tausende edler Frauen aufweisen, die es vorzogen, durch Gift, Dolch oder Feuer ihr Dasein zu enden, ehe sie ein Leben führten, auf dem nur ein Schatten von Argwohn ruhte. In der neueren Zeit haben zahlreiche Beispiele gelehrt, daß die Frauen Indiens noch derselben Opfer fähig sind, wie vor vielen Jahrhunderten; Dow's Annalen, Ferischta's Geschichte und Oberst Tod's Radscheſtan sind voll von Handlungen weiblicher Seelengröße, die oft aus den reinsten Quellen flossen; und dieselben Triebfedern haben noch jetzt ihre ganze Wirkung... Fast jede vornehme Familie Hindostan's rühmt sich eines oder mehrerer weiblicher Vorfahren, welche die Ehre ihrer männlichen Verwandten auf Kosten ihres Lebens retteten. Wo ein Rückzug im Kriege durch die mitgenommenen Frauen behindert worden wäre, haben diese sich selbst geopfert"...

m.

Indisches Schauspiel.

In Calcutta besteht jetzt (1836) außer einem Schauspielhaus, in welchem in englischer, auch ein Privattheater, auf welchem in hindostani-

scher Sprache gespielt wird. Das letztere wird von Babu Bose in seinem eigenen Hause geleitet. Die weiblichen auch von hindnischen Frauenzimmern gespielt, und die Mu sters bestehen ebenfalls nur aus Hindu's, meistens Brahmin der letzten Vorstellungen waren über 1000 Zuschauer, — homedaner, Europäer ꝛc. gegenwärtig; das Schauspiel be Mitternacht und währte bis 6½ Uhr Morgens. Bevor hang aufzog, wurde ein Gebet an den Allmächtigen eine hinduische Sitte, welche bei allen solchen Gelegenh wird. Auch wird vor jedem Auftritte ein Prolog abgesun der Inhalt der folgenden Scene auseinander gesetzt ist. —

n.

Hindostanische Uebersetzung von Gay's Fal

Raja Kali Krischna Bahâdur, Ehrenmitglied der asi schaft von Paris, hat im J. 1836 zu Calcutta Gay's Fabe stanische übersetzt, und sie mit dem Texte zur Seite im T lassen. In der dazu geschriebenen Vorrede wird, nach orien erst Gott, dann, obgleich Kali Krischna zur brahminischei bekennt, Mahomed — gepriesen.

o.

Ein mahomedanischer Protestant.

Der Madras Herald (1836) berichtet Nachfolgend cane in Ostindien: „Die mahomedanische Gemeinde daselbst d. J. zum Freitagsgebet in der Moschee des Nabob's versar Worte des Korans auslegen zu hören. Die Abhaltung des hatte man einem wandernden Molla aus Kabul übertrage würdiges Aeußeres ihm den Schein der Heiligkeit gab. Allg setzen aber erregte es, als er seinen Text nicht aus dem Ko aus einem Auszuge aus der Bibel in persischer S lehnte, und gegen die Verehrung des Propheten eiferte, der gewesen sei, als jeder andere Sterbliche. Von allen Seiten Unwillens, heftige Opposition der übrigen Molla's, tausen ballend zu nachdrücklicher Widerlegung! Durch Nichts jedoch ner in seinem begeisterten Vortrage sich stören, bis der Nabo trat und den Reformator in Sicherheit brachte. Im Pala

heftige Controversen gegeben haben: aber der Molla ist unerschütterlich und weigert sich sogar, seiner Sicherheit halber heimlich zu entfliehen."

7.

Zigeuner.

---

a.

Anzahl.

Herr Mich. v. Kogalnitschan, ein junger Moldauer, hat im Sommer 1837 zu Berlin eine „Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigains" (Zigeuner) herausgegeben, welcher ein Verzeichniß von 700 Wörtern der Zigeunersprache beigefügt ist. Er gibt zuerst die Literatur seines Gegenstandes, dann die Geschichte dieses seltsamen Volkes, und schildert dessen gegenwärtige Lage. Seinen Angaben nach gibt es jetzt

in der Moldau und Wallachei . .	200,000	Zigeuner,
„ „ Türkei	200,000	—
„ Ungarn	100,000	—
„ Spanien	40,000	—
„ England	10,000	
„ Rußland	10,000	—
„ Deutschland, Frankreich u. Italien	40,000	—
In Allem also ungefähr	600,000	Seelen.

b.

Abstammung der Zigeuner.

Herr v. Rienzi, Verfasser des großen Werkes über Ozeanien, welches die Gebrüder Didot 1836 bekannt machten, hat nachgewiesen, daß die Zigeuner aus dem Lande der Mahratten in Indien entspringen, wo er die Tzingar's gefunden, welches ihr wahrhafter Name ist. Den Beweis hat er durch Vergleichung der Sprachen der Zigeuner in Europa mit der hindostanischen geführt.

8.

Perſer.

a.

Perſiſche Heil- und Giftkunde.

Das Journal *de chimie médicale* enthält einen Aufſatz über die Arzneikunde in Perſien, aus welchem Einiges auch von Nichtmedicinern mit Intereſſe geleſen werden dürfte.

Die mediciniſch-chirurgiſchen und pharmaceutiſchen Kenntniſſe ſind in Perſien noch ſehr weit zurück. Bei ſchweren Krankheiten ſind die Perſer noch auf die Vorausſagungen der Aſtrologen und auf die myſtiſchen Zauberſprüche ihrer Hakkins oder Aerzte beſchränkt. Mit den wunderlichen Lehren von warmen oder kalten Krankheiten, männlichen und weiblichen Arzneien, die ſie den Schriften der Araber aus dem 12. und 15. Jahrhunderte entnommen, ohne die mindeſte Kenntniß von Anatomie, Phyſiologie und Chemie, weiſen ſie jeden Verſuch, den man zu ihrer Belehrung machen könnte, hartnäckig zurück. Wer ſich beim Seciren betreffen ließe, würde als Gottloſer, wer chemiſche Verſuche machte, als Zauberer verſchrieen. —

Außer den Hakkins beſchäftigen ſich auch die Droguiſten oder Apotheker und die Barbiere oder Chirurgen mit der Medicin. Am beſten verſtehen ſich aber die Droguiſten auf die Gifte. Auch ſind ſie durchgängig die paſſiven Agenten ihrer Fürſten, die ſie für ihre Todestränke gut bezahlen. Ueber die Bereitungsart der Gifte bewahren ſie ſtrenges Geheimniß, und nur bei einigen hat man deren Zuſammenſetzung entdeckt. Eines derſelben iſt nichts als Diamantenſtaub. Zu den fürchterlichſten gehört aber dasjenige, welches aus Euphorbiumſaft, einem giftigen Inſect und dem Mukus aus den Eingeweiden eines an Dyſſenterie geſtorbenen Menſchen beſteht. Auch die Druſen und einige Stämme des Libanons und Syriens ſehen dieſen Mukus als ein ſehr energiſches Gift an. Außer den Giften und einigen getrockneten Heilkräutern führen die Droguiſten auch mehrere geheimnißvolle Heil- und Schutzmittel. Die bedeutendſten darunter ſind die Bézoards oder heiligen

Steine von Mekka. Der Padzeker, wie sie ihn nennen, ist der König der Arzneien, der mächtigste Beschützer des Lebens. Ein solcher Stein wird oft mit 3 bis 400 Franken verkauft. Bei Auflegung desselben auf Scorpionstiche werden die Gebetworte gesprochen: „Bizinellah el rahman el rathecam, la illa in hulla," d. h. „Im Namen des allmächtigen und allbarmherzigen Gottes; es gibt keinen andern Gott, als Gott." —

b.

Europäisirung der Parsen zu Bombay.

Die Guebren oder wie sie lieber genannt werden, die Parsen, deren Rechtlichkeit und Thätigkeit sprichwörtlich geworden, — sind unter allen Orientalen diejenigen, welche sich am leichtesten an europäische Civilisation gewöhnen und am meisten von ihr angenommen haben, — was eine weitere Bestätigung der Urverwandtschaft parsischer und germanischer Stämme bieten möchte. Die in Bombay wohnenden Guebren haben Journale und öffentliche Vorlesungen, und in ihren Religionsstreitigkeiten, — bekanntlich sind sie Ormudzgläubige, — haben sie an die Universität Oxford und an die asiatische Gesellschaft in Paris appellirt. Sie haben lithographische Pressen, durch welche sie erfuhren, daß Professor Olshausen in Kiel und Bournouf in Paris die Zendaveſta (d. h. Schrift der Parsen) herausgeben, veranstalteten sie ihrerseits eine lithographische Ausgabe des Vendidad (einer Abtheilung der Zendaveſta) in Bombay. —

c.

Persische Staatszeitung.

Seit dem Mai 1837 erscheint zu Teheran monatlich eine Staatszeitung, auf einem Foliobogen von chinesischem Papier lithographirt und gedruckt. Oben auf der ersten Seite steht ein leeres Schild mit der persischen Krone, als Schildhalter zwei Löwen, hinter denen die Sonne aufgeht; in einigen Nummern stehen die Löwen auf dem Fische oder Drachen, auf dem, nach muhamedanischer Mythe — die Erde ruht. Die erste Seite führt den Titel: „Nachrichten aus den Königreichen des Orients," die zweite den: „Nachrichten aus den Königreichen des Occidents."

9.

Die Circaſſier,

oder, wie ſie ſelbſt ſich nennen, die Adighen, charakteriſirt
bout de Marigny in ſeinen zu London erſchienenen „T
in the black sea to the coast of Circassia etc.“ (1837)
Weiſe: Eine ſchwärmeriſche Freiheitsliebe und ein unbezwing
muth macht die Circaſſier den angrenzenden Ländern furch
abgehärtet von Jugend auf und geübt, Pferde und Waffen zu
nen ſie nur Einen Ruhm, den Sieg, nur Eine Schande, die
brechen aus ihren Grenzen, ſtürzen auf die Nachbarn, verheer
erbeuten ihre Heerden und führen die von ihrem Schwerte
Einwohner in die Sclaverei... Den erſten Stand mach
ſten, den zweiten die Edel-, den dritten die Lehnleute aus,
Unterthanen eines Fürſten ſind, deſſen Beſitzungen ſie anbai
ſie Kriegsdienſte leiſten. In Kleidung und Lebensweiſe unte
die drei Stände nur wenig von einander. Die Sclaven ſind
gefangene; ſie werden mild behandelt... Ihre Volksver
gen werden immer in einem Walde gehalten. Den Vo
Fürſt. Ohne Rückſicht auf Alter und Rang — wird ſtet
Wort gegeben, die ſich durch Verdienſte oder Wohlredenh
Achtung erworben haben. Hier werden faſt alle Rechtshän
den — nach alten, im höchſten Anſehen ſtehenden Rechtsgew
Bücher haben ſie nicht (ſie ſind des Leſens und Schreibens
aber Geſänge, alte und neue, in denen Tapferkeit und Tre
Feigheit und Untreue gegeißelt wird... Sie verehren ein h
ſen, daneben aber viele Untergottheiten, wie Meriſſa oder M
Mutter Gottes genannt), welche die Schutzgöttin der Biener
bete und Opfer werden durch untadelige Greiſe dargebracht; ei
Prieſterſchaft haben ſie nicht. Spiel, Tanz und Pferderennen
gewöhnlich den Gottesdienſt, der in Thieropfern und einer
mahl beſteht. Vielweiberei iſt nicht üblich. Die Erziehun
Leibesübungen, Abhärtung, Anleitung zu Raubzügen und Ue

Urtheils und Vortrags. Im Allgemeinen sind die Circassier mäßig und begnügsam und empfangen und geben so gern Geschenke, daß sie nicht leicht versagen, was ein Anderer zu erhalten wünscht. Uebrigens haben sie auch darin mit den Spartanern Aehnlichkeit, daß das Stehlen bei ihnen gleichsam zu den freien Künsten gehört.

Bemerkenswerth ist, was Platon Súbow von den Spuren einer alten tscherkessischen Naturreligion berichtet. Er schreibt im 3ten Bande seines 1836 herausgegebenen „Gemäldes des kaukasischen Landes," daß unter den Stämmen der Adighen oder Tscherkessen (von tscherk- abschneiden und kes- Kopf), welche in den Tiefthälern und in den Gebirgen hausen, man noch bis auf den heutigen Tag eine heidnische Religion bemerkt, die, obwohl mit muhamedanischen Gebräuchen vermischt, doch noch ganz ihr altes Gepräge zeigt. Die Hauptgottheiten dieser uralten Naturreligion haben folgende Namen: Schible, Gott des Donners, Tleps, Gott des Feuers, Mehitcha, Gott der Wälder, Sckutcha, Gott der Reisenden, Sseoseres, Gott des Wassers. Die Feste der Götter werden entweder in heiligen Hainen oder auf den Höhen der Berge gefeiert. Diese Orte sind für jeden unantastbar, und der Verbrecher, der eine Zuflucht darin gefunden, ist vor der Blutrache sicher. Als Opfer für den Gott Schible werden Stiere, Schafe und Ochsen geschlachtet.

10.

Die Moschee El Sak'rah zu Jerusalem.

Einer der Begleiter des Herzogs von Joinville, der im October 1836 Jerusalem besuchte, beschreibt in der Revue française u. a. die berühmte dortige Moschee, welche der Chalif Omar, des Propheten Schwiegersohn, auf der Stelle erbaut, wo vordem Salomon's Tempel gestanden. Sie gilt bei den Moslemin fast für eben so heilig, als die von Mekka und Medinah, und seit Saladin durfte bei Todesstrafe kein Christ sie betreten. Ihren Namen El Sak'rah führt sie von dem heiligen Steine, der gerade in der Mitte unter der Kuppel aufbewahrt wird. Es heißt, dieses sei der Stein und dies die Stelle, wohin Jacob sein Haupt gelegt, als

ihm der Herr im Traume erschien, ferner, als David seine Völker zählte und Gott deßhalb die Pest gesendet, habe der Todesengel, niederfahrend, seinen Fuß auf diesen Stein gesetzt. Die Moslemin behaupten dann noch, in der Nacht, da Muhamed auf der Eselsstute El Borak von Mekka nach Jerusalem geritten, sei der Stein unter dem Fuße des Propheten aus der Erde gesprungen.

An den Wänden eines, an die Moschee grenzenden alten Saales sieht man die Spuren eines vermauerten Thores. Es ist das „goldene Thor" des alten Jerusalem, zu welchem Christus am Tage des Palmenfestes eingezogen. Die Türken haben es zugemauert, weil eine Prophezeiung unter ihnen geht, dieses Thor werde die Christen einlassen, wenn sie wiederkommen, Jerusalem zu erobern! — Wo ist ein Ort auf dem ganzen Erdball, an welchen sich großartigere Erinnerungen und Weissagungen anknüpfen? —

11.

Aegypten.

---

a.

Ist Aegypten von Aethiopien aus gebildet worden?

Hoskins in seinen „Travels in Ethiopia" (4° London 1835) hält, wie Heeren und mehrere andere Historiker, „Meroë" für „die Wiege der Civilisation." Der Rezensent dieser Schrift im Octoberheft des „Edinburgh Review" bestreitet diese Annahme besonders damit, daß er nachweist, daß die ältesten Bauwerke von Meroe und Aethiopien ägyptischen Ursprungs und die späteren nur Nachahmungen der schon verdorbenen ägyptischen Baukunst sind. Die ersteren begleiten den Nil bis hinauf nach Jebel el Birkel und gehen bis in die Zeit zwischen 1700 und 1400 v. Ch. zurück. Die Pyramiden Aethiopiens sind aber ganz modern in Vergleich mit den ägyptischen. Die von Meroe oder Assur, auf die Hoskins sich vorzüglich stützt, hält auch Rüppell für jünger als die von Jebel el Birkel, und nach Lord Prudhoe wurden dieselben erst in den Jahrhunderten nach 400 v. Ch. erbaut. Die Hieroglyphen auf den

äthiopiſchen Denkmälern ſind aber noch ſchlechter als die Bildwerke; während die älteſten Hieroglyphen, die man in Aegypten auffinden konnte, ſchon dieſe Schreibkunſt ganz vollendet zeigen. — Vielleicht ließen Heeren und Rüppell, Hoskins und ſein Edinburger Gegner ſich durch die Annahme verſöhnen, daß die höchſtgelegenen Flußthäler allerdings die Wiegen, aber auch nur die Wiegen der Völker und ihrer Bildung geweſen; daß die kräftigen Naturen der Wiege entſprungen, und daß erſt aus Kreuzung verſchiedener Stämme in den niedrigeren Flußebenen die Bildung erwachſen ſei, die ſpäter in die Wiege zurückgebracht worden. —

b.

Aegypten kann man jetzt ſchon unter die Staaten des Fortſchrittes rangiren. Die Regierung legt Rechnung von ihrer Staatshaushaltung ab, und liefert damit und darin den Beweis, daß ſie nach ihrem Vermögen dem höheren Zeitgeiſt huldige. Das kürzlich vorgelegte Budget vom Mai 1834 bis Mai 1835 bringt u. a. in Ausgabe für Civil- und Militärſchulen 2½ Million Piaſter, für Erziehung der ägyptiſchen Zöglinge in Frankreich und England 600,000 P., für arabiſche Primärſchulen 150,000 P., Druck des arabiſchen Moniteur 175,000 P., franzöſiſche Druckerei und ägyptiſcher Moniteur 125,000 P., für Militärhospitäler ꝛc. 570,000 P., für Brunnen und Baumpflanzungen 1,400,000 P., Dämmung des Nils, öffentliche Arbeiten ꝛc. 10½ Million P. u. ſ. w., für Gehalte der Sheiks und Unterhaltung der Moſcheen nur 1,100,000 P. ausgeworfen. (Die Hälfte der Moſcheen in Kahiro verfällt!)

c.

Aegyptiſche Tabletten.

(Aus Capitain C. R. Scott's „Wanderungen durch Aegypten und Candia[1]).“

I. Die Fellah's.

Mohammed-Ali fand die eingeborenen Aegypter in das tiefſte Elend, in die tiefſte Degradation verſunken, als eine Raſſe von Weſen, die nur durch Geſtalt und Sprachfähigkeit als Menſchen zu erkennen waren. Hiernach muß man die Urtheile bemeſſen, die über ihr gefällt wor-

1) 2 Voll. London. 1837.

den ſind, indem man, was die Aegypter jetzt ſind, mit dem
ſie früher waren. Obgleich nun der Weg des ägyptiſchen
faſt unüberſteiglichen Hinderniſſen bedeckt ſchien, ſo ſind
ſchritte, die Statt gefunden haben, bewunderungswürdig g
hammed-Ali hatte nicht nur die überwältigende Maſſe r
theile zu beſeitigen, welche die ägyptiſche Nation niederdrü
Wucht der Ignoranz zu durchbrechen, welche ſie in ihre T
bannt hielt, ſondern er hatte auch den Widerſtand aller
Häuptlinge zu überwältigen, deren Intereſſe es war, ihre F
in dieſer Erniedrigung und Unwiſſenheit zu erhalten und de
Vicekönigs und des Propheten zu trotzen...

Der Widerwille dieſer Fellah's, ihren Geburtsort zu
(faſt) unüberwindlich. Uns Engländern ſcheint es beina
daß junge Leute von 18 bis 25 Jahren es als ein Unglüd
väterliches Haus verlaſſen zu müſſen. Und doch iſt dies
allgemeine Klage. Die Haupturſachen hiervon mögen ſei
ſehr jung verehlichen; die Indolenz, in welcher Menſch
welche ihre Lebensbedürfniſſe mit ſehr geringer Arbeit und
nen, und der gänzliche Mangel an geiſtiger Bildung, der ſi
ren läßt, daß es noch andere Vergnügen in dieſem Leben gil
friedigung der mit den Thieren gemeinſamen Begierden,
Befriedigung dem guten Muſelman als Belohnung im ſi
dieſe ſeines Propheten vorgehalten wird.

Der ägyptiſche Fellah ſieht einen ſeiner Stammgenoſſ
Bruder, der ſich in demſelben Schmutze gewälzt, und mit d
haften Ungeziefer bedeckt war, wie er ſelbſt, der dieſelbe ſchle
genoſſen und mit gleichen Lumpen bekleidet war, — er ſieht
ſchellen fortgeſchleppt, um Soldat oder Seemann zu werden
in wenigen Jahren zurückkehren, — umgeſtaltet in ein h
Weſen, verſehen mit allen Lebensbedürfniſſen, Schmuck in
hen, und ſich behaglich fühlend in ſeinem neuen Zuſtande;
er ihn nicht beneiden, noch zur Nacheiferung durch ihn erregt
triotismus weiß er Nichts, ausgenommen, daß er lieber von
männiſchen Scheik beherrſcht, als von ſeinem früheren Unt
Türken, getreten werden will...

II. Die Eindämmung des Nil's.

Alle Projekte (bubbles) Mohammed-Ali's erſcheinen
tend, wenn man ſie mit ſeinem Plane, den Nil einzudämme
Dieſes merkwürdige Unternehmen wurde begonnen auf Anra

ſidenten der Saint-Simoniſtiſchen Sekte zu Kairo, und der Vater Enfantin geruhte, ſeine väterliche Fürſorge, als Haupt-Ingenieur und Schatzmeiſter dieſem Werke zuzuwenden, unterſtützt bei ſeinen Arbeiten durch einen Herrn Lelan, Zögling der polytechniſchen Schule zu Paris. Die für dieſes erſtaunliche Werk auserſehene Stelle findet ſich wenige Meilen unter der Theilung des Nil's in den Roſetten- und Damietten-Arm, und die Abſicht ging darauf hin, das Waſſer zur Höhe von 10 Fuß über den gewöhnlichen Stand des niedrigen Nil's zu erheben, um eine Waſſermaſſe zu bilden, mittelſt welcher jeder Theil des Delta's zu jede Jahreszeit bewäſſert werden könne.

Dieſes Werk, wie es urſprünglich projektirt worden, war wohl ausführbar, obgleich ſchwierig genug, um ſelbſt einen Brunel zum Nachdenken aufzufordern, bevor er daſſelbe begönne. Aber die ungeheure Ausgabe, welche nöthig geweſen zur Beſchaffung des zu den Grundpfeilern erforderlichen Holzes veranlaßte das Aufgeben dieſes Theiles des Projektes. Der Damm ſoll nun blos aus Steinen erbaut werden und auf dem ſandigen Grunde des Delta's aufliegen. Keiner der Steine, die ich aufgehäuft ſah, war aber länger, als vier Fuß, und die ganze Arbeit ſieht einer Spielerei ſo ähnlich, daß man an der Ehrlichkeit der Verſicherung des cosmopolitiſchen Vaters zweifeln möchte, der behauptete, daß er nur arbeite „pour l'amour de la famille universelle des hommes.“

Man hat im Sinne, zwei Brücken über die beiden Nilarme und eine mittlere über den Kanal zu bauen, welcher nothwendig, um den Bewäſſerungsſtrom in das Delta zu leiten. Die zwei Hauptbrücken würden ungefähr 5 (engl.) Meilen lang, und dieſe ganze Strecke würde gedämmt werden müſſen, um dem ſtäten Drange des ungeheuren Waſſerſchwalles widerſtehen zu können. Sollte aber dieſes Werk jemals glücklich zu Ende gebracht werden, — was meiner Meinung nach nicht geſchehen wird, — dann würde die nothwendige Folge davon ſein, daß das ganze Syſtem von den Kanälen, Dämmen und Schleußen des Delta eine Veränderung erleiden müßte, ſeine Bewohner aber würden ſtets der Gefahr ausgeſetzt ſein, mit ſammt ihren Heerden, Feldern und Dattelwäldern und Wohnungen weggeſchwemmt zu werden, entweder indem der Strom den Damm durchbräche oder dadurch, daß er ſich ſelbſt einen anderen Ausweg eroberte.

III. Der freigläubige Bäcker.

Kurz vor meiner Ankunft in der Hauptſtadt Aegypten's ereignete ſich ein Vorfall, der einen komiſchen Beweis lieferte von der Veränderung, die in der letzten Zeit in der öffentlichen Meinung Statt gefunden. Ein

levantiniſcher Kaufmann von Kairo, der wahrſcheinlich ſeinem Patron, dem h. Antonius, eine Ehre anthun und zugleich ſeinen Freunden ein Feſtmahl geben wollte, ſchickte eine Schweinskeule in ein mohamedaniſches Backhaus, um dieſelbe dort braten zu laſſen. Der nicht ſehr gläubige Bäcker der Gläubigen trug kein Bedenken, das unreine Fleiſch zu den übrigen orthodoxen Gerichten zu ſtellen, um ſie miteinander zu braten. Aber einer der Kunden, ein ſtrengerer Beobachter des Korans, als er nach ſeinem Büffelbraten zu ſehen kam, bemerkte mit Entſetzen, wie neben demſelben jenes verabſcheute Stück Fleiſch dampfte und prutzelte. Er erhob ein lautes Geſchrei über den gottloſen Bäcker, der ſofort vor den Hatib Effendi geſchleppt und aufgefordert wurde, ſich deshalb zu rechtfertigen, daß er auf ſolche Weiſe dem Propheten zu trotzen ſich unterfange. „Fürwahr," erwiederte der zitternde Bäcker, „ich habe kürzlich ſolcherlei Veränderungen in Aegypten wahrgenommen, daß ich damit keine Sünde zu begehen glaubte. Sehe ich nicht täglich muſelmänniſche Soldaten auf fränkiſche Weiſe equipirt? Bey's halb als Franken gekleidet? Fränkiſche Gerichte, ja ſogar fränkiſche Weine genoſſen? Konnte ich, ſolcherlei ſehend, vorausſetzen, daß es eine Sünde ſei, wenn ich geſtattete, daß ein Stück fränkiſches Schwein ruhig neben einem muſelmänniſchen Gerichte brate? Glaubte ich doch hiermit nur dem Zeitgeiſte gemäß zu handeln!" — Der mohamedaniſche Weiſe fand ſich hierdurch nicht wenig betroffen, doch meinte er, daß, wie wahr dies auch Alles ſein möchte, der Bäcker doch auch hätte ſehen können, wie alle gläubigen Bewohner von Kairo nach dem Geiſt des Korans dafür hielten, Schweinfleiſch ſei Schweinfleiſch, und daß die Vorſchriften des Propheten befolgt werden müßten. Ein witziger Mollah bemerkte dagegen: „Feuer ſei ein Reiniger aller Dinge," worauf nach gepflogener Berathung entſchieden wurde, daß den anderen Gerichten im Backofen durch den Dampf des Schweinbratens kein Schaden geſchehen ſei, und ſo wurde der Angeklagte entlaſſen. Der triumphirende Bäcker kündigte ſofort an, daß er fränkiſche und andere Gerichte brate," und hatte nun ein ſehr einträgliches Geſchäft ſeit der weiſen Entſcheidung des Richters zu ſeinen Gunſten. —

IV. Mahomedaniſche Toleranz.

Abd-el-Kader ben Djelani, von Bagdad, Haupt einer der berühmteſten Familien von Irak-Arabien, als er kürzlich vom Kaiſer von Marokko, der eine ſeiner Töchter zum Weibe genommen, nach ſeiner Heimath zurückreiſend, nach Ouled Chelul bei Algier gekommen, wurde

von vielen dort umherwohnenden Mahomedanern befragt, wie sie es mit den (ungläubigen) Franzosen zu halten hätten? Abd-el-Kader ben Djelani, so berichtet der „Moniteur algérien“ vom 12. Aug. 37., versicherte: „diejenigen verstünden schlecht den Koran, die meinten, er gebiete, die Christen auch ohne Grund zu bekriegen. Er las mehrere Stellen daraus vor, welche vielmehr beweisen sollten, die Religion Mahomed's und die christliche Religion seien Schwestern, und diejenigen, welche dieselbe übten, könnten auf gleiche Weise Gnade vor Gott finden.“

12.

Die Kolonien freier Neger in Afrika.

Den neuesten Nachrichten zufolge hatte die, von freien amerikanischen Negern auf der Goldküste gestiftete Kolonie Liberia mit dem Negerkönig von Grand Bassa einen Krieg zu bestehen, der sich mit einem Friedensvertrag endigte, durch welchen der Negerkönig Peter Harris nicht nur freien Verkehr der Kolonie mit dem Innern zugibt, sondern auch Abschaffung des Sklavenhandels in seinem eigenen Reiche verspricht. — Auch die von den Quäkern (von Pensylvanien) nach dem Muster von Liberia auf derselben Küste in Bassa Cooc errichtete Negerkolonie, wo sie Sklaverei, Sklavenhandel und den Gebrauch geistiger Getränke verboten, gewinnt erfreulichen Fortgang. — So ist zu hoffen, daß Afrika allmählig durch seine eigenen Söhne in den Lebenskreis der Humanität eingeführt werde. —

13.

Abyssinische Bardinnen.

Der erste Band der zu Anfang 1838 erschienenen Reise von Combes und Tamisier berichtet über die abyssinischen Frauen u. a. Folgen-

des: „der Hauptzweck der Courtisanen, welche das Gefol
schmücken, ist, die Verwaltung eines Dorfes oder einer P
zu erhalten, und wenn sie dies erreicht, ist ihr Ehrgeiz be
gangenheit und Gegenwart bezeugen, daß diese Frauen nic
sind, die Zügel der Regierung zu führen..."

„Es gibt aber in jener Gegend noch Frauen, deren G
les und Schönes hat: es sind jene, welche, die Gefahren d
scheuend, sich unter die Kämpfer mischen, und sie nicht
Worte und Gesänge, sondern selbst durch ihr Beispiel erm
That entgeht ihrem durchdringenden Blick; der Feigling s
ihrer Gegenwart zu entfliehen; im stärksten Gewühle des
men sie herbei, der Tapferkeit der unerschrockensten Kriege
jauchzen. Ist der Kampf zu Ende, dann begeben sie sich
Anführers, brandmarken in ihren improvisirten aber kra
das Benehmen derer, welche dem Anlauf der Feinde nicht
wagt, und stimmen Preisgesänge an, um den Ruhm der
ter zu feiern. Das ganze Heer hat eine Art Ehrfurcht vo
gen Frauen, und alle fürchten eben so sehr ihren Tadel, als
auf ihre Belobung sind. Der Einfluß, den sie auf die S
ist ungefähr derselbe, den die Frauen des Mittelalters au
hatten, nur mit dem Unterschiede, daß jene sich weit gröb
aussetzen.

14.

Türkei.

---

a.

Brayer's Charakteristik der Türken.

Die „Neuf années à Constantinople," die 1836 vo
schen Arzte Dr. A. Brayer herausgegeben worden, lassen
meisten anderen Reiseberichte, in das Innere des türkischen
Wesens einschauen. Der Verfasser fand durch seinen ärz
Eingang, wo nicht leicht je ein Franke hingedrungen sein ma

Ueber den Charakter jener Nation äußert er im Allgemeinen: „Ich für meinen Theil fand den Türken — die Fälle ausgenommen, wo die Ehre seiner Regierung oder seines Glaubens gefährdet und sein Fanatismus zur Vertheidigung beider aufgeregt war, — im Allgemeinen gut, aufrichtig, mildthätig, gastfrei, ohne Prunk und Scheinheiligkeit, und obgleich seiner Religion innig zugethan, gegen jeden Andersgläubigen duldsam. Der Türke ist ehrlich im Verkehr, mag er es nun mit Landsleuten oder mit Fremden zu thun haben; endlich besitzt er die Tugend der Reinlichkeit in einem Grade, wie vielleicht keine europäische Nation." Auch versichert Herr B., daß „in Constantinopel, wo die Häuser kaum verschlossen werden, wo der Krämer am Abend (zum Gebet) fortgeht und seine Bude offen läßt, jährlich kaum sechs Diebstähle begangen werden." Hinsichtlich der Vielweiberei bemerkt derselbe, daß „die Ulemas, die Beamten an den Ministerien, Alles, was im Dienst der Großen steht, die kleinen Rentiers und alle Gewerbsleute, Schiffer u. s. w. (also mehr als $\frac{3}{4}$ der männlichen Bevölkerung in der Regel nur eine Frau haben."

Den Einfluß des Korans auf den Charakter der Türken bestimmt Herr B. dahin, daß durch denselben 1) entweder vernichtet oder doch unterwürfig gemacht werden: die Neigung zum Zanken, zur List, zum Dünkel; das Gedächtniß der Wörter, der Thatsachen und Formen; die Leidenschaft des Reisens, der Sinn für Harmonie, Farben und Töne, — für Berechnung und Mechanik, das poetische und mimische Talent ꝛc. 2) in den Schranken der Mäßigung werden gehalten: die Liebe zu Kindern, die Gewöhnung an den Ort unseres Aufenthaltes, die Freundschaft, Geselligkeit und Liebe zu irdischem Besitz; endlich: 3) im höchsten Grade ausgebildet werden: die physische Liebe, Sanftmuth, Wohlwollen, Höflichkeit, das Gewissen, Bedachtsamkeit, Beharrlichkeit, das religiöse Gefühl, die Ergebung in das Geschick, Redlichkeit ꝛc. Was die letztere betrifft, so bemerkt B. gelegentlich: ich habe manche Artikel voll Vertrauen bei einem Muselmann eingekauft, die ich von dem plauderhaften und schurkischen Griechen, dem kalten und verstockten Armenier, und dem schmutzigen, schreienden Juden nicht hätte erhandeln mögen. Am meisten aber hat man sich vor den verschmitzten und lügenhaften Franken in Acht zu nehmen." —

b.

Osmanische Poesie des letzten Jahrhunderts.

In seinem Berichte über die osmanische Literatur des letzten Jahrhunderts (v. 1836) erwähnt Herr von Hammer der Külliat (d. i. sämmtl.

Werke) des Scheich Ruſcheni, der im J. 1733 als 17
ling von Modania nach Conſtantinopel gekommen, 1774
des Scheich's Obern des Mewlewi-Kloſters Hudaji's b
1794 ſtarb. Herr v. Hammer verſichert, Ruſcheni's
„unter die ausgezeichneteſten, ethiſchen und mythiſchen Le
riſcher Poeſie." Aus einem Gedichte, worin Ruſcheni den
beſchreibt, entnehmen wir folgende Zeilen:

Soſi iſt, ſagt Sehel Ben Saluk,
Wer nicht König und wer nicht Mamluk,
Soſi iſt, wer Unrecht gern vergißt,
Wer mit allen Menſchen freundlich iſt.
— Soſi, ſagt ein reiner Herzensmann,
Iſt, wer Reinheit rein bewahren kann.
— Soſi iſt nicht, wer in ſich nicht rein,
Eigenſchaften ſucht und nicht das Sein.
— Soſi iſt, ſagt der Derwiſch Ruſcheni,
Wer die Namen Gottes kennt, die ſchönen,
Soſi iſt, wer Gottes Sein und Weſen
Kennt und Andere daſſelbe lehrt,
Wer gekleidet iſt in reine Wollenſtoffe (Suf),
Dieſen nenne, Reiner! reinen Soſi. — —

Als den größten Dichter aber unter denen, welch
XVIII. Jahrhunderts unter Selim III. gelebt, bezeichnet un
manliſt — den Scheich der Derwiſche Ghalibdede,
Conſtantinopel geboren, ſchon im 24. J. ſeinen Diwan
zwei Jahre ſpäter ſein „ſchönſtes und berühmteſtes, romanti
Schönheit und Liebe" ſchrieb. Später verfaßte er au
mentar zu einer myſtiſchen Abhandlung unter dem Titel: „
ſprách." Er ſtarb ſchon 1794 auf der Rückkehr von ei
nach Mekka. —

Nächſt Ghalib iſt nur noch der Whebi (begabte)
zu erwähnen, der ſeiner Vorliebe für Hyacinthen den Beina
lûſade verdankt. Sein Diwan, den er 1807 vollendet
den gewöhnlichen Vorworten, nämlich: der Anrufung Gotte
ſang auf den Propheten, der Himmelfahrtsbeſchreibung, dem
tans, dem des Wortes und der Veranlaſſung des Diwans,
ſeten, Zahlreimen, Räthſeln und einzelnen Verſen. Aus
des Wortes mögen folgende Zeilen hier zur Probe und zum S

„Die Kraft der Poeſie iſt Gottesgabe,
Sie iſt nicht jedes Menſchen Gut und Habe...
Der Dichter wird von Gottes Huld getragen;

Es kann nicht jeder diesen Weg einschlagen...
Es ist der Dichter Preis der Glanz der Reiche,
Sie sorgen, daß die Schönheit nimmer weiche."

c.

Heilwirkende Emirs zu Constantinopel.

Brayer, in seinen „Neuf années à Constantinople" (I. 47.) berichtet, daß in der Nähe des Tabaks-Zollhauses zu Constantinopel sich fortwährend einige Emirs aufhalten, Abkömmlinge Fatima's, der Tochter Mahomed's, von denen das Volk glaubt, sie hätten die Gabe, durch Beten, Anhauchen und Streichen mehrere Krankheiten, besonders den dort gewöhnlichen Rothlauf zu heilen. Die Regierung unterstützt diese geistlichen Aerzte mit der Auflage, daß sie von jedem Hülfsuchenden nicht mehr als 5 Paras zur Belohnung annehmen. Brayer sah, wie zu einem solchen Emir, der langsam auf einem freien Platz auf und ab ging, eine verschleierte Frau mit einem Kinde kam, und etwa eine Minute lang mit ihm sprach. Nachdem dann der Emir sich gesammelt, sprach er mit etwas tiefer Stimme einige — wahrscheinlich arabische — Gebete, legte die Hand auf den Kopf der Kranken, blies ihr auf die Stirn, und rieb ihr mit dem Daumen der rechten Hand gelinde den Raum zwischen der Nase und der Wangenhervorragung. In 5 Minuten war Alles vorüber. Die Frau zahlte ihre 5 Paras, und nach ihr kamen noch mehrere Personen, Männer, Weiber, alt und jung, und jedesmal fand dieselbe Behandlungsweise statt. —

d.

Politische Frömmigkeit des Oberhauptes der Gläubigen.

Es ist mehrfach auf die Versuche des türkischen Sultans aufmerksam gemacht worden, die eisernen Schranken des Islamismus, zum Wenigsten den stachlichten Zaun zu durchbrechen, der den Kern desselben umgibt. Er erfährt nun, was zu seiner Zeit auf seine Weise Joseph II. erfahren. Nicht so ehrlich, als dieser, aber weltkluger, lenkt er ein, bevor er durch Empörung zu spät dazu gezwungen wird. Die koranwidrigen Bilder, die er in öffentlichen Gebäuden hatte aufstellen lassen, verschwinden. Dagegen macht die Tekwimi Wekaji (die türk. Staatsztg.) bekannt: „Se. Hoheit, der Sultan, dem Beispiele seiner erlauchten Vorfahren folgend, und von dem wärmsten Eifer für das Beste der Religion beseelt, befehle, daß in den beiden heiligen Städten (Mekka und Medina)

alle einer Ausbesserung bedürfenden Gebäude gehörig hergestellt werden;" auch lasse er prachtvolle Tempelvorhänge und zahlreiche Lampen mit silbernen und goldenen Ketten für jene zwei Städte verfertigen; alle dortigen Imams, Prediger, Muessins und sonstige Religionsdiener, besonders die Mollah's, erhalten künftig eine namhafte Besoldungszulage. — Bemerkt wurde auch schon früher im Phönix, wie der Sultan den Koran auf neue Weise in Bezug auf die Pest hatte deuten lassen. Jetzt lesen wir in einer sultanischen Verordnung (die von der türk. Staatsztg. vom 1. Febr. 1837 mitgetheilt wird) unter anderm Folgendes: — „Bekannt ist, daß das tägliche fünfmalige Gebet eines der Fundamentalgebete unseres seligmachenden Glaubens ist, und daß jene, die diese Gebote genau erfüllen, in beiden Welten glücklich sind, während deren Uebertreter hier und jenseits vielfältiges Elend und Mißgeschick zu gewärtigen haben. Es ist demzufolge augenscheinlich, daß die Vernachlässigung dieser und anderer Andachtsübungen von Seiten einiger hirnlosen Menschen, — die moralische Ursache der Pestseuche und der Feuersbrünste ist, welche diese Hauptstadt und andere Städte des Islams heimsuchen. Da der Wiederbeleber der Glaubens-Vorschriften und Staats-Grundsätze, unser allergnädigster Herrscher, seit seiner — Thronbesteigung der Beschützer unserer seligmachenden Religion ist, so mißbilligt und verdammt er die geringste Uebertretung der Glaubens-Pflichten, und gibt als der Erste das Beispiel der gewissenhaftesten Frömmigkeit, indem er regelmäßig und öffentlich den vorgeschriebenen Gebeten beiwohnt. In Folge dieser frommen Gesinnung" — befiehlt nun der Sultan, daß alle Personen seiner Umgebung in ihrer Wohnung mit einem Imam, — Alle Rechtgläubigen aber, die sich keinen solchen Seelsorger halten können, in der nächsten Moschee oder dem nächsten Bethaus die vorschriftsmäßigen Gebete verrichten. Sofort soll dann jeder Muselmann, der zur Gebetzeit — ohne gesetzlichen Entschuldigungsgrund — auf der Straße sich befinden läßt, „als ein Vernachlässiger des Gebetes, — der Obrigkeit überliefert werden, damit sie ihn zurechtweise und züchtige." Eine fernere großherrliche Verordnung schärft die Verrichtung der täglichen fünfmaligen Waschungen, als Religionspflicht und — aus Gesundheitsrücksichten ein. —

e.

Großherrliche Censur.

Daß in Deutschland, — nach dem 4. August 89 in Frankreich — ein Fürst unlängst zum voraus sich alle Devotions- und Submissionsschnörkel in den Eingaben seiner Unterthanen verbeten, kann kaum mehr

befremden. Daß aber auch der Großsultan keine Schmeicheleien mehr vertragen kann, ist eine Thatsache, bleibender Erinnerung werth. Als ein gelehrter Derwisch dem Haupte aller Gläubigen im Frühling 36 eine von schwülstigen Redensarten strotzende Schrift überreichte, ließ der Großherr ihm zweihundert Hiebe auf die Fußsohlen mit dem Bedeuten verabreichen: „Ein Sultan hat andere Dinge zu thun, als deine schlechten Schmeicheleien zu lesen und den Sinn aus deinen Schmeicheleien heraus zu klauben. Befleißige dich einer klareren und einfacheren Schreibart, oder lasse es ganz sein, sonst lasse ich die Hände abhacken." —

f.

Letzte Zeiten zu Constantinopel.

Aus engl. Blättern ersehen wir, daß im Sommer 1837 zu Constantinopel, nach altem furchtbarem Brauch, vier Frauen aus türkischen Harems wegen gesetzwidrigen Verkehrs mit Christen — zum Tode verdammt und in den Bosporus geworfen worden. Nach völlig neuem Brauch dagegen hat die Pforte eine Quarantaine in den Dardanellen errichtet. Doch fängt die Note, durch welche den fremden Gesandschaftskanzleien davon Nachricht gegeben wird, noch mit den Worten an: „damit Erlaubniß des Allerhöchsten die Pest zu Smyrna und dessen Umgebungen ausgebrochen ꝛc." In einem Schreiben aus Constantinopel, das die Morningpost liefert, wird übrigens bemerkt, die jetzt oft sich wiederholenden Fehltritte türkischer Frauen und die nicht mehr seltenen Selbstmorde in der Hauptstadt (in den letzten 14 Tagen tödteten sich drei Türken) — „seien in den Augen der rechtgläubigen Muselmänner ein sicheres Zeichen, daß das Ende der Zeiten nicht mehr ferne."

g.

Katholisches Autò-da-fé — in Constantinopel.

Ein Rundschreiben des Patriarchen von Constantinopel, welches am 10. Mai 1837. in den Kirchen der Hauptstadt verlesen wurde, verbietet unter Androhung der Excommunikation und anderer angemessener (!) Strafen, die — Bibel und andere Schriften zu lesen, welche von der Bibelgesellschaft in London gedruckt werden. Noch an demselben Tage begab sich ein erzbischöfl. Commissär in die verschiedenen Pfarreien der Stadt, sammelte alle dergleichen Schriften, und übergab dieselben im erzbischöfl. Palaste dem — Feuer!

h.

Höhere Kultur in Istambul und Athen.

Wer hätte noch vor zehn Jahren sich träumen lassen, daß man nach so kurzer Zeit angezeigt fände: nicht nur in griechischen Zeitblättern (1837) die Eröffnung einer Universität zu Athen und ein dort erschienenes Meisterwerk, wie „der alte Liberios" von Spyridion Vallettas, — sondern auch in einer türkisch-französischen Staatszeitung die Errichtung einer Arzneischule zu Stambul und die Erscheinung eines Compendiums der Weltgeschichte von Taraisi Sade und eines Commentars des Frühlingsgartens Dschami's? — Wer weiß, welchen Triumph nach abermals zehn Jahren die Civilisation zu feiern haben wird?

15.

Hellas.

Die Ostern (37) sind für Griechenland ein neuer Auferstehungstag. Als die Hörsäle der griechischen Philosophen zu Athen im J. 529 durch das Machtgebot Kaiser Justinians geschlossen wurden, war der freie Geist der Nation zu Grabe gegangen. Das nach dreizehn Jahrhunderten zur bürgerlichen und politischen Freiheit wiedergeborene Volk ist nun von seinem Regenten mit einer Universität beschenkt worden, deren Vorlesungen zu Ostern eröffnet werden. Von den 31 bis jetzt ernannten Professoren haben die meisten in Deutschland ihre Bildung genossen; vier von ihnen sind Deutsche, nämlich Herr Feder, Anselm, Landerer und Ulrichs; der Erste in der juristischen, die drei Anderen in der Facultät der allgemeinen Wissenschaften. Wir rufen dem akademischen Phönix von Hellas ein freudiges *Ζητω* zu.

16.

Rußland.

a.

Zur neueren Geschichte Rußlands.

Folgende Stelle mag auf die von Herrn Tiran herausgegebene Schrift: „La Russie pendant les guerres de l'empire," (1836) aufmerksam machen. „Seitdem der Vertrag von Tilsit unterzeichnet war," sagt Herr Tiran, „waren die Ideen von Umwälzung (revolution) und Jakobinismus ein Gegenstand des Entsetzens für den hohen russischen Adel. Die Mittel der Repression schrieben sich von Paul I. her; im J. 1798 hatten besondere Ukasen verboten, Gilet's, Fracks und Pantalons zu tragen. Die russische Akademie erlaubte nicht mehr, daß man sich des Wortes Revolution bediente, wenn man vom Umlauf der Sterne sprach, und die Schauspieler mußten statt Freiheit — Erlaubniß sagen."

b.

Neuere russische Poesie.

In den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes gibt Herr Tietz uns (in Nro. 71 1836.) die Uebersetzung einiger neueren russischen Dichtungen. Der schwarze Shawl, von Puschkin, scheint uns charakteristisch genug, um zu versuchen, die Hauptzüge dieses Gedichtes hier mit dessen eigenen Worten zu entwerfen:

„Jung und leichtgläubig —
— Gab einer Griechin ich liebend mich hin —
— Wand — den Shawl um ihr reizendes Haupt."

Da verräth ihm bei'm Mahle ein Jude, seine Geliebte sei ihm untreu. Er stürmt nächtlich zu ihrem Hause, —

„Ein Fremder umarmt mein Leben, mein Glück!"
— Sein Haupt rollt zu Boden, von Küssen umkränzt.
Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Busen war kalt,"

und auch die Griechin fällt, ein Opfer seiner Rache,

„Dem Haupte der Leiche entriß ich den Shawl,
Und wischte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.
Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen sie beide im Dunkel der Nacht." —

c.

Zahl der Selbstmörder im westlichen Rußland.

Das Portfolio gibt in einer seiner neuesten Nummern (1836) eine moralische Statistik der westlichen Provinzen des russischen Reiches, welche ungefähr 10 Millionen Einwohner haben. Dieser Uebersicht zu Folge gab es im J. 1821—1822 auf 10,593,251 Individuen 1,025 erwiesene, 300 zweifelhafte Selbstmorde und 423 andere Ermordungen. Es kamen also auf 16,000 Einwohner ein Selbstmord, und auf 50,000 einen Todschlag. Dem Geschlecht nach verhielt sich die Zahl der männl. zu der der weibl. Selbstmörder wie $4\frac{3}{4}$ zu 1. Am merkwürdigsten ist das Verhältniß in Bezug auf die Standesunterschiede. Es gehörten nämlich von den Selbstmördern

966	zur Klasse der	Bauern und Leibeigenen;	also 1 auf	$16,757\frac{1}{2}$
192	„ „	„ Kaufleute	„ 1 —	$20,833\frac{1}{2}$
113	„ „	„ Soldaten	„ 1 —	3,009
36	„ „	„ Adligen	„ 1 —	11,111
8	„ „	„ Geistlichen	„ 1 —	25,080.

d.

Rußland und Europa.

Der Referent in der russischen Lesebibliothek über das französische Drama „Don Sebastien de Portugal," welches Graf Alex. Przezdziecki zu Petersburg herausgegeben, bemerkte u. a. (wie wir in Nr. 4 von Ost und West 1837 lesen) „nach unserer Meinung sollte sich nie ein Ausländer in die französische Schriftstellerei einlassen, wenn er dieser Sprache auch noch so mächtig wäre... In seinem slavischen Vaterlande französische Dramen u. s. w. herausgeben — heißt, seine Muttersprache herabsetzen, die ganze Welt mit dem Skandale unserer Erziehung bekannt machen und sich mit dieser Lächerlichkeit rühmen. Europa, und besonders den Franzosen gegenüber, sollen wir Russen nur unsere russische Sprache kennen." — Uns scheint ein solcher kategorischer Imperativ in doppelter Hinsicht unstatthaft. Für's Erste

hebt — ein bloßes Soll die Thatsache nicht auf, daß die französische Literatur die Amme der russischen war und theilweise noch ist; — für's Andere geziemt einem der Amme noch nicht entwohnten Volke keine so reckenhafte Sprache. Erst wenn Rußland sich die Bildung Europa's angeeignet, darf es sich den hochcivilisirten Völkern zur Seite, oder, wenn es will, gegenüber stellen. Ein Knabe muß nicht schon den Mann spielen wollen, wenn er nicht Spott oder Zurechtweisung ernten will. Das aufstrebende, nach europäischer Bildung trachtende Rußland nimmt unsere lebhafte Theilnahme in Anspruch; das gegen Europa sich isolirende, dünkelhafte wird ein Gegenstand des Mitleides.

e.

Russische Knabensoldaten.

Wie in den englischen Fabrikstädten ganze Schaaren Kinder schon zu Fabrikarbeiten angehalten werden, so werden jetzt in den russischen Militärkolonien Jungen von 12—17 Jahren militärisch geübt. Nach der am 8. Oct. 37 zu Wosnesensk abgehaltenen großen Parade exerzirten 24 Eskadrons und 3 Batterien solcher Knaben, — in kurzen Jacken, Mützen, leinenen Pantalons — und Stiefeln, bewaffnet mit hölzernen Säbeln, Lanzen und Kanonen! — Fürwahr sehr ernste Spiele!

f.

Russische Ehepeitsche.

In einem englischen Blatt (Aug. 37) lesen wir: „Wenn ein russisches Mädchen auf dem Punkte steht, sich zu verehlichen, fragt der Vater, mit einer Peitsche bewaffnet, den Bräutigam, ob er diese Jungfrau zum Weibe nehme. Antwortet dieser bejahend, dann gibt der Vater seiner Tochter drei leichte Peitschenhiebe auf den Rücken, indem er zu ihr die Worte sagt: „„dies, mein liebes Kind, sind die letzten Schläge, die du von deinem zärtlichen Vater erhältst. Ich übergebe meine Gewalt und — meine Peitsche an deinen Mann; er weiß besser als ich, welchen Gebrauch er davon machen muß.““ Der Bräutigam, der allzugut die Regeln des Anstandes kennt, um die Peitsche unmittelbar anzunehmen, versichert den Vater, seine Tochter werde deren nimmer bedürfen. Aber der Vater dringt auf deren Annahme, und die Peitsche wird dem Bräutigam übergeben.“

g.

Russische Rechtspflege im Jahr 1835.

Aus dem amtlichen Berichte des Justizministers über die russische Rechtspflege im Jahre 1835 ergibt sich, daß von den Criminalhöfen nahe an 52,000 Angeklagte schuldig erklärt worden sind. Unter den vor Gericht Gestellten betrug die Zahl der weiblichen Personen den siebenten Theil der Zahl der männlichen. Im Ganzen kamen zur Verhandlung: 494 Mordthaten, 470 Selbstmorde, 378 Fälle des Straßenraubs, 2804 Angriffe gegen Personen, 2952 Schlägereien, 1839 Brandstiftungen, 656 Fälle von Kirchenraub und 785 von Ketzerei, 19,748 Diebstähle und Einbrüche, 1900 Betrügereien, 718 Fälle von Zerstörung und Verletzung des Eigenthums, 1092 von gewaltthätiger Besitzergreifung, 9737 von Holzfrevel, und 962 von ungesetzlichem Handel. — Im Gouvernement Simbirsk fanden, wie auch in den vorigen Jahren, mehr Ketzereien statt, als in allen übrigen Gouvernements zusammengenommen.

h.

Vermehrung der Schulen in Rußland seit 30 Jahren.

Dem Journal von Petersburg (Jul. 37.) zufolge hat die Zahl der Schulen und der Schüler in Rußland in folgendem Verhältniß zugenommen:

im J. 1804 gab es überh. dort	627	Schulen	mit	109,256	Schülern.
„ „ 1824	2118	—	„	263,224	—
„ „ 1835	3978	—	„	460,095	—

Von den Schulen werden jetzt 2041 auf Kosten des Staates erhalten, der auch 252,311 Freitische gewährt.

i.

Wohlthätige Anstalten in Rußland.

Unter der unmittelbaren Leitung und dem Schutze der jetzigen Kaiserin von Rußland stehen 12 wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten in Petersburg, Moskau, Poltawa, Simbirsk, Kronstadt, Kiew und Tamboff. Das Gesammtkapital aller 12 Anstalten betrug zu Anfang 1836 4,000,000 Rubel. Die meisten dieser Anstalten sind der Erziehung

von Töchtern unbemittelter Aeltern aus dem Adel- und Bürgerstande gewidmet.

k.

Die russischen Makrobier.

Eparchialberichten zufolge über die Zahl der 1836 in Rußland gestorbenen Individuen männlichen Geschlechts und griechischer Religion, erreichten 1467 Männer das Alter von 95 — 100 Jahren,

558 ein Alter von 100 — 105 —
100 „ „ „ 105 — 110 —
73 „ „ „ 110 — 115 —
30 „ „ „ 115 — 120 —
31 „ „ „ 120 — 125 —
5 „ „ „ 125 — 130 —
5 „ „ „ 130 — 135 —
1 „ „ „ 135 — 140 —
3 „ „ „ 140 — 145 —

Einer soll sogar zwischen dem 150 und 155, ein anderer zwischen 160 und 165 Jahren alt geworden sein.

l.

Finnische Literatur.

Von 10 Journalen, die jetzt in Finnland erscheinen, werden 4 in finnischer Sprache redigirt. Zwei derselben erscheinen zu Uleaborg, an der Grenze Lapplands. Ihr Zweck ist, die mythologischen Ueberlieferungen und die Volksdichtungen zu sammeln und nützliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten. Auch die seit fünf Jahren bestehende literarisch-finnische Gesellschaft zu Helsingfors, wo seit 1826 eine Landesuniversität besteht, hat schon viele Volksdichtungen bekanntgemacht, u. a. „Kalewala, oder alte Karelische Gesänge," ein interessantes episches Gedicht. Es verherrlicht die Kämpfe der Finnen gegen die Lappen und besonders die Wunderthaten des Helden des Gedichtes, des mächtigen Wäinämöinen, in welchem die dortigen Gelehrten bald einen zum Halbgott erhobenen Helden, bald einen vom Himmel herabgekommenen Gott erkennen wollen. —

17.

Böhmen.

a.

Taubstummenunterricht in Böhmen und Oest

Auf Anordnung des Bischofs von Leitmeri Sprengel man gegen 600 Taubstumme zählt, werden jetzt (dortigen theologischen Lehranstalt Vorträge über die Kunst d menbildung gehalten, welchen alle Kandidaten der Theo künftigen Schullehrer eine bestimmte Zeit beiwohnen m die niederösterreichische Landesregierung in ihrem, Hof-Commission erstatteten Gutachten über den Vorschlag: stummenunterricht in der österreichischen Mon gemein einzuführen, ist von der Idee ausgegangen thode eine solche Ausdehnung zu geben, daß alle der B hige Taubstummen zu geistiger und moralischer Ent bürgerlicher Brauchbarkeit gebracht werden. Einen sehr wer trag zur Ausführung dieser Pläne hat Hr. H. Czech dur mit dem XXIV. Hefte vollendete „Versinnlichte D Sprachlehre" geliefert.

b.

Kinder-Bewahr-Anstalten in Böhmen.

Schon bestehen (Mai 1837) mehrere Kinder-Bewahr- Prag, und da diese Institution auch in den übrigen Städte Eingang findet, so hat man den Plan gefaßt, für dieselben eine Direction zu bilden, welche für deren Vermehrung und B nung Sorge zu tragen haben wird. Daß menschenfreundlich eine die Initiative zu jener Einrichtung ergriffen, entspricht des Jahrhunderts, wonach das Allgemeine durch die freie samung der Einzelnen zu Bestand kommen soll. And aber auch die Staatsregierung, in welcher sich das höchste

Staatsbürger concentriren soll, den Privatvereinen entgegenkommen, und der Pflicht inne werden, nicht minder für die kleinsten, wie für die großen Kinder zu sorgen.

18.

Moldauische Literatur.

Von Jassy wird unterm 20. November geschrieben: „Zwischen der Moldau und Wallachei findet eine Art von Bildungseifersucht statt. Während die Wallachen so große Fortschritte in Künsten und Wissenschaften machen, wollen die Moldauer nicht zurückbleiben. Eine Gesellschaft von jungen Moldauern hat sich gebildet, um eine ausschließlich der Nationalliteratur gewidmete Zeitschrift zu gründen. Eine andere hat die Uebersetzung französischer, deutscher, polnischer u. a. Werke übernommen. Durch Fürsorge des Hospodars ist unser National-Theater wieder hergestellt und das Personal der Schauspieler vervollständigt worden. Auf dem Repertoire stehen mehrere sehr merkwürdige National-Schauspiele, wie: „Stephan, der sechste Fürst der Moldau" von Kemindger und „Michael der Tapfere," der moldauische Hospodar. Beide sind in einfachem und natürlichem Style geschrieben und athmen durchaus den glühendsten Patriotismus. Im December 1837 sollten sie aufgeführt werden. Schon strömen viele Bojaren nach Jassy."

19.

Ungarn.

a.

Ungarische Nationalliteratur.

Bekanntlich hat vor zwölf Jahren, um das Aufblüh
nalen Literatur zu fördern, sich in Ungarn eine Gelehrten
bildet, welche durch des Grafen Széchényi's und and
großmüthige Gaben bald über eine halbe Mill. Gulden zu v
Nun wurden die bisher vernachlässigten magyarischen Schri
soldeten Mitgliedern der Gesellschaft ernannt, ihre Werke
Akademie gedruckt, Preise für philosophische, historische un
Arbeiten ausgesetzt, die ältesten Sprachdenkmale Ungarns
schichte erforscht, und besonders die dramatischen Dichter erm
richten aus Ungarn zufolge wurden diese Bestrebungen vom
folge gekrönt, so, daß jetzt schon zahlreiche Werke in ungari
auch ohne Unterstützung der Gelehrtengesellschaft erschei
Kreis der Leser sich stetig erweitert.

b.

Nationalmuseum und Nationaltheater in Ung

Der 27ste Artikel der Beschlüsse des ungarischen Reichs
bewilligt eine halbe Million Gulden zur Aufführung eines n
des auf dem Grund und Boden eines Nationalmuseu
sowohl hinsichtlich der Bildung der Nation, als wegen der Sa
Erhaltung ausgezeichneter Monumente jeder Art alle Beachtu
Schon sind seit dem Reichstage von 1827 viele bedeutende
wohl für das Museum, als für die ungarische Militärakaden
gen. — Der 41. Artikel jener Beschlüsse verfügt, daß m
tischer Beiträge auf dem, vom Reichspalatin hierzu angewies
und Boden ein Nationaltheater erbaut werden soll
wohlthätigen Wirkungen eines gut geordneten Theaters auf

der Nationalität, Ausbildung der Sprache, Verfeinerung der Sitten u. s. w. nicht verkannt werden können.

c.

Die magyarische Akademie.

Wir erfahren durch Nr. 3 von „Ost und West" 1837, daß Nikol. Revay den Plan zu diesem Gelehrtenverein schon 1784 dem Kaiser Joseph II., aber erfolglos vorgelegt, und dieser Gegenstand von Neuem auf den Landtagen von 1791 und 1808 zur Sprache gekommen. Erst als Stephan von Széchény 60,000 fl. C. M. als Begründungsfond geschenkt, trat die Akademie in den Jahren 1825 — 1827 in's Leben. Seitdem wurde das Capital durch Beiträge bedeutend vermehrt, und war 1833 schon bis zur Summe von 300,000 fl. erwachsen. Auch schenkten die Grafen Teleky der Akademie ihre Bibliothek von 30,000 Bänden. Als erste literarische Früchte sind die Zeitschrift „Tudomanytar" und ein magyarisches Wörterbuch erschienen. Der Verein beabsichtigt vorzüglich Ausbildung und Bearbeitung der Nationalsprache und Veredlung der Nationalliteratur. Er wird deßhalb sowohl Originalproductionen, als auch Uebersetzungen alter und neuer Classiker fördern, Preisfragen aufgeben, die dramatische Poesie vorzüglich unterstützen, ausgezeichnete Manuscripte zum Druck befördern und reichliche Honorare für dieselben zahlen, erschienene Schriften beurtheilen, und die werthvollen belohnen. Der Schutzherr der Gesellschaft ist der Palatin von Ungarn.

d.

Abgabenfreiheit des Adels.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in seinen 1837 erschienenen Memoiren u. a. über Ungarn: „Keine ungarische Stadt wird jemals ein großer Handelsplatz werden können, so lange die Landesgesetze nicht modifizirt sein werden. Ohne Credit gibt es keinen ausgedehnten und vortheilhaften Handel; Credit gibt es aber da nicht, wo das Eigenthum unsicher ist und ein Schuldner nicht genöthigt werden kann, seine Schulden zu bezahlen. Dies ist in Ungarn der Fall. Der Gläubiger hat keine andere Bürgschaft als die Moralität des Schuldners; wie kann aber diese ermessen werden, wenn von Handelspapieren die Rede, die von meistens unbekannten Leuten unterzeichnet sind.— Allerdings haben die Ungarn durchgängig ein Gefühl von den Bedürfnissen des Landes und von den Ver-

änderungen, welche seine Interessen erheischen; da aber jede förderliche Aenderung Einzelnen ungünstig ist, so treffen auch sten Neuerungen auf Widerstand. Man will und man Man will Wege, als erste Bedingung der Civilisation; da al rung nicht Geld genug dafür hat, so müßte die Anlage von ei gesellschaft besorgt und ein Wegzoll zur Erstattung der K werden. Der ungarische Edelmann aber, der eifrigst die A schaudert vor der Möglichkeit, daß er zu irgend einer Abgal werden könnte, und so wird er sich dem Wegbau widersetzen also derlei Vorurtheile, wie das von der Abgabenfreiheit des entwurzelt werden, wird das Land stationair bleiben und den gen nicht theilhaft, für welche es empfänglich.

20.

Sizilien.

Dem National vom 15. August 1837, der eine geha über Sizilien mittheilt, entnehmen wir folgende Angaben: „ welches früher 6 Millionen Einwohner hatte, zählt deren jetzt $1\frac{1}{2}$ Mill. Früher durch seine Schulen berühmt, hat es der stens nur noch 100, die von Mönchen und Jesuiten geleitet noch wird dort die Unbeweglichkeit der Erde gelehrt. Die J das wissenschaftliche Leben erloschen. Dagegen lasten auf Mönche, die ihren Reichthum noch durch Betteln vermehr Nonnen, und 20,000 Advokaten, welche die Prozesse verewi Familien ruiniren." Der National erinnert aber auch Thatsache: „Als die durch England vermittelte Verfassung an die Stelle der ständischen Einrichtung trat, welche Sizi Königen von Arragonien besessen, existirten noch alle jene alle Lasten, welche die großen Herren des Mittelalters dem laden. Die sizilischen Großen, um dem Volke die Wohlth neuen Ordnung der Dinge zu Gemüthe zu führen, verzichteten auf diese Privilegien, promulgirten das Gesetz, welches dieselbe und brachten ohne Zögern das Opfer der sehr bedeutenden Si sie bis dahin bezogen."

21.

Statistik der italienischen Literatur.

Ein mailändischer Bibliograph theilt (1838) folgende Notizen mit. Im Jahre 1836 erschienen in Italien und dem Auslande 3314 Werke in italienischer Sprache. Von diesen in der Lombardei 788, und zwar 522 in Mailand; im Venetianischen 843, von denen 297 zu Venedig; im Königreich Sardinien 454, wovon 211 zu Turin; im Herzogthum Parma 111, davon 75 zu Parma; im Herzogthum Modena 34 (zu Modena 26); im Herzogthum Lukka — alle zu Lukka selbst — 27; im Großherzogthum Toskana 151, von denen 102 zu Florenz; in den römischen Staaten 300, wovon 125 zu Rom; im Königreich beider Sizilien 356, von denen 260 zu Neapel; im Auslande — und zwar zum größten Theil zu Paris und Lugano — 50. — Dem Inhalte nach lassen die 3314 Schriften sich folgendergestalt abtheilen: zur Theologie gehören 651; Jurisprudenz 180, wovon 56 in Sizilien publicirte Criminalprozesse; Geographie, Geschichte, Archäologie und Chemie 113; Medicin und Chirurgie 290; Literaturgeschichte 30; Philologie 71; Poesie 435 (!); Theaterstücke 112, wovon 57 libretti; Romane, Erzählungen, Novellen 182; Dissertationen, Thesen, Gelegenheitsschriften ꝛc. 550. —

22.

Rom.

a.

Anstalten für Wohlthätigkeit und Primär-Unterricht in Rom.

Morichini, Vicepräsident des apostolischen Hospitiums von Sankt-Michael zu Rom, hat eine historisch-statistische Abhandlung unter

dem Titel: „Degl' Istituti di pubblica carità e d'Istruz
Roma" herausgegeben (Rom 1835), worin er eine aus
gleich geschichtliche Uebersicht gibt von allen gegenwärtig
Wohlthätigkeitsanstalten. Man ersieht daraus, daß eini
tungen bis in das 12. Jahrhundert hinaufreichen, zu welch
gen Europa sich noch nichts Aehnliches zeigte. Die jetzt v
ren wir, Morichini folgend, unter vier Rubriken auf:

1) Hospitäler gibt es nicht weniger jetzt zu 9
stimmt zur Aufnahme von Kranken, Irren und Genesen
selben sind vom Staat, 11 von Privaten gestiftet; zwei v
Häusern, was die Kranken an Arzneien, Nahrungsmittel
dürfen; eines bestattet die Todten anständig zur Erde.

Alle diese Anstalten zusammen können mehr als
aufnehmen; überall werden Fremde wie Inländer aufgeno
sofern verdient die römische Wohlthätigkeit in Wahrheit
sche — allgemeine — genannt zu werden.

2) Anstalten für Findlinge, Waisen, W
Altersschwache. Das erste Haus, welches in Europa
um so manche unschuldige Wesen dem Tode zu entreißen
ihrer Geburt ausgesetzt werden, war das römische, welch
im Jahre 1198 gestiftet; — zu Paris wurde das erste v
Paula 1638, zu London das erste im vorigen Jahrhunder
Das römische, jetzt Pia casa degli Esposti in S. Spirito in
nimmt jährlich 800 Kinder auf, die es bis zu ihrer Versorg
Den Waisen und Altersschwachen sind 4 Versorgungshä
denen 540 Kinder umsonst aufgenommen werden.

Das bedeutendste unter diesen Hospicien ist das
von St. Michael, welchem Morichini mit ebenso viel Ei
vorsteht. Die Waisenknaben erhalten dort von guten Lehr
richt in dem Gewerbe oder der Kunst, zu welchen sie di
zeigen; Religionsunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen
versäumt. In derselben Anstalt findet sich auch eine Tuc
lin-Tapeten werden dort gewirkt, und kürzlich ist auch e
angewandte Chemie daselbst errichtet worden, — bis jetzt
Rom. In der Abtheilung für die Mädchen werden
Waisen zu guten Haushälterinnen erzogen; in der dritt
wird für 400 Männer und Frauen gesorgt, die, je nach
schick, zu mancherlei Dienstleistungen verwendet werden. —

Noch gibt es zu Rom drei Hospizien, die füglicher Z

ter genannt würden. Ungefähr 400 arme Geistliche und Wittwen finden hier Wohnung, Bett und sonst nothwendige Mobilien.

Endlich zählt man, unter dem Namen Conservatorien, mehr als 20 Häuser, in welche arme, der Verführung ausgesetzte oder bereuende Mädchen und dem Vagabundenleben entrissene Kinder aufgenommen werden. Wieder andere Asyle sind denen bestimmt, die eine Zuchthausstrafe ausgestanden haben. Sie finden hier Nahrungsmittel, Belehrung und gutes Beispiel.

Andere von Mildthätigen gestiftete Häuser sind zur Aufnahme und Verpflegung armer Wittwen bestimmt, wie la pia casa della Vedova, die Häuser der Lauretana, der Santa Maria in Trastevere u. s. w.

Kurz, fast keine Straße ist, nach Morichini's Versicherung, wo sich nicht irgend eine Wohlthätigkeitsanstalt befindet. —

3) Mildthätige Veranstaltungen für Hausarme. Die den Hausarmen dargebotene Unterstützungen sind a. Darleihen, b. Arbeit, c. unentgeldliche Vertheidigung bei Civilprozessen, d. Almosen, Rath u. s. w.

In Rom besteht schon seit 3 Jahrhunderten ein Pfandhaus, dessen Satzungen im Jahr 1611 vom Cardinal Borromäus bekannt gemacht worden. Durch die wohlverstandene Verwaltung Pius VII. und seiner Nachfolger ist es jetzt vermögend genug, um 200,000 Pfänder jährlich anzunehmen und 250,000 Thaler in Umlauf zu setzen.

Seit Innocenz XII. und Sixtus V. und neuerdings wieder seit Leo XII. besteht auch eine Commission, welche Arme beiderlei Geschlechtes bei den Nachgrabungen verwendet.

Das von Clemens XI. gestiftete, nach Fontana's Plan erbaute prächtige Correctionshaus kann hinsichtlich der Vertheilung der Arbeiten und der Aufsicht über die Gefangenen als das älteste Penitenziar-Gefängniß angesehen werden.

Unter dem Namen einer Brüderschaft des heiligen Ivo (eines englischen Advocaten, dessen Leben den Armen gewidmet war) besteht noch jetzt eine zu gleicher wohlthätigen Wirksamkeit gebildete Gesellschaft von Advocaten und Prälaten.

An die Stelle der *regionarie* sind seit 1595 durch die edelmüthigen Anstrengungen des Spaniers St. Joseph Calasanero unentgeldliche Primairschulen für die armen Kinder getreten. Gegenwärtig besitzt Rom 55 solcher Scuole pie, in denen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Italienischen, Französischen und in einigen auch im Lateinischen gegeben wird. —

Zwei Abendſchulen ſind dem erſten Unterricht der Ha
andere dem Religionsunterricht gewidmet.

Im Jahre 1784 war auch eine Taubſtummen
dem Muſter der Anſtalt des Abbé de l'Epée errichtet wor
wärtig iſt ſie in blühendem Stande.

Nicht zu vergeſſen ſind auch die vielen für Mädchen
zigen Frauen geſtifteten Schulen. —

Im Ganzen finden ſich zu Rom jetzt 372 Primairſchu
meiſter und 14,099 Schüler und Schülerinnen von den erſ
Jahren, in denen die Adoleſcenz beginnt. —

Die „Bibliothèque universelle“ von Genf bemer
Heft d. J.) in Beziehung auf die Schrift des ehrwürdigen
aus welcher die vorhergehenden Angaben entnommen ſind:
nier, que nulle part ailleurs plus qu'à Rome, l'ardente ch
passion pour l'infortune, n'ont fondé de plus touchant
grandes institutions. Là, c'est, avant tout, un devoir r
fait, une obéissance dévouée aux paroles de notre sauveur,
pas le verre d'eau froide donné en son nom à l'un d'en
le but économique et philosophique ne vient qu'après.“ —
über Rom. Wann aber wird Rom eben ſo human üb
vernehmen laſſen? —

b.

Evangeliſches Krankenhaus und evangel. Kinderſchu

Die evangeliſche Gemeinde zu Rom hat auf d
ein Krankenhaus und eine Kinderſchule gegründet.
ren ſind u. a. aus der Stadt Frankfurt a. M. 1000 fl., und
vom König von Preußen beigetragen worden. Jeder in R
haltende Fremde evangel. Confeſſion wird darin Aufnahme fi
Die Kinderſchule ſoll am 1. Jan. 1837 eröffnet werden.
die Römer des evangeliſchen Wortes gedenken: „Werdet wi
wenn ihr in das Himmelreich eingehen wollet.“ —

c.

Das Marien-Volk.

Das „Univers“ theilt ein Schreiben von Rom vom 15
mit, worin berichtet wird, wie Tags zuvor „das miraculöſe

Jungfrau, welches der h. Lukas gemalt, von S. Maria Maggiore" — in vierstundenlanger Procession „in die Jesuitenkirche, welche sich (bedeutungsvoll) in Roms Mittelpunkte befindet, übergesiedelt worden," wo dann der Papst, gerührt von dem Bußeifer der Römer, ihnen zugerufen: „Ihr seid das Volk Marien's!" — wie, hiervon begeistert, die Römer Abends die Stadt auf das Prächtigste illuminirt, und der h. Jungfrau viele tausend Altäre auf den Straßen errichtet und davor gesungen, der h. Vater aber „von der Höhe des Quirinals herab — den großen päpstlichen Segen *orbi et urbi* (dem Weltrund und der Stadt) ertheilt habe." — Es scheint jedoch nicht, daß das Marienvolk durch seine Bußübungen sehr gebessert worden; denn mehrere deutsche Zeitungen bringen eine römische Correspondenz-Nachricht vom 26. v. M., wonach am 24. August gegen das für die Juden eingerichtete Hospital ein lebhafter Angriff geschehen. „Das Volk wollte es in Brand stecken, und wurde nicht eher ruhig, als bis das Militär anrückte und Feuer gab. Sein ganzes Vertrauen zur Befreiung von der Cholera setzt übrigens — neuesten Berichten zufolge — das Marienvolk auf den nächsten Feiertag seiner Königin („*questa è nostra regina*" — sagen sie), an welchem sie das Herz derselben mit neuen Festlichkeiten zu bestürmen gedenken."

d.

Fortschritte der Civilisation in der Hauptstadt der päpstlichen Christenheit.

Paul II. († 1471) setzte Festspiele zu Rom ein, welche als Nachahmungen atheniſcher Lustbarkeiten beim Testaceo und im Circus agonalis gefeiert wurden. Zum Theil bestand die Volksbelustigung darin, einmal, daß der niedrigste Pöbel auf armen Juden ritt, die durch Faustschläge und Fußtritte gelenkt und gespornt wurden, woher sie den Namen *Somari* (Lastthiere) erhielten, der nun schon bald 400 Jahre hindurch ihnen täglich und reichlich zuerkannt wird. Beim Carneval aber waren die vornehmsten Hebräer gehalten, in kostümirten Masken und von einem Schwarme der ausgelesensten häßlichsten und entstelltesten ihrer Landsleute begleitet, dem Wagen des römischen Senators bei dem Zuge durch den Corso zu Fuß voranzuschreiten; worauf junge Juden einen Wettlauf halten mußten, die vorher mit schweren Speisen so angefüllt worden, daß ihnen das Laufen kaum möglich war. — Zwei Jahrhunderte hindurch wurde alljährlich dieser neronische Volksscherz wiederholt!! Erst im Jahr 1688 wagten die römischen Juden, sich an Clemens XI. mit der

Bitte zu wenden, die persönlichen Mißhandlungen in Geldtribut zu commutiren, und der allerheiligste Vater geruhte zu verfügen, daß sie für den Nachlaß der Leistungen bei dem Carneval 300, und der bei den anderen Spielen 551 Scudi und 57 Baj. jährlich zahlen sollten. Und dieses Schmachgeld wurde bezahlt bis zum Jahr 1787, wo die Juden bei Pius VI. um Erlaß dieser Abgabe einkamen. Aber die Sache kam nicht zur Entscheidung. Im J. 1808 wurde das Gesuch bei Pius VII. erneuert, der, wie Pius VI., eine Deputation zur Untersuchung anordnete, zugleich für Zahlung des Rückstandes Ausstand bewilligte, ohne jedoch die Sache zur Entscheidung zu bringen. Erst der jetzt regierende sogenannte Nachfolger Christi hat am 27. Juni 1837 den Ausspruch gethan, daß zwar, in Ansehung des erbärmlichen Zustandes der päpstlichen Finanzen, die hebräische Nation forthin für alle Zeit und Dauer den jährlichen Tribut von 551 Scudi 57 Baj. zu bezahlen habe, jedoch ihr großmüthigst die rückständigen, nicht unbedeutenden Zahlungen erlassen sein sollen.

e.

Wiseman's Vorlesungen zu Rom über die Verbindung zwischen Wissenschaft und Offenbarung.

Hr. Nic. Wiseman, Direktor des englischen Collegiums und Professor an der Universität (d. h. an der Sapienza) zu Rom, hat im Winter 1836 eine Reihe von Vorlesungen vor einem zahlreichen Kreise von Engländern gehalten, die sich bei dem Cardinale Weld versammelten. Diese Vorlesungen sind nun in London unter folgendem Titel erschienen: Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion (12 Vorlesungen über die Verbindung zwischen Wissenschaft und offenbarter Religion), — und Hr. de Genoude läßt sie bereits in's Französische übersetzen, um sie seiner „Raison de Christianisme" beizufügen.

Hr. Wiseman meint, daß es an der Zeit sei, die offenbarten Wahrheiten mit den durch die Wissenschaft entdeckten zu verknüpfen. Er versucht zu zeigen, daß, wenn die Wissenschaften in ihrem unvollkommenen Zustande dem Unglauben Waffen bieten konnten, sie, nachdem sie sich entwickelt und vervollkommnet, die Wahrheiten unterstützen helfen, die sie Anfangs bekämpft.

Die I. und II. Vorlesung sind Ethnographie und der vergleichenden Sprachkunde gewidmet. Hinsichtlich der Letzteren spricht er gegen Klaproth sich für die Ansicht W. v. Humboldt's und A. W. v. Schlegel's aus. Auch in Betreff des Ursprungs der Sprache stimmt er der Meinung Hrn. W. v. Humboldt bei, wonach, — da dem Menschen Organe gege-

ben, um mittelst jener wahrhaft göttlichen Kraft, welche die menschlichen Fähigkeiten erheischen, Worte auszusprechen, — die Sprache hervorgebracht worden sei.

Ueber die Theilung der ursprünglich einzigen Sprache führt Hr. Dr. Wis. die Behauptung Herders an, welcher die Geschichte von Babel für ein poetisches Fragment im orientalischen Style hält; er meint, die Zerstreuung der Menschen sei gewaltsam und plötzlich geschehen.

Die III. und IV. Vorlsg. beschäftigt sich mit der Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Die verschiedenen Classifikationen von Aristoteles an bis auf den heutigen Tag werden besprochen, Camper's und Blumenbach's Ansichten dargelegt. Hr. W. führt die Rassen auf drei zurück: die indisch-europäische, die semitische und die malayische, eine Abtheilung, welcher auch die Haupt-Sprachunterschiede entsprechen. Hinsichtlich der Neger werden viele Beobachtungen mitgetheilt, wonach die Farbe allmählig von einer Nüance zur anderen übergehen kann, ohne daß das Klima großen Antheil daran habe. Die Altamerikaner und Polynesier leitet er von der malayischen Rasse ab.

In der V. und VI. Vorlesung geht Hr. W. zu den eigentlichen Naturwissenschaften über, und erwähnt bei dieser Gelegenheit des wunderlichen Faktums, daß der Tod Christi in Deutschland als ein Fall der legalen Medizin zur Erörterung gekommen. Die geologischen Systeme werden demnächst erörtert von dem ältesten an bis auf die neuesten Entdeckungen eines Elie de Beaumont, Delabêche und Lyell.

Bei der Schöpfungsfrage bespricht Hr. W. die Präexistenz eines chaotischen Zustandes, welchen sowohl die alten Cosmogenien als die Kirchenväter statuiren, und während dessen die großen Dislokationen auf unserem Erdball Statt gefunden. „Es hat also, sagt der Hr. Vfr., eine Pause gegeben zwischen dem ersten Fiat der Schöpfung und der Hervorbringung des Lichtes; denn die grammatische Form des Wortes, durch welches der Geist Gottes, die Schöpferkraft, dargestellt wird als auf dem Abgrund ruhend (incubant) und ihm seine Produktionskraft mittheilend, drückt eine stätige und nicht eine vorübergehende Thätigkeit aus." Er stützt sich deshalb auf Gregor von Nazianz und Justin d. Märtyrer. Ebenso führt er eine Menge von Autoritäten an, um zu erweisen, daß das Wort „Tag" in der Genesis eine Periode zu bedeuten habe, was mit der Ansicht von Buckland übereinstimme. So führt bei jedem Hauptpunkte Hr. W. einerseits die neuesten Resultate der wissenschaftlichen Forschungen, welche sich mit der kirchlichen Ansicht einigermaßen verknüpfen lassen, treulich an, und sucht dann die letztere.

In der VII. Vorlesung verbreitet Hr. W. sich über die Prätensionen

der Indier auf ein unberechenbares Alterthum, und wil
Behauptungen durch de Laplace und Bentley. Aus Kla
Streitigkeiten über die Surya-Siddhanta geschlossen, füh
astronomischen Tafeln der Hindu's, denen man ein außeror
thum zugeschrieben, sind erst im VII. Jahrhundert n. C.
demnächst durch Berechnungen auf eine frühere Epoche zur
den." Weiterhin bemerkt er: die mühsamen Nachforschun
Wilford, Hamilton, Heeren und besonders des Colonel Tc
stimmig den Anfang der indischen Geschichte gegen das
Es ist die Epoche, in welcher sich auch die ersten Spure
der Aegypter, Assyrer und Chinesen finden. Klaproth und
haben ebenwohl das Alterthum der Armenier, Perser und C
selben Grenzen zurückgeführt. —

Die VIII. Vorlesung ist den Aegyptern gewidr
benutzt Hr. W. die Arbeiten Akerblad's und de Sa
Inschrift von Rosette, und die Entdeckungen von You
pollion und dessen Fortsetzer Rosellini, welcher
sen, daß die Reihen der Königsnamen auf den alten De
besser mit den Angaben der h. Schrift, als mit den griechisch
stimmen. Ebenso beweist er, daß Joseph und seine Brüde
der Herrschaft der Hirtenkönige in Aegypten zugelassen we
und daß erst nach Vertreibung der Hyksos bei Herstellung ei
Dynastie die Hebräer in Sclaverei gerathen. Der Auszug
fand Statt unter Ramses, und während ihrem langen Aufe
Wüste machte Sesostris, des Ramses Sohn, seine Eroberun
die berühmten Thierkreise von Denderah und Esneh hat
übergangen.

Delalande und Depuis gaben dem ersten ei
15,000, dem zweiten von 27,000 Jahren. Testa und Vi
gegneten, die Tempel, zu denen jene Thierkreise gehörten, wie
Bauart auf das Zeitalter der Ptolemäer. Hr. Letronne
gelehrten Abhandlung diesen 20jährigen Streit mit Hülfe C
zur Entscheidung gebracht. Der Letztere entdeckte im Thierk
neh den Namen des römischen Kaisers Commodus und den
Skulpturen des Tempels aus der Zeit des Kaisers Claudius s

Die IX. Vorlesung handelt von den ältesten Mü
schriften und Denkmälern. Hier bemerkt Hr. W. u.
14, 44 und 2 Paralip. 12, 2 heiße es, Sisak, König von Ae
Roboam angegriffen und die Schätze von Jerusalem fortgesc
sehe man aber zu Karnak den Gott Ammon-Ra und Sisak,

gefangene Könige stünden, unter denen einer das Gesicht eines Juden habe. Auf dem Schilde desselben habe Champollion den Namen Roboam gelesen. —

In der X. und XI. Vorlesung geht Hr. W. zur orientalischen Literatur über. Er erinnert an die Verdienste von Michaelis und Houbigunt, von Kennicott und Joh. Bernh. v. Rossi. Kennicott hatte nur 581 hebräische Handschriften des A. Test., de Rossi hat deren 680 verglichen, die sich noch in der Bibliothek von Parma, seiner Vaterstadt, befinden. Unter diesen reichen einige bis ins III. Jrhdt. n. C. hinauf. Die merkwürdigste Handschrift aber ist die, welche Buchanan 1806 von den schwarzen Juden erhalten, die seit unvordenklich in Indien wohnen. Keine dieser Handschriften zeigt eine bedeutende Variante. Bei dieser Gelegenheit würdigt Hr. W. Griesbach's hohe Verdienste. In der XI., der profanen Literatur des Morgenlandes gewidmeten Vorlesg. weist Hr. W. auch auf den Einfluß hin, den die Philosophie des Orients auf die Doktrin der Juden geübt, und bemerkt, daß die sabäischen Lehren zur Erklärung des N. Testamentes beitragen können; daß aber der Ezur-Vedam das Machwerk eines Jesuiten von Pondichery ist, welcher mittelst desselben christliche Glaubenslehren unter den Indiern verbreiten wollte.

Aus der japanischen Enzyklopädie wird die Einführung des Lamaismus in Thibet auf Kubilai, Enkel Tschingkis-kan's, zurückgeführt. Damals sei dieses Land mit den Nestorianern der Tartarei in Berührung gewesen, und mehrere französische und italienische Missionaire hätten in Gegenwart der tartarischen Fürsten Messe gelesen, woraus sich erkläre, daß der neue Gottesdienst viel von den Christen entliehen.

In der XII. Vorlsg. freut sich Hr. W., die religiösen Wahrheiten durch die Wissenschaften bestätigt gefunden zu haben, und beruft sich auf die Zeugnisse der ältesten Kirchenväter, um seine Aufforderung an die jungen Geistlichen zu begründen, daß sie durch eifriges Studium sich in den Stand setzen sollten, den Einwürfen der Ungläubigen durch höhere wissenschaftliche Bildung zu begegnen. —

Muß man sich nach solchen Leistungen freuen, daß die wissenschaftliche Erkenntniß selbst von der römischen Sapienza für nothwendig anerkannt wird, so darf man hieraus doch keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wissenschaft einen schönen Sieg über einen Glauben zu erringen im Begriffe steht, welcher länger als ein Jahrtausend hindurch die Wissenschaft nur als Sclavin behandelt; denn noch immer lehrt die römisch-katholische Kirche, daß man die Religionslehren anzuerkennen habe, nicht weil sie wissenschaftlich erwiesen oder erweisbar, sondern weil die inspirirte Kirche sie zu glauben gebietet. Noch von de Lamennais wurde von Rom aus gefordert, daß er sich unbedingt der

päpstlichen Doktrin zu unterwerfen habe. Auch Galilei's Andenken ist noch nicht erloschen. —

f.

Weltbekehrung durch römisch-katholische Metaphysik.

Das Diario de Roma berichtet über die Jahresfeier der Akademie für katholischen Glauben, welche am 27. April 1837 stattgefunden. Cardinal Paolo Polidori hielt bei dieser Veranlassung eine Rede über die Nothwendigkeit, der immer zunehmenden Unfrömmigkeit unseres Zeitalters einen Damm zu setzen, und zwar (gerade, wie der von Rom verdammte Hermesianismus) mittelst einer durchgreifenden Reform — der philosophischen Studien und namentlich der Metaphysik, (wie darauf schon vielfach in Deutschland, u. a. durch F. v. Baader und Fr. Schlegel, und in Frankreich durch de Maistre u. a. hingewiesen). Er ging die Stadien durch, welche die Verblendung des menschlichen Geistes und die Verderbniß des Herzens durchlaufen und verweilte dann (wie längst vor ihm de Lamennais) bei dem neuesten und verderblichsten Ergebniß geistiger Verirrung, der Gleichgültigkeit — und dem Unglauben. Den Grund derselben glaubt er in den in Europa herrschenden vier Hauptsystemen, dem englischen, von Locke, dem schottischen, von Stewart, dem deutschen, von Kant, Fichte und Schelling, und dem französischen Eklektizismus zu finden, (als wenn diese philosophischen Bestrebungen nicht selbst schon aus dem Ungenügen mit der kirchlichen Ueberlieferung hervorgegangen wären!) Nachdem er seine Kritik gegen dieselbe vorgebracht, gab er an, wie, seiner Ansicht nach, die ächte, alleinwahre Philosophie beschaffen sein müsse; namentlich habe sie sich als durchaus übereinstimmend mit der Religion (nämlich der römisch-katholischen) als ihrem einzigen Zwecke zu erweisen. Er schloß damit, daß Rom, als das Centrum der religiösen Einheit und der Sitz der Unfehlbarkeit, der Ort sei, von dem die nothwendige Reform ausgehen müsse, um sich über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. —

Sollte etwa Rom, wie es erst durch Kriegsmacht, bürgerliche Gesetze und Literatur, dann durch die Macht des Glaubens, kirchlicher Gesetze und der Kunst sich Europa unterworfen, auch bestimmt sein, durch eine alle Gegensätze versöhnende Philosophie die zersplitterte Christenheit wieder zu einigen, und so auch durch ein alle denkenden Geister eroberndes, überwältigendes System der Allwissenschaft sich als die „ewige Stadt" zu bewähren? Ein großer, wenn auch nicht unfreiwil-

liger Schritt ist geschehen: Rom selbst fängt zu erkennen an, daß die gesammte *Materia medica* der Kirche nicht hinreicht zur Heilung des tiefen geistigen Leidens der christlichen Welt; daß vielmehr aus weltordnendem göttlich-menschlichem Geiste die noch nicht vorhandene — Universalarznei an das Licht gebracht werden müsse. Um so mehr ist anderseits der Mangel an Ueberlegung zu bestaunen, welcher noch jetzt von Rom als Centrum religiöser Einheit, und bei solcher Veranlassung von Rom als Sitz der Unfehlbarkeit sprechen kann. — Als jüdische u. heidnische Theologen die gealterten Religionen durch Mythisirung und Philosophie zu retten und ihnen Allgültigkeit zu verschaffen suchten, war längst ein Geist in der Ausbreitung begriffen, der die alte Welt zu verjüngen bestimmt war, — aus dem selbst, — jenen Theologen unbewußt, ihr Streben nach Verjüngung durch Verallgemeinerung — als herbstliche Blüthe hervortrieb. Der Katholik v. Dr. Weis meint zwar auch im Maiheft d. J. (S. 177.) „Die ganze Menschheit sei immer mehr und mehr von dem wahren Wege des Heils abgekommen, und habe sich hier dem Indifferentismus und dort dem Antichristianismus in die Arme geworfen." Er ist jedoch des Dafürhaltens, „bei solchem heillosen und sakrilegischen Treiben müsse jeder Denker von der Nothwendigkeit sich überzeugen, daß der Herr seinen Verheißungen gemäß — einschreiten müsse, indem nur Er allein dem politischen und religiösen Babel unserer Zeit ein Ende zu machen vermöge." Ja, Seite 180 erkennt der Katholik bereits „ein bedeutsames Anmelden der Gottheit an der Thüre der irdischen Welt" in der — „asiatischen Brechruhr."!!

g.

Göthe

war bis jetzt in Italien nur durch Werther und in neuerer Zeit durch Wilhelm Meister, welche in's Ital. übersetzt worden, bekannt. Erst jetzt scheint auch dort ein lebendigeres Bedürfniß nach tramontaner Literatur zu erwachen. Das Museo drammatico, welches zu Mailand unter Leitung von Giacinto Battalia erscheint, hat jetzt eine Uebersetzung des Faust und des Götz von Berlichingen geliefert. Auch von den Wahlverwandtschaften ist der erste Band schon übersetzt, und eben dort unter dem komischen Titel La Scelta dei parenti (wörtlich: die Auswahl der Verwandten) ausgegeben worden.

h.

Italieniſche Journaliſtik.

Der mailänder „Bibliographia italiana“ von 1836 folge, erſchienen damals in Italien 188 politiſche, literariſch Journale, und zwar: 1) Auf dem Feſtland: u. a. i Mailand 26, Turin 13, Venedig 11, Rom 9, Trieſt 8, Flor 5, Modena 4, Piſa 3, Siena 3, Bologna 3, Verona 3, Pa 2, Perugia 2, Padua 1, Pavia 1, Como 1, Chambery 1, Livorno 1; — 2) in Sizilien: in Palermo 13, Meſſina 3; — 3) in Sardinien: in Cagliari 2. —

i.

Eine eigene Galeerenanſtalt für — Geiſtlich

beſteht, — wie Hr. E. Münch, S. 102 ſeiner römiſchen de, ſchreibt, — in Corneto bei Civita Vecchia, die wirklich Sträflinge zählt, darunter ſelbſt ein Erzbiſchof, unter Leo XI Gefängniß verurtheilt. „Man erzählt,“ ſagt Hr. M., „von ſelben ſchauderhafte Verbrechen.“ Zuvor hatte er, mit Bezu miſchen Kloſtergeiſtlichen, von der römiſchen Inquiſit „da ſie in neueſter Zeit faſt ausſchließlich auf geiſtliche Geri beſchränkend und mit Kriminal- und Gewiſſens-Fällen beſch chen ſtrenger nimmt, als in früheren Zeiten, ſo fehlt es nich mungen und ſelbſt heimlichen Hinrichtungen;“ (? dere die Gerechtigkeit, zu ſagen, daß in dieſer Beziehung wirk gemacht worden ſind.“ —

23.

Criminalſtatiſtik von Corſika

Statiſtiſchen Tabellen des Hrn. Robiquet von 1 in den fünf Jahren von 1832—1836 auf Corſika 338 unter 17 Frauen) getödtet oder tödtlich verwundet worden

also jährlich 68, während in den 11 vorangehenden Jahren die Durchschnittszahl nur 50 betrug. Fände Gleiches in Frankreich statt, dann würden jährlich 11,012 Menschen gewaltsam ums Leben kommen. Während jener 5 Jahre wurden überdies noch 448 Personen (worunter 30 Frauen) auf nicht tödtliche Weise verwundet. Unter den 338 Getödteten waren 50, unter den 448 Verwundeten 145 mit dem Stilett angegriffen worden.

24.

Portugal.

---

a.

Die portugiesische Literatur im Jahre 1835.

Es ist so schwer, genauen Bericht über das literärische Leben auf der pyrenäischen Halbinsel zu erhalten, daß wan jeden dazu gelieferten Beitrag dankbar anerkennen muß. Aus demselben Grunde wird es uns wohl auch gestattet sein, aus der schätzbaren Mittheilung über die portugiesische Literatur, den die reichhaltigen Münchner gelehrte Anzeigen (von Nro. 110 bis 114. 1836) uns darbieten, eine gedrängte Uebersicht des Bedeutenderen zu geben. Vorzubemerken ist, daß die Buchhändler in Portugal in keinem geordneten, regelmäßigen Verkehr mit einander stehen, daß mithin das Gerüste fehlt, auf welchem die Literatur sich bewegen könnte. Wie nun einestheils der Mangel solchen Verkehres nur Folge des mangelnden Lebens, des nicht vorhandenen Bedürfnisses, so wirkt jener Mangel dann auch wieder zurück, und läßt etwa sich regende Keime nicht zur Entwicklung kommen. Im tiefsten Grunde aber ist dieser doppelte Mangel wohl aus dem eigenthümlichen Weltverhängniß abzuleiten, welches sowohl Portugal als Spanien bisher in die starren und versteinernden Formen einer ablebenden Kirchenverfassung eingezwängt hat. Diese hemmt, wo sie allein gebietet, jede freie, voraussetzungslose Prüfung, und es ist nicht (wie die Anzeigen behaupten) erst seit König Joseph und Pombal, daß die portugiesische Literatur stationair geworden. Gegenwärtig gibt es dort gar keine eigentliche Gelehrte, welche nur der schriftstellerischen Wirksamkeit sich widmeten, was freilich nur Vermögende könnten,

da nur ausnahmsweise Honorar gezahlt wird. Ebenso gi
Literaturzeitung oder wissenschaftliche periodische Schrifte
eine Reihe von Jahren sich erhalten hätten. Doch ist je
Literatur im Verhältniß zur übrigen nicht unbeträchtlich.
nämlich in Lissabon zehn politische Blätter, unter denen a
do povo (Volks-), Diario dos pobres (Armen-Zeitung) u
gelesensten sind; sechs literärische oder Unterhaltungs-Jou
monatlich, theils wöchentlich ausgegeben werden; zwei n
juristisches, eines für Musik, eines für Erziehung u
für Artillerie; — außerdem erscheinen in Oporto der „P
einige politische und merkantilische Blätter, so wie in den
vinzialstädten öffentliche Anzeigeblätter. —

Wie man sich aber in Portugal weit weniger in ge
bewegt, als im nördlichen Europa, so ist auch die Literatur
Gegenstand des Gespräches. Zwei gelehrte Gesell
1822 in Lissabon gestiftet worden, um Einfluß auf die ö
nung im Literärischen, Sprachlichen und Politischen zu gen
sehr bald wieder ein, da das Publikum keine Theilnahm
Unser Berichterstatter meint zwar, „die größte Schuld die
tät trage ohne Zweifel die Einrichtung der einzigen Land
Coïmbra, welche „„noch auf demselben Standpunkt stehe,
ter Pombal's Ministerium gelangte."" Bedenkt man ab
land von common spirit und Aktivität übersprudelt, n
und Cambridge seit Jahrhunderten stationair sind, und daß
land gerade von den Universitäten vor drei Jahrhunderte
mation, und seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts
ration des nationalen Lebens ausgegangen, dann wird m
mehr dem Schreiner, der den Sarg verfertigt, das kalte
Todten — oder Starrsüchtigen zuschreiben wollen, der da

Merkwürdig ist aber, daß an jenem äußersten Thule
Theil der Lehrbücher — bereits aus dem Leben und — de
geschiedene Deutsche zu Verfassern hat. So bedient sich
Facultät für die Kirchengeschichte der Institutiones historia
Dannenmayer (1788, verbesserte Aufl. von Coïmbra 1
und Dogmatik werden nach Gerbert's principia theol. etc.
das Kirchenrecht nach Gmeiner's Inst. jur. eccl. (1782)
Naturrecht nach Martini de leg. nat. (1787) und das
Heineccius (n. Aufl. von Coïmbra 1816). In der Ph
lich wird Haller, in der Materia medica und Therapie Cu
Chemie Jacquin, in der Chirurgie Plenk, dessen Instit.

1780 erschienen, zu Grunde gelegt. Ueberhaupt aber darf kein Lehrer aus eigener Machtvollkommenheit neuere Lehrbücher einführen. Hinsichtlich der Frequenz der Universität macht jetzt sich eine starke Abnahme bemerklich. Zu Anfang dieses Jahrhunderts zählte man 1631 Studirende, und wenn diese Zahl in den Jahren 1817—19 überstiegen wurde, so ist sie dagegen jetzt auf 1000 herabgesunken, was indeß theilweis der Losreißung Brasiliens von Portugal zuzuschreiben ist.

Nicht befremden kann es nach allem diesem, wenn die literärische Produktion des vorigen Jahres sehr dürftig gewesen, und der Berichterstatter, dem die Zeitungen von Lissabon und Oporto zu Gebot gestanden, in denen die Buchhändler ihre Novitäten anzuzeigen pflegen, in allem nur von 70 neuen Schriften Kunde erhalten hat. Dieser portugiesische Meßkatalog enthält charakteristisch genug folgende Werke, deren Titel wir in wörtlicher Uebersetzung hier anführen wollen:

I. Theologische Schriften finden sich nur folgende sechs angezeigt:

1) Historisch-dogmatisch-kritischer Traktat von den Indulgenzen, nach der wahrhaften Lehre der Kirche, von Palmierie ꝛc., übersetzt in's Port. von La Costa Vidigal.
2) Anbetungen des heiligen Sacraments und Art, die Messe zu hören.
3) Handbuch um gut zu beichten.
4) Abhandlung zu Gunsten der Toleranz ꝛc., von J. Joze Varella, Generalvikar des Erzb. von Coora.
5) Gerechte Vertheidigung der Rechte und Gewalt der Souveraine über die Geistlichen und ihre Güter, gegen die falschen Lehrer und Usurpationen der römischen Kurie, von einem Diakon der port. Kirche. —
6) Die Worte eines Gläubigen, aus dem Französischen übersetzt von Castilho. —

II. Zur Jurisprudenz, Verwaltung und Politik gehören 21 Schriften, unter denen wir folgende bemerken:

1) Politischer Moralismus Portugals und seine radikalen Heilmittel.
2) Die Charte und die Cortès von 1835.
3) Geschichte des Penitenziarsystems von Europa und den ver. Staaten Nordamerikas, a. d. Franz.
4) Bemerkungen über die Salles d'asyle in Paris von 1826 bis 1835, a. d. Franz., begleitet mit einer Vergleichung derselben mit denen in Lissabon.

Inwiefern auch die zwei nachfolgenden unter dieſe
wohin unſer Berichterſtatter ſie verpflanzt, wollen wir da
laſſen:

„Entdeckte Superſtitionen, erklärte Wahrheiten un
gen für alle Welt;“ —

„Geſchichte von Meninos ꝛc. In dieſem merkn
enthüllen ſich die Betrügereien der Mönche (frades

III. Medizin, Naturwiſſenſchaften, Land
nik ꝛc. haben einen Zuwachs von 10.

IV. Geographie und Geſchichte von 12 Sch
— Von hiſtoriſchen Werken bemerken wir nur:

1) Handbuch der portugieſiſchen Geſchichte vom fern
bis auf unſere Zeit. Mit einem Anhange über d
Uſurpation mit der Legitimität. Von Tiburcio Anton

2) Geſchichte von England, a. d. Engl. —

V. Elementarbücher und Sprache: 6 Schriften.

VI. Die ſchönen Wiſſenſchaften lieferten 15 W
nen nur 6 Originalarbeiten zu ſein ſcheinen; nämlich:

1) Indianiſche Briefe.

2) Poetiſche Werke von Antonio Felic. de Caſtilho. 14

3) Moral-Maximen, Gedichte und Charaden.

4) Liebesbriefe von 2 Liebenden, oder Emilie und Fron

5) Valmor, moraliſche Erzählungen.

6) Osmia, Trauerſpiel. 3te Ausg.

Die übrigen 9 Schriften ſind Ueberſetzungen des verl
dieſes von Milton, der Prinzeſſin von Babylon, des Mic
der Geſchichte von Jeuni von Voltaire, des Lebens und
Heloiſe und Abälard, des Fröſchekriegs von Homer,
von Frau von Staël, der redenden Thiere (von Monti?

b.

Portugieſiſche Volksſchulen und Gefängniſſ

Herr v. Eſchwege bemerkt im erſten Theil ſeiner Schrift
tugal (Hambg. 1837, bei Hoffmann und Campe), Pom
Erſte geweſen, der hier dem Erziehungsweſen ſeine Aufmerkſar
met. „Er entwarf Schulplane, machte Reformen und rief A
Leben, die noch heutzutage unverändert dieſelben ſind, die mit
ten, längſt verjährten Sauerteig noch prangen, der der Den
Zeit angemeſſen, jetzt aber mit den Fortſchritten der Wiſſenſc

Civiliſation anderer Länder wo nicht im Widerſpruch ſteht, doch als unnütz und hemmend ausgemerzt werden mußte ... Pombal beabſichtigte, daß jede Stadt, ſelbſt das geringſte Dorf ſeine Volksſchule haben ſollte... Leider konnte er ſeinen Plan nicht ganz in Ausführung bringen; bis zu ſeinem Abgange waren erſt 873 Volksſchulen geſtiftet, die ſich bis jetzt noch nicht vermehrt haben ..." Da nun die Bevölkerung von 3 Millionen Seelen — beiläufig in 7000 Ortſchaften vertheilt iſt, „ſo ergibt ſich, daß kaum der achte Theil der Bevölkerung leſen und ſchreiben lernt und Religionsunterricht bekommt ..." „Auf meinen vielfältigen Reiſen im Lande habe ich Schullehrer getroffen, die jährlich nur 10,000 Reis (16⅔ Thlr.) erhielten!" ... „Mädchen ſind von dieſem öffentlichen Unterricht ganz ausgeſchloſſen, und nur in Liſſabon und Porto hat man beſondere Mädchenſchulen ... Es iſt alſo etwas ganz Unerhörtes, außer dieſen beiden Orten, eine weibliche Perſon unter den niederen Claſſen zu finden, welche leſen und ſchreiben kann!" — „Seit der neuen Geſtaltung der Dinge in Portugal hat man den Anfang gemacht, wenigſtens in Liſſabon, auf die Erziehung der Kinder armer Eltern Bedacht zu nehmen ... Ein Frauenverein bildete ſich unter den erſten Damen Liſſabon's, welcher durch Subſcriptionen in den Stand geſetzt wurde, das löbliche Werk zu beginnen ... Bis jetzt ſind fünf ſolcher Anſtalten in's Leben getreten."

Von den portugieſiſchen Gefängniſſen entwirft Hr. v. Eſchwege in demſelben erſten Theile ein ſchauderhaftes Bild. Wir heben nur folgende Stellen hier aus: „Nach einem Calcül eines glaubhaften Mannes hatte der eine Kerkermeiſter des Limſeiro vom 13. Dcbr. 1829 bis 11. Febr. 1830, wo 160 Gefangene den großen Saal bewohnt, 6000 Thaler, und von den Nebenzimmern 3000 Thlr. eingenommen, und man kann beſtimmt annehmen, daß beide Kerkermeiſter während der ganzen Miguel'ſchen Epoche 60- bis 80tauſend Thlr. gewonnen haben. Da in dieſen Gefängniſſen nur das Geld in Betracht kommt, nicht die Art des Verbrechens, ſo ſind auch alle Gefangenen untereinander gemengt ... In den Enxorias ſitzen alſo die Elendeſten, die nichts haben, viele darunter ganz nackend, und hier liegen ſie, ohne Unterlage und ohne Bedeckung auf hartem Boden, voller Ungeziefer und blos durch die thieriſche Wärme des Nachbars erwärmt." — Eines der ſchändlichſten Scandale in dieſen Gefängniſſen iſt der öffentliche Verkauf geſtohlener Sachen, mit Vorwiſſen der Autoritäten, welche dieſes dulden, ja ſelbſt befördern, da ſie auf dieſe Art viele Sachen wohlfeil erhandeln können ... „Man ſpricht zwar jetzt immer von Verbeſſerungen, von neuen Einrichtungen der Gefängniſſe, allein es bleibt nur immer bei ſchönen Worten, die Thaten bleiben zurück."

25.

Spanien.

---

a.

Allgemeines.

In der Schrift eines Engländers: „Spain as it is," wird u. a. bemerkt: „der Spanier, obgleich als Nation europäisch, ist doch als Individuum und Volk mehr als zur Hälfte orientalisch. Die auf das ernstere Temperament des Gothen gepfropfte Lebhaftigkeit des Arabers hat beide neutralisirt. — So ist der Spanier zu ungeduldig, um zu arbeiten, — zu träge, um zu denken, — zu vereinzelt, um richtig zu urtheilen und zu stolz, um an Verbesserungen zu denken ... Er begnügt sich mit dem Irrthum, weil er alt und ehrwürdig ist, und vergißt, daß die Vernunft selbst noch älter und ehrwürdiger ist."

„Bis jetzt ist Spanien mehr als eine Anhäufung von Ländern, deren jedes seine eigene Hauptstadt hat, denn als ein gediegenes Ganzes anzusehen. Bilbao, Barcelona, Valencia, Granada, Sevilla und Cadix sind eben so sehr von einander, als von Madrid unterschieden; das letztere ist nur als Sitz der Regierung ausgezeichnet." —

Mit dem oben Angedeuteten stimmt, was Viardot (1837) in der Revue des deux Mondes in einem trefflichen Artikel über Spanien äußerte. Hier heißt es u. a.: „Wer nur im Mindesten mit der Geschichte von Spanien bekannt ist, wird als evidente Thatsache zugestehen müssen die Herrschaft, welche die historischen Erinnerungen in diesem Lande ausüben, überhaupt die Macht der traditionellen Dinge. Keine ausländische Einrichtung faßt in Spaniens Boden Wurzel; soll sie dort zur Blüthe kommen, so muß sie auf irgend einen alten Stamm gepfropft werden ... In der Verfassung von 1812, die (ausländischen Journalisten zufolge) den demokratischen französischen Constitutionen von 1791, 1793 und dem J. III. nachgebildet sein soll, findet sich auch nicht eine einzige Bestimmung von einiger Erheblichkeit, die nicht aus den alten Gesetzbüchern und Fueros Spaniens geschöpft wäre. Dies habe ich (be-

merkt Hr. V.) in meinen „Etudes sur l'histoire des institutions, de la littérature, du théatre et des beaux-arts en Espagne“ (p. 81 u. ff.) ausführlich nachgewieſen . . . Jener Conſtitutions-Embryo hingegen, den man *statut royal* genannt, war nur ein unglückliches Plagiat aus dem engliſchen Geſetz. Alles in demſelben iſt neu . . . — Bei Reviſion des letzteren hätte man einen ganz fremden Ausgangspunkt gehabt; bei Reviſion der Conſtitution von 1812 wird man von einer ganz ſpaniſchen Grundlage ausgehen, und ihr Werk wird ſeine Wurzeln in den älteſten Nationalüberlieferungen haben.“

b.

Zur Statiſtik von Spanien.

Ein franzöſiſches Tagblatt theilte im Septbr. 1837 einige ſtatiſtiſche Angaben über Spanien mit, von denen die bedeutſamſten die folgenden ſind: Die Bevölkerung Spaniens, die 1803 in 10,351,000, aber 1826 in 13,953,000 Einwohnern beſtand, findet ſich dort in anderen Verhältniſſen vertheilt, als in Frankreich. Man zählt dort zwar 230 Städte, im Durchſchnitt von 5000 Seelen; — während aber in Frankreich eine ſolche Stadt auf 16 □ Meilen, iſt in Spanien deren eine nur auf 82 □ Meilen zu rechnen, ſo daß hier fünfmal weniger Städte als dort. Hieraus erklärt ſich, wie bei den politiſchen Kriſen in Spanien der Einfluß der Städte auf das Land wenig bedeutend und von geringer Dauer. Da überdies der Geiſt der Landbewohner ein anderer als der der Städter, ſo wird der liberale Schwung, der von dieſen ausgeht, bei jenen leicht gelähmt. —

Im Jahre 1803 gehörte noch von 50 Einwohnern einer dem geiſtlichen Stande; im Jahr 1826 nur noch einer von 91, indem man auf 14 Million Einwohnern 186,498 Geiſtliche rechnete. In Frankreich hingegen war im Jahr 1829 auf 280 Einwohner nur ein Geiſtlicher zu zählen. Daß nun der Klerus, der in Spanien 2 bis 3mal zahlreicher als in Frankreich, einen großen Einfluß auf die Landbewohner ausübt, iſt auch deshalb leicht einzuſehen, weil derſelbe außerordentlich reich iſt. Noch 1809 ſchätzte man ſein Vermögen auf 3 Milliarden, d. h. auf $\frac{1}{4}$ des geſammten Grund-Capitals Spaniens. Bei den Wahlen auf dem Lande präſidirt aber von Rechtswegen der Pfarrer. —

Zum Adel ſoll 1803 noch von 7 Einwohnern, dagegen 1834 nur mehr von 34 Einer gehört haben, während in Frankreich ſelbſt im Jahr 1788 nur auf 166 Einwohner ein Adliger zu rechnen geweſen. Doch iſt der höhere Adel nicht zahlreich in Spanien; denn es gibt nur etwa

Ein Tausend Herzoge, Marquise, Grafen und Barone, und seit 1750 nur noch 80 Lehngüter (fiefs). Die meisten Vorrechte zu Gunsten der adligen Güter haben längst aufgehört, und so erklärt sich, wie seit Anfang der spanischen Revolution die Häupter der ältesten adligen Familien in den ersten Reihen der liberalen Partei sich finden können. Da nun auf den großen Grundbesitzungen des hohen Adels zahllose Dienstboten (sie bilden $\frac{1}{37}$ der Bevölkerung) ihr Unterkommen, und ebenwohl die Bettler und Vagabunden (die $\frac{1}{75}$ der Bevölkerung ausmachen) — Brod finden, so erklärt sich hieraus, warum die Revolution dort nicht gegen den Adel gerichtet ist. — Uebrigens zählt man hier nur 2 Millionen Grundbesitzer, also 1 auf 7 Einwohner, während in Frankreich das Verhältniß wie 1 : 2 ist. Von jenen 2 Millionen absorbiren aber 200,000 Adlige und Geistliche an 25 Million Hektaren, also etwas mehr als $\frac{2}{3}$ des bebauten Bodens, und von dem übrigen Drittel kömmt das Meiste auf eine kleine Zahl reicher Bürgerfamilien. Es fehlt deshalb fast ganz jene Classe von kleinen Gutsbesitzern, welche in Frankreich eine so große Rolle spielt und hier eine so tüchtige Bürgschaft für Erhaltung der Ordnung bietet.

c.

Die Zahl der Klostergeistlichen in Spanien

belief sich den Angaben eines Madrider Correspondenten in den Débats v. 13. März 1837 zufolge:

im Jahr	1797	auf 53,000.
„ „	1808	„ 46,000.
„ „	1820	„ 33,000.
„ „	1835	„ 30,906.

Woher diese rasche Abnahme? Im Anfang flüchteten die Gläubigen, die, vor dem Geist der Welt sich fürchtend, sich brünstig nach dem Himmel sehnten, aus der Welt und verschlossen sich in die Einsamkeit. Aber die Weltkinder liefen ihnen nach und brachten Geschenke, um Antheil an ihrem Himmelsanspruch zu erkaufen. So wurden die Weltentsagenden zuletzt reicher als die Weltgeistlichen und die weltweltlichen Brüder. Jetzt ist das höchste Streben des Weltgeistes auf verklärende Umgestaltung der Erdenwelt gerichtet; hierzu braucht er die Klostergüter, welche in den letzten Zeiten den Hauptmagnet für die Novizen gebildet.

Die Klöster hatten ursprünglich die Bestimmung, Arbeitsstätten der Selbsttödtung zu sein. Sie wurden zu Ruhestätten

des Selbstgenusses. Sie zerfallen jetzt rasch, weil sie zu Anomalien in der neuen Weltökonomie geworden.

d.

Toledo.

Aus dem zweiten Artikel von „Spanien im J. 1835, den Charles Didier in der Revue des deux Mondes mitgetheilt, ersehen wir, daß der Erzbischof v. Toledo jährlich eine Million Piaster (5 Mill. Frank.) bezog und jeder Canonikus dieser Metropole 60,000 Frk. jährliches Einkommen hatte. Noch jetzt gehört dieser Kirche mehr als die Hälfte der Stadt zu eigen. Das Ceremonienkleid der Madonna del Sagrario, welche dort aufgestellt, ist allein mehrere Millionen werth; es ist ganz mit feinen Perlen gestickt, von denen einige von außerordentlicher Größe sind. Es soll ein Fabrikat des Himmels — und Geschenk der Engel sein. Von außerordentlichem Werth ist auch das große gothische Tabernakel, in welchem die Hostie am Frohnleichnamsfest ausgestellt wird. Es ist ganz von vergoldetem Silber und wiegt nicht weniger als 795 Mark; das Ostensorium ist von gediegenem Gold und wiegt 57 Mark. Heinrich Afré, berühmter Goldschmidt des XV. Jahrhunderts ist Verfertiger dieses Meisterwerks, welches hinsichtlich der Großartigkeit seiner Composition selbst die Arbeiten Cellini's übertrifft. Die Basreliefs nicht eingerechnet — finden sich an dreihundert Figuren an demselben. „Die ganze Stadt, bemerkt Didier, ist in ihre Kathedrale absorbirt; — aber von 150,000 Einwohnern, die sie zu den Zeiten ihres Glanzes zählte, bleiben ihr jetzt kaum — 12,000! Für diese hat sie noch 27 Pfarren, und vor der Aufhebung der Klöster hatte sie deren nicht weniger als 38, wovon 15 für Männer und 23 für Frauen. Toledo ist ein großes Kloster und die Kathedrale dessen Kirche." — „Es ist die traurigste, grämlichste, ungastlichste Stadt von ganz Spanien. Das Lachen scheint daraus verbannt, und die Langeweile hat ihren Thron dort aufgeschlagen. Auch herrscht dort vielleicht die größte Unwissenheit von ganz Spanien und dies will nicht wenig sagen." —

e.

Ein spanischer Hirtenbrief gegen die — Karlisten.

Während die N. Würzburger Zeitung seit der Cölner Katastrophe widerrechtliche Restaurationsversuche in Schutz nimmt, theilt der Würzburger „Herold des Glaubens" einen Hirtenbrief des Bischofs von Ciudad Rodigro v. 7. Novbr. 1837 mit, welcher ge-

gen „die blutdürstigen Horden der Rebellion" gerichtet ist, die unter Don Karlos die spanische Verfassung vernichten möchte. „Ungeheuer!" heißt es in diesem Schreiben, „Gotteslästerer! Tempelschänder! sie sind es, die sich Vertheidiger der Religion nennen, aber keine haben ... Sie sind die Barbaren, die keinen anderen Gott kennen, als Plünderung, Gotteslästerung, Mord, Schlemmerei, alle Laster des lasterhaftesten Menschen. Ich bin's nicht, der redet; es reden die Ortschaften, die das Unglück hatten, alle Verwüstungen beweinen zu müssen, welche diese Vandalen ausübten. Villamiel, Trebejo, Eljor, San Martin de Trebejo, Navasfrias, Casillas ... was ließen sie euch? Augen, um ein Uebermaß von Elend und Jammer zu beweinen. Eure Höfe zerstreut, eure Söhne vom Vaterherzen gerissen, um sie in Tod und Verderben zu führen; eure Frauen barbarisch mißhandelt, eure Töchter Opfer viehischer Lust, eure Seelsorger beschimpft, eure Häuser mit Blut befleckt, eure Tempel entweiht."

f.

Merkwürdige Aeußerungen spanischer Minister.

In der Sitzung der Cortes vom 4. April 1837, in welcher der Art. 11 der Verfassung, die Religion betreffend, verhandelt wurde, meinte der Justiz- (und Cult-) Minister: „Fern sei von mir, Freiheit des Cultus zu verlangen! Nichts von dem! Jeder Spanier muß sich zur katholischen Religion bekennen, aber kein Spanier darf unter dem Vorwande der Religion verfolgt werden. Dies muß erklärt werden; denn die Gesetze gegen Ketzer (d. h. Protestanten ꝛc. ꝛc.), Juden und Muhamedaner bestehen, und es kann jedem Prälaten einfallen, sie zur Anwendung zu bringen." Arguelles, sonst der Göttliche genannt, wollte die Duldung mit Stillschweigen übergangen wissen, schloß aber mit der zweideutigen Erklärung: „Es muß also gesagt werden, daß die Spanier sich zur katholischen Religion bekennen; aber das Wort römisch und apostolisch muß wegbleiben; denn die Religion, zu welcher sich die römische Curie bekennt, ist nicht die Religion Jesu Christi, zu welcher ich mich bekenne."

g.

Der spanische Adel

ist nicht mehr, was er in den Tagen seiner Jugend war, und seine Granden sind noch tiefer herabgekommen, als der große Haufe seiner Barone. Jene, bei ihren Heirathen auf eine kleine Zahl von Familien be-

ſchränkt, ſind — einem unveränderlichen Naturgeſetz zufolge — zum größten Theil auch phyſiſch verkümmert. Die Natur duldet keine abſolute Iſolirung. Nur aus Kreuzung verſchiedenartiger Geſchlechter entſpringt eine kraftvolle Nachkommenſchaft. Wie weit aber die ſpaniſchen Granden durchgängig zurückgekommen, iſt u. a. aus Madrid in 1835, by a resident offieer, zu erſehen. Der Vfr. dieſer intereſſanten Schrift bemerkt zugleich, daß der hohe Adel auch in geiſtiger Beziehung, bei ungeheuren Prätenſionen, ſehr weit hinter der Bildung der gegenwärtigen Zeit zurückgeblieben. Hierzu kömmt, daß, wenn auch überhaupt unter den ſpaniſchen Edelleuten noch Manche — Eigner großer Landgüter ſind, doch zum Wenigſten neun Zehntel derſelben, theils durch Unkenntniß, theils durch den ungeheuren Aufwand, zu welchem Eitelkeit und Herkommen ſie veranlaſſen, ſich gegenwärtig in äußerſter Geldverlegenheit befinden. Der Aufwand beſteht hauptſächlich in der übertriebenen Anzahl von Hausbedienten, welche die Adligen halten, die noch durch den Gebrauch ſehr geſteigert wird, den Dienern, wenn ſie alt geworden, Penſion und Wohnung in dem eignen Hauſe anzuweiſen. So, um nur ein Beiſpiel anzuführen, hat oder hatte der Herzog von Medina Coeli zweihundert Namen auf dem Verzeichniß ſeiner theils wirklichen, theils penſionirten Hausdienerſchaft. —

h.

Statiſtik der ſpaniſchen Zeitſchriften.

Aus den „Mittheilungen aus Spanien" von Herrn v. Pfeilſchifter" (1837. Liefg. 1. S. 88 ff.) ſchöpfen wir die nachſtehenden Angaben. Nachdem im Jahre 1834 die Preſſe frei geworden, tauchten in Spanien viele Zeitſchriften auf, von denen eine große Anzahl ihr Leben nur auf wenige Monate brachte. Bis zum Anfang 1836 waren von den neuentſtandenen Blättern 43 bereits wieder eingegangen, 79 dagegen, mit Einſchluß der 49 Amtsblätter erhielten ſich. Im J. 1836 erſchienen dann 26 Zeitſchriften und Blätter in Madrid, 6 in Valencia (unter denen eines betitelt: „Satanas"), 5 in Barcelona, 3 in Cadix, je 2 in Granada Valladolid, Saragoſſa, auf Mallorca, je eines in Algeciras, Badajoz, Cuença, Leon, Malaga, auf Menorca, in Murcia, Reus, Santander und Sevilla; — keines in Jerez, Carthagena, Tarragona, Santjago, Corunna, Burgos u. ſ. w. Eingegangen oder umgeſchmolzen wurden im Laufe des J. 1836 dreißig und drei Zeitſchriften, wovon allein 19 in Madrid. Andere wurden angekündigt, ohne jemals zu erſcheinen. „In Onate (ſchreibt Hr. v. P. S. 98) erſcheint die Gaceta oficial der Regie-

rung des D. Carlos, ein ziemlich mageres Blatt und nicht geeignet, eine Wirkung auf die Meinung des Volkes auszuüben." — In einem Madrider Blatt heißt es von Deutschland u. a.: „in diesem Lande der Poesie und des Gedankens ist Alles groß und schön, die phantastische Richtung der Söhne des Rheines spiegelt sich auch in ihren öffentlichen Vergnügungen ab ꝛc."

i.

Entschmückung der Kirchen und Klöster in Spanien.

Der Spätherbst ist für Spanien angebrochen; die letzten Blüthen und Blätter fallen nieder, und Sturm und Regen treiben sie hier- und dorthin — sie wieder in Erde aufzulösen, aus der sie zur Sonne sich erhoben. So lesen wir, daß aller Schmuck von Gold und Silber, sowie alle Edelsteine, welche sich in sämmtlichen kirchlichen und geistlichen Gebäuden Spaniens befinden, durch ein königl. Dekret vom 13. Oct. 1837. behufs der Kriegskosten zur Verfügung der Regierung gestellt sind. Noch aber sehen wir nicht die Knospen, welche die Blätter und Blüthen eines neuen Frühlings bergen; und doch zweifeln wir nicht daran, daß auch Spanien ein neuer, schönerer Frühling beschieden ist; denn der Herr der Natur ist auch der Lenker der Geschichte, und selbst de Maistre erinnerte in Bezug auf die Umwälzung in Frankreich daran: „Que la providence n'efface que *pour* écrire." Vielleicht auch muß die Kirche in Spanien im härenen Gewande Buße thun für alle die früheren Sünden des Hochmuths, der Rachsucht und des Götzen- und Weltdienstes, deren sie sich schuldig gemacht?

26.

Frankreich.

---

a.

Erhaltung und Umgestaltung einer altceltischen Volkssage.

Einer alten von Prokop selbst gehörten und in seiner Geschichte der Gothen (IV. 20) aufbewahrten brittischen Sage zufolge, waren die (celti-

schen) Uferbewohner einer Brittien (d. h. England) gegenüber liegenden Insel der Reihe nach verpflichtet, die Seelen überzufahren, und deshalb steuerfrei. Mitten in der Nacht wurde an ihre Thüre geklopft, eine helle Stimme rief sie zum Geschäft, — an der Küste fanden sie anscheinlich leere Schiffe, die jedoch während der Fahrt so schwer wurden, daß das Wasser fast bis an den obersten Rand hinaufreichte. Eine Stunde reichte für sie hin, um (Groß-) Brittien zu erreichen, obgleich in ihren eigenen Schiffen sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht dazu brauchten. —

Nun führt Emil Souvestre in seinen 1836 erschienenen derniers Bretons folgende, wie es heißt, treu aufgefaßte Lokalsage an: „Bei Saint-Gildas werden die Fischer, die lüderlich leben und sich nicht um ihr Seelenheil kümmern, zuweilen des Nachts durch drei Schläge aufgeweckt, indem eine unsichtbare Hand an ihrer Thüre klopft. Wie von übernatürlichem Willen getrieben, begeben sie sich an's Ufer, wo sie lange schwarze leerscheinende Schiffe finden, die bis an den Rand in's Wasser gehen. So wie sie dieselben besteigen, zieht sich am Mast von selbst ein großes weißes Segel auf und das Schiff enteilt dem Ufer, wie von heftigem Sturme fortgerissen. Die Leute wollen noch wissen, daß diese mit verfluchten Seelen beladenen Schiffe nicht mehr zurückkehren und daß der überfahrende Fischer verdammt ist, mit jenen Seelen die Oceane zu durchirren, bis zu dem Tage des jüngsten Gerichtes." — Souvestre fügt noch die Bemerkung hinzu: „Die Celten glaubten, es seien Geister (génies), mit allen Elementen, mit allen Theilen der Materie vereint. Einigen dieser Gnomen gaben sie (wie Augustin. de civ. dei XV. 23 berichtet) den Namen Dus. In einigen Cantonen der Bretagne haben sie noch diesen Namen behalten; man nennt noch jetzt sie Teus." —

Diese Anführungen werden zugleich zeigen, daß die derniers Bretons nicht bloß für die Unterhaltung geschrieben sind, und daß das schöne Frankreich auch gar manchen dunkeln Fleck und manche übergläubige Bewohner hat.

b.

Salles d'Asyle.

Aus einer Anzeige des Werkes von Dr. Cérise über die Salles d'asyle heben wir die nachfolgenden Bemerkungen hervor. Das Konventsmitglied Michel Lepelletier ist, unseres Wissens, der Erste, der in Frankreich daran gedacht, die öffentliche Erziehung auf ihre wahrhaften Grundlagen zu stützen. Wenn alle Bürger, meinte er, der Sozietät die Mitwirkung aller ihrer Vermögen schuldig sind; dann hat die Gesellschaft

ihrerseits auch die Pflicht gegen alle Bürger, über ihrer Wiege zu wachen und die Entwicklung ihrer natürlichen und sittlichen Kräfte zu sichern. Diesemnach hatte er sich einen National-Erziehungsplan entworfen, gemäß dessen alle Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre gemeinschaftlich erzogen werden sollten; aber der Konvent ging nicht darauf ein. Auch war Lepelletier's Plan unvollständig; denn auf die Kinder unter 5 Jahren, für welche die Eltern nicht sorgen konnten, war kein Bedacht genommen. — Erst gegen 1826 kamen in Frankreich Einige auf den glücklichen Gedanken, diesem letzteren Mangel abzuhelfen, indem sie Bewahranstalten nach dem Muster der englischen errichteten.... Als Lord Brougham sich zum Verbreiter von Owen's Lehren machte, bemerkte er besonders, wie nothwendig es für die Reichen sei, sich mit dem Schicksale der Armen zu beschäftigen, um hiermit den Augenblick zu entfernen, in welchem sie sich selbst damit beschäftigen würden. Auf ähnliche Weise äußerte sich Lambruschini, der eifrigste Förderer der Kleinkinderschulen in der Lombardei. In Frankreich haben ebenwohl die Bewahranstalten besonders seit 1830 sich zu vermehren angefangen, da man seitdem eingesehen, daß man auch dem sg. Volk seinen Antheil zukommen lassen müsse. Jetzt kann man jene Anstalten schon als ein National-Institut, oder doch als einen Keim desselben ansehen, und man kann das Aufkommen und die Ausbreitung dieser Asyle für die bisher so sehr verwahrlosten armen Kinder als ein sicheres Zeichen des Aufgangs einer besseren Zeit begrüßen. Es ist dies in Wahrheit eine zweite Himmelfahrt des göttlichen Kinderfreundes, deren Bezeugnisse nun zum voraus alle mythische oder sonstige Verdeutungsversuche unnöthig machen. Wie sehr denn auch von eifrigen Zionswächtern Paris als neues Babel anrüchig gemacht wird, so fehlt es doch auch dort nicht an solchen, die in die Fußtapfen jenes Kinderfreundes eintreten. Eine im August 1836 erlassene Entscheidung des königlichen Rathes des öffentlichen Unterrichts hat für jeden der 12 Bezirke von Paris einen Ausschuß, und für die ganze Stadt eine Centralcommission bestellt, um die den kleinen Kindern eröffneten Asyle zu dirigiren. Die Centralkommission besteht aus dem Seine-Präfekten, drei Mitgliedern des Centralausschusses des Primairunterrichts, einem Schulinspektor und vier vom Minister zu ernennenden Frauen. Der Ausschuß besteht aus dem Maire, dem Pfarrer, dem Friedensrichter und drei von dem Präfekt des Seine-Departement zu ernennenden zur Oberaufsicht berufenen Frauen (dames inspectrices). Dieser Ausschuß ernennt dann noch eine von ihm zu bestimmende Zahl von aufsehenden Frauen (dam. surveillantes), die mit berathender Stimme den Sitzungen des Aus-

ſchuſſes beiwohnen können. — Alſo auch hier erneut ſich auf ſchönſte Weiſe das urchriſtliche Amt der Diakoniſſinnen. —

c.

Auch die Findelhäuſer ſind jetzt ein Gegenſtand ſorgfältiger Forſchung und ſtrenger Prüfung. Hr. Bernard Bénoit Remacle hat kürzlich über dieſen Gegenſtand eine Schrift herausgegeben (des hospices d'enfans trouvés, en Europe et principal. en France), aus welcher zu erſehen, daß die Zahl der Findelkinder in Frankreich, die Necker im J. 1784 auf 40,000 angeſchlagen, 1798 auf 51,000, im J. 1809 auf 69,000 geſtiegen und nun raſch: 1815 auf 84,000, 1821 auf 105,000, im J. 1825 auf 117,305, und 1833 auf 127,507 geſtiegen, ſo daß die Ausgabe, die 1818 erſt 6,937,783 Frk. betrug, im letzteren Jahre ſich auf 10,240,262 geſteigert hatte.

d.

Criminalſtatiſtik Frankreich's.

Dem Bericht des franz. Juſtizminiſters über den Zuſtand der Criminalität in Frankreich im J. 1835 entnehmen wir folgende intereſſante Angaben.

Im J. 1835 iſt gegen 1834 die Zahl der Verbrechen gegen die Perſönlichkeit von 1557 auf 1771 geſtiegen, während die der Verbrechen gegen das Eigenthum ſich von 3568 auf 3457 vermindert hat. Hiernach kam 1834 ein Verbrechen auf 4684, im J. 1835 eines auf 4644 Einwohner. In beiden Jahren aber von 100 Angeklagten 17 dem weiblichen Geſchlecht. Von den 7221 Angeklagten, waren 94 noch nicht 16 J. alt, 2297 zwiſchen 16 und 25, — 2359 zwiſchen 25 und 35 und 2473 älter als 35; — ferner 4239 ehelos, 2688 verheirathet, 294 verwittwet; — 4079 konnten weder leſen noch ſchreiben (!), 2253 konnten es nur unvollkommen, 584 laſen und ſchrieben ſehr gut. Waren 1833 von 100 Verbrechern nur 55 ehelos, ſo 1834 ſchon 59, und 60 im J. 1835; konnten aber 1829 und 1830 von 100 Verbrechern 61 nicht leſen noch ſchreiben, ſo 1835 nur 56. Völlig müßig waren 1178 im J. 1835, für fremde Rechnung arbeiteten 3688, für eigene 2357. — In den 118,225 Zuchtpolizeiſachen vom J. 1835 waren 164,886 Perſonen betheiligt, unter denen 19 von 100 dem weiblichen Geſchlechte angehörend, während im J. 1831 24 von 100. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher iſt von 11 von 100 i. J. 1826, im J. 1835 auf 21 von 100 geſtiegen,

aber unter 100 Rückfälligen waren nur 9 Frauen. — Bloße Polizeisachen kamen im J. 1835 105,649 vor, bei denen 150,460 Personen betheiligt; — Selbstmorde — 2305. Unter den Selbstmördern gehörten 521 dem weiblichen Geschlecht; 850 aller dieser Unglücklichen waren 30 — 50, 19 nicht 16, und 31 über 80 J. alt. Im Juli wurden die meisten Selbstmorde (294), im December die wenigsten begangen. —

e.

Selbstmorde in Frankreich.

Von 1827 bis — und mit eingeschlossen 1835 sind in Frankreich 46,288 Individuen zufälligen Todes gestorben, 17,524 durch Selbstmord umgekommen, 413 hingerichtet worden. Im Durchschnitt fanden jährlich 1947 — Selbstmorde statt; im J. 1827 gab es deren 1542 und 2235 im J. 1835; zu Paris allein zählte man von 1831—1836 deren 1333, von denen 849 auf das männliche, 484 auf das weibliche Geschlecht kommen. Erstickung durch kohlensaures Gas ist das Tödtungsmittel, dessen sich die Meisten beiden Geschlechtes bedient haben.

f.

Mißbrauch der geistigen Getränke in Paris.

Charles Dupin hat gefunden, daß in den Spitälern des Seine-Departements bei 1000 durch physische Ursachen Irr-gewordenen, 174 dies durch Mißbrauch von Wein und spirituösen Getränken verschuldet und 309, bei denen dieser Mißbrauch zum wenigsten als sekundaire Ursache anzusehen. Auch bei den 600 Selbstmorden, die jetzt in Paris jährlich statt finden, und bei den 300 Todten, die jährlich die Morgue durchwandern, hat die Trinksucht ihren großen Antheil. — Indessen läßt sich doch seit einigen Jahren eine Sittenbesserung wahrnehmen. Vor 15 Jahren gehörte von denen, die Geld der Sparkasse hinterlegten, kaum $\frac{1}{7}$tel der arbeitenden Klasse: jetzt gehörte mehr als $\frac{3}{7}$tel dieser Klasse an. Auch zeigen die minder betrübenden Verhältnisse zwischen den Sterbfällen in eigener Wohnung und denen im Spital die guten Wirkungen dieses zunehmenden Wohlstandes. —

g.

Die Sparkassen in Frankreich.

Im Sommer 1836 hat Hr. Benjamin Delessert der Generalversammlung der Direktoren und Verwalter der Sparkassen von Paris seinen Bericht erstattet. Hiernach haben die Einlagen seit 1831 folgendergestalt zugenommen:

1832 betrugen sie 2,643,121,
1833 „ „ 8,733,340,
1834 „ „ 17,239,212,
1835 „ „ 23,585,494, und

im laufenden Jahre sind in den 6 ersten Monaten schon 15 Millionen deponirt worden; am Ende 1835 aber waren die Kassen 38,065,520 an 65,349 Deponenten schuldig. Neue Deponenten waren hinzugekommen: 1832 — 8,160, 1833 — 16,891, 1834 — 24,455, und 1835 — 27,365.

Neue Sparkassen aber hatten sich gebildet;
Von 1818 — 1832 nur 17,
im Jahr 1833 allein 9,
„ „ 1834 — 48,
„ „ 1835 — 85,
in den ersten 6 Monaten
von 1836 . . 45.

In der zweiten Hälfte des J. 1836 zählt man deren überhaupt 204, die durch königl. Ordonnanzen genehmigt sind; nur in 5 Departementen gibt es deren noch keine; dagegen haben 20 Departemente deren 87. —

Von sämmtlichen Departementalkassen waren am 30 Juni 1836 in den öffentlichen Schatz hinterlegt . . . 37,965,446 Franken,
von den Pariser Sparkassen . . . . . 45,633,182 —
83,598,628.

„Während zwölf Restaurationsjahren" bemerkte im darauf folgenden Jahre Hr. Dupin „waren nicht 13 Mill. Ersparungen von den arbeitenden Klassen in den Schatz niedergelegt worden. Noch aber sind nicht sieben Jahre abgelaufen seit Juli 1830, und schon übersteigt die im Staatsschatz, in Folge der Ersparnisse und des Zutrauens des franz. Volkes niedergelegte Betrag die Summe von 100 Mill. Fr."

h.

Pflugschaaren-Wettkampf in Frankreich.

„Dann werden sie ihre Schwerter in Pflugschaaren umwandeln" (Jes. 2, 4.) diese Verheißung scheint in Erfüllung gehen zu wollen. Zwischen Ploërmel und Josselin liegt die schöne Haide (lande) von Mivoie, altberühmt durch einen Kampf, der zwischen Bretonen und Engländern dort gekämpft worden. Am 16. Mai 1837 strömten wieder tausende von Menschen hier zusammen; wieder sollte mit der Schärfe des Eisens ein Kampf hier ausgefochten werden! Aber die Eisen waren Pflugschaaren mannigfacher Gestalt, der Kampf ein Wettkampf in Geschick und in Fertigkeit, zu welchem 150 Ackerbauer sich gemeldet, — und die Tausende, die zusammengeströmt, waren Landleute, die Zeugen sein wollten des friedlichen Kampfes und des Sieges, der kein Blut, sondern nur freudig vergossenen Schweiß kosten sollte.

i.

Krieger als Weg-Arbeiter.

Im Departement der Loire-Inférieure waren im Jahr 1836 wieder 900 Soldaten, — als Freiwillige, — mit Weg-Arbeiten beschäftigt, und wenn sich auch herausstellen sollte, daß keine Gelderspariß erzielt würde, so ist doch der moralische Gewinn für die Soldaten wie für den Staat im Ganzen so bedeutend, daß man nur wünschen kann, jenes Beispiel allgemein nachgeahmt zu sehen. Der Krieger adelt die Arbeit und die Arbeit sittlicht den Krieger. Der Kriegerstand hebt durch freiwillige Uebernahme einer Taglöhnerarbeit, wie der Handwerker und Ackerbauer durch seinen Eintritt in die Schaar der Volksbewaffneten (National-Garden), die schroffe Scheidewand auf, die früher beide Stände getrennt, und vom einen blos Kampfrüstigkeit, vom anderen nur Arbeitsfähigkeit, von jenen nur Muth, von diesen nur Fleiß in Anspruch nahm. — Gesondert müssen die Stände sein, aber nicht einander entgegengesetzt; gesondert wie ein Arm von dem anderen, aber zugleich verflochten und vereinigt durch ineinander greifende Bestimmungen, wie die mannigfaltigen Organe in dem einigen Organismus des Lebens. —

k.

Der Société générale des Naufrages et de l'union des nations,

die unlängst zu Paris gestiftet (s. N. 99.), ist bereits eine höchst erfreuliche Anerkennung ihrer philanthropischen Bestrebungen zu Theil geworden. Sadi-Ombarek-Benbey, Gesandter des Kaisers von Marokko zu London und einer der Präsidenten der allgemeinen Gesellschaft für Schiffbrüchige, hat im Mai. 1836 dem General-Sekretär dieser Gesellschaft, deren Centralbureau zu Paris auf dem Vendôme-Platz ist, den Auszug aus einem Schreiben des Kaisers Muley übersendet, in welchem dieser Monarch, um seine Theilnahme an der Einrichtung der Rettungsanstalten (sauvetages) zu bezeugen, ankündigt, daß er allen seinen Offizieren, Consuln und Marinebeamten bei Verlust seiner Gnade befohlen habe, künftighin mit größter Menschlichkeit die Mannschaften der Schiffe aller Nationen zu behandeln, die an den Küsten seines Reiches Schiffbruch leiden würden. —

l.

Französische Journalistik.

In einem französischen Tagblatte (Febr. 1837) finden wir nacheinander folgende Zeit-Schriften angekündigt: 1) l'Epoque, eine seit 2 Jahren bestehende monatliche Revue der europäischen und asiatischen Literatur, mit sehr curiosen Artikeln von Chateaubriand, Lamennais, Balzac, Golberry ꝛc.? 2) Le Voyageur oder gewählte Mittheilungen über alles Merkwürdigste (le plus curieux) in allen Ländern in monatlichen Lieferungen. 3) L'interprête des langues modernes, journal anglais, allemand, français, espagnol et italien, mittelst dessen man die Sprache ohne Lehrer lernen kann! 4) L'Echange, Journal des vendeurs et des acheteurs, welches alle Arten von Waaren unterbringt. 5) Journal de quadrilles et de valses (Musard, Jullier, Tolbecque, Strauss, Lanner, Schmitz). 6) La danse, gazette de bals et des salons, dédiée a Marie Taglioni. 4mal monatlich. — Nimmt man hierzu noch die in demselben Blatt angekündigte Bibliothèque de romans modernes, — so kann man aus diesen Anzeigen manche lei Schlüsse ziehen.

m.

Pariſer Annoncen.

In den Débats vom 11. Juni 1838 ſtehen folgende merkwürdige Anzeigen in traulicher Nachbarſchaft, erſt: *Consultations magnético-somnambuliques*, données par *trois* somnambules très lucides, au choix des consultans, sous la direction d'un médecin, disciple de Mesmer, de l'ancienne faculté de Paris, de 10 h. du matin à 5 h. du soir, rue Montmartre, 18. — Dann: *Cols froids* — *Frigidine* — Glacial — Tissufroid — pour cols, gilets et casquettes d'été 27 Pl. de la Bourse. Und: par brevet d'invention *Prodige de Mimie*. Prix du pot, 3 fr. Pommade Mailly, pour faire tenir les cheveux frisés à toutes les températures et leur donner du brillant. Les dames qui s'en sont servi cet hiver n'ont pas été défrisées de la nuit! Les messieurs, en l'employant, resteront plusieurs jours frisés. On la garantit. (Mailly, 149. Rue St. Martin).

n.

Die Pariſer Kunſtausſtellung bot in den Jahren

	1834:	1835:	1836:	1837:
Gemälde . .	1956.	2175.	1856.	1855.
Sculpturen .	189.	155.	136.	131.
Architekturen	17.	32.	26.	37.
Kupferſtiche	81.	96.	61.	61.
Steindrücke	71.	78.	43.	36.
Im Ganzen	2314.	2536.	2122.	2130.

o.

Spanien und Frankreich.

In einem franzöſiſchen Tagblatt vom 8. Sept. 1836 finden wir in zwei Spalten neben einander folgende charakteriſtiſche Angaben: „Die Junte von Granada hat (unterm 16. Aug. 1836) einen Beſchluß bekannt gemacht," in welchem §. 2. „die Zehnten auf die Hälfte reduzirt und zur Staats-Abgabe erklärt ſind ꝛc.," §. 6. „Alle Kirchengüter und Renten für die Stgatsbedürfniſſe verwendet werden ſollen ꝛc.," §. 8. „Alle Stol- und ſonſtige Gebühren, die von den Gläubigen zu entrichten

waren, abgeschafft werden, da dieselben in allen ihren gewöhnlichen geistlichen Bedürfnissen unentgeldlichen Beistand empfangen sollen ꝛc." — Aus dem Ami de la Religion wird dagegen angeführt, daß die französischen Bischöfe in ihren Antworten auf das Rundschreiben des Ministers in Betreff der kleinen Seminarien darin übereingekommen, 1) „daß nur die Bischöfe allein über die Fähigkeiten und Sittlichkeit der Vorsteher und Lehrer der kl. Seminarien zu urtheilen haben ꝛc.," kurz, daß dem Staat gar keine Einmischung in diese Angelegenheit gestattet werde; — 2) „daß die kl. Seminarien fortfahren sollen, gesetzlich Legate, Schenkungen annehmen zu dürfen, wie die großen Seminarien und andere geistliche und kirchliche Anstalten."

p.

Bischöfliche Collisionen zu Paris.

Während der römisch-katholische Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, — wegen mißbräuchlicher Protestation gegen gesetzliche Abtretung des Bodens seines ehemaligen Palastes an die Stadt Paris, — in der ersten Märzwoche 1837 von der Staatsregierung vor den Staatsrath geladen worden, mußte der sg. „Evêque primat par l'élection du peuple" der sg. „französisch-katholischen Kirche," Herr Abbé Châtel, am 18. März vor dem Civilgerichte von Paris erscheinen, um sich verurtheilen zu lassen, seinem Exhuissier Sigrand die ihm schuldige Geldsumme nebst Interessen zu zahlen. Bis jetzt hat Hr. Châtel nur eine Quasi-Kirche in der Rue du Faubourg Saint-Martin Nr. 59.

q.

Römisch- und französisch-katholische Fastenconferenzen zu Paris.

Herr von Ravignan, gegenwärtig der ausgezeichnetste katholische Prediger zu Paris hat in seiner ersten Fasten-Conferenz zu erweisen gesucht, daß die Philosophie, welche jetzt in der Sorbonne und dem Collège de France docirt wird, sich mit der Religion nicht vertrage. Herr Auzou hat dagegen März 1837 Conferenzen angekündigt über die Mißbräuche der Beichte, den Pharisäismus der römischen Priester, über die von der römischen Kirche verbotenen Vergnügen, über Jesuiten, Cölibat, Nothwendigkeit einer Reform, Intoleranz der römischen Kirche u. s. w.

r.

Abbé Auzou und die Jesuiten.

Am 2. Juli 1837 ließ der Polizeipräfect zu Paris den Abbé Auzou, ersten Pastor der sg. französisch-evangelischen Kirche, rufen, um ihm zu notificiren, daß er die von ihm angekündigte Conferenz gegen die Jesuiten zu unterlassen habe, widrigenfalls seine Kapelle geschlossen würde. Hr. Auzou hielt um 8 Uhr Abends seine Conferenz; am 3. Morgens um 5 Uhr wurden die Pforten der französisch-evangelischen Kirche geschlossen!

s.

Vermehrung und Verminderung der katholischen Kirchen.

Dem Ami de la Religion v. August 1837 zufolge vermehrt sich die Zahl der Katholiken in Schottland, wo dieselben jetzt 24 Kapellen haben, dem Univers zufolge haben dagegen allein die protestantischen Akatholiken 13 Kirchen und Kapellen in Paris, — und der Ami de la Religion klagt, daß daselbst nach und nach viele katholische Kirchen untergehen, „bald um Straßen zu eröffnen, bald um Magazine anzulegen, bald um in Ballsäle und Theater sich umzuwandeln... Vor der Revolution befanden sich mehr als 200 Kirchen von Kapiteln, Pfarreien, Mönchs- und Nonnenklöster u. s. w. zu Paris. Dreiviertheile dieser Kirchen sind verschwunden!"

t.

Vermehrung der Irren in Frankreich.

Bei der Verhandlung über einen Gesetzvorschlag über die Irren in der französischen Pairskammer (am 7. Febr. 1838) meinte der Vicomte Dubouchage: „der Skeptizismus und die Irreligion seien die wirksamsten Ursachen bei Vermehrung der Irren. Seit Heinrich VIII., fuhr „er fort, hat die Zahl derselben in England so bedeutend zugenommen, daß „es das classische Land der Geistesirren genannt worden. In Frankreich „belief die Zahl derselben, welchen Hülfe geleistet wurde, im J. 1818 sich „auf 5418; jetzt ist sie bis auf 8390 angewachsen und die Zahl der Verwahrlosten ist verhältnißmäßig noch weit bedeutender, so daß man die „Gesammtzahl in Frankreich jetzt wohl auf 15,000 anschlagen kann."

waren, abgeschafft werden, da dieselben in allen ihren gewöhnlichen geistlichen Bedürfnissen unentgeldlichen Beistand empfangen sollen ꝛc." — Aus dem Ami de la Religion wird dagegen angeführt, daß die französischen Bischöfe in ihren Antworten auf das Rundschreiben des Ministers in Betreff der kleinen Seminarien darin übereingekommen, 1) „daß nur die Bischöfe allein über die Fähigkeiten und Sittlichkeit der Vorsteher und Lehrer der kl. Seminarien zu urtheilen haben ꝛc.," kurz, daß dem Staat gar keine Einmischung in diese Angelegenheit gestattet werde; — 2) „daß die kl. Seminarien fortfahren sollen, gesetzlich Legate, Schenkungen annehmen zu dürfen, wie die großen Seminarien und andere geistliche und kirchliche Anstalten."

p.

Bischöfliche Collisionen zu Paris.

Während der römisch-katholische Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, — wegen mißbräuchlicher Protestation gegen gesetzliche Abtretung des Bodens seines ehemaligen Palastes an die Stadt Paris, — in der ersten Märzwoche 1837 von der Staatsregierung vor den Staatsrath geladen worden, mußte der sg. „Evêque primat par l'élection du peuple" der sg. „französisch-katholischen Kirche," Herr Abbé Châtel, am 18. März vor dem Civilgerichte von Paris erscheinen, um sich verurtheilen zu lassen, seinem Exhuissier Sigrand die ihm schuldige Geldsumme nebst Interessen zu zahlen. Bis jetzt hat Hr. Châtel nur eine Quasi-Kirche in der Rue du Faubourg Saint-Martin Nr. 59.

q.

Römisch- und französisch-katholische Fastenconferenzen zu Paris.

Herr von Ravignan, gegenwärtig der ausgezeichnetste katholische Prediger zu Paris hat in seiner ersten Fasten-Conferenz zu erweisen gesucht, daß die Philosophie, welche jetzt in der Sorbonne und dem Collège de France docirt wird, sich mit der Religion nicht vertrage. Herr Auzou hat dagegen März 1837 Conferenzen angekündigt über die Mißbräuche der Beichte, den Pharisäismus der römischen Priester, über die von der römischen Kirche verbotenen Vergnügen, über Jesuiten, Cölibat, Nothwendigkeit einer Reform, Intoleranz der römischen Kirche u. s. w.

r.

Abbé Auzou und die Jesuiten.

Am 2. Juli 1837 ließ der Polizeipräfect zu Paris den Abbé Auzou, ersten Pastor der sg. französisch-evangelischen Kirche, rufen, um ihm zu notificiren, daß er die von ihm angekündigte Conferenz gegen die Jesuiten zu unterlassen habe, widrigenfalls seine Kapelle geschlossen würde. Hr. Auzou hielt um 8 Uhr Abends seine Conferenz; am 3. Morgens um 5 Uhr wurden die Pforten der französisch-evangelischen Kirche geschlossen!

s.

Vermehrung und Verminderung der katholischen Kirchen.

Dem Ami de la Religion v. August 1837 zufolge vermehrt sich die Zahl der Katholiken in Schottland, wo dieselben jetzt 24 Kapellen haben, dem Univers zufolge haben dagegen allein die protestantischen Akatholiken 13 Kirchen und Kapellen in Paris, — und der Ami de la Religion klagt, daß daselbst nach und nach viele katholische Kirchen untergehen, „bald um Straßen zu eröffnen, bald um Magazine anzulegen, bald um in Ballsäle und Theater sich umzuwandeln... Vor der Revolution befanden sich mehr als 200 Kirchen von Kapiteln, Pfarreien, Mönchs- und Nonnenklöster u. s. w. zu Paris. Dreiviertheile dieser Kirchen sind verschwunden!"

t.

Vermehrung der Irren in Frankreich.

Bei der Verhandlung über einen Gesetzvorschlag über die Irren in der französischen Pairskammer (am 7. Febr. 1838) meinte der Vicomte Dubouchage: „der Skeptizismus und die Irreligion seien die wirksamsten Ursachen bei Vermehrung der Irren. Seit Heinrich VIII., fuhr „er fort, hat die Zahl derselben in England so bedeutend zugenommen, daß „es das classische Land der Geistesirren genannt worden. In Frankreich „belief die Zahl derselben, welchen Hülfe geleistet wurde, im J. 1818 sich „auf 5418; jetzt ist sie bis auf 8390 angewachsen und die Zahl der Verwahrlosten ist verhältnißmäßig noch weit bedeutender, so daß man die „Gesammtzahl in Frankreich jetzt wohl auf 15,000 anschlagen kann."

u.

Die Wunden des Jahrhunderts.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 12. März 1838 beschloß ein Herr Teulon seine Rede gegen die von der Regierung begehrten geheimen Fonds mit den denkwürdigen Worten: „M. H. die „Regierung und die Gesellschaft befinden sich nicht in einem gewöhnlichen Zustande: die Entmuthigung, der Egoismus und „der Zweifel an Allem sind Wunden, welche dieselben verzehren, „und vermeint man etwa, sie mit geheimen Fonds zu heilen? — dienten „sie aber auch dazu, diese Wunden zu schließen, an welchen das Jahrhundert „leidet, so ist doch das Mittel der Moral dem öffentlichen Schaamgefühl so zuwider, daß ich Bedenken tragen würde, deren Bewilligung in „Antrag zu bringen." —

27.

Belgien.

---

a.

Industrielle Gesellschaften in Belgien seit 1833.

Noch weit energischer als in Frankreich regt sich seit 1830 das industrielle Leben in dem benachbarten Belgien. Hier haben sich allein von 1833 bis 1837 folgende Vereine gestaltet:

I. Drei allgemeine Gesellschaften, nämlich 1) die belgische Bank mit 20 Mill. Fr.; 2) die National-Gesellschaft mit 15 Mill. Fr. für Industrie, Schiffbau, Handel nach Außen ꝛc.; 3) die Handels-Gesellschaft mit 10 Mill. Fr. für Handel, Bankgeschäfte u. s. w.

II. Folgende zwölf Actienvereine für specielle Zwecke:

1) Unter dem Patronat der alten Bank:

Zwei Gesellschaften für Hochöfen, Eisenhütten ꝛc. mit	8,800,000	Fr.
Sechs für Kohlenwerke mit	14,730,000	„
Eine für Eisenbahnen mit	3,500,000	„
Eine Glasfabrik mit	6,000,000	„

Eine Zuckerſiederei mit . . . . . 4,000,000 „
Eine Teppich-Manufactur mit . . . . . 1,500,000 „

Zuſammen 38,530,000 Fr.

2) Unter dem Patronat der belgiſchen Bank:
Sieben Actien-Geſellſchaften für Hochöfen, Eiſenhütten ꝛc. mit . . . . . 14,250,000 Fr.
Eine Glasfabrik mit . . . . . 2,000,000 „

Zuſammen 16,250,000 Fr.

3) Unabhängige Unternehmungen, meiſtens ſeit 1835:
Eine Geſellſchaft für Bearbeitung des Eiſens mit . 1,200,000 Fr.
2 für Kohlenbergwerke mit . . . . . 1,560,000 „
7 für Zuckerſiedereien mit . . . . . 4,130,000 „
27 für verſchiedene Zwecke, theils induſtrieller Natur, theils für Localbauten, Bäder ꝛc. mit . . . . 21,821,000 „
10 Aſſecuranz-Geſellſchaften mit . . . . . 71,200,000 „
4 Leihbanken mit . . . . . 43,000,000 „
eine Actien-Geſellſchaft zur Beförderung der Ausfuhr inländiſcher Baumwollenfabrikate . . . . . 3,000,000 „

Zuſammen 145,911,000 Fr.

Sämmtliche Capitalien dieſer verſchiedenen, ſeit 1833 entſtandener Geſellſchaften belaufen ſich alſo auf 240 bis 250 Mill. Fr. Ueberdies haben ſeit 1833 noch 25 Geſellſchaften von der Regierung nicht die von ihnen gewünſchte Autoriſation erhalten können.

b.

Ausbreitung des Elementar-Unterrichts in Brabant.

Ein belgiſches Blatt gab im Nov. 1836 folgende Notiz über die Fortſchritte im öffentlichen Elementar-Unterricht in der Provinz Brabant:

	in den Städten:		in den Dorfgemeinden:	
	Schulen	Schüler	Schulen	Schüler
Im J. 1829 gab es	153 mit	9,209.	326 mit	24,546.
„ „ 1883 . . .	187 „	13,561.	475 „	36,450.
„ „ 1836 . . .	201 „	16,313.	541 „	46,298.

Hiernach beſteht der Unterſchied zwiſchen 1829, als man die Fortſchritte ſo hoch geprieſen, und 1836 darin, daß jetzt 263 Schulen mit 28,856 Schülern mehr in Brabant ſind, als damals, ſo daß jetzt 1 auf 9 die Schulen beſuchen, damals nur 1 auf 17.

c.

Der revolutionäre belgiſche Klerus.

Da jetzt von katholiſcher Seite her mehrfach die Mitwirkung des belgiſchen Klerus bei der Revolution von 1830 in Abrede geſtellt wird, ſo ſcheint es paſſend, an frühere Zugeſtändniſſe hier zu erinnern. — In der Schrift: „Die Revolution in Belgien im J. 1830. (Nach den zuverläſſigſten Berichten zuſammengeſtellt Stuttgardt 1831)" wird S. 6. behauptet: „es iſt jetzt aller Welt klar, daß die Umgeſtaltung der „Dinge in Belgien von den Prieſtern ausgegangen, daß die Pfaffen „die Hauptrolle in der Revolution geſpielt, daß die belgiſchen Liberalen „nur das Spielzeug in der Hand derſelben waren, und daß Jeſuiten „das Volk fanatiſirten und die Maſſe entfeſſelten." In Beziehung auf dieſe Behauptung wurde in der, von fünf Hermes'ſchen Profeſſoren zu Bonn im J. 1832 herausgegebenen Zeitſchrift für Philoſ. und kathol. Theol. (I. S. 154 ff.) u. a. Folgendes bemerkt: „Mit Einem „Worte, die Revolution in Frankreich und in Belgien war jahrelang und „von Männern deſſelben Geiſtes, den übertriebenen Liberalen, planmä„ßig vorbereitet. Beide Revolutionen hatten denſelben Vater, aber eine „andere Mutter. Der Vater war der Ultra-Liberalismus, die Mutter in „Frankreich der craſſe Rationalismus, in Belgien aber der craſſe „Katholicismus; die Fehler der Regierungen beider Länder befruchte„ten den Samen ..... Die Revolutionäre dachten, wie es im Prozeſſe „de Potter's vorkömmt: „„ſind wir nur einmal mit der Regierung fer„„tig, mit den Pfaffen werden wir ſchon fertig werden."" ... Die ge„ſammte katholiſche Geiſtlichkeit in Belgien beging (aber) „den ſehr großen Fehler und that Unrecht, daß, als ihr der König ſchon im „Jahre 1829 freundlich die Hand bot und ſeine früheren harten Maßre„geln zurücknahm, ſie demſelben nicht willfährig entgegen „kam und ihre Oppoſition aufgab." —

d.

„Der Helſen'ſche Cultus," ſo verſichert der Courrier de la Meuse (1837) „macht in Belgien kein beſſeres Glück, als der Châtel'ſche zu Paris. Da Helſen zu Lüttich nicht den Miethzins von 1200 Fr. für ſein Gotteshaus bezahlen konnte, ſo mußte er es unter eine Wagenremiſe vor dem Schaerbeeker Thore verlegen. Da aber der Reiz der Neuheit vorüber war, ſo blieben ihm ſeit mehreren Monaten nur ein Dutzend

Anhänger übrig." Nicht mit Unrecht bemerkt hierbei der Courier, die Toleranz sei solcherlei Unternehmungen verderblicher als Verfolgung.

e.

Conflict von Kirche und Loge in Belgien.

Der *Courrier de la Meuse* enthält im Febr. 1838 einen Aufsatz über die Freimaurer und die Nothwendigkeit der Aechtung derselben durch die Kirche. In demselben werden die Maurer für schlimmer und verwerflicher, als selbst die Schismatiker und Ketzer, ja als halbe Atheisten bezeichnet, ganz besonders aus dem Grunde, weil sie nicht an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubten, die doch eine der Hauptstützen des wahren Christenthums sei. Zu diesem Journale sollen die Herren van Bommel, d'Huart und Ernst Beiträge liefern. — Von Brüssel wird dagegen berichtet, daß jene erneute Aechtung der Freimaurer mit einemmale wieder die Logen zum Sammelplatz einer energischen Opposition gemacht; daß die Vereinigung der Loge zu Brüssel, welche am 8. Febr. stattgefunden, und sonst vielleicht kaum 50, jetzt an 700 Maurer herbeigeführt und Veranlassung zu einer noch nie erhörten simultanen Aufnahme von 40 Personen gegeben. — In Löwen, wo die Loge kaum dem Namen nach noch bestand, versammeln die alten Mitglieder sich wieder und neue treten hinzu. In Flandern und im Hennegauischen sollen in mehreren Landgemeinden Logen errichtet werden.

f.

Katholicismus und Preßfreiheit in Belgien.

Wie wenig Katholicismus mit Preßfreiheit sich verträgt, zeigt sich jetzt recht augenscheinlich in Belgien. Die Verfassung sichert allgemeine Preßfreiheit; die orthodoxen Katholiken dagegen wenden Alles auf, nur solche Bücher bei der katholischen Bevölkerung aufkommen zu lassen, welche die geistliche Censur durchlaufen haben. So berichtet der Conservateur Belge (Sept. 1837), „die dortige Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher gehe fortan unter bischöfliche Leitung über, so, daß künftig kein Buch von jener Gesellschaft ausgegeben werden dürfe, welches nicht die besondere Genehmigung der geistlichen Behörde erhalten."

g.

Rechtfertigungsschrift des Hrn. v. Bommel, Bischofs zu Lüttich.

Schon seit bald acht Jahren haben die öffentlichen Blätter zahlreiche Beschuldigungen gegen Hrn. v. B. gerichtet, und sein beharrliches Schweigen bekräftigte bei Vielen die Meinung, daß jene Anklagen nicht ungegründet seien. Wahrscheinlich auf höhere Weisung hat Hr. v. B. jetzt im Anfang zu einer Fastenpredigt „über den Supremat des heil. Stuhles" sich zu rechtfertigen versucht, gegen die doppelte Anklage: „gegen die frühere Regierung der Niederlande conspirirt zu haben, und noch jetzt — gegen die preußische Regierung zu conspiriren." Mehrere Behauptungen der Ankläger werden nun allerdings siegreich widerlegt. Unpartheiische belgische Blätter bedauren jedoch, daß der Herr Bischof sich über mehrere andere wichtige Puncte nicht erklärt, namentlich über folgende: „Wie oft," sagen sie, „hat man nicht in Journalen gesagt, daß man gesehen, wie Hr. v. B. an jenen Versammlungen (Conciliabules) Theil genommen, welche von den revolutionären Coriphäen in den ersten Tagen der Revolution zu Lüttich gehalten worden. Warum schweigt hierüber der Hr. Bischof? „Man wirft ihm vor, gewisse Hirtenbriefe geschrieben zu haben, in denen man weit eher politische und revolutionäre Proclamationen und Wahl-Rundschreiben sehen wollte, als evangelische Mahnungen. Warum hat der Lütticher Prälat diese Imputationen nicht von sich abgelehnt? „Ferner sind in Flugschriften, die viel Aufsehen erregt haben, wie z. B. in der *Réponse à la lettre pastorale de Mgr. v. Bommel*, in *Eustache Lefranc*, in der *Mission à Tilff* und im *Livre noir*, noch ganz andere Anklagen formulirt, welche den guten Ruf des Hrn. Bischofs gefährden, und den Gläubigen sehr viel Aergerniß gegeben haben; warum hat Hr. v. B. diese Imputationen nicht von sich abgeschüttelt? Warum endlich hat er solange geschwiegen und tritt erst jetzt mit seiner Vertheidigung hervor, wo man sich versucht finden könnte, anzunehmen, daß er Ereignisse voraussieht, die ihn in eine Stellung versetzen könnten, in welcher er ein großes Interesse haben dürfte, glauben zu machen, daß er niemals den König Wilhelm verrathen, daß er niemals der Sache der Revolution gedient?" — So lassen sich belgische Blätter vernehmen. In der Rechtfertigungsschrift des Hrn. v. B. ist uns übrigens besonders eine Stelle bemerkenswerth erschienen, in welcher derselbe über sein Verhältniß zur vorigen Regierung bei deren gewaltsamer Entfernung in folgender Weise sich äußert: „cependant le gouvernement, débordé de toutes partes, ne put se maintenir, ni faire respecter son autorité. Une

force morale, résultat de l'union de tous les esprits et de tous les coeurs, neutralisait la force physique, qui était tout entière entre ses mains. L'armée disparut, les autorités disparurent; enfin le trône — disparut lui-même ... Was wurde nun meine Pflicht? Hatte mein Bürgereid mich an die Person des Königs Wilhelm gebunden, wie der Eid der Soldaten, oder nicht vielmehr an die Ordnung der Dinge, deren Haupt der König gewesen und den der Sturmwirbel (tourbillon) der Ereigniſſe mit ſich fortgeriſſen hatte? Offenbar hatte ich nicht als General oder Adjutant des Königs, ſondern als Biſchof von Lüttich jenen Eid geleiſtet, und dieſer bürgerliche Eid hatte nicht ausgeſchloſſen, ſondern vielmehr autoriſirt und geboten den anderen Eid, der mich auf permanente Weiſe an den Stuhl, an die Kirche von Lüttich band. Dieſes Schwurband, welches den Biſchof an ſeine Kirche, den Oberhirten an ſeine Heerde bindet, kann durch kein menſchliches Ereigniß aufgelöſt werden." — Avis au lecteur.

h.

Mittelalterliches Faſtenmandat des Biſchofs von Lüttich.

Hr. v. Bommel, Biſchof von Lüttich, befahl in ſeinem Faſtenmandat vom J. 1838 ſeinen Schafen, an jedem Tag, an dem ſie von den Faſtendispenſen Gebrauch machen, dreimal das Vaterunſer und Ave Maria und einmal 4 andere Gebete — (zum Erſatz für das Faſten!) — herzuſagen. Doch könnten ſie, fügt er hinzu, ſich von dieſer Betverpflichtung freimachen (libérer), wenn ſie ein einzigesmal für die ganze Faſtenzeit ein Almoſen geben, — Wohlhabendere 2 Franken, die übrigen $\frac{1}{2}$ Franken. — Alſo ſtatt Faſten — Gebet — ſtatt Gebet — Geld! Erſt Dispens vom h. Kirchengebet des Faſtens, dann Dispens von dem Erſatzgebet! —

i.

Verdummungsverſuche in Belgien.

Der Biſchof von Brügge warnte im Mai 1838 in einem Hirtenbrief vor dem Leſen von antikatholiſchen Büchern und von Zeitungen, die nicht vollkommen orthodox ſind, ſo wie vor den Bibeln, welche die Bibelgeſellſchaft verkaufen und vertheilen läßt. Das Faſtenmandat des Erzbiſchofs von Mecheln donnert gegen nichtkatholiſche Lehrer und Erzieher, und der Courrier de la Meuse trägt auf Entfernung aller Beamten, die Freimaurer ſind, namentlich des Kriegsminiſters an, weil dieſe die Militaire verleite, in den Maurerbund zu treten.

28.

Holland.

a.

Holländiſche Literatur.

„Es iſt angenehm zu bemerken, ſchreibt ein Amſterdamer Correſp. der Hannövr. Ztg. im Dzbr. 37, welches rege Leben allmählig in der holländiſchen Literatur erwacht. Das würde in Vereinigung mit Belgien nie geſchehen ſein; der Einfluß der franzöſiſchen Sprache nahm überhand, faſt alle franzöſiſchen Zeitwörter waren, verholländiſcht, gebräuchlich, was jetzt ſchon aufgehört hat ... Auf den holländ. Landes-Univerſitäten wird (jedoch) in lateiniſcher, nur ausnahmsweiſe in holländiſcher Mundart docirt; ſelbſt in der vaterländiſchen Geſchichte! ... Dieſe Sitte hat die holländiſche Literatur und Wiſſenſchaft zurückgehalten ..." „Die Trennung von Belgien hat Niederland wieder ganz den deutſchen Intereſſen zugeführt. Auch die lebhafte wiſſenſchaftliche Bearbeitung des vaterländiſchen Rechtes wird günſtig einwirken, die Sprache des Volkes allmählig zu der der Gelehrten zu machen, und ſo eine heimiſche ſchöne Literatur vorbereiten helfen." Wir können uns dieſer Hoffnung nicht hingeben. Holland iſt wie die deutſche Schweiz ein Satellit von Deutſchland, gerade wie Belgien und die franzöſiſche Schweiz Satelliten Frankreich's ſind. Wünſchenswerth iſt deßhalb vielmehr, daß die holländiſchen Gelehrten die Reſultate ihrer Forſchungen entweder in deutſcher, oder, wie bisher in lateiniſcher Sprache mittheilen.

b.

Glaubensdiſſenterie in Holland.

In Holland nimmt die Separation von der (etablirten) reformirten Kirche noch immer zu, und gibt Veranlaſſung zu Einſchreitungen der Staatsbehörden, welche nicht geſtatten, daß mehr als 19 Separirte ſich zu kirchlichen Zwecken verſammeln. Der ſchweizeriſchen evangeliſchen Kirchenzeitung (v. Sptbr. 1837) zufolge haben die holländiſchen Diſſenters ſogar durch vielfach erlittene Verfolgungen von Seiten der Gewalthaber und durch Mißhandlungen von Seiten des Volkes ſich

veranlaßt gefunden, ihre Versammlungen auf dem Zuyderſee zu halten, um hier ſich ungeſtört von ihren Geiſtlichen predigen und die Sakramente verabreichen zu laſſen.

29.

Norwegens Verfaſſung.

Samuel Laing in ſeinem gehaltvollen Journal of a residence in Norway during the years 1834, 1835 and 1836 (Lond. Longman and C. 1837) bemerkt u. a. Folgendes über die gegenwärtige norwegiſche Verfaſſung: „Wohl ſchwerlich bietet die Geſchichte der Menſchheit noch ein anderes Beiſpiel einer freien Verfaſſung, die nicht in Mitten von Trümmern und Umwälzungen aufgerichtet, nicht mit Blut verkittet, ſondern aus dem Studirzimmer des Philoſophen ruhig in das Leben eingeführt, und ohne alle Veränderung allen Endzwecken einer guten Regierung ſo entſprechend gefunden worden. Der Grund dieſer anſcheinlichen Sonderbarkeit liegt darin, daß alle weſentlichen Elemente der Freiheit bereits im Lande vorhanden waren ... Im ganzen Zuſtand des Volkes, des Eigenthums, der bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen war Nichts, was ſich nicht für eine freie Verfaſſung eignete, in welcher die geſetzgebende Gewalt dem Volke angehörte. Alles war ſchon in alten Zeiten vom Volke ausgegangen, und da keine beſondere Klaſſe des Gemeinweſens vererblich mit Vorrechten, mit der Gewalt, oder ausſchließlich mit Eigenthum bekleidet, ſo waren jene Einrichtungen im Laufe der Zeiten unverletzt geblieben. Die neue Verfaſſung war nur der Ueberbau auf ein Gebäude, deſſen Fundamente acht Jahrhunderte früher von den Vorfahren der jetzigen Generation gelegt und auf welche die Grundmauern von ihnen aufgeführt worden waren.

Gegenwärtig kann jeder geborene Norweger, der ein liegendes Gut von 150 Thlr. Werth hat und 25 Jahr alt iſt, an den Urwahlen Theil nehmen, und wenn er 30 Jahr alt und nicht Staats- oder Hofbeamter iſt, gewählt werden. Hundert Urwähler wählen Einen Wahlmann, und die Wahlmänner jedes Diſtrikts die beſtimmte Zahl Abgeordnete zum Storthing, der dann aus ſich ſelbſt ein Viertel ſeiner Mitglieder aus-

wählt, die als Lagthing das Oberhaus ausmachen zu den übrigen Northingsmitgliedern, welche das Unterhaus bilden. —

30.

Schweden.

---

a.

Bibliographiſche Statiſtik Schwedens.

In Schweden ſind herausgekommen:

im Jahre	1829	. . .	742	Schriften in	7056 Bogen.
„ —	1830	. . .	766	—	„ 5404 —
„ —	1831	. . .	838	—	„ 5657 —
„ —	1832	. . .	933	—	„ 5926 —
„ —	1833	. . .	941	—	„ 6025 —
„ —	1834	. . .	943	—	„ 7433 —
„ —	1835	. . .	799	—	„ 7392 —

Bei weitem die meiſten Schriften gehörten folgenden Fächern an, nämlich den

	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
ſchönen Wiſſenſch. . .	108.	132.	110.	173.	158.	152.	150.
Theologie	119.	122.	140.	129.	122.	123.	124.
Staatswiſſenſchaft . .	102.	77.	77.	102.	116.	157.	97.
Geſchichte	65.	85.	82.	94.	106.	74.	64.

Die wenigſten:

der Philoſophie	7.	11.	9.	2.	7.	6.	2.

Im Jahre 1836 ſind bis zu Ende September von Romanen, Novellen, ſatyriſchen Schriften 42 Werke erſchienen, von denen 25 Ueberſetzungen aus verſchiedenen Sprachen; Zeitſchriften 14; Zeitungen 16 in Stockholm und 69 in Provinzſtädten.

b.

Schwediſche Journaliſtik.

Nach Nro. 1 und 2 der Swensk Bibliographie erſchienen 1837 in Schweden 102 Zeitungen und Zeitſchriften, wovon in Stockholm 27,

Gothenburg 8, Upsala 5, Christianstadt 5, Kolmar 4, Lund 4, Norköping 4, in 6 Städten in jeder 3, in 8 in jeder 2 und in 11 in jeder 1.

c.

Zur Statistik der Ehen und Geburten in Schweden.

Nach Forsell's Statistik von Schweden, die er aus amtlichen Urkunden geschöpft, hätte das Verhältniß der ehelichen und außerehelichen Kinder seit 1775 sich in Schweden in folgender Weise verändert:

Von 1775—1795 wie 27 zu 1.
„ 1795—1800 „ 26 „ „
„ 1800—1805 „ 17 „ „
„ 1805—1810 „ 15 „ „
„ 1810—1820 „ 14 „ „
„ 1820—1825 „ $18\frac{3}{16}$ „ „
„ 1825—1830 „ 16 „ „

Das Athenäum findet die Erklärung nicht unwahrscheinlich, wonach die Verschlimmerung vorzüglich der Conscription zugeschrieben wird, da durch dieselbe die Landjugend mit der Verderbniß der Garnisonen bekannt wird, daher auch längere Friedensjahre ein günstigeres Verhältniß herbeigeführt haben. Uebrigens sollen in Schweden jährlich 24,000 Jungfrauen in den Stand der alten Jungfrauen übertreten.

31.

Dänemark und Island.

a.

Dänische Criminalstatistik.

Die Kopenhagner Kollegial-Zeitung enthält in einer der letzten Nummern des Mai 1836 eine Uebersicht über die Wirksamkeit der Criminalgerichte des Königreichs Dänemark im Jahr 1834. Hiernach waren in diesem Jahre angeklagt 1806 Individuen (also 1 von 678 Einwohnern). Urtheil ward gefällt in 1585 Sachen; freigesprochen wurden 287, verurtheilt 1298 Individuen, von denen 925 männlichen,

372 weiblichen Geschlechts. Von 1157 Individuen waren 222 unter 20 Jahren, 650 zwischen 20 u. 40 und 285 über 40 Jahre. — Von den 1298 Verurtheilungen fielen 1004 auf Vergehen gegen das Eigenthum.

b.

Island.

X. Marmier ist von seiner wissenschaftlichen Expedition nach Island in sein Vaterland zurückgekommen, und theilt die Ergebnisse derselben, in einer Reihe von Briefen, in der Revue des deux mondes mit. Dem dritten dieser Briefe (in d. R. d. d. m. vom 15. October 1836) zufolge, welcher sich über den öffentlichen Unterricht in Island verbreitet, gibt es in Island keine Elementarschulen; der erste Unterricht wird patriarchalisch im Hause abgehalten, Waisen und Kinder ununterrichteter Eltern theilen denselben in wohlhabenden Familien, der Geistliche leitet denselben und die erste Prüfung wird am Confirmationstage gehalten.

Die Buchdruckerkunst wurde 1530 in Island durch den Bischof Gudbrandr eingeführt, die erste Druckerei daselbst war zu Holum. Gegenwärtig werden in Island nur Schul- und Gebetbücher und einige Poesieen gedruckt.

Die Bibliothek von Reykiavik wurde 1821 von Professor Rafe aus Copenhagen gegründet, ganz Island hat dazu beigetragen und erhält fortwährend den Fond für deren Ausdehnung, sie zählt circa 8000 Bde.

Die literarische Gesellschaft Islands datirt vom Jahre 1816, sie hat zwei Abtheilungen, die von Copenhagen und die von Reykiavik, ihr Zweck ist: den Geschmack an der Literatur in Island fortzupflanzen und in der Landessprache die nützlichsten Bücher drucken zu lassen; sie erhält vom dänischen Gouvernement jährlich 600 Fr. Zuschuß, gegenwärtig gibt sie eine Monatschrift: Sunnar Posturine für das Volk heraus, die 1100 Abonnenten hat.

In Besessstadt ist eine Unterrichtsanstalt, eine Art von Seminar, wo vom 1. October bis 1. Juni (täglich acht Stunden) Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Dänisch, Geographie, Geschichte, Arithmetik und Theologie vorgetragen werden; von vier dabei dabei angestellten Professoren hat der bestbezahlte 400 Species (2400 Fr.) jährlich; die übrigen 1800 Fr., einer derselben, Herr Schieving, arbeitet seit 20 Jahren an einem isländisch-lateinischen Wörterbuch, ein Anderer, Herr Egilssen, bereitet gegenwärtig eine neue Ausgabe der Edda von Sturleson vor, nebst einer lateinischen Uebersetzung. Die Studienzeit

zu Beſeſſſtadt dauert 5—6 Jahre; Zöglinge, welche ſich der Medicin und Jurisprudenz widmen, müſſen dann die Copenhagener Univerſität beziehen, dort bewohnen dieſelben ein eigenes von Chriſtian VI. gegründetes Haus, und erhalten bei genügendem Examen eine monatliche Gratification von 30—40 Fr.

32.

Irland.

---

a.

Iriſche Bettler.)

Wenn man auf der „ſmaragdenen Inſel" an's Land ſteigt, dann ſind Bettler die erſten, die den Fremdling begrüßen. „Gott ſegne Eure Ehre! Seid willkommen dem Lande! Geſegnet ſei der Tag Eurer Ankunft!" Dies ſind die Grüße, mit denen der Ankömmling von den Bettlern empfangen wird. Aber die erſchreckende Anzahl der Bedürftigen ſtört nicht das gute Vernehmen, in welchem ſie untereinander ſtehen, und es iſt ſogar ein charakteriſtiſcher Zug des iriſchen Volkes, daß der Arme mit einer gewiſſen Ehrlichkeit die Rechte eines Unglücklicheren anerkennt.

„Auf dem Punkte, die Stadt York zu verlaſſen," ſchreibt Herr Ritchie, „ſah ich in einem Augenblicke meinen Wagen von einem Haufen Unglücklicher umringt, die mich um Mitleid anflehten. Eine Frau lief herbei. Ihr Leidensbericht war noch betrübender, als der ihrer zahlreichen Unglücksgenoſſen. Ihr Mann war eben geſtorben, undſie hatte die Kinder bei dem Verblichenen zurückgelaſſen, um zu ſuchen, wo ſie etwas Brod für ſie erhalten könne."

„Iſt es auch wahr?" fragte ich einen der Umſtehenden.

„„Es iſt nur zu wahr!"" rief der ganze au gehungerte Haufe, der mich umgab, und alle traten auf einmal zurück, wie um zu zeigen, daß ſie die Rechte eines Elendes anerkannten, welches noch größer war als dasjenige, welches ſie drückte. —

---

1) Aus Leitch Ritchie's Ireland pittoresq. and romant. (Lond. 1837.)

„Bei einer andern Gelegenheit warf ich ein Geldstück unter einen Bettlerhaufen, mit dem Blicke die Unglückliche bezeichnend, welcher ich dasselbe bestimmte. Das Geld fiel zu den Füßen einer Frau, die es aufhob, während jene Andere ihre Hand vorstreckte, um mit bittendem Ausdruck dasselbe in Anspruch zu nehmen.

„„Pfui über dich!"" rief ihre Armuthsgenossin entrüstet ihr zu; „„glaubst du denn, daß ich das Geld habe für mich behalten wollen, da ich doch gesehen, daß der Herr es dir bestimmt hatte?""

„Manchmal begnügen sich die Bedürftigen damit, sich in ihren Lumpen den Vorübergehenden zur Schau zu stellen, ohne auf andere Weise ihr Mitleid anzusprechen.

„Eines Tages ging ich an einem Manne vorüber, der am Rande der Landstraße saß, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt. Die ganze Gestalt trug das Gepräge eines so unsäglichen Elendes, wie es mir selbst in Irland noch nicht zu Gesicht gekommen war. Seine Kleidungsstücke zerfielen in Fetzen; sein Antlitz war bleich und verstört, und doch, als ich vorüberging, sprach er mich mit keinem Worte um Almosen an. Ich verfolgte meinen Weg, war aber kaum einige Schritte weiter gegangen, als mein Gewissen mir meine Gleichgültigkeit vorwarf. Ich wandte mich zurück: „wenn Ihr in der Noth seid," sagte ich etwas ungehalten, „warum fordert Ihr nicht eine Gabe?"

„„Was thue ich denn, wenn ich nicht bettle?"" erwiederte er.

„Aber Ihr habt kein Wort gesprochen?"

„„Wie! spotten Sie denn über mich, mein Herr? Sehen Sie,"" fügte er hinzu, indem er ein Stück eines ehemaligen Rockes empor hob, „„sehen Sie, mein Fleisch und meine Knochen, schreien sie nicht Hunger durch die Löcher meiner Kleider? Sieht man das Elend nicht in meinen eingefurchten Wangen, in meinen hohlen Augen? Sagen Sie mir, sind das nicht eben so viele Munde, welche um Erbarmen flehen?""

b.

Irische Heirathen.[1]

„Bei der Verehelichung wird von den Irländern der finanzielle Punkt als die Hauptsache angesehen, und es hat dies den Nutzen, daß dadurch eine Veranlassung zur Sparsamkeit gegeben ist. Ein in günstige Verhältnisse versetzter Pächter versagt sich oft gewisse Genüsse, um eine

1) Aus Ritchie's Ireland etc.

Heirathsgabe für ſeine Tochter zu erübrigen, die ohne dieſelbe kein gutes Unterkommen finden würde. Ich habe oft von jungen Mädchen, die in der Stadt dienen, ſagen hören, daß ſie noch nicht daran denken könnten, einen Mann zu bekommen, da ſie noch nicht ſo viel erſpart hätten, um ein Schwein zu kaufen. Iſt es nicht zu vermuthen, daß dieſer Gedanke ſie oft von dem Ankauf eines Bandes oder ſonſtigen Flitterwerkes abgehalten?

„Als ich durch einen elenden Flecken zwiſchen Clonmel und Kilkenny kam, ſah ich an dem Getümmel, welches dort herrſchte, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe. Ich blieb ſtehen vor einer Hütte, in welche einzudringen ein hübſcher, aber von heftigem Zorn ergriffener junger Menſch ſich vergeblich bemühte. Ich bat einen der Zuſchauer um Erklärung dieſer Scene.

„„Zwei junge Leute,“ ſo erzählte man mir, „„ſollten an dieſem Tage getraut werden. Die Braut war 16, der Bräutigam 19 Jahr alt, und ſie paßten eben ſo gut ihrem Vermögen als ihrem Alter nach zueinander. Der Geliebte beſaß ein Schwein und eine Hütte, die Schöne — einen Tiſch, eine Decke, einen Schemel und einen eiſernen Topf. Alles war in der beſten Ordnung; die jungen Eheleute ſollten bei dem Vater des Mädchens wohnen, bis die Wohnung des neuen Ehepaares ſoweit hergeſtellt, daß der Regen nicht mehr eindringen könne. Man hatte die Stolgebühren für den Pfarrer geliehen; die beiden Familien hatten ſo viel zuſammengeſteuert, um einen hinlänglichen Vorrath von Whiskey zu kaufen, und der Glückstag war endlich für die Liebenden angebrochen.

„„Aber ach! war jemals das Loos der wahren Liebe mit Friede geſegnet? Am Vorabend der Trauung entathmete des Bräutigams — Schwein.

„„Dieſes betrübende Ereigniß (melancholic accident) veränderte völlig die Lage der Dinge. Der Verlobungsvertrag ſprach es nicht aus: ‚daß Patrik die Schilah,“ ſondern, „daß Patrik, der Beſitzer einer Hütte und eines Schweines, Schilah, die Eigenthümerin eines Schemels, eines Tiſches, eines eiſernen Topfes und einer Decke zur Frau bekommen ſollte.“ Nun aber Patrik's Schwein nicht mehr lebte, und Patrik kein Schwein ſonſt beſaß, war er nicht mehr der Patrik des Vertrages und ſollte deßhalb Schilah nicht mehr zur Frau bekommen. Der Vater der Braut war unerbittlich; die Freunde des Bräutigams jammerten mit ihm, aber fanden das Benehmen des Vaters der ſtrengen Gerechtigkeit gemäß. Patrik und Schilah waren die einzigen Unglücklichen.““

„In dem Augenblicke, wo ich vorüber kam, ſuchte Patrik in das Haus ſeiner Geliebten Eingang zu gewinnen, um ſeine Rechte geltend zu machen. Er forderte die Brüder ſeiner Schönen zum Kampfe heraus;

er ſchrie: „Donner und Torf! Blut und Donner!“ und mengte den Donner in alle Arten von Flüchen. Sein Benehmen wurde von allen Umſtehenden heftig getadelt, und man fand es befremdlich, um nicht zu ſagen — anſtößig, daß Schilah in der Hütte weinte, wo ihre Mutter ſie bewachte.

„Hier, ich muß es zum Voraus bemerken, endet der romantiſche Theil meines Berichtes, und der Leſer wird vielleicht mit Bedauern vernehmen, was ich als Hiſtoriker nicht zu verſchweigen verpflichtet bin, daß nämlich, wenn Patrik eingewilligt hätte, auf einen Theil der Morgengabe ſeiner Zukünftigen zu verzichten, um das Gleichgewicht zwiſchen den reſpektiven Glücksgütern herzuſtellen, er ohne Mühe ſeine Braut erhalten haben würde. Was die Verzweiflung der Schilah betrifft, ſo iſt zu melden, daß ſie aufhörte, als ihr ein angemeſſenes Ehebündniß in Ausſicht geſtellt worden. Ein junger Menſch, der ein lebendiges Schwein beſaß, bot ſich dar, die Erbin zu heirathen, die er niemals geſehen, und mit großer Freude wurde ſein Antrag von Schilah und ihren Eltern angenommen.“ —

c.

Dr. Crotty, der Abbé Châtel von Irland.

Kirche und Staat ſind ſo eng in einander verwebt und ſo weſentlich aufeinander bezogen, daß keine Veränderung oder Störung in dem einen vorgehen kann, ohne ſofort eine analoge Störung oder Aenderung in dem anderen hervorzurufen, wenn nicht ſchon urſprünglich die Bewegungen in beiden aus einer gemeinſamen Urſache entſpringen. So verhalten Kirche und Staat ſich auf ähnliche Weiſe zu einander, wie Nerven- und Blutumlaufſyſtem im animaliſchen Organismus. So rief die reformatoriſche Bewegung in der Kirche zu Anfang des XVI. Jahrhunderts eine revolutionaire in der weltlichen Geſellſchaft, ſo die bürgerliche Reformation in England in der Mitte des XVII. Jahrhunderts ein radikal-revolutionaires Stürmen im kirchlichen Gebiete hervor. Aehnliche Erſcheinungen wiederholten ſich zu den Zeiten der Revolution von 89 und der Reſtauration von 1814, und die Julirevolution ſah einerſeits den Saintſimonismus, anderſeits die reformatoriſchen Unternehmungen des Lamennais und des Abbé Châtel ſich hervorthun. Zu gewärtigen war ſchon längſt, daß auch in Irland ſich der politiſchen Bewegung eine religiöſe oder kirchliche anſchließen werde. Aber ſie wurde dadurch zurückgehalten, daß alle Kräfte ſich zunächſt auf Erreichung der unentbehrlichſten Bürgerrechte concentrirten. Kaum neigt ſich indeß durch O'Connel's herkuliſche Ar-

beiten die Schale des rechtlichen Sieges auf ihre Seite, und schon erhebt sich ein Dr. Crotty, und erklärt (unterm 5. Juni 1836), — wie Châtel in Frankreich, — „seine Absicht sei nicht, eine neue Religion zu gründen, sondern die menschlichen Neuerungen und Zusätze zu entfernen, und die alte Religion Jesu Christi neu in's Leben zu rufen." — Und, dieser Absicht Folge gebend, reformirt er das Missale, feiert die Messe in englischer Sprache; aber nicht mehr als Sühnopfer, sondern, — wie er schreibt, — „zum Andenken an Tod und Leiden Jesu Christi und zum Dank für die durch sein Verdienst erworbenen Wohlthaten." Das Volk zu Birr soll höchlich davon erbaut worden sein. —

33.

Schottland.

---

a.

Der Moderator der schottischen Kirche.

Unsere Zeit ist reich an den pikantesten Contrasten. Aus dem „Diario romano" kam uns die Kunde, in einer am 22. Aug. 1837 vom Cardinal Odescalchi, Generalvikar des Papstes erlassenen Bekanntmachung — werde „den Gläubigen kund gethan, daß auf Befehl S. H. so eben zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurden: die Häupter der heil. Petrus und Paulus in der Laterankirche, das h. Angesicht und der h. Finger des Apostelfürsten in der Vatikanskirche u. s. w. u. s. w. so wie alle die ausgezeichnetesten und wunderkräftigsten Bildnisse der Mater Sanctissima; für jeden Besuch — ertheilt der h. Vater vollen Ablaß, ohne dabei hinsichtlich der Art des Besuches etwas vorzuschreiben, damit Jedermann diesen geistlichen Schatz einzeln für sich oder allein mit seiner Familie gewinnen könne." — An demselben Tage brachte die allgemeine Zeitung von London folgende Correspondenznachricht vom 28. Aug. 1837: „der Moderator der schottischen Kirche, (Präsident der presbyterianischen Generalsynode), Dr. Gartner, ist, weil er bei der letzten Wahl als entschiedener Vertheidiger eines Torycandidaten aufgetreten, — von seiner eigenen Gemeinde im Bildniß — verbrannt worden."

b.

Glasgow. — Dr. Cleland verlas im Decbr. 1837 eine statistische Notiz über Glasgow in der statist. Sektion der sechsten Versammlung der brittischen Association zu Bristol, wonach in jener Stadt im J. 1831 nur ein Kirchensitz auf $2\frac{75}{100}$ Personen kam, die zu einem solchen berechtigt sind. Um diesem Mangel zu begegnen, sind zwar binnen zwei Jahren 24,000 Pfd. zusammengebracht worden; — doch fehlten im vor. J. noch 61,594 Sitze, wozu es noch 61 Kirchen bedurfte!

In welcher Weise der Handelsverkehr dieser Stadt in den letzten 25 Jahren zugenommen, ergibt sich daraus, daß die Einnahme der Zollgebühren sich belief für das vorhergehende Jahr

am 5. Januar	1812	auf . . .	3,124 Pfd.
„ „ —	1813	„ . . .	7,511 —
„ „ —	1820	„ . . .	11,000 —
„ „ —	1823	„ . . .	22,728 —
„ „ —	1825	„ . . .	41,154 —
„ „ —	1826	„ . . .	78,958 —
„ „ —	1833	„ . . .	97,041 —
„ „ —	1834	„ . . .	166,913 —
„ „ —	1835	„ . . .	270,667 —
„ „ —	1836	„ . . .	314,701 —

Landkutschen wurden in Schottland erst 1678 eingeführt. Zu Glasgow reis'ten im J. 1835 mit 61 Landkutschen 458,232 Personen; mit 37 Dampfboten 579,050; mit Schnellboten auf mehreren Kanälen 431,035, und auf 2 Eisenbahnen 118,882; in Allem also 1,587,198 Personen.

Die Bevölkerung belief sich im J. 1500 auf 4500, im J. 1740 auf 17,034, im J. 1831 auf 202,426 Seelen.

Die Briefpost, welche im J. 1709 für ganz Schottland keine 2000 Pfd. eintrug, nahm zu Glasgow allein im

Jahre	1781	ein: . . .	4,341 Pfd.
—	1810	„ . . .	27,598 —
—	1815	„ . . .	35,784 —
—	1835	„ . . .	39,954 —

Die erste im westlichen Theile von Schottland gedruckte Zeitung war der Glasgow-Courant, welcher im J. 1715 erschien, und dreimal in der Woche ausgegeben wurde. Seitdem wurden 18 Versuche gemacht,

noch andere Zeitungen für die Stadt zu begründen; 10 dieser Blätter haben sich erhalten.

Was die Erziehung betrifft, so erließ seit der Reformation bis 1620 das schottische Parlament häufig Beschlüsse zur Förderung des Unterrichts; allein dieselben scheinen bei den damaligen Presbyterianern zu Glasgow wenig Gewicht gehabt zu haben; denn das Presbyterium klagte am 18. Juli 1604 bei dem Magistrate über die große Anzahl der Schulen; es meinte „die Grammatikschule und die des John Buchanan genügten." Im J. 1816 gab es, außer der Universität und 13 Erziehungsanstalten, 144 Schulen daselbst. Die erste Sonntagsschule wurde 1786 errichtet. Im J. 1820 gab es deren 106.

Theatralische Vorstellungen scheinen zu Glasgow von der Reformation an bis zum J. 1750 nicht gestattet gewesen zu sein, in welchem Jahre ein Tanzmeister seinen Saal dazu hergab. Zwei Jahre später wurde ein Theater erbaut, aber sehr bald darauf von einem Theile der Congregation demolirt, welche den berühmten Georg Whitfield predigen gehört: das Theater sei des Teufels Haus. Das gemeine Volk war so sehr gegen theatralische Belustigungen eingenommen, daß die Anzüge mit militärischer Begleitung nach dem Schauspielhause gebracht werden mußten. Noch 1762 verweigerte der Magistrat die Erlaubniß zum Aufbau eines Theaters. Als demnächst im J. 1764 ein solches zu Grahamton erbaut worden, zündete der Pöbel es bei der ersten Vorstellung an und verbrannte es mit sammt den Dekorationen. Im J. 1782 wieder aufgebaut, wurde es im April desselben J. nächtlich wieder abgebrannt. Erst seit Anfang 1785 hat sich ein Theater in der Stadt selbst erhalten.

34.

England.

---

a.

Allgemeines.

Wie Viel auch über England schon geschrieben, so findet man doch noch manches Neue in den 1836 erschienenen Observations recueillies en Angleterre en 1835 von C. G. Simon. So

ersehen wir daraus, daß (nach Stow) noch im J. 1598 „die schönen Frauen von London um keinen Preiß in ein Haus eintreten mochten, in welchem man sich der Seinkohlen bediente, noch ein Gericht berühren, welches bei diesem gehässigen Brandstoff zubereitet." Elisabeth verbot sogar, während der Sitzungen des Parlaments Steinkohlen zu brennen, „aus „Furcht, die Gesundheit ihrer Ritter aus den Grafschaften möchte darun„ter leiden." — Auch die öffentlichen Wagen konnten sich nur mit Mühe dort naturalisiren; denn noch im J. 1635 entschied der König mit seinem Rath in der Sternenkammer, die Fiaker seien ein öffentlicher Uebelstand, „da sie den Preiß des Heu's und Stroh's beträchtlich erhöhten." — Die Landstraßen aber waren noch 1746 in so schlechtem Zustand, daß der Herzog von Sommerset seinen Vasallen von Pettworth (Sussex) den Befehl sandte, ihm auf der Straße nach London mit Laternen und Stangen entgegenzukommen, um ihm aus den Morastlöchern herauszuhelfen. — Von den Collegien berichtet Hr. Simon, daß in den meisten derselben noch die alte Unsitte, die er Faggismus (Faggisme) nennt, herrsche, wonach ältere Studenten ihre jüngeren Mitschüler in unbeschränkter Abhängigkeit halten, so daß der Jüngere, der sg. Fag, jenem die Kleider und Schuhe reinigen, im Winter sogar zuweilen sich einige Minuten in das eiskalte Bett seines Tyrannen legen muß, um dasselbe zu wärmen. — Uebrigens versichert Babbage, die Zahl der jungen Leute, die sich den höheren Wissenschaften widmen, habe sich seit 100 Jahren in England im Verhältniß von 1000 zu 10 vermindert. — Der zweite Band jenes Werkes ist der Darstellung der Industrie und der allmählig eingeführten Verbesserungen in derselben gewidmet. —

b.

Die Associationen in England und Schottland.

Unstreitig ist Großbritannien unter allen Staaten, die Vereinten von Nordamerika nicht ausgeschlossen, derjenige, in welchem der individuellen Freiheit der weiteste Spielraum gesichert ward. Es ist daher auch vom höchsten Interesse zu beobachten, auf welche Weise diese Freiheit benutzt wird. Die Vereinigung zu Gesellschaften der mannigfaltigsten Art ist in dieser Beziehung die wichtigste und beachtenswertheste Erscheinung. Wir erlauben uns deshalb aus den Bemerkungen über die Associationen in England, welche ein Londoner Correspondent der allgem Zeitung in der auß. Beil. v. 17. u. 18. Nov. 1836 mitgetheilt, das Erheblichste hier zusammen zu stellen.

Im Allgemeinen ist der Associationsgeist noch immer im Wachsen, und die Zunahme der verschiedenartigen gelehrten Gesellschaften und ihrer Thätigkeiten allgemein erfreulich; doch reduziren in manchen Fällen die effektiven Mitglieder sich auf weniger als ein Dutzend; die übrigen Hunderte beschränken sich fast auf Entrichtung ihres jährlichen Beitrages von einigen Pfunden, stolz darauf, ihren Namen die Anfangsbuchstaben der Titel der Gesellschaften nachsetzen zu dürfen.

Von den religiösen Vereinen, zu denen die Bibelgesellschaften, die Societät „zur Verbreitung christlicher Erkenntniß," und die sogenannten inländischen Missionsgesellschaften zu rechnen, dienen namentlich die beiden letzteren durch ihre oft sehr fanatischen Umtriebe gegen die Katholiken zu nichts weniger, als zur Beförderung des inneren Friedens. Die sehr zahlreichen und mannigfachen, eigentlich wohlthätigen Gesellschaften hingegen verdienen nicht blos geduldet, sondern auch geachtet und gefördert zu werden. Sie finden sich hier häufiger, als in irgend einem anderen Lande, und übernehmen in vielen Beziehungen die Leistungen, denen früher sich die Klöster unterzogen. So gibt es z. B. über ganz England Privatvereine, von denen sg. Dispensaries (Krankenhäuser) unterhalten, Aerzte besoldet und für Heilung und Pflege armer Kranker gesorgt wird. Andere stiften und erhalten Anstalten für Taubstumme, unbemittelte Blinde und ähnliche Unglückliche. Wieder andere bezwecken Verminderung der Laster und eröffnen namentlich Asyle für reuige Hetären.

„Alle diese Vereine," bemerkt der Berichterstatter, „haben ihre Mitglieder beinahe ausschließlich unter den höhern und mittlern Ständen."

Unter den arbeitenden Klassen aber gibt es viele Gesellschaften, deren Mitglieder sich wechselseitig mittelst wöchentlicher Beiträge und nach Maßgabe derselbe gegen mancherlei Nothfälle sichern.

Am meisten haben sich in den letzten zehn Jahren die Compagnien vermehrt, welche nach und nach fast für alle mögliche Art commerzieller und industrieller Unternehmungen sich gebildet. Gegenwärtig wird fast keine Spekulation von einigem Belang anders als auf Aktien betrieben. Auf Aktien werden Eisenbahnen angelegt, Kanäle gegraben, Brücken, Häuser, Kirchen gebaut, Städte mit Gaslicht, Trinkwasser — und Kloaken versehen; Museen, selbst Universitäten (London) angelegt, Häuser und Mobilien, Geld und Leben versichert! Auf Aktien steigt Green's Ballon in die Luft, segelt und dampft man über alle Meere, und fast alle Lebensnahrung und Nothdurft wird irgendwie durch dieselbe vermittelt. Die Totalsumme der hierfür aufgewendeten Nationalbeiträge übersteigt wahrschein-

lich die Masse alles in Europa vorhandenen geprägten Geldes. Eben damit ist aber auch dem Schwindelgeiste Thor und Thüre geöffnet. Dennoch sind die Vortheile, die für England aus den Aktienverbindungen erwachsen, überwiegend; namentlich wird ein bedeutender Theil fast aller Stände für Erhaltung der Ruhe und Ordnung interessirt, und hiermit die Gefährlichkeit mancher politischer Associationen um Vieles vermindert.

Von diesen letzteren sind die sogenannten conservativen, im Ganzen genommen, die unbedeutendsten, „seitdem sie mehr um Namen und Personen, als um Sachen und Principien streiten, und sich in stetem Widerspruch mit sich selbst und ihren Grundsätzen befinden. Die consequenten Conservativen fangen an, selten zu werden, und machen den expedienten Platz." Wohl gibt es noch conservative Handwerker, und meistens gehören dieselben zu der ehrenfestesten Klasse. „Aber eben so gewiß ist es auch, daß die große Mehrzahl der eigentlichen arbeitenden Klasse dem Radikalismus verfallen ist," wogegen die Tories ihre Stärke noch bei den Ackerbauern, und besonders in den höheren Regionen finden. Eigentliche Whigvereine sind unter den niedern Klassen selten. Am thätigsten in Errichtung politischer Associationen sind jedenfalls die Radikalen gewesen, und als sie eine Zeitlang mit den Whigs verbrüdert, haben sie demnächst zahlreiche Rekruten aus dem Whiglager mitgenommen. Abgesehen von Irland, sind es besonders die größeren Städte Englands und Schottlands, in denen sich eine Menge von radikalen und halbradikalen Verbindungen zu verschiedenartigen politischen Endzwecken gebildet hat." Diese liefern denn auch den reichlichsten Beitrag, wenn nicht an Geld, so doch an Mitgliedern, zu den Committéen „für Unterstützung fremder Flüchtlinge," und es gibt solcher Committée's in London gerade so viel, als verunglückte Revolutionen in Europa. Es genügt, im Namen der Freiheit conspirirt oder complottirt zu haben, um die Theilnahme dieser Ausschüsse ansprechen zu dürfen.

Zuletzt ist noch einer Klasse von Associationen zu erwähnen, die zwar völlig gesetzwidrig sind, aber bereits „großen Einfluß auf die industriellen Verhältnisse an sich gerissen haben." Es sind dies die sogenannten Arbeitervereine, die sich bei sämmtlichen Industrie-Unternehmungen organisirt haben, um den Meistern, Fabrikanten, Minenbesitzern ꝛc. Gesetze vorzuschreiben, und jeden nicht zu ihnen gehörigen Arbeiter zu hindern, auf Bedingungen einzugehen, die nicht von ihnen gut geheißen sind." Sie nennen sich Unionisten, und „bilden überall die Mehrzahl. Alle Mitglieder haben wöchentlich Steuer zu entrichten,

deren Ertrag in einer Bank oder Sparkasse niedergelegt wird, um im Falle eines Streites mit den Meistern diesen beharrlichen und nachdrücklichen Widerstand leisten zu können."

„Auf ähnliche Weise versehen sich auch die Fiaker und Andere, die in ihrem Gewerbe häufig gegen die Gesetze verstoßen, mit Fonds, um furchtlos sündigen zu können, und bilden so den Uebergang zu den Bettler- und Diebs-Associationen, die namentlich in London eben so geheime Republiken gebildet, wie die Steinkohlenarbeiter, die den blühenden Boden Englands unterwühlen, große unterirdische Städte ergraben und bevölkern.

So hat uns der Berichterstatter

„Mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle"

geführt, und wir müssen es nun dem Scharfsinn unserer Leser überlassen, den Weg zu erspähen, der aus der Unterwelt wieder empor führt zur licht- und lebenspendenden Sonne, aus dem Reiche der Finsterniß, in welchem sich Verbrecher verbünden, zu dem Reiche der Wahrheit und Liebe, welches die wissenschaftlichen und wohlthätigen Vereine zu begründen und auszubreiten streben. —

c.

Gesellschaften zur Verbreitung des Christenthums.

Vom 25. April bis zum 6. Juni 1836 haben in London nicht weniger als 44 Jahresfeiern von Gesellschaften stattgefunden, welche sich die Verbreitung des Christenthums zum Endzweck ihrer Bestrebungen gesetzt haben. Vergleicht man die Zustände der christlichen Völker mit denen der übrigen Erdbewohner, so kann man sich nur freuen, daß so viele Tausende zusammenwirken, um Millionen weit entfernter Mitmenschen mit einer Religion bekannt zu machen, die solche Früchte trägt. Die Beisteuern sämmtlicher zu dem angegebenen Zwecke in England bestehenden Gesellschaften belaufen sich wenigstens auf 7 Millionen Gulden. Nimmt man hierzu noch ungefähr 5 Millionen, welche zu gleichem Zwecke vom übrigen Europa und von Amerika beigetragen werden, so ergibt sich uns eine Summe von circa 12 Millionen, welche allein von evangelisch-christlichen Vereinen zur Humanisirung nicht-christlicher Völker jährlich verwendet wird.

d.

Die proteſtantiſche Aſſociation zu London.

Von London aus wird berichtet, daß zu Anfang Juni 1837. die dortige proteſtantiſche Aſſociation in einer Verſammlung von ungefähr 100 Perſonen eine Petition an das Parlament um Ausſchließung der Katholiken aus demſelben zu richten beſchloſſen, worin es unter andern heißt: „Die Zulaſſung von Katholiken zu politiſcher Gewalt in einem chriſtlichen Staate iſt eine direkte Verletzung des Verbandes, der zwiſchen demſelben und dem moraliſchen Lenker des Weltalls beſteht, eine Verbrüderung der Nation mit dem Götzendienſte, und kömmt der Anerkennung der Ungläubigen gleich, daß die Religion mit der perſönlichen Befähigung zur Civilverwaltung in einem ſolchen Staate Nichts zu ſchaffen habe.“ In ſchönſter Harmonie hiermit ſteht, daß kürzlich ein presbyterianiſcher Geiſtlicher in Londonderry verhaftet worden, weil er gegen die Suprematie des Königs in geiſtlichen Angelegenheiten gepredigt.

e

Actiengeſellſchaften in England.

Im J. 1835 haben ſich in London nicht weniger als 119 Actiengeſellſchaften gebildet, welche ein Capital von 56,845,000 Pf.St. zuſammengebracht. Unter dieſen Geſellſchaften haben 85 für Anlegung von Eiſenbahnen 34,040,000 Pf. zuſammengeſchoſſen. In einer Liverpooler Zeit. wurden im Mai 1836. ſogar an einem Tage nicht weniger als 14 neue Actien Compagnien angekündigt, deren Capitalien ſich zuſammen auf 5,840,000 Pf. beliefen, nämlich 1 Apotheker-, 1 Transport-, 1 Bau-, 1 Salz-, 1 irländiſche Bank-, 1 Zuckerraffinirungs-, 1 Lohgerber-, 1 Seifen-, 1 Baumwollen-, 1 Deſtillir-, 1 walliſiſche Paket-, 1 Bäckerei- und 1 Güterkaufs-Compagnie. —

Privat-Compagniebanken endlich gab es am 21ſten März dieſes Jahres in England und Wallis 61, die mit Zuzählung ihrer Zweigbankcomptoirs an 472 Orten etablirt ſind und zuſammen 15,673 Actionäre zählen. Im Jahr 1826 wurden ſolche Privatbanken 3 gegründet, 1827 — 4, 1829 — 6, 1830 — 1, 1831 — 8, 1832 — 7, 1833 — 10, 1834 — 10, 1835 — 8 und 1836 bis zum 21ſten März 4, vom 31ſten März bis zum 12ten dieſes Monats 5, unter welchen

letzteren eine mit 24 Zweigcomptoirs und 2,051 Actionairen. — So schlingen und verschlingen sich zahllose goldene Fäden durch das eminent industrielle Land. — Nimmt man hinzu, daß auch in den gebildeten Staaten des Continents sich die Actiengesellschaften in mehr als geometrischer Progression vermehren, und daß die Staatsschulden über ganz Europa, und einen großen Theil von Amerika Legionen gleichbetheiligter Gläubiger verbreitet haben, dann muß man staunen über die großartigen Veranstaltungen der Providenz, welche — nach Vico's genialer Ansicht, — nicht auf Unterdrückung oder Abtödtung der Natur ausgeht, sondern auf Leitung und Verwendung der Leidenschaften und Selbstliebe zur Gründung immer größerer Gemeinwesen und eben dadurch zu allmähliger, von Innen heraus bewirkter Läuterung der selbstischen Natürlichkeit zur freien Humanität.

f.

Die Sparkassen in England.

Dem Parlament vorgelegten Uebersichten nach sind im Juni 1837 — seit Errichtung der Sparkassen in England, also seit 1817, in dieselben 20,760,228 Pfd. eingelegt und nur 5,641,338 zurückgezahlt worden, so daß 15,111,890 Pfd. darin verblieben. —

g.

Großbritanniens Assekuranzgesellschaften.

Der uralte Seelenwanderungsglaube der Juden hat Hospitäler für — Thiere, und ihr ebenfalls sehr alter Glaube an Wallfahrts-Heiligthümer hat Caravanserai's erbaut. Erst das Christenthum und der Mahomedanismus haben Armen- und Krankenhäuser errichtet, und wenn nur der Mosaismus sich des Jubeljahres als eines Gesetzes rühmen kann, so hat nur Christus, — Alles Eigenthum freiwillig den Armen zu geben — zur höchsten Tugend erhoben. Aber das Christenthum konnte die menschliche Natur nicht völlig umändern, wenn es auch durch stetes Vorhalten göttlichen Vorbildes und durch Verheißung künftigen Lohnes unermeßlichen Segen verbreitet. Selbst Klöster, bei welchen nur das Gelübde lebenslänglicher Armuth zur Aufnahme befähigte, wußten dieses Gelübde zu umgehen, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war überall der katholische, und noch zu Anfang des jetzigen, der spanische und anglikanische Klerus mit Reichthümern überladen, von denen immer nur

einige Brosamen auf die Armen und Unglücklichen herabfielen. Erst dem keineswegs christlichen Handel haben wir die Entstehung, nur dem selbstisch berechnenden Verstand die rasche Ausbreitung der Versicherungsgesellschaften zu verdanken, die zu den wohlthätigsten Erfindungen der neueren Zeit zu rechnen sind. Unsäglich vielem und tiefem Elend, und eben dadurch unsäglich vielen Vergehen wird durch diese Anstalten vorgebeugt und Millionen sind durch sie von quälenden Besorgnissen befreit, die früher bei jedem Sturm, bei jedem Feuerlärm erzittern mußten. Je zahlreicher nun diese Gesellschaften werden, um so geringer wird die für jedes Mitglied zu ertragende Last, um so lockender wird der Eintritt in dieselbe, um so augenfälliger die Unvernunft, nicht in sie einzutreten. Es ist daher mit Gewißheit vorauszusehen, daß früher oder später dasjenige, was jetzt nur Privatgeschäft ist, eben so eine allgemeine, eine Staats-Angelegenheit werden wird, wie die Privatrache allmählig in die öffentliche Gerechtigkeit, wie der von Einzelnen gewährte Schutz in staatspolizeiliche Fürsorge übergegangen ist. Haben im J. 1834 die Assecuranzgesellschaften Großbritanniens schon für 578 Millionen Pf. Sterl. Güter versichert, was bereits die Hälfte des gesammten Güterwerthes betragen soll, — so dürfte es bald der immensen Mehrheit der Nation einleuchten, daß es am förderlichsten wäre, wenn die Assecuranz der Staatsverwaltung einverleibt und für die Versicherung, wie früher für den Handel, für den öffentlichen Unterricht u. s. w. ein besonderes Ministerium gebildet würde. —

h.

Die Dampfmaschinen in England.

In England befinden sich jetzt (Jan. 1837) 15,000 Dampfmaschinen in Thätigkeit. Eine derselben in Kornwallis hat die Stärke von 1000 Pferden. Im Durchschnitte jede derselben nur der Stärke von 25 Pferden gleichgestellt, bieten sie zusammen die von 375,000 Pferden. Nach Watt's Berechnung die Stärke eines Pferdes der von $5\frac{1}{2}$ Mann gleichstellend, ersetzen die Dampfmaschinen fast 2,000,000 Menschen. Da nun jedes Pferd jährlich 2 acres Landes verzehrt, so bleiben also 750,000 acres den Einwohnern zur Verfügung.

i.

Zunahme der Bevölkerung und Veränderung des Verhältnisses der Stände zu einander in Großbritannien.

G. A. Porter, der an der Spitze des statistischen Departements im englischen Handelsbüreau steht, hat 1837 in Druck gegeben: The progress of the nation in its various social and economical relations. Hiernach betrug die Zunahme der Bevölkerung Großbritanniens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts circa 905,368 oder $17\frac{3}{4}$, — in der zweiten Hälfte aber 3,147,494 oder $52\frac{3}{10}$ Procent; — ferner betrug diese Zunahme in den drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts circa 1,950,590 oder $27\frac{1}{10}$, — dagegen in den drei ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts 5,024,207 oder $51\frac{3}{8}$ Procent.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Stände zu einander hat folgende sehr bedeutende Veränderung stattgefunden. Es kamen auf je 1000 Personen in Großbritannien

	im J. 1811:	im J. 1831:
für den Landbau	352.	282.
für Handel und Manufacturen	444.	520.
für andere Beschäftigungen . .	204.	298.

So haben sich also in kurzer Zeit die constitutiven Elemente des Staatsorganismus sehr bedeutend verändert, und es dürfte diesem nach nicht Wunder nehmen, wenn auch die Formen der Verfassung in Kurzem eine Veränderung erlitten.

k.

Zur Statistik der englischen Tagblätter.

Einer dem Unterhause vorgelegten Berechnung zufolge wurden in jedem der fünf Monate, vom 30. Juni bis zum 1. December 1837, gestempelt:

von den Times . . .	210	bis	370,000	Exemplare,
vom Morning-Herald	160	„	204,000	„
„ Morn.-Chronicle	160	„	200,000	„
„ Standard	86	„	123,000	„
„ Globe	72	„	90,000	„
„ Weckly-Messenger	60	„	80,000	„
„ Morning-Post .	56	„	77,000	„
„ Sun	66	„	76,000	„

„ Observer . . .	15 bis	60,000	Exemplar.
„ Courier	30 „	40,000	„
„ Examiner . . .	18 „	21,000	„
„ Age	10 „	11,000	„
„ Spectator , . .	9 „	10,000	„

l.

Zur kirchlichen Statistik von London.

Aus der Schrift: „The state of the Metropolis“ (1836) entnehmen wir folgende Angaben: „Die Bevölkerung von London, die 1811 erst 1,016,014, betrug nach der Volkszählung von 1831 bereits 1,517,941. Aber nur für die City-Bewohner (c. 57,800) ist hinlänglich für Kirchensitze gesorgt; für die übrigen gab es deren im Jahre 1815 in den Pfarrkirchen nur 110,000, in den Kapellen 30,000. Seitdem sind, durch Erbauung von 64 neuen Kirchen, noch 108,000 dazu gekommen. Rechnet man hierzu noch 142,000 Sitze in den 178 Kapellen der Dissenters, die (von 200 im J. 1827 vorhandenen) als evangelisch angesehen werden können; so ergibt sich, daß die Totalsumme aller, die bei jedem evangel. Gottesdienste in der Hauptstadt Englands anwesend sein können, 390,400 beträgt. — Im Durchschnitte wohnen aber dem Gottesdienste der herrschenden Kirche sonntäglich nur c. 250,000, dem der Dissenters 106,000 bei; im Ganzen nimmt also nur etwas über ein Fünftel der Bevölkerung am evang. Gottesdienste sonntäglich Antheil. Rechnet man dazu die $\frac{2}{3}$ der kirchenbesuchenden Familien, welche unabweisliche Abhaltungen haben, ferner 300,000 gelegentliche Kirchengänger, und 75,000 Katholiken und Unitarier; so ergibt sich, daß höchstens 945,000 Einwohner den christlichen Gottesdienst regel- oder unregelmäßig, über 500,000, die ihn gar nicht besuchen. —

m.

„Ueber Armuth, Armenwesen und Armengesetze“ in England enthält das dritte Heft der histor. polit. Blätter für das katholische Deutschland (1838) einige interessante Angaben. Durch die Armenunterstützungsacte unter Elisabeth (v. 1601), wurde die Ausführung des Grundsatzes gezwungener allgemeiner Unterstützung geregelt. Die Ausgaben für das Armenwesen, die man für 1680 auf 16 Million Franken angeschlagen, stiegen fortdauernd bis 1750 und erreichten

1800, bei einer nur um das Doppelte vermehrten Bevölkerung, das Fünffache. Seitdem sind sie von 95 Millionen im unglücklichen Jahre 1817 auf 195 Millionen gestiegen; dann nahmen sie bis 1823 zwar wieder ab, obschon sie immer noch nach Abzug der Nationalschuld die Hälfte der gesammten Staatsausgabe betrugen. Von 1823 an nahmen sie jedoch wieder zu, und erreichten die Höhe von 201,178,345 Franken, also daß sie $\frac{1}{6}$ des reinen Einkommens des Grundbesitzes verschlangen, während sie 1820 nur $\frac{1}{8}$ in Anspruch genommen. Die Parlamentsacte v. 14. August 1834 hat aber den Grundsatz sanctionirt, daß der arbeitsfähige Arbeiter in der Regel nur Unterstützung gegen Arbeit in Arbeitshäusern erhalten soll. Dies hat einen bedeutenden Minderaufwand in den Kosten zur Folge gehabt. —

n.

Criminalstatistik Großbritanniens von 1835.

Der Denkschrift des Esq. Samuel Redgrave zufolge, die von demselben am 20. Juni 1836 in der statistischen Gesellschaft zu London vorgelesen worden, beläuft die Gesammtzahl derer, welche wegen Vergehen im v. J. vor den Assisen von England und Wales gestanden, sich auf 20,731, wonach, gegen die gesammte Bevölkerung gehalten, sich ein Verhältniß von 1 : 631 ergibt. Am Ungünstigsten stellt sich das Verhältniß für Stadt und Grafschaft Bristol mit 1 : 272, und für Middleser mit 1 : 395; dagegen für Wales am günstigsten mit 1 : 2345. — Von sämmtlichen Angeklagten wurden 14,729 verurtheilt, und zwar 523 zum Tode, 3629 zur Transportation, 9915 zum Gefängniß. — Von den Angeklagten waren 17,275 männlichen und 3456 weiblichen Geschlechts; 346 zwölf J. und darunter alt, 2010 unter 16 und über 12; 6147 über 16 und unter 21 J. — Von sämmtlichen Angeklagten konnten 7070 weder lesen noch schreiben, 4321 nur lesen. — Es wird nun zwar bemerkt, daß die Zahl der Verbrecher seit 30 Jahren (mit Ausnahme des J. 1833, wo sie sich um 4% vermindert) stets zugenommen habe; da aber nicht ersehen, ob hierbei auf die Zunahme der Bevölkerung Rücksicht genommen, so muß die Bedeutung der letzteren Angabe zunächst dahin gestellt bleiben.

Herr Poisson hat in der Sitzung der Academie der Wissenschaften zu Paris ein Werk überreicht: „Sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile“ 1837. Er führt darin an, daß in England von 1805 — 1831 die Zahl der vor den Geschwornengerich-

ten Angeklagten sich stätig vermehrt hat, und zwar so, daß für England und Wallis allein die mittlere Zahl derselben jährlich in den

7 ersten Jahren ungefähr 5000,
zweiten 7 „ — 6000,
dritten 7 „ — 9000,
vierten 7 „ — 13,000 gewesen,
aber im Jahr 1832 auf 21,000 gestiegen.

Wir können noch hinzufügen:

daß sie im Jahr 1834 auf 22,245 sich vermehrt,
dann aber . . 1835 „ 20,942 „ —
und . . . . . 1836 „ 20,713 herabgesunken ist.

Verurtheilt wurden, nach Hrn. Poisson

in der ersten Periode etwas weniger als 60 von 100,
„ „ zweiten — „ mehr „ 63 „ „
„ „ dritten — „ weniger „ 68 „ „
„ „ vierten — . . . . fast 70 „ „

Hinzuzufügen ist, daß verurtheilt wurden

im Jahr 1834 . . . . 713 bis 1000,
„ „ 1835 . . . . 703 „ „
„ „ 1836 . . . . 718 „ „

o.

Das Schulwesen zu Liverpool.

Aus dem Bericht, den ein von der britischen Gesellschaft zu Förderung der Wissenschaften gewählter Ausschuß im J. 1836 über den Zustand des Unterrichtswesens in Liverpool erstattet hat, ergibt sich: 1) Daß in dieser Stadt 33,183 von beidem Geschlecht Schulen besuchen. 2) Daß hiervon 6000 entweder unter 5 oder über 15 Jahre alt sind. Da man nun die Gesammtzahl der Kinder zwischen 5 bis 15 Jahren auf 57,000 anschlagen kann, so folgt, daß mehr als 30,000 Kinder dieses Alters gar keine Schule besuchen. — 3) Von den andern 33,185 aber besuchen 17,815 Tag- oder Abendschulen, 11,649 Werk- oder Sonntagsschulen, 3719 nur allein die letzteren! — 4) In 36 Schulen, die auf Gerabewohl aufgenommen, empfingen von 1563 Schülern: 1016 Unterricht nur im Lesen, 299 im Lesen und Schreiben, 238 in beiden und im Rechnen, nur 10 in Lesen, Schreiben, Rechnen und noch anderen Gegenständen! — 5) Mehr als ein Drittel sämmtlicher Schulen sind von christlicher Mildthätigkeit gestiftet und erhalten. — 6) Den Schullehrern und Lehrerinnen fehlen häufig sowohl die materiellen als die geistigen Mittel,

ihrem Berufe zu genügen, wie denn das Amt eines Schulmeisters durchgängig nur von Solchen übernommen wird, die auf keine andere Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen können. — 7) Sehr häufig wurde ein Mangel an Zucht und Gehorsam unter den Kindern, und an Achtung und Ehrfurcht vor ihren Lehrern, überhaupt aber die völlige Abwesenheit eines gleichförmigen Unterrichts-Systemes bemerkt. —

In welchem bejammernswerthen Zustande sich viele dieser Schulen befinden, davon mag folgende Beschreibung einer derselben Beispiel geben: „In einer Dachstube, zu welcher drei dunkle, zerbrochene Treppen hinaufführten, befand sich eine gewöhnliche Werktagschule mit 40 Kindern in einem Raume, der 10 Fuß Länge bei 9 Fuß Breite hatte. Auf einer Stange, die mit einem Winkel dieses Behälters ein Dreieck bildete, saßen ein Hahn und zwei Hühner. Unter einem trümmerhaften Bette stand ein Hundsställchen, in welchem drei Dachshunde lagen, deren Geboll, vereint mit dem Lärm der Kinder und dem Gegacker des Federviehes bei dem Eintritt eines Fremden fast taub machten. An dem einzigen Fenster dieser Kammer saß der Schulmeister und versperrte so drei Viertel des Lichtes, welches hätte eindringen können, den Eingang!"

p.

Frauen-Verkauf in England.

Zu den zahllosen Unbegreiflichkeiten, die sich dem Auge des Natur- und Geschichtforschers in jedem Momente darbieten, gehört wohl auch die Thatsache, daß gerade bei dem Volke, welches die Würde der Frauen inniger und allgemeiner anerkennt, als alle anderen Völker, noch eine Barbarei geduldet wird, welche sich — unseres Wissens — bei keinem anderen Volke vorfindet. Noch am 19. Nov. 1836 brachte ein Engländer seine Frau auf dem Markte in Halifax zum Verkaufe. „Obgleich," dem Herald zu Folge, der diese Thatsache berichtet, „5 Schillings bis jetzt als der Preis einer zum Verkauf ausgestellten Frau angesehen worden, so hat der Ehemann doch durch vieles Anpreisen sein Ehegespons zu 20 Schillinge an den Mann gebracht." — Man irrt aber, wenn man meint, ein solcher Verkauf finde nur in den untersten Ständen des Volkes Statt. Ein geborner Engländer, welchem Schreiber dieses den Bericht des Herald mitgetheilt, erzählte ihm Folgendes: „Im J. 1814 mußte ich einen halben Tag zu Blandford in Sommersetshire verweilen, da ich auf der Morgenkutsche keinen Platz mehr fand, um meine Reise fortzusetzen. Eben las ich im Gasthofe, der auf dem Markte liegt, die Tageblätter, als der Wirth, auf mich zueilend, mich an das Fenster treten hieß, wenn ich eines merk-

würdigen Schauspieles Zeuge sein wolle. Die Neugierde machte mich folgsam. Ich sah hinaus. Eben war ein Wagen angekommen, aus welchem erst ein Herr, dann eine reich gekleidete, mit einem durchsichtigen Schleier verhüllte Dame stiegen. Der Herr faßte einen seidenen Strick, den das Frauenzimmer um den Hals trug, und der unter dem Schleier hervorragte. In demselben Augenblicke kam ein zweiter Wagen, ein Cabriolet mit zwei Pferden, an, aus welchem ein fashionabler junger Mann herabsprang, mit seinem Bedienten zu jenem anderen Fremden trat, und sofort demselben einen Schilling in die offene Hand legte, worauf dieser ihm den Strick überhändigte, an dem er seine bisherige Frau gehalten. Hiermit war diese von ihm geschieden und die Frau des Käufers geworden. Sie zog alsbald den Strick unter ihren Schleier zurück, und das neue Ehepaar begab sich mit dem Verkäufer in den Gasthof, wo sie alle Drei mit einander in größter Heiterkeit einige Erfrischungen zu sich nahmen. Besonders die junge, nun entschleierte Dame schien sehr fröhlich zu sein, und als ich zufällig in ihr Gespräch hineingezogen worden, lud der neue Ehemann mich ein, ihn bei Gelegenheit auf seinem 11 Meilen von Blandford entfernten Landgute zu besuchen."

q.

Englische Schriften gegen Erstgeburtsrecht und für eine Frauenkammer.

Die Revue britannique (März 1838) zeigt an, daß kürzlich in England ein Werk „über die Nachtheile des Erstgeburtsrechtes" erschienen, in jenem Lande, „wo dieses Recht noch Allen (?) eine heilige Bundeslade, ein unantastliches Recht bedünke!" Noch merkwürdiger aber ist ein eben dort von Hrn. J. Bernard herausgegebenes Werk über die „Theorie der Verfassung." Er verlangt, daß das Volk endlich einen Dictator ermächtige, den Thron sammt den beiden Häusern umzumodeln (remodeler). Bei dieser Gelegenheit soll als vierter Zweig der gesetzgebenden Gewalt eine „Frauenkammer" errichtet werden. „Man würde hierdurch dem Mißstand einer aus Männern und Frauen componirten Kammer entgehen, und kein Parlamentsakt würde fortan gültig sein, wenn er nicht nach einander von den drei Kammern notirt und von der Krone genehmigt wäre." — Hr. Bernard schließt sich auf diese Weise den „Sermons" der Frau Dauria und den mémoires à consulter von Mad. Pourtret de Mauchamps würdig an.

r.

Londoner Journal-Statistik für 1837.

Ein englisches Blatt gibt folgende Uebersicht der Hauptjournale von London während des ersten Vierteljahres 1837:

I. Tagblätter. Exemplare werden täglich verkauft

vom Courier (wigh)	1422.
„ Constitutionnel (radic.) . . .	743.
„ Globe et Traveller (wigh-minist.)	2753.
„ Morning-Advertiser (rad.) . .	1870.
„ Morning-Chronicle (wigh-minist.)	7389.
„ Morning-Herald (tory) . . .	6753.
„ Morning-Post (tory) . . .	2428.
„ Standard (tory)	3552.
„ Sun (rad.)	2629.
„ Times (tory)	10565.
„ True-sun (rad.)	1565.

II. Wochenblätter. Wöchentlich werden abgesetzt Exemplare

vom Atlas	2308.
„ Bell's Weekly Messenger . .	15308.
„ Bell's New Week. Mess. . .	4923.
„ Champion Herald	6957.
„ Court Journal	1906.
„ Carlton Chronicle	1039.
„ Examiner	4040.
„ John Bull	4230.
„ London Mercury	6661.
„ London Dispatch	8234.
„ News and Sunday Herald . .	2400.
„ Observer	8461.
„ Patriot	4654.
„ Satirist	3823.
„ Spectator	2770.
„ Sunday Times	10070.
„ Weekly Chronicle	48846.
„ Weekly Dispatch	47307.
„ Weekly True sun	12923.

Außerdem erscheinen noch dreimal wöchentlich und geben Exemplare aus:

„ Evening Chronicle . . . . 1538.
„ Evening Mail . . . . . 2179.
„ St. James's Chronicle . . . 4564.

s.

M'Culloch über Großbritannien.

M'Culloch's statistischer Bericht über das britische Reich. (A statistical Account of the British Empire; exhibiting its Extent, physical capacities, population, Industry, and Civil and religious Institutions. By I. R. M'Culloch, Esq. assisted by numerous Contributors. 2 volls. London. C. Knight et Comp.)

Dieses kürzlich erschienene Werk wird von sachkundigen Engländern als die beste statistische Arbeit über das britische Reich gerühmt, welche bis jetzt noch zu Tag gekommen ist. Da überdies die Authentizität der mitgetheilten Angaben ausdrücklich anerkannt wird, so dürften einige aus denselben geschöpfte Uebersichten unsern Lesern wohl nicht unwillkommen sein.

Was zunächst die Sterblichkeit in England betrifft, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

In den 5 mit 1800 endenden Jahren starb jährlich 1 von 48
„ „ „ „ 1810 — — — — 1 „ 49
„ „ „ „ 1820 — — — — 1 „ 55
„ „ „ „ 1830 — — — — 1 „ 51

„Da indeß," fügt M'Culloch hinzu, „die Bevölkerung durch zahlreichere Geburten sich vermehrt, so können die angeführten Verhältniszahlen nicht völlig zur Bezeichnung des Mortalitäts-Verhältnisses gebraucht werden. Doch ist kein Zweifel, daß seit dem amerikanischen Kriege die Sterblichkeit sich in England vermindert hat. Die Zahl der jährlichen Begräbnisse in dem ganzen Zeitraume von 1780 bis 1815 hat sich nicht bedeutend vermehrt, obgleich die Bevölkerung um 3,300,000 zugenommen hat. Auch hat Finlaison berechnet, daß die wahrscheinliche Lebensfrist für Männer, die jährliche Pensionen bezogen, im Jahre 1795 nur 89,34 Jahre, im Jahre 1830 hingegen für Männer aus der ganzen Masse der Bevölkerung 39,65 Jahre war.

„Diese wundervolle Verbesserung," bemerkt nun Herr M'Culloch, „muß ohne Zweifel mehreren Ursachen zugeschrieben werden: theils der Aus-

trocknung von Sümpfen und Moräſten, wodurch akute und Marſchfieber aus mehreren Bezirken völlig vertrieben worden ſind; theils den Verbeſſerungen in der Diät, Kleidung und Wohnung und anderen Bedürfniſſen der Maſſe des Volkes; theils auch der größeren Vorherrſchaft der Reinlichkeit; theils endlich und ſeit 1800 vielleicht vorzugsweiſe den Entdeckungen in der Arznei-Wiſſenſchaft und der Ausrottung der Blattern."

Hinſichtlich der Gütervertheilung beruft M'Culloch ſich auf die zuverläſſigen Berechnungen Dr. Beeke's, wonach die Geſammtzahl der Landeigenthümer in England und Wales ſich nur auf 200,000 belaufe. Da nun der geſammte Zinſenbetrag (the gross rental) des Königreichs jährlich auf 30 Million Pfd. St. anzuſchlagen ſei, ſo kämen im Durchſchnitt auf jeden Landeigenthümer (landlord) nur 130 Pfd; da aber einige weit mehr beziehen, ſo folge, daß ein großer Theil derſelben viel weniger Einkommen habe. Daher komme es denn, daß wenige ein mühevolleres Leben führen und zu größerer Einſchränkung genöthigt ſind, als die Eigner oder Inhaber kleiner Landparzellen.

Von den 280,000 Individuen, welche Kapitalien in der Staatskaſſe haben, iſt es nur der 60ſte Theil derſelben, deren Dividende 300 Pfd. überſteigt; nur 600 haben Dividenden, die 2000 Pfd. überſteigen.

Der Ackerbau muß ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht haben; denn von 1820 bis 1830 hat die Getraide-Einfuhr gar nicht oder ſehr wenig zugenommen, obgleich die Bevölkerung in dieſen 10 Jahren von 14,391,000 auf 16,537,000 geſtiegen. Merkwürdig iſt, daß, während 1760 in England und Wales noch 888,000 Einwohner ſich von Roggen nährten, jetzt alle bis ungefähr auf 20,000 ſich von Waizen nähren. Aehnliche Verbeſſerungen haben hinſichtlich anderer Nahrungsmittel ſtatt gefunden.

So hat u. a. die Conſumtion von Fleiſch ſich in der Hauptſtadt verdoppelt im Vergleiche zu dem Verbrauche deſſelben in den Jahren von 1740—1750. Noch bedeutender iſt die Vermehrung dieſer Conſumtion in Schottland ſeit 1770.

In Irland hat ſich freilich der Zuſtand der arbeitenden Klaſſe, alſo der großen Maſſe des Volkes, in materieller Hinſicht um Nichts ſeit den Zeiten Cromwell's verbeſſert; indeſſen hat der Mittelſtand in den letzten 50 Jahren zugenommen und auch ſeinen vollen Antheil an den Verbeſſerungen erhalten, deren ſich alle Volksklaſſen in England und Schottland erfreuen.

Der geſammte Ackerbauertrag von England und Wales wird auf 132,000,000 Pfd., von Schottland auf ungefähr 23,000,000, von Irland auf 45,000,000 Pfd. angeſchlagen. Nach Abzug der Koſten für

Einsaat, Pferde u. s. w. kommen in England und Schottland ungefähr 8 Pfd. (genau $\frac{143}{18}$) auf jeden Einwohner für seine jährliche Consumtion, in Irland ungefähr 4 Pfd. 3 S.

35.

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

---

a.

Charakteristik Amerika's von einem Amerikaner.

Fenimore Cooper in seiner 1836 erschienenen Schrift: *A residence in France* — sagt von seinem Vaterland: „Amerika ist ein Land, wo das Eingeständniß irgend eines ziemlich schmutzigen und gemeinen Motiv's fast unerläßlich scheint, wenn man nur sicher leben will ... Ich glaube, es läßt sich kein anderes Volk finden, die ganz ungebildeten und die völlig entarteten ausgenommen, das sich so leicht herumkriegen und durch Schmeicheleien bethören ließe, als die große Masse unseres eignen. In Amerika sympathisirt Jeder mit dem, der das Geldschneiden versteht; denn dies ist das allgemeine Gewerbe und berührt eine Seite, die ihre Schwingungen durch die ganze Republik fortsetzt; nur Wenige aber wissen die Freuden desjenigen zu würdigen, der sein Geld mit Geschmack, Eleganz und Vernunft auszugeben versteht ... Prunksucht und Pracht auf Kosten der Behaglichkeit und Angemessenheit sind bei uns ein vorherrschendes Uebel ... Wenn es die Verehrung des Schöpfers gilt, scheint ein Jeder sich gern — in eine Nußschale verkriechen zu wollen; aber wenn es sich um Essen und Trinken handelt, ist das Zelt Pari Banu's nicht groß genug ... Weit, gewaltig weit sind die gebildeten Klassen Amerika's in ihren Ansichten noch hinter dem Wohlstand des Landes zurück ... Ich kenne kein Land, das innerhalb der letzten 5 Jahre in Ansichten so sehr zurückgeschritten ist, als das unsrige." —

* * *

b.

Bevölkerungszunahme.

Die Volkszahl der 6 größten Handelsstädte in den vereinigten Staaten Nordamerika's ist in 46 Jahren, von 1790 bis 1835 folgendermaßen gestiegen:

in New-York	von	33,000	auf	270,000.
„ Philadelphia	„	42,500	„	200,000.
„ Baltimore	„	13,500	„	92,000.
„ Boston	„	18,000	„	78,500.
„ New-Orleans	„	6,500	„	60,000.
„ Charlestown	„	16,500	„	34,500.
Im Ganzen		130,000	„	735,000.

In ähnlichem Maße wächst die Bevölkerung des ganzen Landes. Statt der 3 Millionen schuldenbelasteter Einwohner der ersten 13 Staaten leben jetzt 15 Mill. in 24 schuldenfreien Staaten. —

c.

Banken, Sparkassen ꝛc.

Dem True-Sun entnehmen wir folgende Angaben: „In sämmtlichen vereinigten Staaten Nordamerika's gibt es jetzt (1837) im Ganzen 667 Banken und 148 Hülfsbanken, deren Gesammtkapital sich auf nahe an 380 Mill. Doll. beläuft; — im Staate New-York — 101 Banken mit einem Kapital von 37,601,460 Doll., 17 Sparkassen-Anstalten, mit einer Hinterlage von 4,845,349 Doll., ferner besitzt der Staat New-York jetzt 11 Eisenbahnen (für 233 Meilen Weges), und 102 Dampfbote für den Hafen von New-York. Zeitblätter gibt es 255 in diesem Staate, wovon 62 in der Stadt New-York. Endlich gibt es in dieser letzteren 15 See-Versicherungs-Compagnien mit einem Kapital von $5\frac{1}{2}$ Mill. Doll., denen mit Nächstem 6 Feuerversicherungsgesellschaften mit mehr als 4 Mill. Kapital sich anschließen werden.

d.

Religionsparteien in Nordamerika.

Der allgemeinen Kirchenzeitung vom 2. Septbr. 1837 zufolge, wäre die Bevölkerung der ver. Staaten Nordamerika's unter die verschiedenen Confessionen folgendermaßen vertheilt:

I. Akatholiken:

Methodisten	5,000,000.
Presbyterianer	2,175,000.
Congregationisten . . .	1,400,000.
Episkopale	600,000.
Universalisten	600,000.
Lutheraner	540,000.
Reformirte	450,000.
Christianer	300,000.
Quäker	220,000.
Unitarier	180,000.
Anabaptisten	43,300.
Mennoniten	12,000.
Shakers	9000.
Mährische Brüder	5000.
Swedenborgianer	4000.
	11,538,300.
II. Katholiken	800,000

Hiernach läßt sich würdigen, was Herr Ed. Gruber in der gleichzeitig erschienenen Schrift: „Ein Blick auf die ver. Staaten Nordamerika's" behauptet: „die Anzahl der Katholiken ist so groß, daß sie, mit dem Präsidenten Jackson an ihrer Spitze, um den vorzüglichsten Einfluß im Staate mit den Presbyterianern in Kampf treten können und wirklich treten;" — und — „die Lutheraner leuchten an Ansehen und Mehrzahl vor den übrigen Parteien hervor." — Beiden Behauptungen widersprechen auch auf das Entschiedenste die Briefe des wohlunterrichteten Michel Chevalier. Zu bemerken ist übrigens, daß die Hauptkirchenformen, welche in Europa noch die weltlich herrschenden sind, auf der Nordhälfte des neuen Welttheiles eben so zu bloßen Sekten und zwar in die Reihe der schwächeren herabgesetzt erscheinen, wie die zwei Haupt-Religionsgestalten Westasiens, der Mosaismus und dessen Reformation, der Mohamedanismus in Europa auch nur eine untergeordnete Stellung einnehmen.

e.

Die Schulanstalten im Staate New-York.

Dem für das Jahr 1835 erstatteten Berichte des Gouverneurs des Staates New-York (welcher 2 Million. Einwohner zählt) entnehmen wir folgende Angaben: Von den 538,398 Kindern zwischen

5 bis 16 Jahren, die im Staate leben, ſind 532,167 unterrichtet und hierzu vom Gemeinweſen 313,376 Doll. verwendet worden. Da die Einwohner noch überdies 423,643 D. als Schulgeld ꝛc. bezahlen, ſo hat die Geſammtausgabe für die Schulen 739,020 D. betragen. — Das Kapital der Elementarſchul-Fonds beträgt jetzt 1,917,494 D. und das des Fonds für höhere Schulen ꝛc. 267,142. — Der Staat New-York erhält durch die Vertheilung der überflüſſigen Einnahme des Bundes über 5 Million. D. Die jährliche Einnahme von dieſem Ueberſchuſſe beträgt 300,000 D., welche der Gouverneur den bisherigen Bewilligungen des Staates für Elementar- und höhere Schulen und für Schullehrer-Seminarien beizufügen vorſchlägt . . . Die im vorhergehenden Jahre angeordnete geologiſche, mineralogiſche und botaniſche Unterſuchung des Staates hat begonnen, und die Berichte der dazu angeſtellten Gelehrten werden in der nächſten Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung erſtattet. —

f.

Ueberbildung der Kinder in Nordamerika und Nordeuropa.

Ueberließ man früher die Kinder mehr ſich ſelbſt oder dem Geſinde, ſo hatte dies manche nachtheilige Folgen; früh eingewurzelte Unarten waren ſpäter ſchwer auszurotten, der Lernjahre wurden viele. Aber die Kinder wurden durchgängig kräftige Naturen, wie wir noch jetzt an unſern Großvätern ſehen. Das Leben ging überhaupt einen langſameren Gang; man nahm ſich zu allem Zeit, weil die Ziele des Strebens näher geſteckt waren; man lernte mäßig, weil überhaupt nur mäßige Forderungen an jeden gemacht wurden. Dies Alles iſt allmählig anders geworden. Die Wiſſens-Maſſe häuft ſich in's Ungeheure; das Begehren wird immer unmäßiger, die Zeit wird zu kurz, das Leben ein Drängen, ein Jagen, bei welchem jeder zu ſpät zu kommen meint. Dazu noch die Ueberſchätzung der blos geiſtigen Bildung, und es erklärt ſich einigermaßen, wie jetzt ſo allgemein die Kinder viel zu frühe zu geiſtigen Beſchäftigungen angehalten werden, damit ſie möglichſt viel lernen und möglichſt bald ausgelernt haben mögen, um zeitlich genug in die Rennbahn des Lebens eintreten zu können!

Aber die ſchlimmen Folgen dieſer Uebertreibung laſſen ſich ſchon zu ſehr merken, da nicht ſelten der Fall eintritt, daß Kinder, die geiſtig angeſtrengt worden, wenn das Gehirn noch in erſter Entwicklung begriffen, für ihre übrige Lebenszeit geſchwächt und abgeſtumpft ſind.

Darüber ſind ſchon manche Klagen in Deutſchland, und Anfang 1836 auch in der Revue Britannique in Beziehung auf Frankreich und England laut geworden, und es dürfte die Zeit nicht ferne ſein, wo man allgemeiner die

Unentbehrlichkeit der Gymnastik und Diätetik einsehen wird. — Bis zu welchem Extrem aber in jener Beziehung sogar in der sonst so praktisch-verständigen neuen Welt man gerathen, ist aus einer Abhandlung des Dr. Brigham zu entnehmen, welcher berichtet, daß unter den Kinderschriften in den vereinigten Staaten Nordamerikas es deren gebe, welche besonders für Kinder von zwei bis drei Jahren bestimmt seien und unter denen sich sogar Handbücher der Botanik, der Sternkunde u. s. w. fänden. Er selbst habe in vielen Familien Kinder unter drei Jahren gesehen, welche große Gedichte und Bibelstellen auswendig lernen und 6 Stunden täglich in der Schule zubringen mußten. Kaum zu Hause, mußten sie wieder Privatstunden nehmen, Magazine u. d. g. lesen, und so treibe man es mit ihnen fort, bis ihr Nervensystem ruinirt sei, und dann frühe schon Hypochondrie, Verdauungsbeschwerde und sonstige Kränklichkeit ihr Dasein verkümmre. Doch soll, nach Dr. Br's. Bericht, schon 1809 bei Philadelphia eine Manual labor academy errichtet worden sein, in welcher die Ausbildung des Körpers und des Geistes gleichmäßig berücksichtigt werde, und gegenwärtig mache bereits eine Rückkehr zu verständigen Erziehungsmaximen sich allgemeiner bemerklich. —

g.

Barbarei in Nordamerika.

Ein gewisser Cobb verspricht im „Spectator," einem Zeitblatt aus Nord-Carolina, unter'm 2. Decbr. 1836, 200 Dollars Belohnung demjenigen, der zwei signalisirte Negersclaven, die ihm entflohen, entweder ihm ausliefern, oder sie in ein Gefängniß bringen oder sie todtschießen würde, „im letzteren Fall aber," heißt es in der Anzeige, „müßte ich selbst sie tödten sehen." — Solche Anzeigen wiederholen sich oft in amerikanischen Blättern, und geben auf das Schmerzlichste zu erkennen, in welche tiefe Ohnmacht sowohl das Christenthum als die Rechtsbildung in jenen Staaten gesunken!

h.

Sclaverei in Nordamerika.

Am 26. Dezbr. 1837 wurde im Congresse der Verein. Staaten der Antrag der Deputirten der südlichen Staaten: „alle Petitionen und Resolutionen um Abschaffung der Sclaverei im Bezirk von Columbia, so wie um Abschaffung der Sclaverei und des Sclavenhandels in anderen Staaten ohne Berücksichtigung und Erörterung auf den Tisch des

Hauses niederzulegen" — mit 135 Stimmen gegen 60 angenommen! — Von ungefähr 13 Millionen Einwohnern der Ver. Staaten sind noch 2 Millionen — Sclaven; namentlich in Südkarolina von 584,000 E. nicht weniger als 315,000 und in Georgia von 517,000 E. 218,000 Sclaven. —

In Virginien und Südkarolina waren zu Anfang 1837 Versammlungen gehalten worden, in denen man die Gesetzmäßigkeit, ja Gottgefälligkeit der Sclaverei zu beweisen suchte. Man berief sich auf die Autorität der „guten alten Sclavenhalter und Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob," und auf den Apostel Paulus der einen entlaufenen Sclaven zu seinem Herrn, Philemon, zurückgeschickt, und einen brüderlichen Brief an diesen „Sclavenhalter" geschrieben. Wer gegen die Sclaverei predige, behauptete man, der dünke sich weiser als die Schrift, und ziehe die „Träumereien der Menschen" dem „untrüglichen Worte Gottes" vor. — Möchte es der evangelischen Kirchenzeitung gefallen, diese Schriftgläubigen eines Besseren zu belehren!

i.

Nordamerikanische Bücherproduktion.

Der New York Bookseller's Advertiser 1836 gibt uns nachfolgende Uebersicht:

Gedruckt wurden in den vereinigten Staaten Nordamerika's

im Jahre	1833	. 306	amerikanische	Orig.-Werke,	409	ausländische	Schriften,	also 715 überhaupt
„	„	1834	. 406	— —	216	—	622	—
„	„	1835	. 318	— —	229	—	547	—

Die im vorigen Jahre erschienenen Werke lassen sich, ihrem Inhalt und Ursprung nach, rubriziren wie folgt:

Theologie (Gottheit)	.	20	amer.	Orig.	22	ausl.	42	in Summa.
Religion und häusliche Pflichten	. . .	15	„	„	13	„	28	„ —
Ethik und Politik	. .	6	„	„	3	„	9	„ —
Gesetzkunde	. . .	9	„	„	3	„	12	„ —
Statistik und Handel	.	9	„	„	2	„	11	„ —
Reisen	. . . . .	12	„	„	11	„	23	„ —
Geschichte	. . . .	4	„	„	8	„	12	„ —
Biographie	. . .	19	„	„	11	„	30	„ —
Medizin und Chirurgie		6	„	„	5	„	11	„ —

Wissenschaften u. Künste	15	amer.	Orig.	8	ausl.	23	in Summa.
Novellen u. Erzählungen	31	„	„	33	„	64	„ —
Poesie	7	„	„	12	„	19	„ —
Erziehung	60	„	„	15	„	75	„ —
Kinderschriften . .	22	„	„	17	„	39	„ —
Jahresschriften . .	10	„	„	—	„	10	„ —
Vermischte Schriften .	24	„	„	10	„	34	„ —
	268.			173.		442.	

k.

Die Presse in den vereinigten Staaten.

Aus Michel Chevalier's „Lettres sur l'Amérique du Nord," (1837) die bereits in zweiter Ausgabe erschienen, schöpfen wir folgende Angaben. Im Jahre 1834 gab es in den V. St. 1265 Zeitungen (s. American almanac, 1835, p. 252), ohne 130 bis 140 periodische Schriften mitzuzählen, die ausschließlich mit Religion, Literatur, Medicin, Jurisprudenz oder Ackerbau sich beschäftigen. Jedes Dorf hat seine Zeitung, die ein- oder zweimal wöchentlich erscheint. Tagblätter gibt es wenige. Im Jahre 1834 zählte man deren nur 90. Nur wenige derselben haben über 2000, keines über 4000 Abonnenten, die meisten Zeitungen haben deren nur 350 bis 500. Durchgängig enthalten sie nur Anzeigen. Die Zerstückelung der Presse läßt nur wenige zu Einfluß kommen, der über den nächsten Kreis hinausreichte. Zu New-York liest man nur New-Yorker, zu New Orleans kaum andere Blätter, als die von New-Orleans. Nur der Globe und der National-Intelligencer von Washington sind sehr verbreitet. Auch stehen die Zeitungsschreiber durchgängig in geringem Ansehen; nur der Redacteur des American (von New-York) und der der National-Gazette (von Philadelphia), die Herren Ch. King und R. Walsh und wenige andere sind in dieser Beziehung auszunehmen. Und dennoch bilden, wie Herr Chev. versichert, die Zeitungen und Zeitschriften den beträchtlichsten Theil der nordamerikanischen Literatur. Der American almanac berechnet die Zahl der Zeitungs-Exemplare, welche im J. 1834 in den V. St. in Umlauf gesetzt worden, auf 70 bis 80 Millionen. Hinzuzufügen wäre die Exemplarenzahl für Zeitschriften, die sehr beträchtlich ist. Die Hauptzeitschrift der Methodisten wird in 32,000 Exemplaren ausgegeben.

I.

Nordamerikanische Opposition gegen den Nachdruck.

Das North-American Review macht im Frühling 1837 auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auch ausländischen Schriftstellern Schutz gegen Nachdruck zu verleihen. Es meint: „ein amerik. Buchhändler werde jetzt kein Narr sein, einem inländischen Autor ein angemessenes Honorar für ein Werk zu zahlen, dessen Absatz ohnehin noch zweifelhaft, während er für gar Nichts das neueste Werk eines populären englischen Schriftstellers erhalten könne, von dem er sicher, eine Auflage zu verkaufen!" „In unserem ganzen Lande" — so versichert der Reviewer, „gibt es kaum ein Dutzend berühmter Leute, deren Schriften von den Vetlegern honorirt werden."... Nebenbei macht er noch auf den Mißstand aufmerksam, daß jetzt das Land mit den schlechtesten und incorrectesten Ausgaben überschwemmt werde, da jeder Nachdrucker dem anderen vorauskommen wolle.

II.

Ein neuer ausgezeichneter nordamerikanischer Anonymus.

Die Nordamerikaner haben mit dem Schwerte die Engländer zur Anerkennung ihrer Selbstständigkeit genöthigt; jetzt scheinen sie mit der Feder auch einen literarischen Eigennamen erobern zu wollen. Noch ist überall von den transatlantischen Skizzen die Rede, und kaum erst hat das Athenäum dem trefflichen Channing gehuldigt, so bringt es schon das Werk eines (ungenannten) Amerikaners, die „Incidents of travel in Egypt, Arabia Petraea and the holy Land" (2 voll. New-York 1837) zur Anzeige, mit dem Bemerken: „these are two very pleasant volumes," und mit der Versicherung: „in dem ganzen Werke findet sich nicht ein einziges langweiliges Blatt." Es fügt dann noch hinzu: „in der That sind die Beschreibungen so geistvoll, und eine so lebendige Kraft und Wahrheit herrscht in der Erzählung, daß, indem man dieses Buch liest, man den Verfasser auf seiner Reise zu begleiten glaubt, und allmählig etwas wie persönliche Theilnahme an seinen Abentheuern gewinnt." Von den interessanten aus dieser Reise mitgetheilten Stellen mögen folgende hier zur Probe dienen: „Nach dem Frühstück bestieg ich ein Donkey und ritt an die Stelle, wo das alte Heliopolis lag, nahe bei dem Dorfe Matarea, ungefähr vier Meilen von Kairo, am Rande des reichen Landes von Gosen. Strabo besuchte diese Ruinen dreißig Jahre vor Christo

und beschreibt sie fast gerade so, wie wir sie jetzt noch sehen. Ein großer Sonnentempel stand ehemals dort. Herodot und Plato studirten Philosophie in den Schulen von Heliopolis; ein barbarischer Perser stürzte seine Tempel, ein fanatischer Araber verbrannte ihre Bücher, und ein einziger Obelisk, 67 Fuß hoch über ein Feld sich erhebend, welches bis an seinen Sockel beackert und bearbeitet ist, steht noch dort, ein wehmutherregendes Denkmal früherer Größe und ewigen Ruhmes." Demnächst erzählt der Vfr., daß er zu Kairo eingetroffen, als eben dort die Caravane von Pilgrimen gelagert, welche im Begriffe stand, nach Mekka zu ziehen. „Sie bestand aus mehr als dreißigtausend Wallfahrern, welche von den Ufern des caspischen Meeres, den äußersten Grenzen Persiens und Afrika's nach vielhundertjähriger Gewohnheit zusammengeströmt, um von Kairo aus ihre 50tägige Pilgerschaft anzutreten... Weithin über die sandige Umgegend waren jene Wallfahrer mit vielleicht 20,000 Kameelen und Dromedaren gelagert, Männer, Frauen und Kinder, Thiere und Gepäcke, Alles durch einander in buntem Gewirre. Einige hatten ihre Zelte noch nicht aufgeschlagen, einige rauchten, andere kochten sich Kaffee, einige aßen, andere jauchzten oder fluchten, andere verrichteten knieend ihr Gebet, wieder andere beeilten sich, dem Strome sich anzuschließen, der schon mehrere Meilen weit in die Wüste sich fortwälzte... Der Gegenstand des allgemeinen Interesses war aber die große Kiste, welche die Geschenke und den Schmuck für das Grab des Propheten enthielt. Das Kameel, welches diese geheiligte Last trägt, ist mit Fahnen und reichen Decken geschmückt, und wird mit frommer Sorgfalt gepflegt. Hat es seine Reise vollbracht, dann darf keine gemeine Last mehr ihm aufgeladen werden. Es lebt und stirbt geehrt von allen guten Muselmännern."

II.

Nordamerikanischer Frauen-Convent für Emancipation der Sklaven.

Ein englisches Tagblatt bringt uns einen Auszug aus einem gedruckten Bericht über den Convent, welcher von Newyorker Frauen zur Abschaffung der Sclaverei abgehalten worden ist. Wir theilen das Wichtigste aus diesem in jeder Beziehung denkwürdigen Actenstück mit. Die Versammlung fand am 9. Mai 1837 und an den drei folgenden Tagen Statt. Sie wurde in aller Form von 71 abgeordneten Frauen der Staaten von New-Hampshire, Massachusets, Rode-Island, New-York, Jersey, Pennsylvanien und vom Ohio constituirt. Hundert und drei Frauen

der Staaten von Süd-Carolina und Connektikut wurden zu correspondirenden Mitgliedern ernannt, und es scheint, daß fast alle sich zu der allgemeinen Sitzung eingefunden haben. Die größte Ordnung herrschte in der Versammlung; die Beschlüsse wurden mit Ruhe und Würde gefaßt, und alle Anwesenden zeigten sich von dem religiösen Gefühle durchdrungen, welches diesem Frauenvereine seine Entstehung gegeben.

Gleich durch einen der ersten Beschlüsse wurde der Frage die richtige Stellung gegeben. „Wie sehr wir uns auch freuen, erklärten nämlich die Frauen des Convents, daß in der Behandlung unserer versclavten Brüder und Schwestern eine Milderung eingetreten, so dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, daß die Hauptfrage nicht die Behandlung, sondern das Princip selbst betrifft. Es kann nämlich auf keine Weise irgend ein Compromiß stattfinden über ein die geheiligten Rechte der Menschheit verletzendes Herkommen, so lange noch ein Mensch als Eigenthum eines anderen Menschen angesehen werden kann."

Mehrere Beschlüsse wurden dann gefaßt, in denen die Widersetzlichkeit der Staten des Nordens gegen die Discussion dieser Frage mit Recht aus Handelsinteressen abgeleitet wird. Die Mitschuld dieser Staaten wurde als „Nationalverbrechen" gebrandmarkt.

Daß hierbei diese Frauen von dem Beruf, in dem sie handelten, und von dessen Würde tief durchdrungen waren, zeigt sich u. a. in dem Beschlusse derselben, in welchem sie Folgendes erklären: „da gewisse Rechte und Pflichten allen moralischen Wesen gemeinschaftlich zustehen, so ist für das Weib nun die Zeit gekommen, sich frei in dem Kreise zu bewegen, den die Vorsehung ihr angewiesen, und nicht mehr innerhalb der Schranken sich halten zu lassen, welche durch verderbte Gewohnheiten und eine falsche Anwendung der h. Schrift um sie gezogen worden. Es ist vielmehr Recht, wie Pflicht des Weibes, die Sache der Unterdrückten in unserem Lande zu vertreten, und Alles, was in ihrer Gewalt steht — mit Stimme, Feder, Geldmitteln und der Macht ihres Beispieles — zu thun, um das abscheuliche System der amerikanischen Sclaverei zu vernichten... Der Convent glaubt fest, daß das Vorhandensein eines unmenschlichen Vorurtheils gegen die farbige Bevölkerung die Haupturſache der amerikanischen Sclaverei ist. Je näher wir nun den Druck sehen, in welchem unsere Brüder und Schwestern schmachten, um so tiefer sind wir von der Grausamkeit dieses widerchristlichen Vorurtheils überzeugt, welches sie an den Boden unserer sg. freien Staaten schmiedet, ihnen alle Quellen des Unterrichtes und der evangelischen Moral verschließt, und sie in den Ketten der Abgötterei gebannt hält. Es ist daher eine feierliche Pflicht für jede Amerikanerin, für Abschaffung dieses fürchterlichen Uebels zu beten,

und an die Grundsätze der christlichen Gleichheit zu appelliren, indem sie zu gleichen Gebeten, wie zu gleichen Rechten diejenigen beruft, die ebenso wenig um der Farbe ihrer Haut, als um der verschiedenen Haar- oder Augenfarbe willen davon ausgeschlossen sein sollen. Es ist daher Pflicht jedes Abolitionisten, Alles aufzubieten, um Tages-, Abend- und Sonntagsschulen zu gründen und zu erhalten, die Allen, ohne Unterschied der Farbe, geöffnet seien, die Farbigen zum Lernen zu ermuntern und die Lehrer in ihrem schönen und edeln Berufe zu unterstützen. Wir werden allen unsern Einfluß gebrauchen, um die Emancipation unserer farbigen Freunde zu bewerkstelligen, und so lange es noch in unseren Kirchen Bänke gibt, auf denen sie allein sitzen sollen, werden wir uns auf diese Bänke setzen und an der Seite unserer unglücklichen Geschwister für deren Befreiung zu unserem gemeinsamem Vater die inbrünstigsten Gebete richten."

o.

Deutsche Redlichkeit in Nordamerika.

Von Washington aus wird unterm 9. Oct. 1837 geschrieben: „Der Präsident erklärte mir vorgestern, daß er den Einfluß der Deutschen (Bürger der Ver. Staaten in die öffentlichen Angelegenheiten dieses Landes) für ein Werk der Vorsehung halte, welches bestimmt sei, deutsche Redlichkeit jüdischem Börsen- und Länderspiel entgegenzusetzen." „Ich vertraue," schreibt General Jackson an den Herausgeber des Washington-Globe, „auf die Unbestechlichkeit der Deutschen; sie hat uns den ersten Sieg über die Bank erfechten helfen; sie wird uns auch jetzt retten... Die nächste Präsidentenwahl wird wohl von den Deutschen entschieden werden."

p.

Theaterbelustigungen zu Cincinnati.

Unter der lächerlichen Ueberschrift: *Moeurs republicaines*, liefert das Journal de Francfort vom 21. März 1838 folgenden Artikel: „Nachfolgendes ist das Programm einer zum Benefiz der Mistriß Carl, Schauspielerin am Theater zu Cincinnati in den Ver. Staaten, gegebenen Vorstellung: „Jeder Zuschauer wird beim Eintritt einen köstlichen Kuchen erhalten, gefertigt aus Vorschußmehl, Mandeln und Honig. Diejenigen, welche Durst haben sollten, finden im Foyer Bordeaux-

Wein, um ſich zu erfriſchen. Die Familienmütter, welche der Vorſtellung mit wenigſtens drei Kindern beiwohnen, erhalten eine Eintrittskarte für den Sonntag im Garten des Orno. Die Familienväter, welche mit gleicher Anzahl von Kindern kommen, erhalten eine Pfeife mit dem Bildniß Waſhingtons, des Stifters der Union. Nichts iſt verſäumt worden, damit die Stücke, welche gegeben werden, dem Geſchmacke des Publikums entſprechen. Man gibt die Details davon nicht, um die Zuſchauer um ſo beſſer zu überraſchen. Nach Allem dieſem gibt es eine große Landbauſcene, die vorzüglich den Pächtern der Indiana, des Ohio und des Kentucky gewidmet iſt, beſtehend in der Ausſtellung eines prächtigen Parks, begleitet von einem Kalb, welche in einer Lotterie ausgeſpielt werden. Die Looſe werden von Miſtriß Carl, im Coſtüm des Plutus, gezogen. Man wird von dem Kalbe nichts zu fürchten haben, wenn es von ſeiner Mutter entfernt wird; es iſt ſchon ſeit mehreren Tagen entwöhnt."

q.

Toleranz in der alten und der neuen Welt.

In einem engliſchen und einem deutſchen Blatte (April 1837) wird die religiöſe Duldſamkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerika's gerühmt, und beiſpielsweiſe bemerkt, der bisherige Präſident (Jackſon) ſei Presbyterianer, der neu erwählte (van Buren) Baptiſt, der Oberrichter (Taney) Katholik, der Gerichts-Aſſeſſor (Storry) Unitarier, ſein College (M'Lean) Methodiſt. Dagegen machen der Courrier Belge und die Gazette de France in einem entgegengeſetzten Sinne den Umſtand bemerklich, daß der König von Belgien der proteſtantiſchen, der Kronprinz der katholiſchen und der jetzige Bürgermeiſter von Brüſſel der iſraelitiſchen Religion angehört.

r.

Auswanderungen nach Nordamerika.

Dem Morning-Chronicle zufolge kamen Auswanderer an:

Im Jahr	1829	zu Quebeck	13,355,	zu New-York	15,064.
„	— 1830	„	—	24,391,	„	—	36,224.
„	— 1831	„	—	49,250,	„	—	31,739.
„	— 1832	„	—	51,422,	„	—	48,589.
„	— 1833	„	—	22,062,	„	—	41,702.
„	— 1834	„	—	30,217,	„	—	48,110.

Im Jahr 1835 zu Quebeck 11,580, zu New-York 35,302.
„ — 1836 „ — 27,513, „ — 60,541.

36.

Mexiko.

---

a.

Das Land.

In einem Briefe über Mexiko, den der geistvolle Michel Chevalier in den Debats v. August 1837 hat abdrucken lassen, sagt er u. a. von jenem Lande: „Es ist wahrhaft ein irdisches Paradies, wo alle Jahreszeiten in einen ewigen Lenz zusammenfließen, alle Culturen sich vermischen; — ein herrliches Land, das just halbwegs von zwei Enden, dem westlichen und dem östlichen des alten Festlandes liegt. Wenn die Welt je in ein Reich vereinigt werden sollte, — und Gott weiß, ob die Eisenbahnen und die Dampfboote nicht unseren Enkeln diese unermeßliche Umgestaltung vorbereiten, — so müßte Mexiko die Hauptstadt sein. Von da sendete der Gebieter der Welt seine Decrete in 20 Tagen nach New-York, Buenos-Ayres und Chili, in 30 Tagen nach Paris, Madrid und London, und in 40 Tagen nach Constantinopel, Alexandrien und Petersburg, in 50 Tagen nach Calcutta und Peking!“ ... Nicht unbemerkt können wir lassen, daß derselbe Gedanke von einem einzigen Weltreich, in welchem die Hauptstadt durch ein allgemeines Telegraphensystem mit allen übrigen Ländern in lebendigen Verkehr gesetzt würde, schon in dem Tagblatte des Menschheitlebens ausgesprochen, welches der verewigte Dr. K. C. F. Krause im J. 1811 zu Dresden herausgegeben.

b.

Fanatismus.

Der fanatische Haß, den noch bis auf die neueren Zeiten die Geistlichen in Spanien ihren Beichtkindern gegen alle Andersgläubigen einzu-

prägen suchten, hat sich dort schon theilweis auf den Klerus selbst zurückgewendet. In Mexiko aber, welches seine Bildung, d. h. seinen Fanatismus, von Spanien aus erhalten, steht derselbe noch in furchtbarer Blüthe. Die Revue des deux mondes theilt hierüber im ersten Heft v. Aug. 1836 die zuverlässigen Berichte eines Reisenden mit, welche Schauder und Entsetzen erregen. Von Vielem nur Ein Beispiel. Noch im Jahr 1833 wiegelte ein Mönch 2 bis 3000 Leperos auf, und führte sie nach einem Pachthof bei Puebla, wo eine französische Familie wohnte, die nie den Einwohnern den mindesten Grund zur Klage gegeben. Alle Mitglieder der Familie, 9 an der Zahl, wurden ermordet, die Hausfrau, von Stichen durchbohrt, noch lebend, an dem Schweife eines Pferdes davon geschleift; selbst die Diener des Hauses, die Mexikaner waren, wurden ermordet, zur Strafe, „weil sie bei Juden gedient hätten."

c.

Sittenverderbniß.

„Die Sitten," schreibt Michel Chevalier von Mexiko aus (1837), sind, äußerlicherweise, hier nicht völlig so verderbt bei der Aristokratie, als zu Lima und in Brasilien. Die Ausschweifung nimmt sich zum Wenigsten die Mühe, sich zu verbergen. Uebrigens schwinden Ehrlichkeit und Zartgefühl immer mehr. Ehre ist ein Wort, welches bald nur noch bei Spielschulden einen Sinn haben wird... Der Eid ist eine Mystification, der Freimuth ein Betrug, die Gerechtigkeit eine Räuberei. Der Diebstahl ist in die Nationalsitten übergegangen; vornehme Damen excelliren, wie man sagt, in der Kunst, in den Magazinen ein Halstuch oder einen Schleier zu eskamotiren. (Aehnliches wurde kürzlich von römischen Damen berichtet.) Die Frauen der niederen Stände ahmen das Beispiel der Vornehmen nach. Es gibt Läden zweiten Ranges in Mexiko, deren Eigenthümer den Werth des jährlich Entwendeten auf 10,000 Franken anschlagen." Auch herrscht noch immer hier eine ungeheure Spielsucht. „Man hat mir einen Pfarrer genannt, der jedes Jahr nach Sankt Augustin bei Mexiko mit einer Summe von 80,000 Franken kommt. Er reitet an das Fenster eines Spielhauses, reicht, ohne abzusteigen, seinen Beutel mit Geld hinein, um ihn auf Eine Karte setzen zu lassen. Ob er verliere oder gewinne, — ohne sein Gesicht zu verändern — reitet er sofort nach seinem Dorfe zurück." —

37.

Neugranada.

Die *Voce della verità* des Herzogthums Modena enthält einen vom 10. Jan. 1837 aus St. Pierre datirten Brief vom Abbate Gallucci, Secretär des päpstlichen Internuncius Baluffi zu Neugranada, worin es u. a. heißt: „Unsere heilige Religion, welche von Tag zu Tage in Europa mehr in Abnahme geräth, vermöge der verderblichen Grundsätze unseres Jahrhunderts, flüchtet sich in die verborgensten Winkel des Erdkreises... Zu St. Pierre — konnte der Bischof nicht ohne Gensd'armerie-Eskorte ausgehen, weil das Volk sich haufenweise zur Benediction herandrängte... Alle Offiziere des Kaiserreichs, decorirt als Obristlieutenants und Bataillonchefs, sah man zuerst niederknieen vor dem Gesalbten des Herrn, den Segen begehren und ehrfurchtsvoll den heiligen Ring küssen... Wir sind ständig von einer unendlichen Menschenmenge umlagert, welche theils den Segen, theils die Weihe der Rosenkränze und der heiligen Medaillen begehren."

38.

Die Irokesen.

a.

Das Volk.

Von den zwei Millionen Ureinwohnern, welche die Theile von Nordamerika inne gehabt, die jetzt zu den Vereinstaaten, zu Englands nördl. und Rußlands westl. Besitzungen gehören, — sind mehrere Stämme ganz

verschwunden, überhaupt aber nur noch an 313,000 übrig. Zu diesen gehören die Irokesen, die früher vom Staate Georgia wie wilde Thiere gehetzt, erst seit 1827 zur Ruhe gelangt sind. Damals überstieg die Seelenzahl derselben nicht 13,000. Seitdem aber hat sich das Christenthum unter ihnen ausgebreitet, und für ihre bürgerliche Einrichtung haben sie die Verfassung der Vereinstaaten zum Muster genommen. Schon haben sie auch 22 Schulen, worin die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen Unterricht erhalten, und eine Regierungsbuchdruckerei, in welcher die Evangelien und einige Erbauungs- und Unterrichtsbücher, so wie eine Zeitung in der Schirokies-Sprache mit Schriftzeichen gedruckt werden, die ein Eingeborner verfertigt hat.

Die Zahl der Einwohner, die 1832 auf 15,000 angewachsen, belief sich 1834 bereits auf nahe an 18,000, welche 80,000 Stück Hausvieh, 3000 Pflüge, 2500 Spinnräder und 120 große Meiereien besaßen. Bis jetzt sind sie der einzige Stamm der Ureinwohner, welcher seine Selbstständigkeit behauptend, in die europäisch-amerikanische Civilisation eingetreten ist.

b.

Zwei Kapitel aus der Genesis der Irokesen [1]).

I. Die Erschaffung des Weibes.

Old Soul, ein Tschipeweyán, der in seinen jungen Tagen ein berühmter Krieger gewesen, erzählte uns, was in seinem Stamme in Betreff der Schöpfung sich als Ueberlieferung erhalten. Es war dies im Wesentlichen Folgendes: Der Indier wollte sich nicht herausnehmen, eine Meinung darüber zu äußern, auf welche Weise der Mensch zuerst in die Welt gekommen sei; sondern begann damit, daß er bemerkte, „der Mensch sei zum erstenmal in's Dasein getreten während der Sommermonate, in welchen die Beeren in Ueberfluß vorhanden, die allein ihm zur Nahrung gedient. Als aber der Winter hereinbrach," fuhr Old Soul fort, „wurde der Schnee ihm so hinderlich, daß er in seiner Noth auf den Gedanken kam, sich Schneeschuhe zu machen. Nach einiger Zeit waren die birkenen Formen fertig; da er sie aber nicht zusammenfädeln konnte, — denn das

1) Aus den 1836 erschienenen Narrative of a Journey to the shores of the arctic Ocean in 1833 — 4 — 5, under the command of Captain Back, R. N. von Richard King, M. R. C. S. etc. Chirurg und Naturforscher bei der Expedition. 2 Voll.

ist Frauenarbeit, — so blieben sie unvollendet in seiner Hütte liegen. Diesemnach wurde seine Arbeit immer mühsamer, und mit jedem Tage die Erwerbung der Lebensmittel ungewisser. Eines Tages, als er zu seiner Hütte zurückkehrte, kam ihm ein Geräusch zu seinen Ohren, gleich, als ob Jemand an den Schneeschuhen arbeitete, und als er näher hinzutrat, flog ein Rebhuhn aus der Oeffnung am Giebel der Hütte, worauf er jedoch damals nicht weiter achtete.

Am folgenden Tage machte er einen neuen Ausflug, um zu jagen, und als er ausgeblieben, bis es beinahe dunkel geworden, fiel es ihm bei seiner Rückkehr gewaltig auf, als er dicke Rauchwolken aus seiner Hütte aufsteigen sah. Er eilte zu ihr hin, und sah abermals ein Rebhuhn daraus fortfliegen; und als er eintrat, fand er seine Schneeschuhe mehr als halb fertig gefädelt und sorgfältig neben ein Feuer gestellt, welches in der Mitte der Hütte emporloderte. Er muthmaßte nun, daß das Rebhuhn dies Alles bewerkstelligt habe, obgleich er nicht errathen konnte, auf welche Weise es geschehen, und so beschloß er, sich desselben zu bemächtigen, wenn es nur irgend möglich wäre. In dieser Absicht bedeckte er sorgfältig die obere Oeffnung seiner Hütte, als er nach einigen Tagen wieder auf die Jagd gehen mußte, und der Gedanke stieg in ihm auf, daß, wenn er früher als gewöhnlich zurückkehre, es ihm vielleicht gelingen werde, das Rebhuhn zu überraschen und zu fangen.

Mit großer Behutsamkeit schlich er daher bei seiner Rückkehr an die Hütte heran, und so gelang es ihm, dem Rebhuhn die Flucht abzuschneiden. Er trat ein, und, siehe! mit einemmal verwandelte das Vöglein sich in ein junges Weib, — und — gar bald wurde die Welt dann bevölkert.“

II. Die Verwirrung der Sprachen.

„Mehrere Generationen nach der Schöpfung gab es nur eine einzige Sprache; aber ein unglücklicher Zufall störte dieses schöne Einverständniß. Mehrere Kinder kamen zusammen, und als sie alle Spiele, die sie kannten, erschöpft hatten, wußten sie nicht, wie sie sich noch ferner kurzweilen sollten. Da sie schon öfter die Freude gesehen und an ihr Theil genommen, die ihre Eltern hatten, wenn sie die auf der Jagd gefangenen Thiere getödtet und vertheilt, so kamen sie überein, dies in ihrem Spiel nachzuahmen. Sofort wurde einer der Knaben ebenso aufgeknüpft, wie man die Rennthiere aufzuknüpfen pflegte, wenn sie in einer Schlinge gefangen worden, und als er zu athmen aufgehört, zerschnitt man ihn in mehrere Stücke. Jeder der Spielgenossen lief nun mit seinem Antheil zu der Hütte seiner Eltern und erzählte, welch' lustiges Spiel sie gespielt. Die entsetzliche Geschichte erschreckte aber dermaßen die Eltern, daß sie nicht

nur auf das Aeußerste in Verwirrung geriethen, sondern auch unfähig wurden, sich noch ferner einander zu verstehen. Die Folge hiervon war, daß sie sofort auswanderten in weit von einander entlegene Gegenden."

c.

Irokesisches Zeitblatt.

Seit dem J. 1836 gibt ein Irokese für seine Stammgenossen ein Zeitblatt unter dem Titel: „Irokesischer Phönix" heraus, welches theils in der Landes-, theils in englischer Sprache geschrieben wird. Da man zu verstehen gab, der Herausgeber habe weiße Gehülfen, widersprach er in seinem Blatte durch folgende Erklärung: „Kein Weißer nimmt Theil an der Leitung dieses Journals; Niemand, weder ein Weißer noch ein Rother, hat, außer dem ostensiblen Herausgeber, seit dem Beginne des Phönix auch nur eine halbe Spalte der Artikel geschrieben, die unter dem Namen des Herausgebers erschienen sind." —

39.

Die Arrawaks in Guyana.

Dieser aus 27 Familien, oder richtiger Sippschaften bestehende Volksstamm wird uns durch „die brittischen Colonien von Montgomery Martin" (Leipzig. 1835) jetzt erst näher bekannt. — Die Arrawaks sind selten über 5′ 4″ hoch; das Auge ist aufwärts nach den Schläfen hin geschnitten, die Stirne sehr flach. Ihr Geruchsinn ist so fein, daß sie die Spur jedes lebenden Wesens durch Beriechen der Stellen, welche dasselbe betreten, auffinden können. Frauen darf jeder nehmen, so viele er ernähren kann. Der Häuptling hat über die Dienstleistungen der Familien seiner Frauen zu verfügen; dagegen muß er auch ihr Anführer in allen Fehden sein, und wenn Mangel an Nahrungsmitteln entsteht oder Krankheiten wüthen, nehmen die Familienmitglieder ohne weiteres ihre Zuflucht zu ihm, und bleiben oft so lange bei ihm, bis sein ganzer Vorrath aufgezehrt ist. Das Wiedervergeltungsrecht wird auch bei ihnen mit furchtbarer Strenge geübt. Gegen Fremde sind sie argwöhnisch und abstoßend; — so wie sie aber in ihrer Muttersprache angeredet

werden, verwandelt ſich der Argwohn in Zutrauen, und wenn ſie mit Europäern in Familienverbindung treten, zeigen ſie die ſeltenſte Treue und Ergebenheit. — Jedes Kind erhält von einem pe-i-man oder Zauberer, gegen ein demſelben zu leiſtendes Geſchenk, ſeinen Namen, und die Wirkſamkeit der dabei ausgeſprochenen Zauberformeln ſteht mit der Größe des Geſchenkes in gleichem Verhältniß. Wer keinen Namen erhalten, fällt, ihrem Glauben zufolge, der erſten Krankheit oder ſonſtigen Gefährde zum Opfer; daher auch nur die ärmſten — namenlos ſind.

40.

Boothia.

Hauptmann Roß gibt uns in einem von Sir John Roß herausgegebenen „Appendix to the Narrative of a second Voyage in search of a North-West Passage etc.“ (1836) mehrere Nachrichten von den Einwohnern von Boothia, die deßhalb beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, weil dieſer Volksſtamm vielleicht einer der iſolirteſten unter allen jemals entdeckten iſt, da ſie weder mit Europäern, noch ſelbſt mit den übrigen Eskimo's oder ſonſtigen nomadiſchen Stämmen Nordamerika's bekannt geworden.

„Eheloſigkeit,“ ſo berichtet Herr Roß, „iſt völlig unbekannt bei ihnen. Sie konnten gar nicht einmal glauben, daß einer von uns ohne Weib lebe.... Da es aber mehr Frauen gibt, als Männer, ſo iſt es bei ihnen herkömmlich, daß die überſchüſſigen Frauen den beſten Jägern zu Theil werden, da ſie am beſten im Stande ſind, ſelbe zu ernähren. Doch fanden wir nicht, daß Einer mehr als zwei Frauen hatte. Die erſte oder älteſte hat das Regiment... Die Jungfrau wählt, ſobald ſie mannbar iſt; doch wird der Vertrag zwiſchen den Eltern der künftigen Eheleute geſchloſſen. Die Trauung beſteht in nichts Anderem als darin, daß die Jungfrau ſich in die Hütte ihres Zukünftigen begibt. Verſtoßung und Tauſch, ſowohl der Männer, als der Frauen findet hier, wie bei allen übrigen Eskimo's Statt. Ebenſo zeigen auch die Boothier große Liebe zu ihren Kindern. Sie behandeln dieſelben mit großer Milde, und ernten dafür zärtliche Anhänglichkeit und willigen Gehorſam. — Gebietendes Anſehen ſcheint Keiner über die Uebrigen zu beſitzen; — was ſie unternehmen,

thun sie in Gemeinsamkeit. Krieg ist ihnen unbekannt. Mordthaten sind selten; die Strafe dafür besteht darin, daß der Todtschläger zu immerwährender Einsamkeit dadurch verurtheilt wird, daß alle ihn vermeiden. Als man fragte, warum sie nicht den Mörder tödteten, wurde erwiedert: „dadurch würde man sich selbst gleich schlecht machen, der Verlust des zweiten Lebens das erste nicht herstellen, und der Tödtende für gleich schuldig gehalten werden."

41.

Die Sandwichsinseln.

Das reichhaltige Ausland berichtete im August 1837 über die Zeitung der Sandwichs-Inseln, „dieses Blatt wird sehr gut redigirt und ist von hohem Interesse. Man findet in ihm — auch Auszüge aus den Journalen von Siam, Canton, Calcutta, Singapore, Californien, — aus europäischen und amerikanischen Blättern..." Hätte Cook sich Solches vor sechzig Jahren wohl träumen lassen? Dem Bericht des Auslandes zu Folge beschäftigt die Erziehung die Aufmerksamkeit aller Klassen in Honolulu; die Zeitung ist mit Artikeln über diesen Gegenstand gefüllt, und eine Schule wird jetzt dort erbaut, in welcher arme Kinder Wohnung und Unterricht erhalten sollen. Die Kaufleute haben Geschenke hierzu gemacht, die Handwerker wollen ohne Lohn arbeiten. Die Stadt hat auch einen Hülfsverein für arme kranke Matrosen..." Zum Verkauf werden übrigens u. a. auch angeboten Pariser Damenschuhe, Köllnisches Wasser, und d. gl. m.

In einem anderen Blatte lasen wir Folgendes:

Der Botanist Deppe, ein geborener Preuße, hat auf den Sandwich-Inseln die freundlichste Aufnahme gefunden. Im Audienzsaal des jungen getauften Königs wurde er durch die Bildnisse des Königs von Preußen und des Marschalls Vorwärts überrascht, die mit mehreren anderen die Wände schmückten. Hr. Deppe hat von dort einen, auf jenen Inseln selbst gefertigten Atlas mitgebracht, auf dessen Karten die Namen nach der Aussprache der Sandwicher angegeben sind; dann auch eine Elementar-Enzyklopädie, welche mit schönen Holzschnitten geziert, unter denen

auch Abbildungen von Wien und Berlin. In einer zu Oahu gedruckten Zeitung ist u. a. auch von Göthe und Winkelmann die Rede.

42.

Australien.

„Das Festland Australien, eine geographische Monographie — nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke —," welche kürzlich zu Prenzlau erschienen, ist, der Versicherung R(itter?)'s in der Preuß. Staatsztg. nach „ein, mit seltenem Fleiß und gründlicher Kritik bearbeitetes, mit vielen eigenthümlichen Ansichten durchflochtenes Werk." — Aus den von Hrn. M. gesammelten Thatsachen geht hervor, daß das Klima von Australien wegen der Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur und der Trockenheit und Dunstfreiheit der Temperatur eines der gesundesten der Erde sei. Die mittlere Temperatur in Sidney ist im Frühling 18,6 c., im Sommer 22,3, im Herbst 17,0, im Winter 12,6. — Fast allen Reisenden ist die Einförmigkeit der dortigen Vegetation aufgefallen. Zwar zählt Brown dort 4200 Pflanzenarten (von denen $\frac{9}{10}$ Australien eigenthümlich sind); aber die Hälfte aller Arten gehört allein 11 Familien an; das Geschlecht Eucalyptus bildet in Ost-Australien mindestens $\frac{4}{5}$ aller Wälder, und diesem und dem Acacia-Geschlecht gehört mehr als die Hälfte aller Pflanzen-Individuen des ganzen Landes an. Dazu kömmt, daß die Blätter der vorherrschenden Pflanzen vertikal stehend und auf beiden Seiten gleiche Hautdrüsen haben, des Glanzes und der Frische des nördlichen Laubes ermangeln. Auch die Blumen sind zwar schön, aber einförmig und auffallend duftlos. Merkwürdig ist, daß ebenwohl dies Land so reich an schön gezeichneten, als es arm an Singvögeln ist. Mit dem Reichthum an Vögeln contrastirt die Armuth an Säugthieren und die Einförmigkeit in deren Bildung; fast alle sind Beutelthiere. Sehr rasch verbreiten sich aber die von den anderen Welttheilen eingeführten Pflanzen und Thiere. —

43.

Sechster Welttheil.

Der Globe bemerkt: ein neuer Welttheil bilde sich fast unter unseren Augen; der friedliche Ozean ist auf einer Fläche von fast 50 Graden der Länge auf ebenso viele der Breite mit Inseln übersät. Jede derselben scheint den Mittelpunkt zu bilden für Korallenbänke, die sich aus dem Meer emporthürmen. Die Vereinigung weniger solcher Bänke nimmt bald die Gestalt einer kleinen Insel an, und so wie das Meer sie verlassen, überzieht sie eine reiche Vegetation. Die Natur scheint in jenen Gegenden ganz besonders lebensthätig zu sein. Vom südlichen Theile Neu-Irland's bis zum Norden der Sandwichsinseln heben sich Myriaden solcher Korallenbänke, und wo diese zu langsam wachsen, scheint die Natur noch durch vulkanische Thätigkeit nachhelfen zu wollen.

44.

Allgemeines.

a.

Die Bevölkerung der Erde nach den verschiedenen Religionen wurde folgendergestalt angegeben:

	von Hassel (im J. 1817)		von Balbi (im J. 1829)
Christen mit allen ihren Verzweigungen	254,000,000	—	260,000,000
Buddhisten	315,977,000	—	170,000,000
Mahomedaner	120,105,000	—	96,000,000
Brahmisten	110,353,000	—	60,000,000

	von Hassel (im J. 1817)	—	von Balbi (im J. 1829)
Juden	3,930,000	—	4,000,000
Alle übrigen Religionen	134,490,000	—	147,000,000
	967,855,000		737,000,000

b.

Beitrag zur Statistik des Welthandels.

Wie es den Menschen erhebt, wenn er sich bewußt wird, Mitglied einer großen Nation zu sein, so erweitert sich auch seine Brust, wenn ihm der großartige Verkehr zur Anschauung kömmt, in welchen sein Volk, — ja sein Welttheil mit andern Welttheilen verflochten ist; wenn er wahrnehmen kann, daß dieser Verkehr sich stätig erweitert und beschleunigt. Es ist ihm dann, als hörte er die Pulse des großen Lebens schlagen, welches die einzelnen durch Gebirge, durch Wüsten und Meere von einander geschiedenen Völker in einen einigen menschheitlichen Organismus zu verketten strebt! Darum nimmt der Phönix auch von prosaischen Zahlen Notiz, wo dieselben die Steigerung gemeinsamen Lebens und Gedeihens zur Anschauung bringen.

Finden wir daher in der schätzbaren allg. Geschichte und Statistik der europ. Civilisation von J. Schön, daß in Europa eingeführt wurden:

im Jahr 1750 . . .	60	Mill. Pfd.	Kaffee,
„ — 1788 . . .	150	— „	—
„ — 1813 . . .	158	— „	—
„ — 1750 . . .	145	— „	Zucker,
„ — 1788 . . .	480	— „	—
„ — 1813 . . .	658	— „	—

Dann lesen wir mit hohem Interesse, wenn unterm 13. d. M. von Bremen her berichtet wird, daß im vergangenen Jahre in Europa eingeführt wurden: 217 und eine halb Mill. Pfd. Kaffee und 913 und eine halbe Mill. Pfund Zucker; wonach also die Einfuhr von 1788 bis 1836 sich um 67 und eine halbe Mill. Pfd. Kaffee und 433 Mill. Pfd. Zucker vermehrt hat. —

c.

Finanzielle Lage von Europa.

Aus einer Arbeit des Hrn. Frèder. Fayot, welche der Temps vom 14. Oct. 1836 mittheilt, entnehmen wir folgende allgemein interessante Angaben:

Die Masse der ausgegebenen und eingeschriebenen Schulden der großen Staaten Europas übersteigt 37 Milliarden Franken. In dem Schuldregister finden wir Großbritannien mit 21 Milliarden notirt, Holland und Belgien mit 4, ebenso Frankreich; Spanien ebenfalls mit 4, (wovon jedoch nur 2 Interess. zahlen.) u. s. w.

Das Münzkapital der vornehmsten Staaten wurde noch vor einiger Zeit auf 5 Milliarden angeschlagen; gegenwärtig ist das Maximum des baaren Geldes nur 4 Milliarden, womit der Kurs von 37 Milliarden öffentlicher Fonds und 20 Milliarden von Bank-Actien und Scheinen, Kanal-, Eisenbahn-Actien u. s. w. und alles umlaufende Handelspapier aufrecht zu erhalten sind. Die furchtbare finanzielle Krise von 1825 war durch Entwerthung einer Milliarde herbeigeführt, die von 1816—1825 in England für das span. Amerika angeliehen. Jetzt stehen $4\frac{1}{2}$ Milld. in Gefahr durch die span. und portug. Irrungen, — und es könnte dies wohl jene von Napoleon auf St. Helena prophezeite „*Conflagration des crédits publics*" zur Folge haben. —

d.

Sterblichkeit in den Hauptstädten Europa's und Nordamerika's.

Nach Dr. John Hogg's „London wie es ist," beträgt die jährliche Sterblichkeit:

in London	1 auf 40	in Philadelphia	1 auf 31.
" Petersburg	1 " 37	" Neapel	1 " 28.
" New-York	1 " 35	" Brüssel	1 " 25.
" Berlin	1 " 34	" Amsterdam	1 " 24.
" Paris	1 " 32	" Wien	1 " $22\frac{1}{2}$.

Von allen Ländern Europa's soll Sizilien das ungesundeste Klima und die größte, — England überhaupt genommen — die geringste Sterblichkeit haben.

e.

Zunahme des Pauperismus in den mehrsten civilisirten Staaten Europa's.

Aus Naville's sehr zu empfehlendem, reichhaltigen Werk de la charité légale 1836 (2 voll.) ersehen wir, daß zu Kopenhagen die für die Armen erhobene Steuer sich in 4 Jahren verdoppelt hat. Zu Stockholm, wo man vor hundert Jahren 930 Arme zählte, gibt es deren jetzt an 15,000! Zu Berlin hat seit 1815 die Ausgabe für die Bedürftigen sich vervierfacht; und daß auch in anderen deutschen Staaten noch viel Elend zu finden, wird durch die große Anzahl der Auswanderer wahrscheinlich; in die 7 Häfen der V. Staaten von N. Am. sind im Jahr 1834 deren 31,000 angekommen. Zu Venedig lebt eine Hälfte der Stadt von den Unterstützungen der Anderen. Von 100 Einwohnern mußte Holland im J. 1822 neun, jetzt muß es zwölf unterstützen. In Belgien gehört mehr als $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung zur Klasse der Bedürftigen. Auch in der Schweiz vermehrt sich die Anzahl derselben; in einigen Cantonen werden von 100 Einwohnern 25 unterstützt. Am meisten jedoch leidet England durch den Pauperism. Die Armentaxe absorbirt jetzt $\frac{1}{6}$ des reinen Einkommens der liegenden Güter; per Kopf hat sie seit 1780 sich verdoppelt und ungefähr $\frac{1}{3}$ der Nation nimmt die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch! — Diesen Angaben kann man die erfreuliche aus Hrn. v. Villeneuve-Bargemont's Economie politique chrétienne geschöpfte beifügen, daß in Frankreich, wo, nach des berühmten Vauban's Denkschrift v. 1698, unter Ludwig dem Großen — ein Zehntel der Nation „wirklich bettelte," gegenwärtig von einer verdoppelten Bevölkerung nur mehr ein zwanzigstel derselben zu den Bedürftigen gehört, im Ganzen also ungefähr 1,600,000 Individuen, in welcher Zahl jedoch circa 540,000 Fündlinge und die, fast alle in öffentliche Anstalten aufgenommene Gebrechlichen und Viele nur theilweiser Unterstützung Bedürftige gehören. — Auch ergibt sich aus amtlichen Berichten, daß in den französ. Fabrikstädten von 1813 bis auf 1835 die Zahl der Bedürftigen sich von 103,000 auf 62,539 vermindert hat.

Nach Hrn. de Villeneuve-Bargemont findet näher folgende Vertheilung derselben Statt:

	Bevölkerung.		Arme		Verhältniß der Arm. zur Bevölk.
England hat	23,400,000	— c.	3,900,000	—	$\frac{1}{6}$
Deutschland = ...		=	680,000	—	$\frac{1}{20}$
Oesterreich =	32,000,000	— =	1,283,000	—	$\frac{1}{23}$

	Bevölkerung.		Arme.		Verhältniß der Arm. zur Bevölk.
Dänemark	. . . . .		—		$\frac{1}{25}$
Spanien	13,900,000	— c.	450,000 (?)	—	$\frac{1}{30}$
Frankreich	32,000,000	— "	1,600,000	—	$\frac{1}{30}$
Italien	19,044,000	— "	750,000	—	$\frac{1}{25}$
Belgien / Holland	. . . . .		—		$\frac{1}{7}$
Portugal	3,530,000	— "	141,000	—	$\frac{1}{25}$
Preußen	12,700,000	— "	425,000	—	$\frac{1}{30}$
Eur. Rußl.	52,500,000	— "	525,000	—	$\frac{1}{100}$
Schweden	3,866,000	— "	154,000	—	$\frac{1}{25}$
Schweiz	1,724,000	— "	17,000	—	$\frac{1}{100}$
Ganz Europa:	226,445,200	— "	10,897,333.	—	$\frac{1}{20}$

f.

Criminalſtatiſtik.

Nach den Berechnungen des Colonel Forſell in ſeinem 1837 erſchienenen Werke über Schweden fände hinſichtlich der Verbrecher folgendes Verhältniß in Beziehung auf die Bevölkerung ſtatt:

In den Ver. Staaten v. Nordamerika wie eins zu 3,500 Einw.
" Wales . . . . . " " " 2,520 —
" Dänemark . . . . . " " " 1,700 —
" Schweden . . . . . " " " 1,500 –
" Schottland . . . . . " " " 1,130 —
" England . . . . . " " " 740 —
" Irland . . . . . " " " 490 —
" Neu Süd-Wallis . . . . . " " " 22 —

g.

Zur Statiſtik der Tagblätter.

Es gab zu Ende 1835 27 Zeitungen für Oſt- und 20 für Weſt-Indien. Von den erſteren hat, nach der Verſicherung des Major Head, die Gazette de l'Inde 568 und der Bengal Hurkara 954 Abonnenten. China hat nur ein Journal, das Canton-Register, dagegen Auſtralien 17. Zu Conſtantinopel erſcheint jetzt, neben dem, mit Anfang 1832 hervorgetretenen Moniteur ottoman, noch ein zweites offizielles Blatt in türkiſcher

Sprache, der: „Takoimi Wechaii," d. h. Darstellung der Ereigniſſe. Die Leitung deſſelben iſt den Händen des Reichs-Hiſtoriographen Eſſad Effendi anvertraut. Da nun die Zeit ihre ſiebenmalſieben Meilenſtiefel angezogen, um die Nemeſis im Triumphe durch das allgemeine Wirrſal hinzutragen, ſo mag es für die Osmanlis jetzt ſchon hinreichen, wenn ihnen auch nur die — deutlich und vernehmlich genug — ſprechenden Ereigniſſe dargeſtellt werden. Für die geſprächigen und von uralters ſehr neugierigen Griechen gab es nur erſt 4 Journale: Die Epoche, die Ephemeriden, den Erretter und das Journal de Smyrne; — jetzt ſind noch die türkiſch-griechiſchen Kretiſchen Ephemeriden auf Candia hinzugekommen. —

h.

Verminderung der Hinrichtungen — und Mordthaten.

Es zeigt ſich in der neueſten Zeit bei den gebildeten Völkern Europa's eine merkliche Verminderung der Anwendung der Todesſtrafe.

In Preußen, wo nur mehr Mord mit dem Tode beſtraft wird, wurden in den letzten 15 Jahren:

Von 1820—1825 von 60 zum Tod Verurtheilten 47 hingerichtet,
" 1825—1830 " 50 " " — 26 —
" 1830—1835 " 43 " " — 16 —

In England fanden (nach den dem Parlement vorgelegten Akten) in den letzten 21 Jahren Hinrichtungen ſtatt:

in den erſten 7 Jahren 649, von denen 141 für Mord,
" " zweiten " — 484, " " 113 " —
" " letzten " — 355, " " 105 " —

In Belgien wurden, nach der der Deputirtenkammer mitgetheilten Ueberſicht, hingerichtet:

Im Jahr 1814 .. 235 Verbrecher, von denen 150 für Mord.
" " 1814 .. 71 — " " 64 " —
" " 1824 .. 23 von 38 wegen Mord Verurtheilter,
" " 1834 .. Keiner von 20 " " —

So hat alſo überall, mit Verminderung der Hinrichtungen auch die Zahl der Mordthaten abgenommen.

i.

Religiöſe Conflikte vom Athos bis zu den Säulen des Herkules.

Nach öffentlichen Blättern ſind jetzt (Oct. 1836) amerikaniſch-proteſtantiſche Miſſionarien im Conflikt mit den griechiſchen Katho-

liken des neuen Hellas; — in Ungarn breiten sich die Calvinisten so stark aus, daß katholische Bischöfe und sonstige Vorfechter der Kirche bedeutende Summen zur Eindämmung dieser Strömung zusammenschießen. In Oesterreich und Baiern wird hin und her über die Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, die Jesuiten wieder einzuführen geredet und geschrieben. Das übrige Deutschland hat mit Muckern und Rationalisten, mit Hengstenberg und Strauß vollauf zu thun. In Frankreich unterdrückt die Juliregierung die Julikirche des Abbé Châtel, während in der gebildeten Pariser Welt die Mode, kirchgläubig zu scheinen, schon wieder im Abkommen ist. Aus Spanien endlich wird berichtet, daß am 7. Sept. 1836 ein Geistlicher in der Madrider Akademie des Kirchenrechts öffentlich den Satz vertheidigt hat: „Es ist mit der Heiligkeit, welche der Priesterstand erheischt, nicht unvereinbar, daß die Geistlichen verheirathet seien." —

k.

Anzahl der Zeitungen auf dem Erdball.

Dem Journal gén. de la littérat. de France zufolge (dessen Genauigkeit hinsichtlich des Auslandes wir jedoch keineswegs verbürgen) gab es Ende 1836 in England 274 Zeitungen, in Frankreich 234, in Belgien 62, in Preußen 288, in den anderen deutschen Staaten 305, in Oesterreich 82, in Holland 150, in der Schweiz 36, — dagegen in Rußland und Polen zusammen genommen nur 84, in Portugal 17, in Spanien 12 (?) u. s. w. überhaupt,

in Europa ..	2148	Zeitungen
= Amerika .	1138	—
= Asien ...	27	—
= Afrika ...	12	—
= Australien	9	—
In allem also	3334.	—

l.

Monumente Europa's.

Mehreren Zeitungen zufolge arbeiten die Herren Doktoren Pertz und Böhmer sehr fleißig an den *Monumentis Germaniae*. Gleiche gelehrte Rührigkeit macht sich jetzt in Frankreich, Belgien, Skandinavien, Böhmen, Ungarn und selbst in Rußland bemerklich. Bauen etwa diese Länder sich selbst schon ihre Denkmäler, in der

Ahndung völligen Hinscheidens, oder tragen sie nur Myrrhen und Gewürze zum Wiedergeburtsgrab zusammen, im Vorgefühl, daß ihre Phönix-Periode abgelaufen, und ein neuer Weltlauf beginne?

m.

Europa's Kosmopolitismus.

Sehr schön heißt es in einem Aufsatze, „die fünf Welttheile" überschrieben, den die außerordentl. Beil. zur allg. Ztg. v. 4. Januar 1837 bringt: „Ist es nicht ein erfreulicher Anblick, jetzt die mannigfaltigen Völker, die über unseren Planeten, wie Bienen in dem wundervollsten Baume, wohnen, alle zu einer höheren, geistigeren Regsamkeit erwacht, in Kultur und Sitte, in Glauben und Künsten, bald rascher, bald langsamer, aber doch immer und überall vorwärts schreiten zu sehen? Und wer hat fast in alle Winkel und abgelegene Eilande des unendlichen Weltmeeres dieses neue, höhere Streben getragen, wer bringt rastlos die prometheische Fakkel zu den jugendlich frischen Bewohnern der Südsee, zu den dumpf hinstarrenden, alterskranken Urbewohnern Amerikas, zu den beweglichen, sinnvollen Malaien, zu den körperlich unerschöpften Aethiopiern? Es ist Europa, das mitten aus den Aengsten und Kümmernissen seiner Civilisation so schöne, ja heilige Entwürfe und Keime für die Fremde empor fördert. Europa ist ein Bürger der fernsten Zone, ein Bürger der Zeiten, die da kommen sollen..."

IV.

Artiſtiſches, Sociales und Religiöſes.

auch Abbildungen von Wien und Berlin. In einer zu Oahu gedruckten Zeitung ist u. a. auch von Göthe und Winkelmann die Rede.

42.

Australien.

„Das Festland Australien, eine geographische Monographie — nach den Quellen dargestellt von C. E. Meinicke —," welche kürzlich zu Prenzlau erschienen, ist, der Versicherung R(itter?)'s in der Preuß. Staatsztg. nach „ein, mit seltenem Fleiß und gründlicher Kritik bearbeitetes, mit vielen eigenthümlichen Ansichten durchflochtenes Werk." — Aus den von Hrn. M. gesammelten Thatsachen geht hervor, daß das Klima von Australien wegen der Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur und der Trockenheit und Dunstfreiheit der Temperatur eines der gesundesten der Erde sei. Die mittlere Temperatur in Sidney ist im Frühling 18,6 c., im Sommer 22,3, im Herbst 17,0, im Winter 12,6. — Fast allen Reisenden ist die Einförmigkeit der dortigen Vegetation aufgefallen. Zwar zählt Brown dort 4200 Pflanzenarten (von denen $\frac{9}{10}$ Australien eigenthümlich sind); aber die Hälfte aller Arten gehört allein 11 Familien an; das Geschlecht Eucalyptus bildet in Ost-Australien mindestens $\frac{4}{5}$ aller Wälder, und diesem und dem Acacia-Geschlecht gehört mehr als die Hälfte aller Pflanzen-Individuen des ganzen Landes an. Dazu kömmt, daß die Blätter der vorherrschenden Pflanzen vertikal stehend und auf beiden Seiten gleiche Hautdrüsen haben, des Glanzes und der Frische des nördlichen Laubes ermangeln. Auch die Blumen sind zwar schön, aber einförmig und auffallend duftlos. Merkwürdig ist, daß ebenwohl dies Land so reich an schön gezeichneten, als es arm an Singvögeln ist. Mit dem Reichthum an Vögeln contrastirt die Armuth an Säugthieren und die Einförmigkeit in deren Bildung; fast alle sind Beutelthiere. Sehr rasch verbreiten sich aber die von den anderen Welttheilen eingeführten Pflanzen und Thiere. —

43.

Sechster Welttheil.

Der Globe bemerkt: ein neuer Welttheil bilde sich fast unter unseren Augen; der friedliche Ozean ist auf einer Fläche von fast 50 Graden der Länge auf ebenso viele der Breite mit Inseln übersät. Jede derselben scheint den Mittelpunkt zu bilden für Korallenbänke, die sich aus dem Meer emporthürmen. Die Vereinigung weniger solcher Bänke nimmt bald die Gestalt einer kleinen Insel an, und so wie das Meer sie verlassen, überzieht sie eine reiche Vegetation. Die Natur scheint in jenen Gegenden ganz besonders lebensthätig zu sein. Vom südlichen Theile Neu-Irland's bis zum Norden der Sandwichsinseln heben sich Myriaden solcher Korallenbänke, und wo diese zu langsam wachsen, scheint die Natur noch durch vulkanische Thätigkeit nachhelfen zu wollen.

44.

Allgemeines.

a.

Die Bevölkerung der Erde nach den verschiedenen Religionen wurde folgendergestalt angegeben:

	von Hassel (im J. 1817)		von Balbi (im J. 1829)
Christen mit allen ihren Verzweigungen	254,000,000	—	260,000,000
Buddhisten	315,977,000	—	170,000,000
Mahomedaner	120,105,000	—	96,000,000
Brahmisten	110,353,000	—	60,000,000

künſtleriſchen Daſeins, welches ſeine Ergänzung erſt darin findet, daß das Kunſtwerk — als ſolches, als gelungen, — zur Anerkennung kömmt, daß es erkannt und von Freunden des Schönen, Vollkommenen genoſſen wird. Dieſe Ergänzung iſt aber um ſo vollſtändiger und befriedigender, je größer die Zahl der Genießenden, der Bewunderer, der Verehrer. So findet die Kunſt, die aus der Bewunderung des — mit leiblichen oder geiſtigen Augen — Geſchauten entſpringt, ihren erſten Schluß- und Ruhepunkt ſelbſt wieder in der Bewunderung; denn ein zweiter, noch ſchönerer, noch höhere Befriedigung gewährender Kreislauf eröffnet ſich erſt da, wo die genießende Bewunderung des Betrachters eines Kunſtwerks dieſen ſelbſt zu künſtleriſchem Bilden begeiſtert, und ſo der erſte Ruhepunkt zur Geburtsſtätte, zum Lebenspunkt eines zweiten Kunſtgebildes wird. —

Jene erſte, weſentlichſte Ergänzung ſeines Daſeins wurde urſprünglich den Künſtlern dadurch zu Theil, daß ihre Werke in Tempeln und Kirchen, oder ſonſtigen öffentlichen Gebäuden dem Staunen der Menge, der denkenden gefühlten Würdigung der Eingeweihten dargeboten wurden. Aber wie das geiſtige Leben der Menſchen über die ausſchließliche Verehrung vorzeitlicher Göttergeſchichten und über die Sehnſucht nach künftiger Seligkeit, ſo ging auch die Kunſt über die ausſchließliche Bewunderung und Darſtellung des Heiligen (im engeren Sinne des Wortes) hinaus, wie jenes zur Vertiefung in die Gegenwart und zum Genuſſe des Natürlichen, ſo die Kunſt zur Darbildung der unmittelbar vorhandenen Natur (Stillleben, Landſchaft, Porträt, Genrebild) und der profanen Geſchichte. Iſt doch wirklich jedes Erzeugniß der göttlich-ſchaffenden Natur, jedes, irgend ein göttliches Moment des menſchlichen Weſens offenbarendes Ereigniß, — eben als dieſer eigenthümliche Ausdruck oder Reflex des Göttlichen — ein würdiger Gegenſtand der bewundernden Betrachtung, — wie jeder Verſuch, das Geſchaute und vollends das Schöne, Wunderſame, oder Erhabene nachzubilden und darzuſtellen ſelbſt wieder ein Bezeugniß des Ueberthieriſchen, Ueberſelbſtiſchen, Allgemeinen, des wahrhaft Göttlichen in dem menſchlichen Weſen iſt! — Für dieſes alles aber, was außerhalb des kirchlich-heiligen Gebietes lag, war zunächſt in der neueren Zeit noch keine Stätte der Veröffentlichung erbaut, und als das mit Allgewalt wieder auflebende ſg. heidniſche Element des Lebens ſich in der Folge in den Gallerien und Muſeen ſeine eigenen Tempel erbaute, wurde die Aufnahme in dieſelben nur den ſeltenen Virtuoſen, und auch dieſes meiſtens nur nach ihrem Tode eröffnet. So fehlte den Künſtlern durchgängig die andere Hälfte ihres Künſtlerdaſeins, für welche die Hoff-

nung unvergänglichen Ruhmes — bei der Nach-Wel
hinreichenden Erſatz darbieten konnte. Ueberdies blieb
nigſten für die gewöhnliche Vorſtellung, — dem bloßen
laſſen, ob junge Künſtler überhaupt bekannt, ob ihnen
Fortbildung zu Theil würden. — Indeſſen brachte da
ſüchtige, prunkliebende Zeitalter Ludwig's XIV. die Kun
an die Tagesordnung. Die Helden wollten ihre Schlach
Notabilitäten ihre Perſonen auf der Leinwand verewigt ſe
ler ſich am Anblick üppiger Scenen weiden, andere auf
Kunſt ſich in den Aether der Vernehmigkeit erheben, und
gung derſelben an dem Ruhme der Künſtler ihren Anth
kamen ſchon damals in der glänzenden Hofſtadt unſerer
Nachbarn — Kunſtausſtellungen zu Stande,
franzöſiſchen Maler bereits ein großes Publikum gewa
aber in der ſg. guten, alten Zeit das Leben durchweg ſeine
Richtung und Haltung von oben herab empfing, von d
Machthaber, von der Gunſt und Laune der Großen,
ſolche Ausſtellungen nur glückliche Zufälle, und die Kunſ
Gnade.

Die Revolution, die man nach der vorkämpfenden
franzöſiſche zu nennen pflegt, die aber ſchon jetzt
blos europäiſche iſt, brachte auch in den eben beſprc
niſſen einen radikalen Umſchwung zu Stande. Oeffent
Concurrenz wurden allgemeine Bedürfniſſe; mit der bür
ſchaft wurden auch Kunſt und Wiſſenſchaft emancipirt;
des Himmels bewegten ſich, und neue Offenbarungen d
faſt allen Kreiſen des Daſeins eröffneten eine neue Zeit.
unſerem heiligen Deutſchland erhielt die bildende Kunſt
phie und der ihr engverbündeten Poeſie eine neue Weihe
in der That zu einer religiöſen Angelegenheit der Ge
nun überhaupt die allgemeine Meinung an die Stelle d
Autorität auf den Thron geſtiegen, ſo fing jetzt das Lebe
digen Mitte der Geſellſchaft, von der Klaſſe der Gebilde
geſtalten an, und was früher durch einzelne Machthal
nunmehr durch freie Vereine bewirkt; daher das näch
das gegenwärtige vielleicht das Jahrhundert der Ver
der Verſöhnung — nennen wird.

Aus dieſer allgemeinen Tendenz der neueſten Zei
Kunſtvereine hervorgegangen, und wenn wir die Hi
Gegenwart zu deuten wagen, ſo möchten wir als das nächſ

einen Verein dieſer Vereine, d. h. eine organiſche Verkettung derſelben bezeichnen.

Verweilen wir aber zunächſt bei der Gegenwart, ſo können wir uns über das ſichtliche Gedeihen dieſer gemeinnützlichen Veranſtaltung erfreuen, und deren Förderung allen Freunden einer fortſchreitenden Bildung auf das angelegentlichſte empfehlen. Vor Allem erfreulich iſt, daß durch ſolche Ausſtellung die Künſtler die nothwendige Ergänzung ihres künſtleriſchen Lebens, die Kunſt ſelbſt, das göttliche Schöne einen neuen Tempel, das Publikum einen reinen, reichen, über das Alltägliche erhebenden Genuß gewinnen. Indem aber gar Mannigfaltiges zur Vergleichung dargeboten wird, iſt den Betrachtenden auch eine Gelegenheit eröffnet, ihr Urtheil über die verſchiedenen Leiſtungen zu bilden. Sowohl das Urtheil der Menge, als die lautwerdende Kritik der Kunſtgenoſſen und Kenner kann dann rückwärts die Anſichten der Künſtler berichtigen und läutern, und ſo, durch wechſelſeitigen Austauſch der Werke und Urtheile der Kunſtſinn — und Künſtlerſinn ſich immer mehr bilden und ſteigern.

Indeß bedürfen die Künſtler auch durchgängig finanzieller Unterſtützung, und ſo hat die Ausſtellung ihrer Werke ebenwohl die Beſtimmung, deren Verkauf auf alle Weiſe zu erleichtern. Dies mögen dann beſonders die mit zeitlichen Gütern Geſegneten bedenken, und hierbei erwägen, daß ſie dem Künſtler, der ſein Leben der Darſtellung des Anmuthigen, Schönen, Erhabenen, Heiligen, kurz der Offenbarung des ſichtbaren Göttlichen in ſeiner reichen Farbenbrechung widmet, auch nach Kräften ihre Dankbarkeit zu erweiſen verpflichtet ſind. Iſt ihnen die Gabe des künſtleriſchen Schaffens verſagt, ſo ſind ſie dagegen mit den Mitteln, dieſes Schaffen zu fördern begabt, und auch die Dankbarkeit, auch die Förderung des Guten und Schönen — iſt eine Offenbarung des Göttlichen im Menſchen. Mögen ſie daher einen Theil der Gunſt, die ſie den flüchtigen Kunſtleiſtungen der Bühne und der Muſik ſchenken, den bleibenden Werken der bildenden Künſte zuwenden, und dabei erwägen, daß das Scherflein, welches ſie zur Unterſtützung der Künſtler beitragen, zugleich der allgemeinen Bildung, und namentlich der Ausbildung des Schönheitsſinnes ihrer Mitbürger zugewendet iſt. — Die Künſtler aber mögen bedenken, daß die Theilnahme an ihren Leiſtungen nur erſt im Aufblühen iſt, und daß ſie durch möglichſt billige Preisbeſtimmung dem werdenden Kunſtpublikum freundlich entgegenkommen müſſen, wenn die Ausſtellungen ſich eines bleibenden Erfolges erfreuen ſollen. —

Ueberſehen wir nun, ſcheidend, und manchen liebgewonnenen Ge-

bilden ein Lebewohl — vielleicht auf immer — zuflüsternd, noch einmal die ganze schweigsame, und mitunter doch so beredte Versammlung, so können wir nicht bergen, daß dieselbe — im Ganzen genommen — einen ähnlichen Eindruck in uns zurückgelassen, wie wenn wir einen ganzen Stoß der neuesten Erzeugnisse der sogenannten schönen Literatur nacheinander durchblättert. Hier wie dort — überhaupt eine lebhafte Regsamkeit nach allen Seiten hin, bei mehreren — Einzelnes recht Gelungenes; aber nur bei sehr wenigen geniale Originalität, bei den wenigsten durchgängige Annäherung zum Vollendeten; — bei den meisten hingegen theilweise Vernachlässigung, bei Einigen sogar fast absichtliche Geringschätzung wesentlicher Momente eines Kunstwerkes überhaupt und eines Kunstgemäldes insbesondere. Namentlich ist bei sehr Vielen eine Eiligkeit, eine Hast der Ausführung zu bemerken, durch welche die Werke der Menschenhand, so weit hinter den Werken der Natur zurückbleiben, deren zeitlich mannigfach getrübte Erscheinung sie doch durch concentrirte Schönheit, durch gediegene Vollendung überbieten sollten. Die Naturseele aber ist in allen ihren Gestalten gleich gegenwärtig und wirksam; sie führt Jedes in seiner Art und nach seiner Bestimmung mit gleicher Sorgfalt aus; sie übereilet Nichts, sondern wirkt stätig und gelassen, als die ewiglebende für ewige, ihrer Werke sich erfreuende Götter. In dieser vollen Hingabe an den Gegenstand, in dieser stätigen Treue bei der Arbeit kann der Mensch, und muß er der verborgenen Werberin der Tiefe nacheifern, will er überhaupt eine Stelle in den heiligen Reihen der wahrhaften Künstler verdienen. Aber die Eilfertigkeit, die seit dem letzten großen Umschwung der Dinge sich aller Gemüther bemächtigt hat, und sie zum Schnell-Lesen und Schreiben, zum Schnell-Fahren und überhaupt zum Schnell-Leben hintreibt, scheint auch in die Werkstätten der Maler eingedrungen zu sein und auch diese zum Schnell-Malen und Schnell-Fertigmachen zu stacheln. So kömmt es denn, daß zwar Vielerlei, aber wenig Gehaltvolles, Durchgebildetes produzirt wird, und daß wir nur wenigen Werken begegnen, an denen nicht sofort selbst die Laien diese oder jene Mängel zu bemerken und zu rügen sich veranlaßt fänden. Allerdings macht derselbe Mißstand sich auch in der schönen Literatur bemerklich, und wir glauben keinen gegründeten Widerspruch zu erfahren, wenn wir behaupten, daß er größtentheils aus der einseitigen Opposition der Romantik gegen das Antike, der Humoristik gegen das Classische entsprungen. Wie Göthe, Schiller, Wieland, — aus hoher Verehrung für die ruhige Vollendung des Antiken, auch selbst ihre Werke in jeder Beziehung zu vollenden strebten, so begann dagegen mit Tieck, Friedrich Schlegel, Jean Paul, eine gewisse Nonchalance, eine theilweise

Vernachlässigung der Form, die selbst jetzt noch bei poetischen Notabilitäten, wie Rückert und Leopold Schefer, sich mitunter schmerzlich verspüren läßt. Das Gefühlvolle, Geistreiche, Bedeutsame sollte genügen, wenn es auch in rauher Schale dargeboten wurde, als wenn die Seele eine vollkommene wäre, welche nicht ihre ganze Erscheinung durchdringt, und ihre Leiblichkeit zum vollständigen Ausdruck und Ausspruch ihrer inneren Vollkommenheit macht. Auch die bildenden Künstler wurden theilweise von jenem romantischen Rausche ergriffen, und wenn nur tiefe Gedanken und Empfindungen auf die Leinwand geschrieben waren, so kümmerte man sich wenig um die Correktheit der Zeichnung, um die Tüchtigkeit der Färbung und die Schönheit des Colorits. Und doch ist gerade die Form im weitesten Sinne des Worts, die von so Manchem gering geschätzt wird, genau betrachtet das Wichtigste von jedem Kunstwerk, da sich gerade in ihr die Allgegenwart des schaffenden Geistes beurkundet.

Was namentlich die Malerei betrifft, so dürfte es doch wohl Jedem einleuchten, daß vor Allem Richtigkeit der Zeichnung eben so nothwendig bei ihr vorausgesetzt wird, wie die Correktheit der Sprache und der Versifikation bei der Poesie. Ein Gleiches ist von der eigentlichen Composition, von der anmuthigen, verständigen, sinnvollen Anordnung und Gruppirung zu sagen. Durch sie erst können Zeichnungen und Dichtungen überhaupt zu Kunstwerken werden. Wie dann aber das sprachrichtige, wohlcomponirte Gedicht erst dadurch wirklich zu einem poetischen Kunstwerk wird, daß die Sprache sich zur Musik verklärt, und Melodie und Harmonie das Ganze beherrschen, — so wird die korrekte, wohlangeordnete Zeichnung erst dadurch zu einem wahrhaften Gemälde, daß die Farbe sich zum lebendigen Scheine der naturgemäßen Wirklichkeit verklärt, und über das Ganze sich der Zauber eines schönen Colorits verbreitet.

Erst wenn diesen Forderungen ein Genüge geleistet, kann von den höheren Aufgaben der Kunst die Rede sein; erst wenn die Schwierigkeiten des Technischen überwunden sind, kann die Verwirklichung bestimmter Ideale zur Sprache kommen. Bei Werken, die der Kindheit der bildenden Kunst angehören, stört uns mancher Mangel nicht, wenn die technische Ausführung noch zurückbleibt hinter der mächtig hervordrängenden Empfindung. Nachdem aber die Kunst sich des Technischen bereits vollkommen bemächtigt, würde es ein Anzeichen kindisch-werdenden Alters sein, wenn man wieder zu jener ersten Dürftigkeit zurückkehren wollte. Die wahre Rückkehr — in die Kindheit, welche den Himmel der Kunst eröffnet, ist nicht, Kinder zu werden am Verständniß, sondern offen zu werden für alles Tüchtige und Treffliche, was uns dar-

geboten wird, und, wie Kinder, nur dasjenige zu produ
Macht des Genius treibt. So können die großen, na
14. und 15. und theilweis noch des 16. Jahrhunderts
ihrer würdig — nachgeahmt werden, daß man, wi
lebendigen Geiste des Jahrhunderts sich durchdring
läßt, und, wie sie, zur Produktion der Phantasiebild
Vermählung des allgemeinen und des individuellen Geist
des Bewußtseins kommen, sich aller der Kunstmittel
bedient, die bereits von den Vorfahren und Zeitgenos
worden.

In beiden Beziehungen scheint uns — von den K
die vorzugsweise die diesjährige Ausstellung mit ihren Sendu
haben, — die Düsseldorfer Schule von dem Geiste d
jener früheren Jahrhunderte am innigsten durchdrungen zu

Einestheils hat nämlich die eigenthümlichste
neuesten Zeit, die wesentlich eine allumfassende, man kann
cyklopädische ist, auch in jener Schule eine thatsächlich
gefunden. Jede Kunstbestrebung des Jahrhunderts ist dor
Arbeiter vertreten; jedem Bedürfniß des vielgestaltigen
durch mannigfaltige Leistungen begegnet. Wir erinnern
der diesjährigen Ausstellung an Deger's Maria fü
an Steinbrück's Genoveva für das Historische, an de
Berge von Müller, und das wunderliebliche Bauernn
Becker als Genrebilder, an Lessing und Posé für di
Achenbach's Marinen und an Schartmann's Früh
leben.

Man sieht aus diesen Arbeiten, daß keine der Sphäre
Künstlergeist im Verlauf seiner bisherigen Entwicklung ei
ausgeschlossen ist, vielmehr, nach den vernünftigen neuer
principien, jedem werdenden Künstler die Bahn einzusch
wird, auf welche sein Genius ihn treibt, auf welcher a
auch Treffliches zu leisten vermag.

Anderntheils beweisen die zur Ausstellung geko
jener Schule, daß durchgängig von einem gründlichen, eifr
dium ausgegangen, daß die treueste Sorgfalt auf alles Tec
det, und alle Elemente jedes Bildes mit gleicher Liebe behan
geführt werden. Ueberall gewahrt man, daß die wesent
mung jedes Gemäldes, als Gemäldes — (im Unterschi
nung und Skulptur) — nämlich schöne, ergreifend
lichkeit wirklicher oder möglicher Gestaltun

wahrhaften Färbung und Beleuchtung — als diejenige Aufgabe fest im Auge gehalten wird, welche nothwendig gelöst werden muß, um den Ideen-schaffenden Genius in Besitz der Mittel zur Verwirklichung seiner Ideale zu setzen. Und auch hierbei läßt sich jene Freisinnigkeit der leitenden Meister nicht verkennen, welche sich darauf beschränkt, die Zöglinge für die Aufgabe zu begeistern, ohne ihr individuelles Geschick bei Lösung derselben in eine einzige Methode einzubannen.

Darum sprechen uns auch die Werke dieser Schule durchgängig so lebendig an, weil Jugend und Freiheit, weil individuelle Tüchtigkeit und ein aufquellendes Leben von Innen heraus uns entgegen athmen.

Daß übrigens die innigste Vertiefung in die Natur, selbst in die Beschaffenheit unbedeutender Moose und scheintodten Gesteines und jeder sonstigen Aeußerlichkeit, den Künstler vom Aufflug zum Tabor der geistigsten, noch darstellbaren Empfindungen nicht zurückhält, davon haben nicht nur die größten alten Meister, ein van Eyck und Hemling, ein Dürer und Schoreel, Fiesole, Leonardo und so viele andere uns die vollste Gewißheit gegeben; — auch noch in unserer Ausstellung haben das meisterhafte Bild von Deger und dessen, leider! erst wenige Tage vor dem Schluß ausgestellte Zeichnung, „die Himmelfahrt Christi," den Beweis geliefert, daß die Freude an der Gegenwart nicht unvereinbar ist mit einem Aufschwung in den Aether der Religion, daß vielmehr gerade die Kunst berufen ist, die Vermählung Himmels und der Erde zu beseligender Anschauung zu bringen. Wußten wir uns doch nicht zu erinnern, eine schönere Perle in reinerem Golde gefaßt gesehen zu haben, als Deger's Christuskind im weichen Moose gebettet, — das vom Himmel herabgestiegene, zur Bedürftigkeit sich herablassende Kind Gottes, umfangen von dem aus der Nacht und der Starrheit des Felsens sich losringenden, zum Lichte, zum Leben und zur Freiheit emporstrebenden Stoffe! — Auch möchten wohl mehrere Apostel auf jener Zeichnung dem Geistigsten und Tiefstempfundenen anzureihen sein, was uns in den Zeichnungen Overbeck's so überwältigend ergreift.

Wenn wir uns aber über die Bestrebungen der Düsseldorfer Schule, soweit sie uns aus den eingesendeten Bildern erkennbar geworden, mit einiger Ausführlichkeit verbreitet haben, so wurden wir hierzu theils durch die Dankbarkeit bestimmt, zu welcher der reiche, durch ihre Leistungen gewährte Genuß uns verpflichtet, theils durch den, von vielen Seiten her vernommenen, auch von uns gehegten Wunsch, daß in den angedeuteten Beziehungen die sehr achtbaren Bestrebungen der hiesigen Schule sich durch die ihrer niederrheinischen Schwester vervollständigen lassen möchten!

Daß junge Künstler sich vorliebig der Darstellung
genstände widmen, kann, an und für sich genommen, n
erfreuliche Thatsache anerkannt werden. Religion ist da
geweiht ist alles, was zu ihrer Belebung, zu ihrer Ver
Zweierlei scheint uns aber hierbei einer besonderen Erwäg

Für's Erste ist doch wohl nicht in Abrede zu stel
ligion innerhalb der Sphäre der Kunst — au
sentlichen Voraussetzungen und Bedingungen derselben
Geist ist allerdings das Leben und das Belebend
bendige Gestalten und Werke hervorzubringen, bedarf e
lien; er muß Fleisch werden und es nicht für eine S
halten, sich neben untergeordnete Lebendigkeiten in die Kri
sen. Allerdings soll er von einer Jungfrau, er soll vo
Künstlerseele geboren werden; aber er muß doch als gan
Mensch in das Leben treten und darf an einer marklosen
nicht genügen lassen. Diese effektive Incarnatio
des Geistes würdige Vollendung der landschaftlichen un
gebungen und Beiwerke sind es, die wir noch bei den mei
hiesigen Schule vermissen, wenn wir auch den auf das H
Sinn, den sie ahnden lassen, und in der edeln Madonna
chen Christuskind von Settegast viel Anmuth der Form
mes, gediegenes Kolorit mit Freuden anerkennen. —

Demnächst scheint uns in Bezug auf das Religiös
eine besondere Berücksichtigung zu erheischen, — daß die
welcher die ältesten christlichen Maler ausgegangen, imm
diejenige in den Hintergrund tritt, welche besonders seit d
ben der classischen Welt, seit der tieferen Erforschu
seit der Entstehung der Geschichtswissenschaft uni
men der Ideen von fortschreitender Entwicklun
nischer Weltgestaltung sich zu bilden begonnen.
Maler war die Welt noch in den härtesten, schroffesten
Widersprüchen befangen. Kirche und Staat, Natur und
und Wissenschaft, — dann wieder Heiliges und Profanes
Jenseits, Himmel und Hölle, Aszetismus und Weltgen
sich die eigenthümlichen Elemente des Mittelalters noch w
lassen, — alle diese Vorstellungen schwebten dem Geiste
theils als unversöhnbare Gegensätze vor, und wie
eine Sclavin der Theologie, so war die bildende Kunst lange
der Kirche — und beschränkt — und ausschließend,
— Ist aber die Menge der vielsprachigen Menschen da

an dem Stamme der socialen Ordnung, so sind die Künstler die bunten Blätter seiner Blüthen, — in Wahrheit aber das durch höhere Begeistung metamorphosirte grüne Laub selbst. Wie nun die gesammte sociale Ordnung eine andere geworden, so treibt jetzt der Baum des Lebens auch andere Laub- und Blüthenblätter, und wer nur irgend mit dem Contrapunkt der Geschichte vertraut worden, erkennt auch die innere Nothwendigkeit jener Erweiterung des Kunstgebietes, welche schon mit dem Eintritt der Reformation ihren Anfang genommen. Und gerade weil jetzt Religion nicht mehr als das besondere Band weniger Auserwählten mit einer eifersüchtigen, über alle anderen ewig zürnenden Gottheit, sondern als das alldurchdringende, all-einigende Band der Welt, und jede absolute Ausschließung aus der Gotteesgemeinschaft vielmehr als irreligiös betrachtet wird, konnte auch die Kunst nicht in ihrer anfänglichen Beschränktheit beharren; sondern mußte alles Sichtbare, Darstellbare irgendwie in den Kreis ihres verklärenden Gestaltens hineinziehen. Hieraus erklärt sich denn auch jene entschiedene, wenn auch bei den meisten nur instinctive Ungunst, welcher jede absolut ausschließende und in so fern nur negative Bestrebung begegnet, und die bei manchen sogar sich bis zu gereizter Verkennung des Positiven, Achtbaren in jener Absonderung fortreißen läßt.

Indeß möchte hinsichtlich der leicht wahrnehmbaren ungünstigen Stimmung, welcher ausschließlich auf Darstellung kirchlich-religiöser Gegenstände gerichtete Kunstbestrebungen begegnen, auch noch der Umstand nicht unberücksichtigt zu lassen sein, daß nicht leicht mehr ein irgendwie bedeutsamer Moment aus jener Sphäre aufzufinden sein dürfte, für welchen nicht bereits vollendete Darstellungen dem Gedächtniß des Betrachters vorschwebten, so, daß neueste Darstellungen durchgängig nur als mehr oder minder gelungene Annäherungen zu jenen Meisterwerken zur Vorstellung kommen, während die Gebiete der historischen, der Genre-, der landschaftlichen und Porträt-Malerei ihrer Natur nach unerschöpflich sind und deshalb die Darstellungen aus derselben auf ein immer gleiches, lebendiges Interesse zu zählen befugt sind. Eine Fülle vollendeter Gestaltungen dämpft aber nicht nur die Theilnahme der Betrachter für nur annäherungsweise gelungene Werke, sondern sie lähmt auch immer mehr oder minder den Bildungstrieb des Künstlers. Wendet sich dieser aber einem noch nicht von der Kunst wiedergeborenen Gegenstande zu, dann kann der Genius seine Schwingen völlig frei entfalten, und aus der Begeisterung und Seligkeit der ersten Umarmung entspringt dann auch ein begeisterndes, hochbeseligendes Kind der Liebe, wie uns auf der diesjähri-

gen Ausstellung in dem „hessischen Bauernmäd
gust von der Embde (in Cassel) zur Anschauung g

Indem wir hiermit im Allgemeinen uns Rechensc
sucht von den Eindrücken, welche die Leistungen der bei
Schulen auf uns und andere gemacht haben, bedarf es
deren Versicherung, daß wir mit diesen Andeutungen nur
Gesichtspunkte bezeichnen wollten, von denen aus auch de
freunde seine Ansichten auszusprechen vergönnt sein
die Künstler das Bedürfniß fühlen, ihre Werke der Oef
übergeben, räumen sie eben damit auch dem sg. Laien di
die Gedanken und Empfindungen laut werden zu lasse
jene angeregt, nun auf ihre Weise zu den Künstlern z
durch wechselseitigen Austausch das Einverständni
welches, als die Krone alles Schaffens und Sprechens, a
und wissenschaftlichen Bestrebungen stets von beiden Sei
halten — und mit allen Kräften erstrebt werden mus
auch in dieser Beziehung sich die Zeiten gewaltig verände
Gottesgelahrtheit von ihrem himmelhohen Throne herab
vor ihren Kindern zu rechtfertigen; erkennt auch die höchst
die Nothwendigkeit, die allgemeine Zustimmung für ihre
fehle zu gewinnen; — fühlt endlich sogar die Philosophi
aus ihrer spröden Abstraktion sich zur Gemeinverständlichk
— wie könnte da die Kunst sich der lebendigen Wechseln
Publikum entziehen und dieses nur zu einem dummen Ga
nen verurtheilen wollen? — Wohl bescheiden wir uns d
Endurtheil nur durch solche Erörterungen vorbereitet w
denen auch die Künstler selbst Theil genommen haben
vorstehenden Bemerkungen auch nur zu solchen Erörterun
lassung bieten wollten. —

Ueber die von München eingesendeten Arbeiten
Hauptberichte unseres Freundes nichts hinzuzufügen, da zw
ben, wie namentlich die Leistungen von Stange, Dürk,
Bayr, Petzl, Eckert und Schnitzler, ein löbliches
kunden, — die Mehrzahl aber kaum der Mittelmäßigkeit
von einer Schule hierbei nicht die Rede sein kann, indem
ten der Akademie die Ausstellung mit Werken ihrer Hand
verschmäht haben. Mit Bedauern vernehmen wir übrige
Akademie in dem vorigen Jahre sich ein königliches Dekret
soll, wonach ihr eine Art von Monopol in Bezug auf alle
Kosten zu erzielenden Kunstwerke zugetheilt worden sei. —

Möge dort, wie überall, die Ueberzeugung immer tiefere Wurzeln schlagen, daß in der Kunst, wie in allen übrigen Sphären des menschlichen Daseins und Wirkens, das Gedeihliche und Allbeglückende nur aus dem Boden freier Gemeinsamkeit erwachsen und erblühen kann, wenn auch immer und überall — so Wachsthum, wie Blüthe — durch die göttliche Einsaat genialer Geister und den erweckenden, belebenden Sonnenschein des Weltgeistes bedingt ist. —

b.

Im Herbst 1836.

(Morgenstern, Schadow, Lessing.)

Es ist eine dankenswerthe Einrichtung, daß in den Sälen des hiesigen Städel'schen Museums die Gemälde aufgestellt werden, welche der hiesige Kunstverein zur Verloosung ankauft, und diejenigen, welche von Künstlern zur Beschauung dargeboten werden. Hierdurch knüpft sich ein schönes Band von einer größeren Kunstausstellung zur anderen, und den Kunstfreunden ist Gelegenheit gegeben, das Dargebrachte mit Muße zu studiren. So ist kürzlich (Septbr. 1836) eine Reihe von Bildern zur Ausstellung gekommen, über welche zu berichten wir uns durch den reichen Genuß verpflichtet fühlen, den uns mehrere derselben gewährt haben.

Unter den Landschaften, welche von Morgenstern (Sohn), Ehemant, Lasinsky, Funk, Heerdt und Weber eingesendet worden, verdienen besonders die der drei erstgenannten ausgezeichnet zu werden. Die beiden zuerst und die beiden zuletzt aufgeführten jungen Künstler sind geborene Frankfurter. Morgenstern hat seine erste künstlerische Bildung seinem als Gemälde-Hersteller hochverdienten und weitberühmten Vater zu danken; seine weitere Ausbildung aber der Münchener Schule und den eigenen Studien der tyroler und italienischen Natur. Der letzteren verdanken wir zwei wohlgelungene Ansichten von Capri und eine wirklich meisterhafte Ansicht von Tivoli. Sowohl diese, als jene zeugen von tüchtigem Naturstudium und sowohl Anordnung als Ausführung bewähren den denkenden Künstler. Besonders das zuletzt erwähnte Bild verdient die rühmlichste Anerkennung. Ein altrömischer Tempel ist zum Mittelpunkt desselben genommen. Zwischen diesem und einer anmuthigen Gruppe von Oelbäumen auf der linken Seite des Betrachtenden schimmert im sanften Schein der Morgensonne der Staubdunst eines Wasserfalles; auf der anderen Seite bilden Ruinen und Gebüsche einen wohlgefälligen Uebergang in die ferne Ebene. Ueber das Ganze breitet sich ein heiterer, milder Frühlingsduft. Wie fleißig dann auch das Ein-

zelne ausgeführt ist, so anspruchlos stimmt doch Alles z
schen Ganzen zusammen, welches einen eben so wohlth
denden Eindruck hervorbringt, als eine der schönsten
Haydn. Möge der hoffnungsvolle Künstler auf diesem
lischen Landschaft fortwandeln, von dessen Ziele ihm
unübertroffenen Meisterwerke Claude Lorrain's entgegenl
tig war dieser als Maler — auf dem naturweltlichen,
dem weltgeschichtlichen Gebiete. Wie dieser die höch
Geschichte, so faßte jener die der Naturwelt auf; wie d
liche Menschengestalt annehmen ließ, so verklärte Clau
göttlichen Freundin des Menschen. Bei großem Rei
Simplizität, bei sorglicher Berücksichtigung des Einzeln
monie des Ganzen, bei vorwaltender Erhabenheit des G
höchste Anmuth der Formen, — dies die verwandschaftl
Werken der beiden göttlichen Meister, welche wir von a
ebenso eifrig studirt sehen möchten, als die Werke Pla
von angehenden Philosophen und Poeten. Bei den N
wog das Studium der natürlichen Aeußerlichkeit; di
vorliebig einer Gattung zugewandt, die wir die antike
insofern das Natürliche mehr auf abstrakte Weise aufgef
geraume Zeit begnügte man sich dann damit, nicht die
dern nur die Werke der älteren großen Maler zu studir
men. Die neueste Zeit hat sich wieder zur Natur selb
Liebe hingewandt; ihre höchste Aufgabe aber in der Ku
übrigen Sphären des Wirkens und Schaffens, besteh
Vermählung von Geist, Gefühl und Natur. So genüg
schaftlichen Darstellungen nicht mehr ein treues Cop
telbaren Wirklichkeit, noch ein Verwenden des
faßten landschaftlichen Stoffes zur Darstellung irgend e
Gedankens. Vielmehr soll die künstlerische Idee d
vollkommen beherrschen, wie dieser völlig naturgemä
den muß.

Betreten wir den großen Saal, in welchem auf de
Altarbild von Director Schadow, auf der anderen ein
von Lessing aufgestellt sind, von denen das erstere f
Kirche zu Dülmen, das letztere der Kunstsammlung des
Preußen bestimmt ist; so muß uns vor Allem erfreuen,
einen Beweis zu erhalten, welch' reiches und lebendiges K
serer Zeit erwacht und namentlich auf der Düsseldorfer A
faltung gekommen ist. Können wir dann jenem Altarbi

bedingten Beifall zollen, so kann dies doch auf keine Weise die Achtung schmälern, die wir Hrn. Schadow als Porträtmaler und besonders als Direktor einer Akademie zollen, welche schon mehr als einen Meister unter ihren Schülern zählt. Das Altarbild imponirt gleich bei dem ersten Anblick durch die Einfachheit seiner Composition und das Plastische seiner lebensgroßen Gestalten. Maria, am Fuße des Kreuzes sitzend, schaut wehmüthig auf ihren Sohn, dessen Leichnam in ihrem Schooße ruht. Ein wenig weiter nach dem Hintergrund stehen auf beiden Seiten des Kreuzes zwei beflügelte Engel in reichen Meßgewändern, von denen der eine Nägel und Lanze, der andere eine Ruthe und die Dornenkrone in Händen hält. Eine einfache Landschaft im Hintergrund entspricht dem hohen Ernste des dargestellten Momentes. Erwägt man nun, daß dieses Bild bestimmt ist, den Hauptaltar einer katholischen Kirche zu schmücken, dann kann man nicht bezweifeln, daß es einen tiefen Eindruck auf die der Messe beiwohnende Gemeinde machen wird. Die Messe ist selbst die geheimnißvolle Wiederholung des bittern Leidens und Sterbens des Gottmenschen, an welchem hier der Himmel in den Engeln, die Menschheit durch die jungfräuliche Mutter Theil nehmen, für welches diese durch ihr abgehärmtes Antlitz, jene durch Vorhaltung der Leidensinstrumente die Theilnahme der Gemeinde erwecken wollen. Daß aber die Engel mit dem Meßgewande bekleidet erscheinen, mag wohl andeuten sollen, daß der opfernde Priester als Mittler zwischen den Glaubigen und dem Heiland rein und mitleidend und mitliebend sein soll, wie ein Engel.

Läßt sich von diesem Gesichtspunkte aus die Erfindung des Bildes verstehen und rechtfertigen, so dürfte doch von dem rein künstlerischen Standpunkte aus gar Manches dagegen einzuwenden sein. Vor Allem vermißt man darin die innere Einheit, das lebendige Band, welches die Hauptmomente zu einem untrennbaren Ganzen verknüpft. Die Engel stehen in keiner direkten Beziehung zu den beiden Hauptfiguren, denn sie wollen nur den Betrachter an ein überstandenes Leiden erinnern. Die Mutter des Heilandes aber ist ganz in das Anschauen ihres Sohnes versenkt, und scheint von der Gegenwart der Engel Nichts zu wissen. Diese endlich, indem sie zur Gemeinde gewendet sind, nehmen nicht wahrnehmbar Theil an dem Schmerze der Mutter. Wie nun die Engel, so weisen selbst auch die Beiwerke über das Bild hinaus, da man sowohl das Kreuz als die Lanze nur Stückweise sieht. — Was die Anordnung und Zeichnung betrifft, so sind die Engel durch die breiten schweren Gewänder zu schwerfällig geworden, ihre Stellung ist zu gleichförmig, der zur Rechten des Betrachters stehende scheint sogar den Schwerpunkt verlieren zu wollen. Dem Leichnam des Herrn aber muß man eine andere Lage wün-

ſchen, welche die Muskeln des Halſes weniger ſtark hervo
wenigſten dürfte man ſich hinſichtlich des Ausdrucks
Den Engeln fehlt in den Zügen ſowohl das Ueberirdiſch
Tiefpathetiſche; Maria ſcheint eher leidensmüde, als in E
und die Züge ihres Sohnes zeigen nicht jene Verklärur
Tode die Spuren des Leidens in heilige Befriedigung aufl
wir dann hinſichtlich der Ausführung die kräftige Halt
und den Fleiß bei den Details rühmen, ſo vermiſſen n
ſchmelzung der einzelnen Partien zu einem harmoniſch
Antlitz der Mutter iſt zu flach, der Leichnam einer trübe
ähnlich. Meiſterhaft ſind dagegen mehrere Partieen der
geführt, und die Köpfe der beiden Engel, obgleich einander
doch gar lieblich anzuſehen.

Können wir dieſemnach bei dem Anblick dieſes Bil
ner ungetrübten Freude überlaſſen, ſo finden wir uns auf
dafür durch ein Meiſterwerk von Leſſing entſchädigt,
Schadow ſeine künſtleriſche Bildung verdankt, und uns
der Leitung verbürgt, unter welcher ſein reicher Genius
Aufſchwung genommen. Unſtreitig gehört das hiſtoriſche
ches wir nun zu berichten haben, in jeder Beziehung zu d
teren Werken der neueren Kunſt, und der reichliche Beif
worden, beſtätigt von Neuem, daß wahrhafte Kunſtwerke,
wie die erhabene Natur, auch ſolche zu freudiger Bewund
können, die noch nicht in die Myſterien des Schönen und
geweiht worden.

Zum näheren Verſtändniß unſeres Bildes dürften je
leitende Worte zweckdienlich ſein.

Schon im eilften Jahrhundert hatten ſelbſt hochge
über das Sittenverderbniß Klage geführt, welches im kath
eingeriſſen war. Im folgenden Jahrhundert erneuerte
Waldenſer dieſe Klage, und machten auf den Widerſpruc
den ſie wahrzunehmen glaubten zwiſchen den Lehren, Geb
ſterbildern der apoſtoliſchen, und den Glaubensſatzungen,
und Geiſtlichen der mittelalterlichen Kirche. Von den Ge
letzteren verfolgt, hatten ſich mehrere jener erſten Proteſtant
matoren nach Deutſchland und Böhmen geflüchtet. Wi
ſache zur Klage, ſo mehrten ſich auch fortwährend die Auff
einer kirchlichen Umgeſtaltung, und als Herrſchſucht, Sim
und Ausſchweifungen in der Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit
nommen, wurde immer allgemeiner das Verlangen nach ei

tion der Kirche in Haupt und Gliedern laut. Der erste gewaltige Anstoß dazu ging von den neu gestifteten Universitäten aus. Was Wycliffe im XIV. Jahrh. zu Oxford, das wurde zu Anfang des folgenden Jahrh. von Huß auf der Prager Universität gelehrt. Die h. Schrift, als die höchste, einzig heilige Norm des gesammten kirchlichen Wesens, sollte auch von den Laien in ihrer Muttersprache gelesen, der Klerus zur apostolischen Reinheit und Einfalt zurückgeführt werden. Diese Lehren fanden lebhaften Beifall sowohl bei Frommen, als bei denen, welche in der Reformation der Geistlichkeit ein Linderungsmittel zeitlichen Druckes und Elendes erkannten. In dieser Zeit, es war im Jahr 1414, kam ein Waldenser, Namens Peter von Dresden, der seiner Glaubensmeinungen wegen aus Sachsen verjagt worden, nach Prag, und brachte hier zuerst den frommen Pfarrer Jakob von Misa, auch Jakobell genannt, auf den Gedanken, die Kirche habe geirrt, als sie den Laien den Kelch entzogen; denn nach Joh. 6, 53 sei dessen Genuß eine Bedingung des ewigen Lebens. Jakobell fand diese Ansicht durch die Kirchenväter bestätigt, schlug Thesen darüber an, predigte gegen Entziehung des Kelches, und schon waren die Gemüther so vorbereitet, daß nach kaum zwei Jahren, aller Bannflüche und Interdikte ungeachtet, fast in ganz Prag das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genossen wurde. — Aber Huß, der diese Herstellung der ältesten Kirchenobservanz gebilligt, wurde des kaiserlichen Geleitsbriefes ungeachtet 1415, und Hieronymus von Prag im folgenden Jahre verbrannt. Die Kostnitzer Kirchenversammlung, Papst, Welt- und Klostergeistliche, der Kaiser, der König und manche vom hohen Adel in Böhmen suchten mit äußerster Gewalt die beginnende Reformation zu unterdrücken. Hierdurch wurde der Zorn über die Mißbräuche der Kirche und die Entartung des Klerus bis zum Fanatismus gesteigert, und Tausende versammelten sich auf einem Berge im Bechiner Kreis, den sie später den Tabor nannten, und „ließen sich dort gegen die Simonie, den Geiz, die Ueppigkeit und Laster der Geistlichen predigen, zugleich auch die Communion unter beiden Gestalten reichen;" — der Kelch aber, dessen Genuß sich die Geistlichen als Vorrecht angeeignet, wurde als das heilige Zeichen der Rückkehr zur evangelischen Freiheit und Gleichheit — gleichsam zum Labarum der neuen Glaubenshelden. Je grausamer sie dann verfolgt wurden, um so heftiger entbrannte ihr Fanatismus, und es standen (um 1420) Propheten auf, die eine baldige Wiederkunft Christi zum Gericht verkündigten, und die neuen Altgläubigen für berufen erklärten, dem göttlichen Rächer durch Ausrottung seiner Feinde den Weg zu bereiten. Besonders Wenzeslaus Coranda war es nun, der die Zerstörung der Klöster als ein gottgefälliges Strafwerk betrieb, wobei denn die Fanatiker bald vor

dem Angriff, bald unmittelbar nach vollbrachter Verwüstu
zu empfangen pflegten.

Den letzteren Moment scheint Lessing zur Darst
haben. Noch rauchen und glimmen im Hintergrunde d
ßer, wahrscheinlich klösterlicher Gebäude, — vielleicht di
eine Stunde von Prag, — und Bewaffnete zu Pferd u
von dort nach dem waldigen Vordergrunde. Zwischen u
entlaubten Buchen tritt hier mit fliegendem Haare, in wi
ein Priester, — vielleicht Coranda, — den Kelch mi
ten emporhaltend, hervor — in die Mitte der Gläubigen,
Anhöhe, auf welcher der Priester herankömmt, versamme
Hussiten die brüderliche Gleichheit der ersten apostolischer
der einzuführen trachteten, und selbst den Kindern das A
zu müssen glaubten, so sehen wir hier auch alle Stände
nigt, von dem reichbekleideten jungen Rittersmann, –
von Huß oder Hussinetz, — an, der in Andacht versun
Seite des Geistlichen knieet, bis herab zu dem, von tiefer
beugten, blosarmigen Fleischer und einem rohen, kaltg
oder Jägersmann, der, an eine alte Eiche gelehnt, gleichg
liche Scene hineinschaut; — ebenso von dem ehrwürdig
knieend beide Arme nach dem Kelche ausbreitet, bis zu
knieenden Mägdlein, dessen Rechte auf dem Nacken ei
henden lieblichen Knäbleins ruht. So sind uns in nich
zehn Figuren alle Stände und Alter, und diese wieder in
gen der Erregung und Theilnahme dargestellt. Wenn u
hohen Reichthum dieser Darstellung, noch ein Wunsch
könnte es nur der sein, daß namentlich die auf der rechte
trachters, meistens aufrecht stehenden oder knieenden Fig
und Ausdruck eine lebhaftere, der stürmischen Begeisteru
entsprechendere Theilnahme zeigten. Die ganze Scene
allgemein verständlicher, da es jetzt noch vielen Betrachte
blieben, ob der Priester als Prediger oder als Spender i
auftritt. Abgesehen von dieser Bedenklichkeit ist nur ei
die ausgezeichnete Vollendung dieses Bildes, und Kün
freunde bewundern eben so einstimmig die wunderbare
allen Details, sowohl der Figuren als der Landschaft, w
Harmonie, die über das Ganze ergossen, die einzelnen P
lebendigen Gedichte verschmilzt. In Allem erkennt m
Meister, — in der Reinheit und Anmuth der Zeichnung,
lebensfrischen Färbung, in dem sprechenden Ausdruck der

ſo hat der Künſtler mit eben ſo freier und kühner, als fleißiger und ſorglicher Hand uns ein Werk hingezaubert, auf welches Deutſchland ſtolz ſein kann, für welches wir dem jungen, hoffnungsreichen Meiſter, wie demjenigen zum freudigſten Danke verpflichtet ſind, unter deſſen Leitung jener zum Meiſter gereift.

c.

Im Sommer 1837.

(„Heinrich IV., König der Deutſchen, als Büßer zu Canoſſa," von Begas).

Zur Ausſchmückung des Ritterſaales einer alten Burg am Rheine, — deren Beſitzer Herr von Bethmann-Holweg, — hat Herr Begas von Cöln ein höchſt ſehenswerthes Bild gemalt, welches auf einige Tage im hieſigen Städel'ſchen Muſeum den Kunſtfreunden zur Beſchauung dargeboten iſt. Uns beeilend, dieſelben hiervon in Kenntniß zu ſetzen, glauben wir in Kürze das Geſchichtliche in Erinnerung bringen zu müſſen, welches den Stoff zu der hier dargeſtellten Scene gegeben.

Ehrſucht, Willkühr und Weltluſt waren herrſchend geworden im eilften Jahrhundert ſowohl unter den Geiſtlichen, als unter den Laien, ſo daß jene von dieſen ſich oft ſelbſt nicht einmal der Tracht nach unterſchieden. Fürſten verkauften Kirchenämter, Biſchöfe kämpften mit dem Schwerte gegen weltliche Fürſten; in Deutſchland mißbrauchte Heinrich III. die kaiſerliche Gewalt gegen die Großen des Reiches, in Italien ſetzte er die drei Päpſte ab, die um die Statthalterſchaft Chriſti ſtritten. Indeſſen war Hildebrand, der Sohn des Zimmermannes Bonizo zu Soane in Toskana, Mönch und bald darauf Erzieher Heinrich's, des Sohnes des Kaiſers, geworden. Und dem Kaiſer träumte: „Hildebrand ſitze mit ſeinem Söhnlein am Tiſche, und mit Hörnern an ſeinem Kopfe, die hoch bis zum Himmel reichten, ſchleudere er den jungen Heinrich in den Koth." Nur auf Verwendung der Kaiſerin ſoll ihr Gemahl den Entſchluß aufgegeben haben, den verhängnißvollen Mönch Hungers ſterben zu laſſen.

Schon in den nächſt darauf folgenden Jahren wurde Hildebrand der einflußreichſte Rathgeber des Papſtes, — ſein Zögling im Jahre 1056, fünfzehnjährig, als Heinrich IV., König der Deutſchen. Während aber dieſer durch Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen die Zuchtloſigkeit noch ſteigerte, die in Kirche und Reich eingeriſſen war, arbeitete der Zimmermannsſohn von Soane, gleich ſtrenge gegen ſich, wie gegen Andere [1]),

1) Deßhalb nannte der fromme und gelehrte Cardinal Damiani ihn ſeinen „heiligen Tyrannen," ja ſogar ſeinen „heiligen Satan."

an einer durchgreifenden Reformation der gesammten a
Kirche. Mit aszetischer Begeisterung strebte er das al
Ideal möglichst zu verwirklichen, wonach der Geistliche
milie abgeschieden, durch Selbstbeherrschung die Herrschaf
meinde, und die kirchliche Hierarchie, von der weltlich
völlig emancipirt, durch strenge Disziplin unter dem Stat
die Souveränität über die irdischen Gewalthaber erring

Sein Streben fand Anerkennung bei den eminenteste
ner Zeit, weil er die dominirenden Ideen der Kirche zu einen
tektonischen Ganzen vereinigte; seiner überragenden Geistes-
stärke wurde im Jahre 1073 die päpstliche Krone zuerkannt.

Als nun Heinrich IV. sowohl die weltlichen als
Gesetze mit Füßen trat; und die furchtbar von ihm mißhand
das Oberhaupt der Christenheit um Hülfe anflehten, zumal
Kaiserthum ein ewiges Lehn von Rom sei," forderte G
übermüthigen König zum Gehorsam auf und beschied ihn,
worten, vor eine römische Kirchenversammlung.

Wer den Bischof von Rom für den höchsten irdischen
Christi, für das Oberhaupt der Kirche halten muß, dem die h
und Lösgewalt verliehen, der muß auch, ob Kaiser, Bisc
Standes er sei, ihm unbedenklich gehorchen, wenn er als Ob
Verantwortung zieht. Aber Heinrich trotzte seinem geistlich
berief eine Synode nach Worms, und vermaß sich, die hier a
Absetzung des Papstes, demselben durch einen Abgesandten
zu Rom versammelten Synode vorlesen zu lassen.

Gregor, auf das Beispiel des h. Ambrosius, Gregor'
und des Papstes Zacharias sich stützend, sprach in Uebereinst
der Synode — den Bannfluch über den kirchlichen Empörer
ihm die Regierung und entband alle Unterthanen desselben d
steten Eides.

Fast alle Reichsfürsten sagten von dem Gebannten sich
schlossen auf dem Fürstentag zu Tribur, sich einen anderen Kö
len, falls Heinrich nicht binnen Jahresfrist sich von dem B
Zugleich luden sie den Papst zu einem in Augsburg zu halten
tage ein, auf welchem alle Zwistigkeiten geschlichtet werden soll

Wirklich begab Gregor, des harten Winters ungeachtet,
Weg nach Augsburg, erfuhr aber zu Vercelli, daß Heinrich
Allem verlassen, sich zur Kirchenbuße entschlossen, bereits in de
gelangt sei. Aber Mathilde, die fromme Markgräfin vo

mißtraute dem hinterlistigen König, und bewog den Papst, sich auf ihr starkbefestigtes Schloß nach Canossa zu begeben.

Hierhin folgte ihm Heinrich, nur begleitet von seiner Gemahlin, seinem Söhnlein und einem Manne von mittelmäßiger Herkunft, und ließ dem Papste sein Gesuch um Lösung des Bannspruches vorlegen. Gregor wollte erst auf dem Fürstentage zu Augsburg seinen Entscheidungsspruch thun, und obgleich, da der jährige Banntag drängte, Heinrich sich zu jeder Genugthuung bereit erklärte, und Mathilde und ihre Mutter, die Markgräfin Adelheid von Susa, und Hugo, Abt von Clügny und Pathe Heinrich's und viele Andere den Papst mit Fürbitten bestürmten, so widerstand derselbe doch lange, weil er an der Aufrichtigkeit des Königs zweifelte, und gestattete zuletzt, wie wohl ungern, daß derselbe Buße thue für die dem apostolischen Stuhle zugefügte Beleidigung. Er selbst that demnächst den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands den weiteren Verlauf in folgender Weise kund: „Drei Tage lang, nach Ablegung alles königlichen Schmuckes, elendiglich (miserabiliter), nämlich baarfuß und in Wolle gekleidet, vor der Pforte stehend, ließ der König nicht eher ab, mit vielen Thränen um die Hülfe und Tröstung des apostolischen Erbarmens zu flehen, bis daß er alle Anwesende, die das Geschrei vernahmen, zu solchem Mitleid und Erbarmen bewegte, daß sie mit vielen Bitten und Thränen für ihn flehten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unseres Sinnes staunten, einige sogar ausriefen, es walte in uns nicht sowohl der Ernst apostolischer Strenge, als gewissermaßen die Grausamkeit tyrannischer Wildheit[2]). Endlich, von der Beharrlichkeit seiner Reue und durch so vieles Flehen aller Anwesenden überwunden, haben wir ihn, nach Lösung des Bannfluches, in die Gnade der Gemeinschaft und den Schooß der heiligen Mutter, der Kirche, wieder aufgenommen, nachdem er zuvor die vorgeschriebene Bürgschaft geleistet," — daß er nämlich an einem von dem Papste zu bestimmenden Tage sich vor ein Fürstengericht stellen werde, wo dann, falls er sich von den Vorwürfen reinige, er, nach des Papstes Spruch das Königthum behalten, im Gegenfall es ruhig aufgeben sollte. —

Dies ist, soweit sich mit Zuverlässigkeit ermitteln ließ, der Verlauf des denkwürdigen Ereignisses, dessen wichtigstes Moment darzustellen — dem Künstler, dessen Bild wir nun zu beschreiben haben, aufgegeben war.

2) Sed quasi tyrannicae feritatis crudelitatem. Greg. P. VII. Epist. L IV. ep. 12. ad Germanos in Concil. ed. Harduin Paris 1714. T. VI. P. 1. col. 1356.

Wahrscheinlich dazu bestimmt durch die Architektur in welcher das Gemälde aufgestellt werden soll, hat Herr L die Form gegeben, welche die Fenster vieler rheinischen R der Uebergangszeit haben, an denen über zwei niedrigeren bogen sich der fast hufeisenförmige mittlere Bogen erhebt. Betrachtenden wird aber gleich auf den büßenden K ö n i g i in der Mitte des Bildes, baarfüßig, in weißgrauem Büßer ungeordnetem, starkem Haupthaare, wie mit verhaltenem G schauend, mit der linken Seite sich an die Pforte eines mit k len verzierten Gebäudes lehnt, als harrte er unmuthig, daß geöffnet werde.

Ueber der Pforte steht auf einem Altane, rechts G r e ßem Hausgewande mit rothsammtnem Kragen und gleichfar ein blühender Greis, mit reich herabwallendem Barte, nicht nem Hohenprieſter aus altrömischer Königszeit. Mit zusam Augenbraunen vor sich hin, wie nach fernem geistigen Ziel drückt er die geschlossene Rechte auf seine Brust, womit ang soll, daß er seiner festen Ueberzeugung nach der Fürbitte der t h i l d e nicht nachgeben könne, die neben ihm auf der ant Altans, mit geneigtem Haupte zu ihm aufblickend, auf die deutet, welche auf beiden Seiten der Schloßpforte den V Bildes einnehmen. Dicht hinter dem Papste ragt rech Kreuzträgers hervor; links steht mit unbedecktem Haupt ein der Hauptmann der Leibwache der Gräfin; denn hinter ih noch einige mit Lanzen bewaffnete Krieger.

Unter dem Altane, im Vordergrunde knieen, flehe Figuren, von denen die eine auf der linken Seite höhere der rechten Seite niederem Stande anzugehören scheint. teren sitzt auf einem Säulencapitäl ein junger Geistlich nigs Kaplan, der dieselbe über die Nothwendigkeit der deuten scheint, während hinter ihm ein E d e l m a n Papste emporhebend um Erbarmen für den Büßenden Mauer des Schlosses sitzt auf derselben Seite, mit Haupthaare, in tiefem Schmerze versunken, eine ed wahrscheinlich die Gemahlin Heinrich's, und über ihr s drucke des innigsten Mitleidens ein schöner Knabe, wo zum Büßenden empor.

Auf der anderen Seite steht hinter der knie B a u e r s m a n n, in kurzem braunen Wamms, n tentasche, der mit erhobenen Armen den Oberhirte

Erbarmen für den tiefgedemüthigten Fürsten anruft; hinter ihm nachdenklich theilnehmend, ein ältlicher Mann, der den Lehrstand zu repräsentiren scheint. Den Schluß dieser Gruppe bildet nach der Mitte zu ein anmuthiger Knabe, der, nahe an der Pforte sitzend, zum König aufschaut, — auf der anderen Seite ein liebliches, kleines Mädchen, welches, an die knieende Jungfrau sich anschließend, recht kindlich Antheil nimmt an der allgemeinen, aber von ihm noch nicht verstandenen Betrübniß.

So sind um den büßenden König, der die Mitte des Bildes einnimmt, die Figuren in drei Gruppen geordnet, rechts und links die Flehenden und still Trauernden, auf dem Altane der Papst und die fürbittende Gräfin und deren Gefolge.

Bevor wir jedoch über die Conception des Bildes selbst uns einige Bemerkungen erlauben, drängt es uns, der Meisterhaftigkeit zu huldigen, mit welcher dasselbe ausgeführt worden. Vor Allem des ausgezeichnetesten Lobes werth, und als ein wesentlicher Fortschritt in der neueren Kunstbildung zu preisen ist das reizende Colorit, die zugleich gediegene und sanfte Färbung und Beleuchtung des Ganzen, die Harmonie, die, wie ein milder Zauber, über dasselbe ausgegossen, an die besten Werke der Italiener erinnert. Licht und Schatten schmelzen wunderbar ineinander, und obgleich alle einzelnen Partieen sich klar und plastisch von einander absondern, macht sich nirgends ein scharfer Umriß bemerklich. Die Carnation athmet ein warmes künstlerisch verklärtes Leben; überall in schönem Einklange mit der milden Betonung der übrigen Umgebung. Mit gleicher Trefflichkeit sind die Gewandungen überall angelegt und ausgeführt, und die Säulen, wie alles sonstige architektonische Beiwerk verrathen zugleich das sorgfältigste Studium und den höheren, harmonisirenden Sinn eines denkenden Künstlers. Ebenso geschmackvoll und verständig ist durchgängig die Zeichnung, deren Anmuth nur durch die etwas starre Haltung des Papstes und die starke Rückbeugung des Kopfes bei den zwei Hauptfiguren beider Seitengruppen in Etwas gemindert wird.

Diese Rückbeugung ist allerdings hinlänglich motivirt durch die Anordnung des Ganzen; gerade hinsichtlich dieser aber sind uns Bedenklichkeiten aufgestiegen, die zu beseitigen uns nicht hat gelingen wollen. Dadurch, daß Heinrich eine erhöhte Stellung in der Mitte des Bildes gegeben, ist der Papst und seine Umgebung zu weit in die Höhe gerückt worden, so daß sein Haupt bis nahe an die äußerste Wölbung des mittleren Bogens emporragt. Diese Gruppe, die unbestreitbar, wenn nicht die meiste, so doch jedenfalls eine gleiche Aufmerksamkeit ansprechen müßte, wie der büßende König und die beiden Seitengruppen, erscheint schon durch die Ferne, in welche sie gehoben, als die minder bedeutende und unwill-

kührlich wird der Blick ſtets auf Heinrich, als die Hau
lenkt. Gregor hingegen, der doch hier als das Oberha
heit und nach damaliger Vorſtellung der Gläubigen, als l
ſchauung kommen ſollte, dem, bis zur Wiederkunft Chriſt
vertreter deſſelben, das Regiment über die ganze Erde ant
Gregor erſcheint ſelbſt in der oberen Gruppe nicht in der
den Majeſtät, da er nur die eine Seite des Balkons einn
dere Hälfte der für dieſe Scene, wie überhaupt für ihre F
zu weltlich geſchmückten Gräfin Mathilde eingeräumt wo
wenig können wir es billigen, daß Gregor, der ein aszetiſch
geführt, und den annaliſtiſchen Ueberlieferungen nach ein
ſeliſcher Arbeit und Faſten abgezehrtes Ausſehen hatte, mi
ſichtsfarbe, und, von den Medaillen abweichend, ſtatt
langem Barte, und Mathilde, die in Gregor den Nachfolg
mit ſtark entblößtem Nacken dargeſtellt, anderſeits es auf
gedeutet worden, daß Heinrich ſeine Buße bei ſtrenger Wi
Am Wenigſten endlich ſcheint uns die Auffaſſungsweiſe
gelungen, der in der Geſchichte des Mittelalters unſtreitig
deutung anſpricht, als diejenige, welche hier zur Anſch
worden.

Gregor VII. war der erſte Papſt, welchem die
miſch-katholiſchen Theokratie nicht nur zur klaren, voll
deten Vorſtellung gekommen, ſondern auch zum
höchſten Princip ſeines ganzen Dichtens und Trach
Ihm gegenüber trat die Willkühr und der Uebermuth des
chen Fürſten, der, ſelbſtherrlich, ſich „von Gottes Gn
Deutſchen" nannte, aber durch den allgemein herrſchenden
geiſtliche, und zuhöchſt an die päpſtliche unumſchränkte B
gewalt ſich genöthigt fand, in äußerſter Demüthigung das
Kirche als ſeinen Oberherrn anzuerkennen. Dieſer Mom
geſchichtlich die Papſtgewalt ihren Culminationspunkt erſti
den Papſt auch zum beherrſchenden Mittelpunkt der Darſ
chen, was nur dadurch geſchehen konnte, daß der Moment
gebracht wurde, in welchem Gregor den, durch ſtrenge B
thigten und erſchöpften König von dem fürchterlichen Ba
den, aller Fürbitten ungeachtet, der Papſt drei volle Tage
ſen ſich geweigert. In dem Bilde hingegen iſt die Fürbit
motiv geworden, und — der Geſchichte zuwider — der Pa
des Königs Buße in deſſen Nähe gebracht, den doch erſt a
Gregor vor ſich erſcheinen laſſen, um ihn mit der Kirche

Wie der Sklave frei wird, wenn er freien Boden berührt, wie dem zum Tod Verurtheilten Begnadigung zu Theil wird, wenn er dem Fürsten, in Rom sogar, wenn er einem Kardinale begegnet, so ziemt sich, wo die Geschichte nicht ausdrücklich das Gegentheil berichtet, einem zum kirchlichen Tod Verdammten den Papst nur als begnadigend gegenüber zu stellen.

Welche Ansicht man indeß hinsichtlich der Auffassungsweise jenes Momentes auch hegen möge, so wird doch gewiß jeder Kunstfreund nur ungern von einem Bilde scheiden, welches des Trefflichen, selbst des Vollendeten so Vieles ihm darbietet, und, dem einstimmigen Urtheile der Künstler zufolge, die sich um dasselbe versammelt, namentlich durch Colorit und Zeichnung jedenfalls dem Vortrefflichsten zur Seite gestellt zu werden verdient, was die neuere Zeit hervorgerufen hat.

d.

Ballenberger, Stange, Zwengauer.

Andacht und Liebe haben die christliche Malerei in's Dasein gerufen. Man wollte Anderen, man wollte sich selbst den Heiland, die jungfräuliche Mutter, und alle die Heiligen vergegenwärtigen, die, alles Irdische, alles Endliche der Liebe zu Gott und den Menschen aufopfernd, diesen ebendamit Unendliches offenbart, das Bewußtsein unendlicher Bestimmung verliehen, sie zur Nachfolge begeistert, und Gefühle der Verehrung und des Dankes in ihren Herzen erweckt hatten, die in der Wortsprache keinen zureichenden Ausdruck mehr fanden. Aber alles Innere strebt nach Offenbarung; das Geistige will als Allgemeines anerkannt werden, das Gefühlige bedarf der Mittheilung an Andere und ihres Mitgefühls. Verehrung und Liebe sind Genüsse, die erst dadurch zu ihrer Fülle gelangen, daß immer Mehreren an denselben Theil gegeben wird. Ist nun in der christlichen Andacht und Liebe der Gegenstand ein unendlicher, so lassen auch die von ihm erweckten Gefühle sich nur annäherungsweise aussprechen. Nicht mehr genüget das nur leise andeutende, durch bestimmendes Denken vermittelte Wort. Die Seele, die Empfindung und Begeisterung die aus dem Antlitz des Heiligen hervorleuchtend, in das Gemüth des Gläubigen einstrahlen, werden, aus diesem zurückstrahlend, zum Bilde; die Liebe, der Geist, die von jenem in die Menschheit eingeliebt und eingesprochen werden, brechen als Gesang aus dem übervollen Herzen hervor, zurückstrebend in das Herz, aus welchem sie erstanden.

So ist die christliche Malerei und Musik nur das Ringen: Unendliches, Unaussprechliches zur Anschauung, zur Vernehmung zu bringen, daher auch jene in ihrer Blüthenzeit vorzugsweise Geist und Em-

pfindung athmet, wie sie auf unbeschreibliche Weise im Antlitz sich kund thun. Alles Uebrige, wie es dem Wesen nach eine untergeordnete Bedeutung anspricht, wurde deßhalb auch lange minder beachtet. Wie aber der Gläubige, wenn ihm erst das Allerheiligste gegenwärtig geworden, nach und nach alles Schönste und Beste der Schöpfung zur Ausschmückung des Altars und seines Tempels versammelt, Nichts geringschätzend, was zu dessen Verherrlichung zu dienen vermag, so haben auch die christlichen Künstler demnächst sich bestrebt, Alles die Heiligen Umgebende möglichst zu vollenden, der unschuldigen Naturwelt hierin nachfolgend, welche zwar ihre Blüthen am reichlichsten ausstattet, aber auch die Zweige und Blätter kunstreich gestaltet, über denen jene sich zur Sonne erheben.

Diese innige Gegenwart des künstlerischen Gemüthes in seinem Werke, diese Hingebung der Liebe an ihren Gegenstand, welche gleichsam selbst Himmel und Erde, Baum, Pflanze, Gewand und Stein wird, um den Geliebten zu schmücken, die Treue und Ausdauer bei Vollbringung des Werkes, die sich in so manchen Kunstgebilden der altitalienischen und altdeutschen (vorzüglich der niederländischen) Schulen kund geben, — sie sind es, die denselben eine ewige Jugend, eine stets sich erneuende Anerkennung und Wirksamkeit verbürgen.

Wie nun die unmittelbare Anschauung des Göttlichen und die ursprünglich göttlich-menschliche Liebe das Christenthum, wie die höchsten Typen des Gottmenschlichen einen Himmel voll heiliger, — wie diese heilige Welt dann ein Paradies voll naiver Kunstblüthen in's Dasein gerufen, so haben wiederholt auch diese ursprünglichen Kunstwerke wieder künstlerische Gemüther begeistert, und sie angeregt, die Andacht und Liebe auszusprechen, die durch das Anschauen jener erweckt worden.

Als reinen, kindlich unbefangenen Widerklang dieser Art bietet ein kleiner Tabernackel sich uns dar, der jetzt in dem hiesigen Städel'schen Museum ausgestellt ist, und in mehr als einer Beziehung die innige Anerkennung verdient, die ihm bereits reichlich zu Theil geworden ist.

Herr Ballenberger von Anspach, dem wir diese ungemein zierliche Arbeit verdanken, — bis vor wenigen Jahren zur Maurerzunft gehörend, war, zuerst von Liebe zu den Denkmalen der altdeutschen (sg. gothischen) Baukunst ergriffen, dann zu München veranlaßt worden, sich der Malerei zu widmen. Seit zwei Jahren unter Leitung des Directors des hiesigen Kunstinstituts, des Herrn Veit, arbeitend, hat er in jenem Tabernackel uns das zweite von ihm vollendete Werk dargeboten. Auf dem mittleren Bildchen sehen wir in einer gar lieblichen Landschaft die heilige Nothburga, welche ihre in der Ferne liegende prächtige Burg verlassen, um den sie umringenden Bedürftigen ihre Gaben zu spenden.

Auf den beiden Seitenbildern stehen Heilige, auf dem rechten Flügel Franziskus von Paula und Benedikt, auf dem linken Aloysius und Joseph. Den Tabernackel selbst und seine Verzierungen hat der Künstler im reinsten sg. gothischen Style gearbeitet, und wie jedes Detail mit liebenswürdiger Sorgfalt ausgeführt, so sind auch die einzelnen Partieen wieder zu einem sehr anmuthigen, harmonischen Ganzen vereinigt, — Alles friedlich und anspruchlos, wie der junge Künstler selbst. Mußte es uns freuen, in dem gleichzeitig ausgestellten großen Bilde von Begas eine seltene Meisterschaft in Colorit und Zeichnung bewundern zu können, — die reife Frucht zugleich eines reichen eigenthümlichen Talentes und mannichfacher Studien in Paris (bei David), dann in Italien und Berlin, — so versenkten wir doch nicht minder gern uns in jene alterthümliche Stillseligkeit, die aus jenem Tabernackel, wie mit ein Paar treuen blauen Augen, uns an eine alte, unvergängliche Liebe zu erinnern scheint. Auch hier thut eine Meisterschaft sich kund, — die Meisterschaft eines tiefen, liebinnigen Gemüthes, welches durch frommen Fleiß, Geduld und Demuth die Schwierigkeiten überwindet, und Gediegenes und Liebliches hervorbringt, weil gediegener Ernst und Liebe in ihm walten.

Noch mehrere andere Bilder finden sich jetzt in der Nähe des kunstreichen Tabernackels aufgestellt. Nur zwei jedoch möchten hier besonders zu erwähnen sein, insofern auch sie von eigenthümlicher Meisterschaft Zeugniß geben, während die übrigen von Pose, Rustige und einigen Anderen den Ansprüchen nicht genügen, zu denen frühere, treffliche Arbeiten dieser Künstler uns berechtigt haben.

Herr Stange von München aber hat uns einen Sonnenschein zur Anschauung gebracht, der um so dankbarere Anerkennung gebietet, je schwieriger es ist, die glänzenden Nüancen jenes Phänomens darzustellen. Wir finden uns hier in eine wildeinsame, felsigte Berggegend versetzt, über welcher die nachmittägliche Sonne durch leichten Duft- und Wolkenschleier strahlt. Ein Fuchs, der aus einer in der Mitte sich aufthürmenden Felsengruppe hervorschleicht, stört nicht, sondern bezeigt vielmehr die Einsamkeit, in welcher hier der Sonnengott der Mutter Erde naht, als wallte er auch in den Felsen durch den erwärmten Duft Leben zünden, der in mannichfaltigem Glanze das Tagsgestirn umschwebt. Nachdem auf diese Weise Herr Stange uns gezeigt, daß er der Sonne und ihres wonnigen Lichtglanzes Meister ist, bleibt uns nur noch zu wünschen, daß er in künftigen Bildern sie auch in reicher Landschaft scheinen lassen möge, da erst in solcher sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart.

Das andere Bild, welches unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist eine große Landschaft von Herrn Zwengauer, welcher uns von waldbedeckter Ber-

geshöhe in eine weite, von Bergeszügen begrenzte Fer
Schon längſt iſt die herbſtliche Sonne hinter den Wolk
geſunken, die ihr ermattender Strahl nicht mehr zu übert
Nur ein gelblicher Schimmer, der über dem grauen Wol
kühle Luft verliert, erinnert noch an den ſchwindende
Thale aber, welches ein Fluß durchſchlängelt, und über de
lagern ſchon kalte, nächtliche Nebelgeſpinnſte, während
Vordergrunde einige Landbewohner ihrem Wohnorte zu
dargeſtellte, eigenthümlich poetiſche Naturmoment iſt g
und wenn auch die Ausführung im Einzelnen bei nä
nicht jene Gediegenheit, jene markige Plaſtizität zu er
welche kein Kunſtwerk als vollendet anzuſehen, ſo iſt doc
ſchen Haltung des Ganzen, in der kühnen und doch
der reichen, landſchaftlichen Scene eine gewiſſe Meiſterk
verkennen. Ein großer Naturgedanke iſt zur Anſchauu
Alles auf den Geſammteffekt berechnet, den es auf dieſer
len wird, welche nicht mit einſeitigen, ausſchließenden
vorgefaßten Meinungen den Werken der Künſtler ſich
wird die hier dargebotene Ausſicht in einen kühlen Herbſ
ein Erlebniß in Erinnerung bleiben, wie die treffliche Lan
von Herforden, die vor Kurzem hier ausgeſtellt geweſen,
durch ſorgfältige Ausführung, Lebendigkeit, Wärme und
bung einen neuen, erfreulichen Beweis des ächten Taler
lers geliefert. . .

(„Die Brandung"
von Achenbach).

Die Natur bleibt ewig jung und ihre Reize üben ir
einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth des Menſche
inneres Auge erſchloſſen, wenn er aus dem Alpdrücken d
Bedürfniſſe zum ſinnigen, beſchaulichen Leben erwacht.
weidet ſich an der Blüthe ſeiner Pflaumenbäume, wie d
zahlloſen Blüthen des geſtirnten Himmels; der Osman
auf grünendem Hügel, der Heiterkeit des Meeres, wie
träumend in die ſchäumende Brandung an ſeinen Felſe
den Schweizer, wie den Hochländer, wie den Norweger he
nach ihren Hochthälern und Firnen. Ebenſo hallt au

aller Zeiten der Preisgesang der Natur-Schönheiten und -Erhabenheiten wieder, aus dem Schi-king, wie aus dem Mahabarath und der Gita-Govinda, aus den Psalmen, wie aus Theokrit, aus Virgil, wie aus den Liedern der Minne, aus Ossian und Tasso, aus Milton, Klopstock und viel tausend andern Dichtern!

Wie aber erst in der neueren Zeit, durch tieferes Schauen und Forschen, die Natur in ihr wahres Recht eingesetzt worden, so hat auch in der Poesie, wie in der bildenden Kunst erst in den letzten Jahrhunderten die künstlerische Darstellung der äußeren Natur eine selbstzwecklichere Bedeutung gewonnen, und die selbstständigen Naturschilderungen oder Dichtungen sowohl in der Malerei als in der Poesie sind recht eigentlich als Kinder des der Neuzeit angehörigen, innigeren, geistigeren Umgangs des Menschen mit der Natur anzusehen. Man hatte sich so weit in das Uebernatürliche verstiegen und theilweis an Widernatürliches verloren, daß ein rechter Heißhunger nach der Natur sich entzündet, und auch die Kunst, die stets der lebenvollste Ausdruck des innigsten Dichtens und Trachtens ist, sich von phantastischer Darstellung des Himmels und der Hölle zu sorgfältiger Nachbildung selbst der gemeinsten, unmittelbaren Wirklichkeiten hinwandte. Die Niederländer sind in dieser Richtung bis zum Aeußersten der Darstellbarkeit vorgedrungen, während die poetische Natur Italiens und der Italiener diese letzteren die künstlerische Grenze nur ausnahmsweise hat überschreiten lassen. Je inniger indeß Geist und Gemüth der Menschen sich der Natur hingaben, um so lebhafter trat ihnen aus derselben von allen Seiten das Bedeutungsvolle, Gemüthliche, Geistige entgegen; je tiefer der ideelle Zusammenhang im Universum geahnet, empfunden, erkannt wird, um so mehr strebt auch der künstlerische Genius, denselben in seinen Erzeugnissen zu veranschaulichen. Die möglichst treue Darstellung des Wirklichen wird eben damit zum bloßen Mittel herabgesetzt zur Versichtbarung reicher, poetischer Daseins- und Lebensmomente, und die Meisterschaft im Technischen erscheint nur mehr als unentbehrliche Voraussetzung zur gediegenen Veranschaulichung poetischer Ideen.

Wenn nun in neuester Zeit, wo das Scheidewasser der Kritik über die gesammte Vergangenheit mit ihren ächten und falschen Kleinodien ergossen, wo die ganze historische Glaubenswelt in das Prüfungs- und Verklärungsfeuer des allgemeinen Geistes gestürzt worden, wenn jetzt sich so viele künstlerische Bestrebungen der Gegenwart und namentlich der unendlich mannigfaltigen Natur zugewendet, so ist dies vor Allem als ein geschichtlich-nothwendiges Ereigniß anzuerkennen und zu würdigen; dann auch ist der frohen Hoffnung Raum zu geben, daß nun ebenwohl

diese Seite des Daseins ihre volle Verherrlichung von d
gen werde. Und schon haben wir, um nur des Nächst
in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre eine Reihe von
gestellt gesehen, die uns jene Hoffnung als wohlbegrün
ben. Wir nennen zuerst den genialen Lessing, des
Darstellungen wir aus dem tüchtigen Boden der Naturw
romantische Dichtungen nennen möchten, ebenso ausgez
nische Vollendung als durch poetische Bedeutsamkeit. S
gen, originellen Sohne des Nordens schlossen zu beide
sanfte Pose mit seinem anmuthigen Bilde und der ger
von Herforden mit seinen landschaftlichen Idyllen
Süden herauf wir durch die großartigen Leistungen des l
hingeschiedenen Fries in eine sonnigere, lebenvollere S
wurden, in welcher überall die Poesie der Geschichte dur
mit der hochpoetischen Natur zu wetteifern scheint. Ihn
der einen Seite, vom Himmelslichte begeistert, der tr
mit seinen plastischen Hymnen auf die Sonne, auf der
gendfrische Morgenstern, dessen Ansichten von Tivoli
stets wie eigene Erlebnisse gegenwärtig bleiben werden.

Noch war des Meeres Majestät uns nicht zur
bracht worden. Einige kleine Seestücke von Achenb
dorf ließen zwar Vieles für die Zukunft hoffen; aber es
schöne Hoffnungen. So schön indeß die Hoffnungen au
dieser junge Künstler sie dennoch jetzt weit übertroffen
Bild[3]), welches er, — fast unglaublich, — in wenigen
det und heute im Städel'schen Museum den Künstlern
den zu überraschendem Genusse dargeboten hat.

Schon entfernt sich grollend das Unwetter mit sein
Wolkenheer; denn vergeblich hat es gegen die stolzen Felse
die sich auf der rechten Seite des Bildes emporthürmen, u
grund bilden zu den Gebirgen, die auf dieser Seite das
grenzen. Aber die hohle See ist zurückgeblieben, und
sie eben auf ungeheurer Woge ein verwüstetes Schiff fast
Höhe, um es bei dem nächsten Wellenwurf an dem felsi
zermalmen. Während dann auf der linken Seite die
Wogen sich in die wetternde, nächtliche Ferne verlieren, besch
rissene Wolken das Tageslicht auf der entgegenstehenden

3) Es mißt über 12 Fuß in der Breite bei ungefähr 8 in

des empörten Elementes, deſſen Sturmfluth, an dem Felſenufer gebrochen, zum Himmel aufziſcht, und, wie vor Ingrimm ſchäumend, theils abprallend in weißem Giſchte zurückſtürzt, theils über die abgeriſſenen, abgerundeten Felſenſtücke eilend herabfließt, um bald mit verſtärkter Gewalt den feindlichen Anſturz zu erneuen.

Dies die Hauptmomente eines Bildes, in welchem der entfliehende Sturm ſowohl in den Formen und Tönen der Bevölkerung, als in Bewegung und Beleuchtung des Meeres zu ergreifender Darſtellung gebracht worden iſt. Gleich bewundernswürdig iſt der Reichthum der Details und ihre Zuſammenſtimmung zu einem harmoniſchen Ganzen; gleich bewunderungswürdig die Naturwahrheit in Färbung und Zeichnung der Felſen, des Waſſers, der Wolken, und die Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit in der Behandlung und Ausführung. Man ſieht den Felshäuptern an, daß ſie verwittern, die vom Meer überſprudelten Felsblöcke ſind wirklich naß; die Maſſenhaftigkeit der Wogen mit ihren halbdurchleuchtigen Spitzen, das Blendende des zurückprallenden Giſchtes, die Flüchtigkeit des Waſſerſtaubes, der von der gegeneinander ſchlagenden Brandung aufſteigt, endlich die Schwere der fortziehenden niederen, und, die Leichtigkeit der zerriſſenen höheren Wolkenpartien, dies Alles bezeugt ſowohl die fleißigen Studien als die genial reproduzirende Phantaſie des Künſtlers.

Nachdem wir hiermit der freudigen Bewunderung ihren freien Lauf gelaſſen, mit welcher das großartige Werk uns erfüllt, wird der treffliche Künſtler uns vielleicht auch einige Bemerkungen geſtatten, zu denen uns daſſelbe veranlaßt. Iſt Anſchaulichkeit und Geſchloſſenheit des Dargeſtellten eine der Hauptbedingungen eines Werkes der bildenden Kunſt, dann iſt auch die Forderung gerecht, daß, wo ein Kampf dargeſtellt wird, die feindlichen Mächte gleichmäßig zur Anſchauung gebracht werden. Es ſcheint uns daher wünſchenswerth, daß, wenn das Meer in furchtbarſter Aufregung wüthet, auch das Toben des Luftgottes vergegenwärtigt wird, durch welches daſſelbe in Aufruhr verſetzt worden. So ſcheint in dem ausgeſtellten Bilde die Wuth der Brandung einen noch wirklich raſenden Wolkenſturm zu erheiſchen, deſſen finſtere Heeresmacht zugleich den ſtarren Felſenmaſſen und der licht aufſchäumenden Brandung gegenüber ſeinen Zorn auslaſſe. Erſt hierdurch würde das Raſen des Meeres anſchaulichſt motivirt, der Geſammteffekt erhöht und die Betrachtung durch den verhängnißmäßigen Gegenſatz in gleichſchwebende Bewegung verſetzt. Das Poetiſche des Momentes aber würde um vieles geſteigert worden ſein, wenn uns nicht blos ein trümmerhaftes Schiff, welches für ſich allein keine Theilnahme erwecken kann, ſondern auch eine theils ſich an das Schiff anklammernde, theils mit den Wogen ringende Mannſchaft darge-

ſtellt wäre. Auch die Natur für ſich allein hat ihre Poeſie; aber unſre innerſte Seele wird nur dann ergriffen, wenn der Menſch den lebendigen Mittelpunkt des Naturgedichtes bildet.

Hinſichtlich der Ausführung des Bildes möchte zu erinnern ſein, daß der Künſtler, der, unſers Wiſſens ſich bisher nur in Darſtellungen von mittlerem Umfang verſucht, uns noch nicht völlig der Behandlungsweiſe ſich bemächtigt zu haben ſcheint, welche einem ſo großen Bilde in der angemeſſenen Entfernung ſeine vollſtändige Wirkung ſichert. Um die einzelnen Partieen in ihrer Vollendung zu genießen, muß man zu nahe ſtehen, um zugleich das Bild im Ganzen gehörig zu überſehen, und doch iſt der Totaleffekt nothwendig die Hauptſache. Tritt man aber in die hierzu erforderliche Ferne, dann ſprechen die verſchiedenen Partien nicht alle ſich gleich verſtändlich aus. Nicht unberührt dürfen wir endlich laſſen, daß die Seevögel, die einzigen lebendigen Geſchöpfe in dieſem Bilde, obgleich die ſehr plaſtiſch hingeſtellten Felſen im Vordergrund umflatternd, doch kaum durch ein paar Pinſelſtriche angedeutet, den Künſtler nicht erkennen laſſen, der das Waſſer in allen ſeinen Details ſo meiſterhaft ausgeführt hat. Die Natur vollendet alle ihre Werke mit gleicher Sorgfalt; in dieſer Beziehung muß allerdings Nachahmung der Natur ein Princip, — wenn auch nicht das einzige, noch das höchſte, für den Künſtler ſein.

Dies und mehrere kleinere uns zu Geſicht gekommene, allzu flüchtig, faſt nachläſſig hingeworfene Bilder des Herrn Achenbach veranlaſſen uns zum Schluſſe, den Wunſch auszuſprechen, daß der geniale Künſtler, dem wir einen ſo hohen Genuß verdanken, durch die Leichtigkeit, mit welcher er ſo Treffliches auf die Leinwand zu zaubern vermag, ſich nicht von reiflichem Ueberdenken ſeines Stoffes, von ſorgfältiger Ausführung aller Theile und von gründlicher Erwägung des hervorzubringenden Geſammteffektes ablenken und abhalten laſſe. Wem ſo viel verliehen, von dem wird auch viel gefordert; wer noch ſo jung ſchon ſo Ungewöhnliches geleiſtet, der hat ſich zu dem Höchſten verpflichtet. —

(Die Auffindung des Kreuzes und der heil. Lubentius von Settegaſt von Coblenz).

Noch brauſ't das Meer, noch ſtürmen die Wolken, noch fletſcht grimmig die Brandung ihre ſchneeweißen Zähne, und ſchaudernd ſehen wir das verſtümmelte Schiff, — eben noch die ſtolze Waſſerburg und der Triumphwagen des kunſtreichen Menſchen, — durch den Kampf wilder

Naturmächte unvermeidlicher Zerscheiterung Preis gegeben. Fürwahr ein treffendes Bild des römischen Staatsschiffes, als am Ende der alten Zeit, dahingeschleudert auf der hohlen See der Leidenschaften und Suchten, nachdem im Weltorkane Mast und Steuerruder zerbrochen, es scheiterte an den starren Felsenmännern des Nordens!

Aber schon war auf ferner Küste ein anderes, herrlicheres Schiff von der Hand der Liebe gebaut, — das Schiff der Kirche, — bemastet mit dem heiligen Kreuze des freien, aufopfernden Gehorsams. Und auf dem Schiffe stand dornengekrönt ein göttlicher Steuermann, der dem Sturme Schweigen gebot, und befriedend über die empörten Wogen das milde Oel seiner frohen Botschaft goß. Und, siehe! die Seekranken genasen bei der Berührung des Kreuzes, und die Felsenmänner neigten ihre Heldenstirne vor den Boten des Friedens, die unerschrocken das wilde Meer der Völker durchfuhren!

Was so einst die Muse der Geschichte mit diamantnem Griffel in ihre ewigen Tafeln verzeichnet, das hat, merkwürdig genug, durch ein schönes Zusammentreffen uns die Muse der bildenden Kunst hier jetzt zur Anschauung gebracht. Der gewaltigen Brandung Achenbach's gegenüber ist der Carton zu einer Kreuzfindung und der heilige Lubentius, deutsche Heiden bekehrend, (beide von Settegast von Coblenz) — aufgestellt. Jener soll als Altarbild al Fresko in der Kreuzkirche zu Thal-Ehrenbreitstein ausgeführt werden; der h. Lubentius ist ein bereits vollendetes Oelgemälde für den Hauptaltar der Kirche zu Kobern an der Mosel. Zur Anfertigung des Carton's ist Herr Settegast, ein Zögling des Direktors der hiesigen Akademie, des Herrn Veit, durch den Düsseldorfer Kunstverein beauftragt worden, der, seinen liberalen Statuten zu Folge, wenn eine Gemeinde den dritten Theil des Kostenbetrags für ein Kirchengemälde zu zahlen sich bereit erklärt, die anderen zwei Drittheile beizutragen beschlossen. Wir freuen uns, in den beiden ausgestellten Arbeiten des Hrn. Settegast die Hoffnung bestätigt zu finden, zu denen das schöne, im vorigen Jahre hier ausgestellte Madonnenbildchen desselben zu berechtigen schien.

Die Kreuzfindung, eine reiche, im Ganzen verständig geordnete Komposition von achtzehn mehr als lebengroßen Figuren, stellt, der Legende zu Folge [3]), — den Moment dar, wo das auf Antreiben der Kaiserin Helena, Constantin's Mutter, zu Jerusalem ausgegrabene Kreuz

3) Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius, der Zeitgenosse der Kaiserin Helena, gedenkt dieses Ereignisses nicht; erst nach der Mitte des IV. Jahrhunderts weiß der h. Cyrillus davon zu erzählen.

Christi, bei welchem auch die der beiden Schächer aufg
sich als das des Heilandes dadurch bewährt, daß eine Tot
rung mit demselben dem Leben wieder gegeben worden.
lebte, neben dem heilenden Kreuze von der Bahre aufger
dankend zum Himmel emporschauend, bildet mit Recht
der ganzen Darstellung. Auf der linken Seite knieet i
die Kaiserin, in verehrende Anschauung des aufgefunden
sunken, eine edle, trefflich drappirte Gestalt. Hinter ihr
berührend, der h. Makarius, Bischof von Jerusalem,
zu den auf der anderen Seite sich herandrängenden Gl
Ungläubigen, wohl um ihnen die weltüberwindende Mach
zu verkünden. Das Ganze ist ernst und würdig gehalte
frei und bis auf weniges leicht zu Beseitigendes, rein,
durchgängig befriedigend. Nur auf der rechten Seite wi
Scene ebenso beruhigend abgeschlossen zu sehen, wie auf d
was noch leicht dadurch zu bewirken wäre, daß zwei nur th
Figuren durch eine mehr der Mitte angenäherte ersetzt
läßt eine kleine, ebenfalls aufgestellte colorirte Zeichnung
position mit Grund erwarten, daß bei der Ausführung die
Ausdruck gewinnen werden. Ob nicht die Composition r
halten haben würde, wenn der Moment aufgefaßt worde
Todte, durch Berührung mit dem Kreuze erweckt, in den l
mannigfaltigen Empfindungen der Freude, des Staunens
Zuversicht, der Ueberraschung hervorgerufen, müssen wir da
lassen. Der junge Künstler hat Erfreuliches geleistet, u
noch seinem Meister und seiner Vaterstadt zum Ruhme ge

Wir können dies um so zuversichtlicher hoffen, wenn
schritte gewahren, die das bereits vollendete Altarbild
Technischen zu erkennen gibt. Das Gewand des hei
und die Bibel, die er hält, sind trefflich gemalt, und die
halbbekleideten, altgermanischen Ehepaares, welches vor dem
Heiligen knieet, ist warm und kräftig, und läßt Gedie
auszuführende Frescobild erwarten.

Wir begleiten den hoffnungsvollen Künstler mit
Wünschen zu seiner ersten, entfernt von seinem verehrt
vollendenden Arbeit.

2.

Der Dom von Cöln.

Als Conrad von Hochſtedten, Erzbiſchof von Cöln, im Jahre 1248 den Rieſenbau jenes Domes begonnen, der ſeines Gleichen nicht hat auf der weiten Erde, war faſt ganz Europa zu einer einigen Kirche, zu einer großen, ſtreng ineinandergefügten Pyramide erwachſen, deren dreifache Krone, dem allgemeinen Glauben nach, über die irdiſchen Wolken hinaus — in den Himmel emporragte. Alle gläubigen Völker waren Ein Volk geworden, das Volk der katholiſchen Chriſtenheit. Geſchieden waren ſie zwar noch in allen natürlichen und in den meiſten weltlichen Beziehungen; aber im Kirchlichen, Geiſtlichen verband ſie Ein Glaube, Eine Verfaſſung, Eine geheiligte Sprache, Ein Geſetz, Eine Wiſſenſchaft und Eine Kunſt, — in den Kreuzzügen ſogar Eine That, wie für die großen Kirchenbauten Ein großer Werkmeiſterbund. Und nicht nur zur Eroberung des heiligen Grabes floſſen ungeheure Geldſummen aus allen Ländern der Chriſtenheit zuſammen; auch zur Erbauung großer Gotteshäuſer (domus dei) wurden Beiträge aus fernen Gegenden dargeboten. So ſind noch Urkunden vorhanden, welche erweiſen, daß England ſehr bedeutende Beiſteuern zum Aufbau des Cöllner Domes geliefert. Auf dieſe Weiſe konnten von 1248 bis 1323 jährlich ungefähr dreihundert Arbeiter zur Ausführung jenes wundervollen Bauriſſes angeſtellt bleiben, von welchem vor wenigen Jahren durch glückliche Fügung ein koſtbares Fragment in einer Bauernhütte des Odenwaldes wieder aufgefunden worden. Leider wurde in jenen 76 Jahren nur der Chor vollendet, während von dem übrigen Gebäude die Säulen des Schiffes nur bis zur Höhe von ungefähr 40 Fuß, und einer der beiden Thürme bis zur Höhe von etwa 160 Fuß, alſo nur bis zu einem Drittheile der ihm beſtimmten Höhe ſich erhoben! Leider! denn die Zeit der höchſten Blüthe der abendländiſchen Kirche lief ſchon mit dem XIII. Jahrhundert zu Ende! Die ſtolze Pyramide der päpſtlichen Weltherrſchaft

barſt entzwei von der Spitze bis zum tiefſten Fundamente — um nie mehr ihre alte Herrlichkeit wiederzugewinnen, ſondern um allmählig zur Dammerde für einen die ganze Menſchheit überſchattenden Lebensbaum zu verwittern.

Zuerſt ſpaltete ſich die päpſtliche Krone; dann erhob das Rechtsſchwert des Kaiſers ſich gegen das geiſtliche Gewaltſchwert des Papſtes. Der freie Geiſt empörte ſich gegen grauſamen Glaubenszwang; durch die ganze Chriſtenheit hallte ein lauter Schrei um unverweilte Reformation der Kirche! Und immer tiefer drang die Spaltung von dem Haupte der Chriſtenheit bis in ihr Herz, bis in ihr innerſtes Mark. Siebzig Jahre währte das päpſtliche Schisma; die weltlichen Fürſten mußten Selbſtherrſcher werden, da das geiſtliche Oberhaupt in ſich ſelbſt uneinig geworden; mit ihnen ſonderten ſich die Nationen aus der zur bloßen Form gewordenen Kirchengemeinſchaft; — überall Zwieſpalt, überall Haß und Kampf auf Tod und Leben, überall Scheiterhaufen für Templer, für Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes, für heldenmüthige Ketzer wie für ſchuldloſe Juden!

Eine ſolche Zeit geſtattete keine großen gemeinſamen Werke. Der religiöſe Geiſt zog ſich zurück in ſein Allerheiligſtes, in das geheimnißvolle Innerſte, aus welchem nur vereinzelte Blüthen ſchwärmeriſcher Myſtik hervortrieben; die künſtleriſche Phantaſie flüchtete ſich in die ſtille Zauberwelt der Farben; der Thatendurſt drang hinaus über die Grenzen der bekannten Welt. Aber der Cölniſche Dom blieb unvollendet — auf lange Zeiten hin ein erhabenes Denkmal zugleich des großartigſten Menſchenvereines, den bis dahin die Geſchichte geſehen, und der Vergänglichkeit auch der reichſten Lebensgeſtaltung, wenn ſie zum Kerker geworden für den auf- und fortſtrebenden unendlichen Geiſt! Wie Petrarka jenen erhabenen Torſo im J. 1350 geſehen und beſchrieben, ſo findet er ſich noch abgebildet in der Nürnberger Chronik, welche im J. 1493 erſchien. Selbſt als der Gipfel eines Strebepfeilers des Chores (um 1435) zuſammengeſtürzt, wurde nicht einmal ein Verſuch zu deſſen Herſtellung gemacht. Erſt 300 Jahre ſpäter (im J. 1736) wurden die Flügel mit einem hölzernen Dache verſehen; aber während vollen fünf Jahrh. — von 1324—1824 — wurde nicht ein einziger Stein dem herrlichen Bauwerke hinzugefügt.

Alles war indeſſen anders geworden! Das Erzbisthum Cöln — einem proteſtantiſchen Königreich einverleibt; die römiſch-katholiſche Kirche, nun ſelbſt ein welthiſtoriſcher Torſo, wie der Cölniſche Dom, in zahlloſe mehr oder minder widerrömiſche Kirchen ſich ſpaltend, während weit über dieſen Trümmern der ausſchließenden Chriſtenheit ſchon der goldene Baum der Humanität ſeine immergrünen Zweige hinaustreibt! Er-

loschen ist der letzte Scheiterhaufen der Glaubensdespotie, ein neuer, schöpferischer Geist webt über dem europäischen Völkermeer, ein Geist der Versöhnung, der Freiheit und friedlicher Gestaltung gemeinsamen Wissens, Wesens und Wirkens! Während katholische Völker ihre Kirchen verwüsten, ihre Heiligenbilder vertrödeln, werden diese von Protestanten gekauft, werden protestantische Kirchen mit neuen Kunstwerken geschmückt. Zum Danke für geleistete Hülfe ertheilen aller-katholischste Könige mächtiggewordenen Juden katholische Ordenskreuze, und reiche Juden erbauen armen christlichen Gemeinden neue Kirchen. Im reinigenden Lichte immer weiter greifender Oeffentlichkeit erhebt ein allgemeiner Glaube sich über isolirenden Meinungsdifferenzen, bildet sich die Ueberzeugung von einem allgemeinmenschlichen Recht, arbeitet die Wissenschaft an einem unverwüstlichen Salomonischen Tempel, und für alle, Menschenwohl und Menschenwürde fördernden Bestrebungen bilden sich freie Vereine aus Mitgliedern der verschiedensten Volks- und Kirchengenossenschaften.

Die Blüthe dieser Zeit ist der freie Geist, der allem Göttlichen, allem Schönen, Guten, Wahren und Rechten, allem ächt Menschlichen in Gegenwart und Vergangenheit sich zuwendet und es freudig sich anzueignen strebt.

Dieser Geist nun ist es, der auch die idealische Erhabenheit des Cölnischen Domes zu Anerkennung gebracht, und zuerst die Erhaltung des unvergleichlichen Torso's beschlossen, demnächst sogar auf dessen Ausbau Bedacht genommen hat, nicht abgeschreckt durch die sehr großen Schwierigkeiten, die beidem entgegenstanden und auch jetzt noch nicht als völlig überwunden anzusehen sind.

Eine neue Masonische Schule bildete sich seit J. 1829 zu Cöln; die alte Domgruft in den Steinbrüchen des Drachenfels wurde wieder eröffnet, und eilf ungeheure Strebepfeiler, welche das Dach des Chores stützen, wurden mit all' ihrem zierlichen Schnitzwerk, von ungefähr 80 Arbeitern in kaum acht Jahren völlig erneuert. Nahe an 500,000 fl. sind zu diesem Zwecke verwendet, und hiervon mehr als die Hälfte von S. M., dem König von Preußen huldreichst verwilligt worden. Würde nun in gleicher Weise fortgearbeitet, dann könnte binnen 70—80 Jahren das herrliche Gebäude vollendet werden. Eine Hauptschwierigkeit ist bereits überwunden, denn schon sind Arbeiter gebildet, welche sogar in derselben Zeit noch einmal so viel zu leisten vermögen als die Arbeiter bei Wiederaufnahme des Werkes, und dem jungen Architekten Namens Zwerner, der das Unternehmen leitet, fehlt es weder an Kunsteifer, noch an dem er-

forderlichen Talent und Geschick, um das Begonnene seiner Vollendung entgegenzuführen.

Auch die andere Hauptschwierigkeit, die sich der Ausführung dieses Planes entgegenstellt, möchte nicht unüberwindlich sein. Schon ist in einem Schriftchen „über den Dom in Cöln", (1837) auf den Grund eines Gutachtens des kunstverständigen Bau-Inspectors de Lasaulx von Coblenz, der völlige Ausbau des Domes in Aussicht gestellt worden, wenn jährlich 50,000 Rthlr. darauf verwendet würden. Jetzt bringt uns auch eines der letzten Blätter des Londoner Athenäums[1]) einen Correspondenzartikel von Cöln, in welchem Europa zu Beiträgen Behufs jenes Ausbaues aufgefordert wird. Gerne übertragen wir daraus folgende Stelle: „Cöln, gewissermaßen Mittelpunkt zwischen Frankreich, Holland, Deutschland und Belgien, mit England und dem Norden durch den größten Strom von Nordeuropa verbunden, so reich an Allem, was Freunden der Kunst und des Alterthums werth ist, sollte es nicht hoffen dürfen, daß Europa zu einem Werke beitragen werde, welches ihm angehört? Würde es nicht eben so weise als edel sein, eine praktische Schule für gothische (altdeutsche) Architektur aufzumuntern und wieder zu beleben, ähnlich derjenigen, die dort im vierzehnten Jahrhundert bestande? ... Mögen Alle beitragen; der Gläubige für den Glauben, der Kunstliebhaber für die Kunst, der Freund jeder Verbesserung um dieser willen, und wenn ein Geist uns Alle durchdringt, — dann werden Kriege den Ausbau der Cölner Kathedrale nicht unterbrechen, die Zeit wird ihn nicht in Stocken gerathen lassen, und, wie die Dinge jetzt stehen, so braucht Europa wohl nur Kunde hiervon zu erhalten, um durch bereitwilliges Entgegenkommen das Gedeihen jenes Unternehmens zu sichern."

Daß nun der großartigste, in sich vollendete Entwurf eines Werkes altdeutscher Baukunst zur völligen Ausführung gebracht werde, dies wird gewiß Jedem, der nur irgendwie Sinn hat für das Schöne und Erhabene, als etwas höchst Wünschenswerthes erscheinen, selbst wenn es erst kommenden Geschlechtern vergönnt sein sollte, sich des Anblicks des Vollendeten zu erfreuen. Der Kostenbetrag aber ist unbedeutend, wenn alle gebildeten Völker, wenn alle Fürsten Europa's dazu beitragen wollten, und man die erforderliche Summe mit den ungeheueren Summen vergleicht, welche für andere Zwecke verwendet werden. Der einzige, einigermaßen scheinbare Einwand möchte nur etwa darin bestehen, daß man es unpassend finde, auf allgemeinsame Kosten die Kirche einer Confession zu vollenden, welche sich so schroff, so feindlich allen anderen Glaubensgenossenschaften

1) Nr. 509. v. 29. Juli 1837.

gegenüberstellt. Aber ist, bei dem raschen Entwicklungsgange der neuesten Zeit, bei dem allgewaltigen Durchbruch eines allversöhnenden Geistes nicht mit Zuversicht zu erwarten, daß, noch bevor jenes altehrwürdige Haus des Herrn vollendet, sich auch die bis jetzt noch getrennten Kinder des Herrn zu einer neuen, seiner würdigen Gemeinde vereinigt haben werden? Oder hat der Eifer, mit welchem auf dem Gebiete der Forschung und der Wissenschaft jetzt für und gegen die Unterscheidungslehren zwischen den verschiedenartigsten Gläubigen und Denkern gekämpft wird, eine andere Bedeutung für die Zukunft, als daß alle — bewußt oder unbewußt — nach allgemeiner Einverständigung ringen? Auch die eingesponnene Raupe zernagt die kunstreiche Hülle, durch welche sie sich von der übrigen Welt abgeschieden; aber sie zerstört ihr eigenes Werk nur, um an dem Lichte der Sonne die prächtigen Flügel zu entfalten, die sie im Verborgenen sich gestaltet, und, ungehemmt ihre Flügel schwingend, in die bunte Schaar ihrer Geschwister sich zu mischen, die ein gleicher Liebeszug zu gleicher Selbstbefreiung getrieben! —

3.

Einige Worte über ein Denkmal für Göthe [1]).

Aus göttlichem Urquell bricht das Gute, Schöne, Wahre an's Licht, selbst leuchtend, erleuchtend, lichtzündend im Schooß der geheimnißvollen Nacht, in die es einstrahlet. Und zurückstrahlt aus dem empfangenden Herzen, aus der erglühenden Seele, aus dem durchleuchtenden Geiste — Bewunderung, Freude und Dank. Das Gute, das Schöne, das Wahre wird erkannt als unseres Selbstes wesenhafte Erfüllung; dies Erkennen gebiert Wonne, die Wonne erzeugt Liebe, die Liebe Erkenntlichkeit in den Tiefen des Herzens. Und das Kind der Liebe ist deren lebendiges Bezeugniß, die Erkenntlichkeit ist ein Zurückstrahlen der Liebe, ein Widerscheinen des Erkannten, ein Bezeigen der empfangenen Wonne, ein inniges, glühendes Widerbeseligungsstreben. Und wie das Erkennen das Streben, so weckt dieses das Können, das Können wird zur That, die That ein Zurückströmen zum Urquell, ein verewigendes Vergegenwärtigen der ursprüng-

1) Geschrieben zu Frankfurt a. M. im Juli 1837.

lichen Liebe. Das Gute, Schöne, Wahre wird aner
das, was es iſt, als das ewig Währende, als das
Selbſtzweck.

Hiermit vollendet ſich das Leben, ſchließt ſich der i
fende Kreis des Schaffens und Liebens und Genießens.

So ſtrömt die Herrlichkeit der Schöpfung in Hym
und Dankes zurück in den Schöpfer. So ſtrebt de
Nachbildung des Schönen und Erhabenen das Entzücken
das er empfunden, und den Ausbruch ſeiner Begeiſterung
auf den Altar der ewigſchaffenden Liebe!

Daß er ſein überſchwellendes Herz leicht machen, d
Ton, Farbe ſagen konnte, was er vernommen und geſchau
und genoſſen, daß er ſeiner flüchtigen Gefühls- und Ge
bleibende Geſtalt geben, daß er, wie ein Gott ſeine Geſchö
an den gemeinſamen lichten Tag bringen durfte, dies iſt ſe
der ihm verliehenen Gaben.

Wem Gutes, Schönes, Wahres aus verborgener
ſein zu rufen vergönnt iſt, der wird in der Schaffungslu
lichkeit Gottes bewußt. Dem Göttlichen ſich hingebend, l
empfangen; Göttliches offenbarend, hat er ſelbſt ein göttl
wonnen; die irdiſche Vereinzlung abſtreifend, iſt er für Vie
Sonne geworden.

Das aber iſt die Macht des Guten, Schönen und
dreifaltigen Offenbarung der Allſonne, daß die Menſchen
neres Auge ſich erſchloſſen, zu ihm hingezogen werden, und
delſterne lichtdürſtend das Geſtirn des Tages, ſo, nach E
gend, die Sonne der Ewigkeit umkreiſen. Wie es dann
dürfniß wahrhaft durchlauchtiger Majeſtät iſt, ſich ihre
huldvoll zu erweiſen, ſo iſt es ein heiliges Bedürfen des E
Spender des Lichtes zu huldigen. Weil aber Geben ſelige
men, darum iſt jenes an ſich kein Verdienſt, und die
Empfangenden kein Lohn, womit dieſer Jenem vergelt

Jenes war, nach einem ſchönen Worte unſeres Rückert,
ges Ueberfließen"; die Huldigung ſpricht im Grund
aus, als daß der Empfangende nicht ein todtes, ſelbſtloſes
als erkennend die Herrlichkeit der Gabe, und anerkennend
Gebers, gleiches Weſens mit dieſem, freiwillig dahinnehme,
Freiheit geſpendet. Nur der Menſch beugt das Knie vo
weil nur Er zu ihrem Ebenbilde geſchaffen, weil nur Er das
det, empfindet, erkennt. Und ſolches Knieen iſt keine Erni

dern eine Erhebung, ein Zeichen zugleich der Hingebung an das Höhere und des seelisch-geistigen Aufschwungs zum Unendlichen; kein Dienst, den der Mensch der Gottheit erweist, sondern ein williges Aufgeben der Vereinzlung, ein Eingehen des Gemüthes in das Unbeschränkte durch freies Aufheben der beschränkenden, irdisch-leiblichen Selbstständigkeit. So kömmt der Mensch durch Verehrung des Göttlichen selbst erst wahrhaft zu Ehren, indem er das Ehrwürdige als sein wahrhaftes Wesen anerkennt, und das Maß unserer Ehrenhaftigkeit wird bestimmt durch den Gegenstand unserer Verehrung und das Maß der ihm dargebrachten Huldigung.

Diese allgemeinen Andeutungen, so einfach sie sind — und so natürlich sie sich darbieten, schienen uns doch nothwendig zur Einleitung Desjenigen, was wir zu berichten und zu bemerken haben über das Vorhaben einiger hiesigen Verehrer Göthe's, demselben in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu setzen.

Ueberall, wo die göttliche Pflanze der Menschheit in genialen Menschen zur Blüthe gekommen, sei es nun, daß ein Genius als Staats-Gründer, Gesetzgeber, Held, oder als Religionsstifter, Heiland, Märtyrer, oder als Künstler, Erfinder, Wahrheitsforscher göttliches Wesen zur Offenbarung gebracht, überall hat sich auch, je nach der Empfänglichkeit der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen, der Drang geregt, das Gedächtniß jener Großmenschen zu verewigen. Wie sie selbst unsterblich sich durch das Göttliche, in dessen Dienst sie gelebt, zu dessen Organen sie geworden, so sollte auch ihre irdische Gestalt, als geadelt durch den sie beseelenden Genius, an der Unsterblichkeit Theil nehmen, die jenen zuerkannt werden mußte. War der Genius Mensch geworden, und hatte er sein Göttliches den Menschen zu eigen gegeben, so sollte er auch sichtbarer Weise unter ihnen wohnen bleiben — als die Persönlichung ihres höchsten Gesammtstrebens, ihres Wünschens und Wollens, ihres Dichtens und Trachtens. Strebt der Mensch einerseits nach Vergeistigung alles Sichtbaren, so drängt es ihn anderseits nicht minder nach Versichtbarung, nach Verleiblichung des Geistigen. Wir sehnen uns denjenigen von Antlitz zu Antlitz zu schauen, dessen Werke oder Thaten, dessen geistiges Selbst wir uns schon angeeignet haben. Es drängt uns, unseren Angehörigen denjenigen zu zeigen, dem wir selbst den Genuß des Guten, Schönen, Wahren verdanken, den wir als die Ergänzung unseres besseren Selbstes werth halten müssen.

Diesem ächtmenschlichen Sehnen und Streben verdankt die bildende Kunst ihr Entstehen und ihre Blüthe, und auch dadurch bewährt sich das Volk der Hellenen und die römisch-germanische Kirche, — als die Blüthe, jenes der alten, diese der mittelaltrigen Welt, daß in Bei-

den jenes Streben volle Befriedigung gewonnen. Das
werdend und sich individualisirend — hat durch bleibend
auch in dieser Sphäre seinen Triumph über die irdisch
gefeiert. Die ganze Persönlichkeit des Menschen, oder, m
die Individualität, hat aber namentlich durch das E
unendliche Bedeutung dadurch empfangen, daß
Mensch gefaßt wurde, als nach dem Bilde Gottes gesch
pel des göttlichen Geistes und als bestimmt zu ewiger Fort
seinem Wesen, sondern auch seiner verklärten Leib
Bedeutsam genug sollte, der Legende zufolge, selbst schon e
listen die Mutter des Heilandes in einem Gemälde al
In der Selbstapotheose selbstsüchtiger Imperator
Welt und ihre Kunst zu Grabe gegangen; die Selbst
sich herablassender Liebe und willigsten Gehorsams — v
herrlichung durch die begeisterte Liebe der Gläubigen eröffne
und eine neue Kunst. In der Art und Weise aber, wi
sich nun offenbart hatte, — sowohl durch Selbstkreuzig
Kreuzigenlassen der irdischen Leiblichkeit, — und in der Ueb
solcher vergeistigenden Offenbarung lag es gegeben, daß
entwickelnde kirchliche Kunst, so lange keine anderweitigen B
hinzutraten, sich auf Darstellung der wesentlichen Momer
barung beschränkte, — daß sogar ein engherziger Verstand
der allgemeinen Kirche, gegen jede bildliche Darstellung
Versinnlichung des Geistigen eifern und stürmen kon

Aber auch in der Kirche selbst befestigte die zunehme
das Heil der Seele und die Gewärtigung des furchtbaren j
tes auf lange hin die Schranken der neuen Kunst.

Erst als die zurückgedrängten Manifestationen des
der klassischen Welt wieder zur Anerkennung kame
und Wirklichkeit ihre göttlichen Rechte wieder geltend
sprang aus der in's Unendliche sich erweiternden Weltans
alle Kreise des Daseins eindringendes Kunststreben. Ni
Kirchlich-Heiligen, auch in dem Weltlich-Großen,
Anmuthigen, auch im Natürlich-Vollkommenen wurde d
Widerschein des Göttlichen erkannt, und wie der Geist
Seite hin Universalität anstrebte, so gewann auf der and
das Partikulare seine volle Bedeutung in dem Nichts ausse
gemeinen.

Diese universale Tendenz, oder, wenn man lie
Streben nach gediegener Universalität, zugleich e

in das Urweltliche, ein Vertiefen in die Gegenwart und ein freudiges Erhoffen einer schöneren, von den Menschen selbst auf der Erde zu gestaltenden Zukunft, ist die eigenthümliche Signatur des dritten Weltalters, welches aus einzelnen Lebenskeimen schon im XIV. Jahrhundert sich entfaltend, im vorigen Jahrhundert das Bewußtsein seiner selbst gewonnen, und in Herder und Göthe zum erstenmal zur Blüthe gekommen.

Aus einer und derselben Wurzel, dem Herzen des deutschen Volkes, rewachsen, spricht sich in ihnen die doppelte Bewegung, die Systole und Diastole dieses Herzens auf das vollkommenste aus. Während in Herder das religiöse Gefühl, aus der Tiefe eines liebinnigen Gemüthes, in das Göttliche aufstrebend, alles Einzelne auf ein Allgemeines, alles Allgemeine auf das Eine Unendliche bezieht, senkt in Göthe ein gewaltiger Geist sich aus dem freien Aether in die mannigfaltige Wirklichkeit herab, um das Endliche durch künstlerische Gestaltung in seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit zu vollenden. Jener erhaben in seinem unendlichen Streben, dieser schön in seinem stets gemessenen Schaffen und Bilden, Jener, ein Welthierophant, die Harmonien des Universums rezitirend, während dieser, ein Weltkünstler, sich den Kosmos aneignend, ihn frei in Kunstgebilden reproduzirt, repräsentiren Beide auf eminente Weise zugleich ihre Zeit und ihr Volk, und verkünden — als Dioskuren — den Aufgang eines neuen, befriedenden Tages.

Jünger als Beide, aber Beide ergänzend, philosophisch, musikalisch, und aufstrebend wie Herder, poetisch, klassisch, und genial wie Göthe, wurde Schiller, Beide vermittelnd, der dritte in dem heiligen Bunde, und das deutsche Volk akklamirte dem herrlichen Dreigestirn, welches durch Geist, Phantasie und Gemüth die Fülle seines Inneren offenbarte.

Indessen war gerade durch die selbstständige Entwicklung der einzelnen deutschen Stämme und deren reiche Individualisirung das politische und kirchliche Leben des Volkes seiner Einheit verlustig gegangen, und theilweis eine Beute des Nachbarvolkes geworden, welches, auf Kosten des individuellen und partikularen Lebens zu einer übermächtigen politischen Einheit erwachsen. Da wurde durch den Druck von Außen das deutsche Volk inſichzugehen veranlaßt; der Geist sammelte sich aus seinen mannigfachen Bestrebungen, ein glühendes Vaterlandsgefühl, ein kräftiges Freiheitsstreben erwachte, und aus dem Kampfe mit den Fremden erstand das siegreiche Volk als politisch freie Nation. Wer aber wird nicht freudig anerkennen wollen, wie mächtig anregend und belebend die Strahlen jenes poetisch-philosophisch-religiösen Dreigestirnes hierzu mitgewirkt, wie Vieles wir dem Walten jener drei Genien bei unserer Wiedergeburt verdanken?

Zunächst war jedoch nur das Bewußtsein und die
der nationalen Einheit gewonnen; die vom fremden Joc
ten rangen nun auch nach innerer staatsbürgerlicher A
dieses neue politische Leben, die theologischen Zerwürfni
schaftlichen Bestrebungen absorbirten eine ganze Reihe
durch die Energie der Nation.

So dürfte sich erklären lassen, daß man, der Ge
sten Zukunft zugewandt, nicht zum energischen Bewußtse
Vaterland jenen drei hochbegabten Geistern verdankte.
schon bald nach Gestaltung des deutschen Bundes einige
die sich am Sitze der Repräsentation der Bundesfürsten zu
den Wunsch aus, daß die deutsche Nation durch ein D
rung und den Dank bezeuge, die sie dem Dichterfürsten s
aber davon, daß dieser selbst dem wohlgemeinten Vorhab
zeiten keine Folge zu geben bat, würde es auch damals
lich die verdiente Theilnahme gefunden haben. Göthe is
die Menge; er selbst liebte sich die

stille Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht.

Selbst unter den sg. Gebildeten wurde und wird noch
allgemein erkannt. Seine genialsten Werke, die zarte Bl
universalen Bildung, werden eben darum auch nicht vo
dung verstanden. Es kann deshalb auch keineswegs bef
von Bettine Brentano schon vor längerer Zeit erf
und dem jüngeren Wichmann modellirte Denkmal, wel
„ein verklärtes Erzeugniß der Liebe des Kindes, eine Apo
geisterung und seines Ruhmes" nannte, — dennoch,
Hauptsache wohl kaum zu übertreffen, in Göthe's und A
stadt nicht zur Ausführung kam, und demnächst nur alle
ten Kinde zur Veranlassung wurde, die deutsche Nation
bei dessen Ausführung aufzufordern.

Indessen hat die Nation ihren politischen Bestrebu
ihre staatsrechtliche Bildung eben reichte, im Wesentlich
gethan; die theologischen Diskussionen haben sich au
Wissenschaft zurückgezogen, für das allgemeinere und tie
des großen Dichters ist Vieles geschehen, und unter der sc
eines andauernden Friedens treibt zwischen den dichten
dustrie auch die bildende Kunst immer reichlichere Blüthen

Wie nun dem ungeheuren Aufschwung, den die
gemeinsam mit Frankreich und England in den letzten fun

nommen, ein — faſt feierlicher Moment tiefen Beſinnens und überlegenden Zurückſchauens auf die Vergangenheit gefolgt, ſo iſt auch bei männiglich das Bedürfniß rege geworden, durch Errichtung von Denkmälern den Genien die gebührende Verehrung zu bezeigen, deren Werken wir vorzüglich jenen Aufſchwung verdanken. So wurden dem heroiſchen Luther und den Erfindern der Buchdruckerkunſt, ſo dem Entdecker des Erdumlaufes, und den Helden des Befreiungskrieges, Statüen errichtet; ſo hat ein kunſtſinniger König allen großen Deutſchen ein Walhalla erbaut, und Schiller und Beethoven, Dürer und Mozart werden mit Nächſtem das deutſche Pantheon ſchmücken. Und wie in Deutſchland, ſo werden in Frankreich und Belgien jetzt überall Plane entworfen und Veranſtaltungen getroffen, das Andenken an große Dahingeſchiedene durch Monumente zu feiern. Selbſt das induſtriöſe, politiſch-gährende England will durch eine coloſſale Statüe Shakespear's ſich ſeines größten Dichters würdig erweiſen, und ſogar in dem gedrückten Italien hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um durch die Bildſäulen ſeiner unſterblichen Sänger der Welt zu zeigen, daß die Nachkommen des göttlichen Dante und Petrarka's, Arioſto's und Taſſo's ſelbſt im Unglück noch alte Dankesſchulden abzutragen bereit ſind, ſelbſt bei politiſcher Erniedrigung den Sinn für das Hohe bewahrt haben!

Auf dieſe Weiſe iſt es für die gebildeten Nationen Europa's gewiſſermaßen zu einem Ehrenpunkt geworden, durch monumentale Vergegenwärtigung ihrer unſterblichen Vorfahren ſich deren Werth zu bezeigen, und es darzuthun, daß wenn die Zeitgenoſſen auch nicht ſelten ihre großen Geiſter verkannt oder ſelbſt ſie niederbeugender Bedrängniß Preißgegeben ließen, doch das Aechte der Nachwelt unverloren bleibt, und gerade jetzt eine Zeit weltgeſchichtlicher Gerechtigkeit herangekommen, welche nicht nur unverdiente Kronen zu zerbrechen, ſondern auch unvergängliche Kränze „Verdienſten jeder Art" zu flechten weiß.

Wenn nun ſchon längſt der größte unter den neueren Dichtern Albions unſerem Göthe gehuldigt als „dem erſten der lebenden Schriftſtel„ler, welcher die Literatur ſeines Vaterlandes geſchaffen und die von „Europa verherrlicht hat[2])," wenn dieſes Weltdichters Werke der poetiſchen Ehre unſeres Volkes in zwei Welttheilen Anerkennung verſchafft haben, wenn ſein Fauſt, als der genialſte Reflex des großen Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit, ſchon jetzt gleiche welthiſtoriſche Bedeutung gewonnen, wie außer ihm nur Dante und Homer, — dann iſt es

2) Bei Widmung des Sardanapals im J. 1821.

doch wohl zu einer Ehrensache für die deutsche Nati
schon gekrönten König ihres Parnasses auch durch Erri
nalen Denkmales die ihm gebührende Huldigung da
jetzt, wie schon in öffentlichen Blättern gemeldet
der Geburtstadt des deutschen Dichterfürsten best
den Plan gefaßt, demselben ein vaterstädtisches
richten, und bereits eine, die Ausführung dieses A
Summe, — zuverlässigem Berichte zufolge im Betrag
den, — zusammengebracht, — ist allerdings erfreulich
gefühle der, mit Reichthümern gesegneten alten Kaise
sprechend. Doch glauben wir nur den zahlreichen V
Dichters das Wort von den Lippen zu nehmen, wen
hier aussprechen, daß der Plan zu einem blos frankfurti
dem eines nationaldeutschen erweitert werden möge.
dem Zweifel nicht Raum geben, daß der hiesige Kunstve
reitwillig finden lassen werde, jenem Wunsche zu entsp
selbe, was wir zuversichtlich erwarten, baldigst reichliche
Hierzu würde aber wohl hinreichen, wenn sofort in a
Städten sich Göthevereine constituirten und alsbald
von ihrem Zusammentritt Kunde geben wollten. Es
Zeitfrist für Sammlung von Unterschriften und für Ein
nen für das Monument anberaumt und demnächst ein,
trage der unterschriebenen Beiträge angemessener Plan
gebracht werden.

Hat, unter Voraussetzung, daß das Denkmal nu
tisches werde, der Kunstverein sich darauf beschrän
glaubt, auf öffentlichem Platz eine Statüe des gefeierte
richten, — so könnte, bei bedeutend vermehrten Mitteln
gebilligte, und gewiß der Größe und Eigenthümlichkeit d
messenere Plan eines göthe'schen Museum's ve
in welchem nicht nur die majestätische Gestalt des Verew
ter Stelle thronen, sondern auch der reiche Kreis seiner
pfungen und seines wissenschaftlichen Wirkens von den
deutschen Künstlern in Frescogemälden und Basrelief's z
Anschauung gebracht würde.

Wäre hiermit dem Genius Göthe's ein seine
pel erbaut, so könnten zur Einweihung desselben sich Abg
thevereine und wer sonst daran Theil nehmen möchte, sich
und die feierliche Krönung des Dichterfürsten würde de
fang der neuen Aera bezeichnen, in welcher die deutsche N

heit und Einigkeit durch freie Anerkennung ihrer geistigen Fürsten bethätigte. Für das Bild eines neuen römischen Kaisers bietet der Krönungssaal im hiesigen Römer keinen Raum mehr dar; würdig eröffnete Göthe's Statüe die Reihe geistiger Majestäten in einem nationaldeutschen Museum. —

4.

Denkmal für Hermann,

den Befreier Deutschland's [1]).

„Der treffliche deutsche Bildhauer, Ernst Bandel," so lesen wir im Correspondenten v. u. f. Deutschland, „ist jetzt beschäftigt, dem Helden, der nach dem Zeugniß des edlen Römers in keinem Kriege erlag, der den Anfängen der vaterländischen Geschichte so viel echten Glanz gibt, dem Cheruskerfürsten Hermann, ein würdiges Denkmal zu setzen. Auf dem Teut, dem höchsten Punkte des Teutoburger Waldes, in welchem Hermann den Deutschen die Freiheit erstritt, soll sich sein in Kupfer getriebenes colossales Standbild erheben, das ihn darstellt, wie er nach dem Siege, auf seinem Blumenschild ruhend und das Angesicht gegen den Rhein gekehrt, wohin die Römer flohen, mit der freien Rechten das Schwert gen Himmel hebt, und mit dem linken Fuße auf einem römischen Legionsadler und Ruthenbündel tritt. Der Künstler macht sein Werk, in welchem er nunmehr in der Blüthe der Manneskraft den liebsten Traum seiner Jünglingsjahre verwirklicht, dem Vaterlande zum Geschenk. — Zur Deckung der Auslagen läßt er das Werk in Gyps und Erz, in Kupferstich und Steindruck vervielfältigen, und Jeder, der zu den Kosten beigetragen hat, erhält nach Wunsch und Maß des Beitrags eine Nachbildung." —

Wer aber, für den Recht, Ehre, Freiheit, Vaterland noch etwas mehr als bloße Worte, für den sie vielmehr die heiligsten Güter dieser Erde sind, wer wird nicht freudig sein Scherflein zur Gedächtnißfeier unseres ersten Helden liefern, dem die Deutschen damals ihre Frei-

---

1) Geschrieben im Nov. 1837.

heit, dem wir zu danken haben, „daß wir noch Deut
war es, der den Tod nicht scheute, um die Ruthen auf
Unterdrückers zu zerbrechen, welcher die freien deutschen
men Dienern und Steuerpflichtigen der herrschsüchtige
Römer herabwürdigen wollte! Er war es, der den
Freiheit auch das Ehrgefühl gerettet, welches sie, n
richtet, um keinen Preis das einmal gegebene Wort verl
aber unserer Väter Freiheit wohl solchen Kampfes wert
möge hier das Zeugniß eines unserer ehrenwerthesten Ge
hen, der ein Jahrzehend vor Ausbruch des großen
Deutschland gelehrt und geschrieben, welches man die
wälzung zu nennen pflegt, obgleich es nur ein Vers
dort, wie hier uralte Freiheit zu restauriren. „Sachen
schrieb Michael Ignaz Schmidt, hochfürstlich Wü
licher Rath und ordentlicher Lehrer der Geschichte auf
Würzburg im Jahre 1778 in seiner Geschichte der D
„Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Versam
ausgemacht. . . Der König, Fürst oder sonst ein berühmt
den Vortrag, und das Volk entschied. Das Volk gab s
gehorchte selbst. So groß auch die Veränderungen sin
hinzu, „die die deutschen Nationen sowohl in als außer
litten haben, so ist doch kaum eine einzige, bei der man n
ses uraltdeutschen Regierungsplanes antrifft."

Dies war die Freiheit, für die vor achtzehnhunde
mann, der Cheruskerfürst, gekämpft. Wer dürfte, oh
schen Namen zu verläugnen und sich der Freiheit unw
dem deutschen Künstler den Beitrag für das Deu
schen Helden wohl versagen?

5.

Erinnerungen zum Jahreswechsel.

Von 1837 auf 1838.

Wenn die Sonne wieder aufsteigt zur Verjüngung der erstarrten Natur, wenn zwischen den abgefallenen Blättern des vergangenen Jahres schon duftende Veilchen und über der bereiften jungen Saat die ersten Lerchen das Nahen des Frühlings verkünden, dann sendet der ersterbende Winter noch zuweilen aus dem finstern Norden

„Schauer körnigen Eises,"

und in der Tag- und Nachtgleiche scheinen die Mächte des Todes sich wieder die alte Herrschaft erstürmen zu wollen. Dann hört man wohl den Dichter klagen:

„Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo alles sich von weiten
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerschwer!...

Und wie in der Natur und in dem Leben des einzelnen Menschen, so gibt es auch in der Geschichte der Menschheit — „so bange Zeiten,

„Wo alles sich von weiten
„Gespenstisch zeigen thut!"

Es sind die Zeiten, in denen das winternächtige Princip der Krystallisation seine letzten Kräfte aufbietet, sich der frühlingslichten Macht des organisirenden Lebens zu erwehren, und die ersten Blüthen des Freiheitstrebens in starre Crystalle zu wandeln, die ersten jubilirenden Stimmen des Lebens mit Sturmesgewalt in das gepreßte Herz zurückzudrängen.

In ſolchen Zeiten, in denen kalte Nebelmaſſen ſi herabſenken, und dem Auge nicht mehr geſtatten wollen, ſchon ſo nahe geglaubte Land der göttlichen Freiheit zu ſe Blick ſich ängſtlich nach Innen, in die verewigte Welt d und forſchet nach, ob er Troſt finde für die gegenwärtige der verheißende Gott ein Gott der Wahrheit und des L täuſchendes Geſpenſt.

Und, ſiehe! an den goldenen Pforten des Aufgangs, die aus der dichteriſchen Sage der Vorwelt in die Geſchich Kultur herüberleitet, begrüßt uns mit ſtrahlendem Haupte d freier und Geſetzgeber eines geknechteten Volkes. Er richte aus dem Staube des Sklavendienſtes zu dem Ewigen e trauend der Verheißung der Freiheit, führt er ſie durch die S zum gelobten Lande, unerſchüttert durch den Wankelmuth, heit der Befreiten. Es war der erſte Sieg des fortſchreit erſtarrende Naturgewalt, der gottvertrauenden Freiheit Zwangherrſchaft, des Glaubens an die beſſere Zukunft üb Kleben an ſchmachvoller Gegenwart!

Und der Glaube iſt nicht zu Schanden geworden; erſchrockenen Volksfreundes über Pharao's Starrſinn Gaukler hat Millionen zu heldenmüthiger Ausdauer be Siegers Preis durchſchallt alle Völker der Erde; denn ni genen Ruhm und für Selbſtherrlichkeit hat er gekämpft; er die Ehre, und ſein Volk ſollte nicht einem gebrechliche dern nur dem Ewigen und ſeinem heiligen Geſetze unterth

Aber ein anderer Name, der Name eines jugendlich ſich dem des heldenmüthigen Propheten und wie die bei melsgeſtirne unſerer Erde niemals untergehen, ſo wird d haft menſchliche Bildung Raum gewonnen, mit Moſ leus genannt werden. Freiwillig zog er in den tödtli ihm der Tod für das Recht, für die Ehre ſeines Volkes v als ein langes nur ſelbſtiſchem Genuſſe geweihtes Leben. Herrſchers Sohn hatte, das heiligſte Gaſtrecht verletzend, beraubt. Aber die griechiſchen Fürſten und Helden fühlt ſich Alle verletzt, zum Ehrenkampf führt ſie Agamemn Achilleus; der Räuber wurde, wie ſeiner Mutter geträ welche Troja in Brand ſteckte, Achilleus zum Leitſtern für nes Vaterlandes.

Und noch nach Jahrtauſenden ſchauen wir bewund zu Moſes, dem erhabenen Propheten, Befreier und G

zu Achilleus, dem schönen Helden und Kämpfer für die Unverletzbarkeit des Rechtes, für die Ehrenhaftigkeit seines Volkes.

Doch schon steigen neue Gestirne am fernen Horizont der Geschichte vor uns auf, herrlichen und unauslöschlichen Glanzes! Dort der große Gesetzgeber Lacedämon's, der durch freiwilligen Tod die Spartaner gelehrt, das freiheitverbürgende Staatsgesetz höher zu achten, als das Leben, wie Leonidas und seine dreihundert Kampfgenossen es der Nachwelt bezeugt! Hier, der edelste Weise und Bürger Athens, der schöne Sittlichkeit lehrte und übte, und, der göttlichen Vorsehung vertrauend, die Pflicht, — der heiligen Stimme des Gewissens, der allgemein erkennbaren Wahrheit — zu gehorchen, aber auch in Allem, was der sittlichen Ueberzeugung nicht widerspricht, dem bestehenden Gesetz sich zu unterwerfen, — mit dem Tode besiegelt.

Ist Lykurg uns das Vorbild eines heldenmüthigen Gesetzgebers geworden, so leuchtet Sokrates als Muster zugleich eines gewissenhaften Staatsbürgers und eines sittlichschönen, gottgläubigen Menschen uns vor. Sie sind die Ehre, die höchsten Glanzpunkte Griechenland's, lichtstrahlend, erhebend und kräftigend bis in die fernste Nachwelt.

Und wie nun, der trüben Gegenwart entrückt, des Geistes Blick in der Vorwelt lichtdürstend emporsteigt von Stern zu Stern, da glänzen auch von Rom uns hehre Gestirne entgegen, und die Namen Lucius Junius Brutus und Regulus sind es, die vor Allen hervorstrahlen. Brutus, das Heil der Familie, die Wohlfahrt des Vaterlandes in der unverbrüchlichen Herrschaft des Gesetzes erkennend, selbst das Vatergefühl der heiligeren Bürgerpflicht zum Opfer darbringend! Regulus, die Ehre Roms, seine eigene Ehre bedingt erkennend, durch Heilighaltung des Wortes, wär' es auch Fremden, wär' es Todfeinden gegeben, weil der höchste Gott, der über allen Völkern thront, über der Unverbrüchlichkeit des Eidschwures wacht, Regulus, wie Sokrates, ein Märtyrer des Gewissens, wie dieser ein Stolz der Menschheit!

Durch solche Männer, solche Thaten, ist Rom groß geworden; — nicht durch Schwertes Gewalt, welche die Menschen zu Sklaven erniedrigt, sondern durch die Macht der Sittlichkeit und der Gewissenhaftigkeit, — dieser allgemeinen Religion, — die sie zu freien Bürgern, zu Freunden der Gottheit erhebt.

Daß aber kein Mensch den anderen verknechten dürfe, weil alle, zu Gottes Ebenbildern geschaffen, selbst Gott nicht aus sklavischer Furcht, sondern aus Dankbarkeit und Liebe, nach bestem Glauben und Gewissen zu gehorchen haben, und daß der Mensch nur insoweit den weltlichen Machthabern zu Gehorsam verpflichtet, als es mit den ewigen Gebo-

ten vereinbar, welche Allen als göttlich erkennbar ſind, —
ner Morgenſtern aus Iſrael verkündet, der übe
aufgehend, für alle Zeiten im Zenith der Geſchichte gefeſti

Doch, ſiehe! wie aus Hellas einſt Achilleus, ſo erheb
mann aus Deutſchland, und ſtellt uns im heldenmüth
die Freiheit der Germanen — ein ewig leuchtendes Vorbi

Und wie oft dann auch wieder menſchlicher Dünkel
Herrſchſucht die Gewiſſen in Banden zu ſchlagen, wie of
Hoffart und Habſucht vermeintlich bevorrechteter Geſchl
menſchen zu ſelbſtloſen Dienern ihrer Launen und Gelüſte
getrachtet, dennoch hat jedes Jahrhundert ſeine Glaubens=
helden gezeugt, welche den Tod am Kreuze und den T
kampfe nicht geſcheut, um, wie Chriſtus, der Wahrh
mann, der Freiheit ein glorreiches Zeugniß zu geben, un
die Heiligkeit der Pflicht und des Gewiſſens, um, w
Heiligkeit des Rechtes durch die ſchmerzlichſten Opfer zu

Und nicht umſonſt habt ihr gelitten, ihr zahlloſen
göttlichen Heilandes und Befreiers, nicht umſonſt habt ih
geblutet, ihr zahlloſen Märtyrer des Rechtes und der Fr
Flammen, die eure ſterbliche Hülle verzehrt, ſind auch die L
zen, in denen die Seelen eurer Brüder geſchmachtet; in d
die Blüthe eurer Jugend zerknickt, ſind auch die Ketten zerb
Kinder an das Sklavenjoch gefeſſelt. Freuet euch, ihr L
nes, der Herrſchſucht und des Eigennutzes, die ihr euch ſelbſ
ren der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe dargeſtellt ha
eures Opfers iſt zum Himmel aufgeſtiegen, ein ſüßer W
Ewigen, der auch ſein Liebſtes euch zum Heile geopfert; i
Gottes= und Freiheitshelden der Vorwelt die ewigen Ho
Menſchheit geworden; eure Sterne durchleuchten auch die
ken, erhellen auch die ſchwärzeſte Nacht. Zerbrochen iſt zu
und auf immer der Kerker, den Rom den Söhnen des Nord
Trümmer fallen ringsum die Zwinger, in denen der Frei
Leibeigenen, zum Hofgeſinde, zur rechtloſen Dienerſchaft eine
ten Despoten erniedrigt worden.

So dränget ſich Stern an Stern am Firmament
und ſendet ſeine Strahlen herab in die aufſtrebende Gegenn
heller ſtrahlt das Licht in die entweichende Nacht, und öffne
heit die Augen, und zeigt ihr mit Flammenſchrift das göttlic
die göttliche Pflicht als ihre wahren Herrſcher, als
Befreier.

Und, ſiehe! ſchon löſen befreite Völker die Ketten der Sklaven, ſchon neigen ſich edle Fürſten vor der Majeſtät des Freiheit verbürgenden Geſetzes, ſchon wehet die Fahne des ewigen Rechtes und der Menſchlichkeit auf den Höhen zweier Welttheile!

Das iſt der „Wunderſtamm," aus dem, wenn auch noch hier und dort

„Die ſichern Stützen ſchwanken," —

das iſt der Wunderſtamm,

„Aus dem geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum;
Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land!"

Am letzten Tage des Jahres 1837.

6.

Coloniſation.

Nur wer Rechte gibt, kann dieſelben nöthigenfalls beſchränken oder nehmen.

Daß die Kinder und nächſten Angehörigen den Mitbeſitz oder doch Mitgenuß der Güter ihrer Eltern haben, dies gibt nicht der Staat, ſondern die Natur, die ſie gleichſam hineinwachſen läßt, wie die höheren Zweige vermittelſt des Stammes an der Wurzel Theil nehmen, die einen beſtimmten Erdraum einnimmt.

Der Fortbeſitz, nach Abſcheiden eines Familiengliedes, iſt alſo eine von der Natur feſtgeſtellte Thatſache. Die Kinder nehmen Theil, weil ſie bedürftig ſind, und ſie behalten, eben weil natürlicher Weiſe der Menſch fortwährend dasjenige will, was zu ſeiner Erhaltung, und — falls dieſe geſichert, — was zu ſeinem Wohlbehagen dient.

Da aber die Beſchränktheit des Bodens und die endloſe Vermehrung der Gattung den Fall nothwendig herbeiführen, daß Neugeborene, wie die Saamen einer Pflanze, den Boden, auf den ſie fallen, ſchon gan

von anderen Pflänzlingen eingenommen finden, — so entsteht die Frage, wie für sie gesorgt werden müsse? Denn auch diese haben ein Natur-Recht, da zu sein — und sich im Dasein zu erhalten, wie ihre Eltern zunächst den Naturtrieb haben, für die Erhaltung ihrer Zeuglinge zu sorgen, ja sogar das eigene Dasein für das des Erzeugten in Gefahr zu setzen; daher denn auch das elterliche Recht der Fürsorge für ihre Kinder ein noch höheres ist, als das der blos selbstischen Selbsterhaltung. Wie deshalb der Vater seiner selbst nicht schont, so schont er auch, wo es das Leben seines Kindes gilt, nicht des fremden Besitzthumes; und es kann ihm nicht, bei anderen dasjenige zu respectiren, zugemuthet werden, was von diesen bei ihm nicht respectirt wird. Er soll das fremde Eigenthum achten! Dazu muß er zum wenigsten da-sein; denn das Eigenthum ist nur geheiligt dadurch, daß das Leben des Menschen heilig ist, daß dieses Heilige sich in die Sache fortsetzt. — Diese Collision fordert eine Lösung.

Es muß eine Einrichtung bestehen, wodurch der Noth begegnet wird, welche Eisenbricht. Wer nur so viel hat, als er selbst bedarf, hat weniger zu fürchten, als wer Ueberfluß besitzt; — jener wird nur vom Hunger des Einzelnen, dieser auch von der fürsorgenden Liebe der Eltern bedroht. Alle aber sind betheiligt; denn die äußerste Noth kennt kein anderes Gesetz, als ihr eigenes.

Sicherheit des Besitzes ist also erster Heischesatz. Sie ist aber nicht unmittelbar vorhanden, und nur ein Gemeinwesen kann sie gewähren. Dieses kann nun, wie sich von selbst versteht, keine Bedingungen stellen, welche den Zweck selbst aufhöben; sondern nur solche, welche dessen Verwirklichung möglichst gewähren.

Die Familie ist vernünftigerweise Mitglied eines Gemeinwesens, damit sie sicher da-sei. Damit dies möglich sei, muß der Noth vorgebeugt werden, welche zur Verletzung des Eigenthums berechtigen könnte. Das Naturrecht da zu sein und sich zu erhalten, muß respectirt und gewährleistet sein, damit das Vernunftrecht, — in seinem Besitze sicher zu sein, — zur Wirklichkeit kommen könne. Das Letztere fängt erst an, ein mögliches Recht zu werden, wo das erstere befriedigt ist.

Das Recht des Neuangekommenen auf der Erde ist aber nicht gerade ein Recht auf dieses oder jenes Daseinsmittel, sondern auf Mittel überhaupt. Anderseits erstreckt sich natürlicherweise die vom Gemeinwesen gewährte Sicherheit nur soweit, als für die Noth der Neugekommenen gesorgt ist. Dafür also zu sorgen, ist vernünftig und nothwendig.

Es führt dies die dritte Frage herbei, wie für die Bedürftigen zu sorgen ist? Offenbar doch wohl auf die Weise, auf welche

am besten sowohl für die Bedürftigen, als für die Sorgenden selbst gesorgt wird.

Dieß führt dann weiter zur Frage, was das Beste des Menschen, was seine Bestimmung sei? Das Alterthum in seinem kräftigen Natur-Sinn hat nicht gefragt; sondern Colonien gestiftet. Das Mittelalter hat auch nicht gefragt; sondern, in seinem Durste nach dem Jenseitigen, Himmel, — Klöster, Hospitäler und Armenhäuser gestiftet. Aber freilich hatte der Naturinstinkt des Alterthums sich auch mit der Sklaverei vertragen und Helotenjagden nicht verhindert. Die Selbstödtung des Mittelalters dagegen hat die Erschlaffung und Versumpfung ganzer Nationen herbeigeführt. Wer die Nothdurft des Lebens an der Klosterpforte empfängt, wird leicht sich an der müheloſen, stillen Freude des bloßen Daseins genügen lassen, und auf das Wirken verzichten, weil der Stachel fehlt.

Die neuere Zeit soll und will Alles mit Bewußtsein und aus vernünftiger Einsicht thun. Der natürliche Verstand des selbstischen Alterthums soll von christlicher Liebe beherrscht, die mittelalterliche, — nicht minder selbstische, Himmelbegierde soll vernünftig, soll reine Liebe werden. Die Fortschritte des Handels und der Erdkunde, die Erweiterung der gesammten Erkenntniß und des Gefühles — kommen dieser Aufgabe entgegen. Wie das Volk sich zur Christenheit, so hat diese sich zur Menschheit erweitert; — die Heimath ist zum Vaterland, dieses zur Erde erwachsen. Als das Beste für jeden Menschen — als solchen — ist erkannt, daß er freithätig und selbstwirksam zur möglichst reichlichen Entwicklung aller seiner Kräfte und Anlagen gelange. So lange mithin noch ungebauter Boden auf Erden vorhanden ist, muß vor Allem dieser in Besitz genommen, und hierdurch Jedem die Möglichkeit gegeben werden, ein ganzer Mensch zu werden. Colonisation ist mithin das erste, dringendste Bedürfniß jedes bürgerlichen Gemeinwesens, in welchem der Anbau des Bodens bereits keiner neuen Arbeiter mehr bedarf.

Wollte man jeden Eigenthümer auf dasjenige beschränken, was gerade zu seiner Selbsterhaltung unentbehrlich ist, so würde hiermit diesem die Möglichkeit zu sehr vielen höheren Wirksamkeit genommen, und so derselbe sich nie in der Lage finden, das höchste Menschenrecht, das Recht, wohlthun zu können, ausüben. Der Arme hingegen, dem ein gleich dürftiger Antheil am Boden ertheilt wurde, wäre eben damit auch nur ärmlich bedacht. Statt daß er als Colonist Schöpfer eines neuen Gemeinwesen werden könnte, wäre er auf die armselige Selbsterhaltung beschränkt.

Die Vorzüglichkeit der Coloniſirung vor den bloßen Armenanſtalten und der Armentaxe kann daher nur von Solchen beſtritten werden, welche an einer abſtrakten Vorſtellung vom Vaterland feſtkleben. Wer das Vaterland wahrhaft liebt, der wird nöthigenfalls gerne auswandern, wo dem Vaterland hierdurch Glück und Glanz geſichert wird.

Damit aber Coloniſation zur Liebespflicht für den Auswandernden werde, muß das Vaterland auch väterlich für ihn ſorgen. Das Gemeinweſen muß die Auswandernden nicht dem Zufall überlaſſen, ſondern ſie mit elterlicher Fürſorge begleiten.

Da die Auswandernden den Zurückbleibenden ein großes Opfer bringen, ſo iſt es für dieſe eine heilige Pflicht, ihnen dieſes zu vergelten. Damit die Zurückbleibenden ihren Ueberfluß ruhig genießen können, ſollen ſie auch von dem vorſorgenden Gemeinweſen angehalten werden, ſo viel von ihrem Ueberfluß abzugeben, als zur Ausſtattung der Auswanderer nöthig iſt. Da nur auf dieſe Weiſe der Beſitz Aller geſichert wird, ſo hat das Gemeinweſen das Recht, Alles hierzu Nöthige von den Beſitzern in Anſpruch zu nehmen.

Das Gemeinweſen gibt das Recht auf ungeſtörten Beſitz auch deſſen, was nicht unmittelbar, was nicht mit den eigenen Kräften des Eigenthümers vertheidigt werden kann; es hat alſo auch das Recht, das Eigenthum nur ſo weit als unbedingt gelten zu laſſen, als es ſich mit der Sicherheit des Uebrigen vereinigen läßt. . . „Sorgen wir (aber) nicht dafür, „ſagte Iſokrates zu Philipp[1]), daß dieſen Leuten Unterhalt gegeben „wird, indem man Colonien aus ihnen anlegt, ſo werden ſie ſich in große „Schaaren zuſammenrotten, und den Hellenen furchtbarer als den Barbaren werden."

---

1) Isocr. ad Phil. Op. p. 106.

7.

Epilog zur Cholera[1]).

Die Cholera hat im vorigen Jahre, und zwar in Deutschland — und namentlich in Baiern, ihre stärksten Gegner gefunden und die heilsamsten Reaktionen hervorgerufen. Hand in Hand ist die Staatsgewalt mit der Wissenschaft und der tapfern Selbsthingebung vieler Edlen ihr entgegengeschritten, und zu hoffen ist, daß die Prophylaxis, oder, was dasselbe sagt, die Vorhut dieser Verbündeten gegen jenen unsichtbaren Tamerlan — oder Etzel — oder wie sonst noch die großen Geißeln der Menschheit geheißen, in eine daurende Vorsorge des Gemeinwesens übergehen wird gegen die noch größern Uebel, die der Feindin in das Land einzubrechen gestatten. Diese von der Cholera vorgefundenen Uebel sind die eigentlichen Verräther des Vaterlandes, die die ferne Feindin anziehen, herüberlocken und ihr die geheimen Pforten öffnen zu mächtigem Ueberfall. Gegen sie muß die Wachsamkeit der Hirten gewendet bleiben, und wenn es dann allmählig gelingt, diese einheimischen Uebel zu heilen, dann wird auch hierbei sich die schöne Verheißung: „Den Guten gutet Alles," erfüllen. Fragt man aber, welches die Uebel sind, die der fremden Krankheit auch in unser Vaterland einzubrechen und so gewaltige Verwüstungen anzurichten gestatten? so ist leichter der Anfang als das Ende der Antwort zu finden.

Es wäre ein Unternehmen, des Schweißes der Edelsten werth, — einmal ernstlich und gründlich und ausführlich jene Frage zu beantworten. Die Frage selbst verdiente von Akademieen, und, wo diese zu tief in bloße Gelehrsamkeit eingerostet, von der Staatsregierung als Preisfrage aufgestellt zu werden. Noch besser vielleicht wäre es, wenn die Frage in mehrere Fragen getheilt, zugleich auch an die betreffenden Fakultäten der Landesuniversitäten, — an die medizinische, theologische, staatswissenschaftliche und philosophische Abtheilungen derselben zur Be-

1) Geschrieben im Februar 1837.

antwortung überſendet, und demnächſt ein Bericht über die eingegangenen Abhandlungen und Gutachten erſtattet würde. Der Angabe der Uebel und Mißſtände wären aber ebenwohl Vorſchläge zu deren Beſeitigung beizufügen, und aus ſolcher genauen Erforſchung des Nationalgewiſſens würde ſich gewiß manches Erſprießliche entwickeln.

So dürfte ſich vielleicht vor Allem als das Nothwendigſte herausſtellen, die Aerzte zur Abfaſſung einer populären Diätetik zu veranlaſſen und die ausgezeichneteſten Erziehungskundigen aufzufordern, ſich mit den Aerzten über eine populäre Pädagogik zu vereinigen und mit ihnen zu erwägen, was in allen Schulen für die noch immer zu wenig beachtete Gymnaſtik zu thun ſei? Es dürfte ſich aber auch als nothwendig erweiſen, alle Menſchenfreunde zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen aufzufordern, die ihr Augenmerk nicht blos auf die Mäßigung im Genuſſe, ſondern auch auf Ermäßigung des Kleideraufwandes zu richten hätten, da gerade dieſer Letztere ſo viele Familien des Mittelſtandes und der unteren Volksklaſſen der Mittel zu gedeihlicher Lebensnahrung und zur nothwendigen Geſundheitspflege beraubt, ſie in Schulden, Kummer und Sorgen ſtürzt, hierdurch Geiſt und Seele ſchwächt, und Angſt und Furcht, den mächtigſten Verbündeten der Cholera, die geheimen Pforten des Gemüths öffnet.

Und nicht nur für das praktiſche Leben, auch für die Theorie, für die lebendige Erkenntniß, für die Lebenswiſſenſchaft, für Geſchichte und Theologie würde ſich ſolche Anregung gewiß höchſt förderlich erweiſen, da hierdurch unfehlbar zu Tag käme, wie alles Wiſſen, wie das ganze Leben, wie das Wohl der Einzelnen, der Familien, des Staates, der Völker im innigſten Zuſammenhange, in organiſcher Wechſelwirkung ſtehen. Das wahrhaft, — das gediegene Allgemeine in allen Sphären des Daſeins würde ſich als die höhere Macht kund geben, welcher die Einzelnen willig zu ihrem Beſten zu folgen haben, wenn ſie nicht durch Schaden gewitzigt und durch Gewalt genöthigt werden ſollen, in den heiligen Weltrhythmus, in die unverbrüchliche Weltharmonie einzuſtimmen. —

---

zu Achilleus, dem schönen Helden und Kämpfer für die Unverletzbarkeit des Rechtes, für die Ehrenhaftigkeit seines Volkes.

Doch schon steigen neue Gestirne am fernen Horizont der Geschichte vor uns auf, herrlichen und unauslöschlichen Glanzes! Dort der große Gesetzgeber Lacedämon's, der durch freiwilligen Tod die Spartaner gelehrt, das freiheitverbürgende Staatsgesetz höher zu achten, als das Leben, wie Leonidas und seine dreihundert Kampfgenossen es der Nachwelt bezeugt! Hier, der edelste Weise und Bürger Athens, der schöne Sittlichkeit lehrte und übte, und, der göttlichen Vorsehung vertrauend, die Pflicht, — der heiligen Stimme des Gewissens, der allgemein erkennbaren Wahrheit — zu gehorchen, aber auch in Allem, was der sittlichen Ueberzeugung nicht widerspricht, dem bestehenden Gesetz sich zu unterwerfen, — mit dem Tode besiegelt.

Ist Lykurg uns das Vorbild eines heldenmüthigen Gesetzgebers geworden, so leuchtet Sokrates als Muster zugleich eines gewissenhaften Staatsbürgers und eines sittlichschönen, gottgläubigen Menschen uns vor. Sie sind die Ehre, die höchsten Glanzpunkte Griechenland's, lichtstrahlend, erhebend und kräftigend bis in die fernste Nachwelt.

Und wie nun, der trüben Gegenwart entrückt, des Geistes Blick in der Vorwelt lichtdürstend emporsteigt von Stern zu Stern, da glänzen auch von Rom uns hehre Gestirne entgegen, und die Namen Lucius Junius Brutus und Regulus sind es, die vor Allen hervorstrahlen. Brutus, das Heil der Familie, die Wohlfahrt des Vaterlandes in der unverbrüchlichen Herrschaft des Gesetzes erkennend, selbst das Vatergefühl der heiligeren Bürgerpflicht zum Opfer darbringend! Regulus, die Ehre Roms, seine eigene Ehre bedingt erkennend, durch Heilighaltung des Wortes, wär' es auch Fremden, wär' es Todfeinden gegeben, weil der höchste Gott, der über allen Völkern thront, über der Unverbrüchlichkeit des Eidschwures wacht, Regulus, wie Sokrates, ein Märtyrer des Gewissens, wie dieser ein Stolz der Menschheit!

Durch solche Männer, solche Thaten, ist Rom groß geworden; — nicht durch Schwertes Gewalt, welche die Menschen zu Sklaven erniedrigt, sondern durch die Macht der Sittlichkeit und der Gewissenhaftigkeit, — dieser allgemeinen Religion, — die sie zu freien Bürgern, zu Freunden der Gottheit erhebt.

Daß aber kein Mensch den anderen verknechten dürfe, weil alle, zu Gottes Ebenbildern geschaffen, selbst Gott nicht aus sklavischer Furcht, sondern aus Dankbarkeit und Liebe, nach bestem Glauben und Gewissen zu gehorchen haben, und daß der Mensch nur insoweit den weltlichen Machthabern zu Gehorsam verpflichtet, als es mit den ewigen Gebo-

ten vereinbar, welche Allen als göttlich erkennbar sind, —
ner Morgenstern aus Israel verkündet, der übe
aufgehend, für alle Zeiten im Zenith der Geschichte gefestig

Doch, siehe! wie aus Hellas einst Achilleus, so erhebt
mann aus Deutschland, und stellt uns im heldenmüthi
die Freiheit der Germanen — ein ewig leuchtendes Vorbil

Und wie oft dann auch wieder menschlicher Dünkel
Herrschsucht die Gewissen in Banden zu schlagen, wie of
Hoffart und Habsucht vermeintlich bevorrechteter Geschle
menschen zu selbstlosen Dienern ihrer Launen und Gelüste
getrachtet, dennoch hat jedes Jahrhundert seine Glaubens-,
helden gezeugt, welche den Tod am Kreuze und den To
kampfe nicht gescheut, um, wie Christus, der Wahrh
mann, der Freiheit ein glorreiches Zeugniß zu geben, um
die Heiligkeit der Pflicht und des Gewissens, um, wi
Heiligkeit des Rechtes durch die schmerzlichsten Opfer zu

Und nicht umsonst habt ihr gelitten, ihr zahllosen
göttlichen Heilandes und Befreiers, nicht umsonst habt ih
geblutet, ihr zahllosen Märtyrer des Rechtes und der Fre
Flammen, die eure sterbliche Hülle verzehrt, sind auch die B
zen, in denen die Seelen eurer Brüder geschmachtet; in de
die Blüthe eurer Jugend zerknickt, sind auch die Ketten zerb
Kinder an das Sklavenjoch gefesselt. Freuet euch, ihr S
nes, der Herrschsucht und des Eigennutzes, die ihr euch selbst
ren der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe dargestellt ha
eures Opfers ist zum Himmel aufgestiegen, ein süßer W
Ewigen, der auch sein Liebstes euch zum Heile geopfert; i
Gottes- und Freiheitshelden der Vorwelt die ewigen Ho
Menschheit geworden; eure Sterne durchleuchten auch die
ken, erhellen auch die schwärzeste Nacht. Zerbrochen ist zu
und auf immer der Kerker, den Rom den Söhnen des Nord
Trümmer fallen ringsum die Zwinger, in denen der Frei
Leibeigenen, zum Hofgesinde, zur rechtlosen Dienerschaft eine
ten Despoten erniedrigt worden.

So dränget sich Stern an Stern am Firmament
und sendet seine Strahlen herab in die aufstrebende Gegenw
heller strahlt das Licht in die entweichende Nacht, und öffne
heit die Augen, und zeigt ihr mit Flammenschrift das göttlic
die göttliche Pflicht als ihre wahren Herrscher, als
Befreier.

Und, ſiehe! ſchon löſen befreite Völker die Ketten der Sklaven, ſchon neigen ſich edle Fürſten vor der Majeſtät des Freiheit verbürgenden Geſetzes, ſchon wehet die Fahne des ewigen Rechtes und der Menſchlichkeit auf den Höhen zweier Welttheile!

Das iſt der „Wunderſtamm," aus dem, wenn auch noch hier und dort

„Die ſichern Stützen ſchwanken," —

das iſt der Wunderſtamm,

„Aus dem geht eine Flamme
Und zehrt den ſchweren Traum;
Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und ſchauſt voll Freuden nieder
In das gelobte Land!"

Am letzten Tage des Jahres 1837.

6.

Coloniſation.

Nur wer Rechte gibt, kann dieſelben nöthigenfalls beſchränken oder nehmen.

Daß die Kinder und nächſten Angehörigen den Mitbeſitz oder doch Mitgenuß der Güter ihrer Eltern haben, dies gibt nicht der Staat, ſondern die Natur, die ſie gleichſam hineinwachſen läßt, wie die höheren Zweige vermittelſt des Stammes an der Wurzel Theil nehmen, die einen beſtimmten Erdraum einnimmt.

Der Fortbeſitz, nach Abſcheiden eines Familiengliedes, iſt alſo eine von der Natur feſtgeſtellte Thatſache. Die Kinder nehmen Theil, weil ſie bedürftig ſind, und ſie behalten, eben weil natürlicher Weiſe der Menſch fortwährend dasjenige will, was zu ſeiner Erhaltung, und — falls dieſe geſichert, — was zu ſeinem Wohlbehagen dient.

Da aber die Beſchränktheit des Bodens und die endloſe Vermehrung der Gattung den Fall nothwendig herbeiführen, daß Neugeborene, wie die Saamen einer Pflanze, den Boden, auf den ſie fallen, ſchon ganz

von anderen Pflänzlingen eingenommen finden, — so entsteht die Frage, wie für sie gesorgt werden müsse? Denn auch diese haben ein Natur-Recht, da zu sein — und sich im Dasein zu erhalten, wie ihre Eltern zunächst den Naturtrieb haben, für die Erhaltung ihrer Zeuglinge zu sorgen, ja sogar das eigene Dasein für das des Erzeugten in Gefahr zu setzen; daher denn auch das elterliche Recht der Fürsorge für ihre Kinder ein noch höheres ist, als das der blos selbstischen Selbsterhaltung. Wie deshalb der Vater seiner selbst nicht schont, so schont er auch, wo es das Leben seines Kindes gilt, nicht des fremden Besitzthumes; und es kann ihm nicht, bei anderen dasjenige zu respectiren, zugemuthet werden, was von diesen bei ihm nicht respectirt wird. Er soll das fremde Eigenthum achten! Dazu muß er zum wenigsten da-sein; denn das Eigenthum ist nur geheiligt dadurch, daß das Leben des Menschen heilig ist, daß dieses Heilige sich in die Sache fortsetzt. — Diese Collision fordert eine Lösung.

Es muß eine Einrichtung bestehen, wodurch der Noth begegnet wird, welche Eisen bricht. Wer nur so viel hat, als er selbst bedarf, hat weniger zu fürchten, als wer Ueberfluß besitzt; — jener wird nur vom Hunger des Einzelnen, dieser auch von der fürsorgenden Liebe der Eltern bedroht. Alle aber sind betheiligt; denn die äußerste Noth kennt kein anderes Gesetz, als ihr eigenes.

Sicherheit des Besitzes ist also erster Heischesatz. Sie ist aber nicht unmittelbar vorhanden, und nur ein Gemeinwesen kann sie gewähren. Dieses kann nun, wie sich von selbst versteht, keine Bedingungen stellen, welche den Zweck selbst aufhöben; sondern nur solche, welche dessen Verwirklichung möglichst gewähren.

Die Familie ist vernünftigerweise Mitglied eines Gemeinwesens, damit sie sicher da-sei. Damit dies möglich sei, muß der Noth vorgebeugt werden, welche zur Verletzung des Eigenthums berechtigen könnte. Das Naturrecht da zu sein und sich zu erhalten, muß respectirt und gewährleistet sein, damit das Vernunftrecht, — in seinem Besitze sicher zu sein, — zur Wirklichkeit kommen könne. Das Letztere fängt erst an, ein mögliches Recht zu werden, wo das erstere befriedigt ist.

Das Recht des Neuangekommenen auf der Erde ist aber nicht gerade ein Recht auf dieses oder jenes Daseinsmittel, sondern auf Mittel überhaupt. Anderseits erstreckt sich natürlicherweise die vom Gemeinwesen gewährte Sicherheit nur soweit, als für die Noth der Neugekommenen gesorgt ist. Dafür also zu sorgen, ist vernünftig und nothwendig.

Es führt dies die dritte Frage herbei, wie für die Bedürftigen zu sorgen ist? Offenbar doch wohl auf die Weise, auf welche

am besten sowohl für die Bedürftigen, als für die Sorgenden selbst gesorgt wird.

Dieß führt dann weiter zur Frage, was das Beste des Menschen, was seine Bestimmung sei? Das Alterthum in seinem kräftigen Natur-Sinn hat nicht gefragt; sondern Colonien gestiftet. Das Mittelalter hat auch nicht gefragt; sondern, in seinem Durste nach dem Jenseitigen, Himmel, — Klöster, Hospitäler und Armenhäuser gestiftet. Aber freilich hatte der Naturinstinkt des Alterthums sich auch mit der Sklaverei vertragen und Helotenjagden nicht verhindert. Die Selbsttödtung des Mittelalters dagegen hat die Erschlaffung und Versumpfung ganzer Nationen herbeigeführt. Wer die Nothdurft des Lebens an der Klosterpforte empfängt, wird leicht sich an der müheloſen, stillen Freude des bloßen Daseins genügen lassen, und auf das Wirken verzichten, weil der Stachel fehlt.

Die neuere Zeit soll und will Alles mit Bewußtsein und aus vernünftiger Einsicht thun. Der natürliche Verstand des selbstischen Alterthums soll von christlicher Liebe beherrscht, die mittelalterliche, — nicht minder selbstische, Himmelbegierde soll vernünftig, soll reine Liebe werden. Die Fortschritte des Handels und der Erdkunde, die Erweiterung der gesammten Erkenntniß und des Gefühles — kommen dieser Aufgabe entgegen. Wie das Volk sich zur Christenheit, so hat diese sich zur Menschheit erweitert; — die Heimath ist zum Vaterland, dieses zur Erde erwachsen. Als das Beste für jeden Menschen — als solchen — ist erkannt, daß er freithätig und selbstwirksam zur möglichst reichlichen Entwicklung aller seiner Kräfte und Anlagen gelange. So lange mithin noch ungebauter Boden auf Erden vorhanden ist, muß vor Allem dieser in Besitz genommen, und hierdurch Jedem die Möglichkeit gegeben werden, ein ganzer Mensch zu werden. Colonisation ist mithin das erste, dringendste Bedürfniß jedes bürgerlichen Gemeinwesens, in welchem der Anbau des Bodens bereits keiner neuen Arbeiter mehr bedarf.

Wollte man jeden Eigenthümer auf dasjenige beschränken, was gerade zu seiner Selbsterhaltung unentbehrlich ist, so würde hiermit diesem die Möglichkeit zu sehr vielen höheren Wirksamkeit genommen, und so derselbe sich nie in der Lage finden, das höchste Menschenrecht, das Recht, wohlthun zu können, ausüben. Der Arme hingegen, dem ein gleich dürftiger Antheil am Boden ertheilt wurde, wäre eben damit auch nur ärmlich bedacht. Statt daß er als Colonist Schöpfer eines neuen Gemeinwesens werden könnte, wäre er auf die armselige Selbsterhaltung beschränkt.

Die Vorzüglichkeit der Coloniſirung vor den bloßen Armenanſtalten und der Armentaxe kann daher nur von Solchen beſtritten werden, welche an einer abſtrakten Vorſtellung vom Vaterland feſtkleben. Wer das Vaterland wahrhaft liebt, der wird nöthigenfalls gerne auswandern, wo dem Vaterland hierdurch Glück und Glanz geſichert wird.

Damit aber Coloniſation zur Liebespflicht für den Auswandernden werde, muß das Vaterland auch väterlich für ihn ſorgen. Das Gemeinweſen muß die Auswandernden nicht dem Zufall überlaſſen, ſondern ſie mit elterlicher Fürſorge begleiten.

Da die Auswandernden den Zurückbleibenden ein großes Opfer bringen, ſo iſt es für dieſe eine heilige Pflicht, ihnen dieſes zu vergelten. Damit die Zurückbleibenden ihren Ueberfluß ruhig genießen können, ſollen ſie auch von dem vorſorgenden Gemeinweſen angehalten werden, ſo viel von ihrem Ueberfluß abzugeben, als zur Ausſtattung der Auswanderer nöthig iſt. Da nur auf dieſe Weiſe der Beſitz Aller geſichert wird, ſo hat das Gemeinweſen das Recht, Alles hierzu Nöthige von den Beſitzern in Anſpruch zu nehmen.

Das Gemeinweſen gibt das Recht auf ungeſtörten Beſitz auch deſſen, was nicht unmittelbar, was nicht mit den eigenen Kräften des Eigenthümers vertheidigt werden kann; es hat alſo auch das Recht, das Eigenthum nur ſo weit als unbedingt gelten zu laſſen, als es ſich mit der Sicherheit des Uebrigen vereinigen läßt. . . „Sorgen wir (aber) nicht dafür, „ſagte Iſokrates zu Philipp[1]), daß dieſen Leuten Unterhalt gegeben „wird, indem man Colonien aus ihnen anlegt, ſo werden ſie ſich in große „Schaaren zuſammenrotten, und den Hellenen furchtbarer als den Barbaren werden."

---

1) Isocr. ad Phil. Op. p. 106.

7.

Epilog zur Cholera[1]).

Die Cholera hat im vorigen Jahre, und zwar in Deutschland — und namentlich in Baiern, ihre stärksten Gegner gefunden und die heilsamsten Reaktionen hervorgerufen. Hand in Hand ist die Staatsgewalt mit der Wissenschaft und der tapfern Selbsthingebung vieler Edlen ihr entgegengeschritten, und zu hoffen ist, daß die Prophylaxis, oder, was dasselbe sagt, die Vorhut dieser Verbündeten gegen jenen unsichtbaren Tamerlan — oder Etzel — oder wie sonst noch die großen Geißeln der Menschheit geheißen, in eine daurende Vorsorge des Gemeinwesens übergehen wird gegen die noch größern Uebel, die der Feindin in das Land einzubrechen gestatten. Diese von der Cholera vorgefundenen Uebel sind die eigentlichen Verräther des Vaterlandes, die die ferne Feindin anziehen, herüberlocken und ihr die geheimen Pforten öffnen zu mächtigem Ueberfall. Gegen sie muß die Wachsamkeit der Hirten gewendet bleiben, und wenn es dann allmählig gelingt, diese einheimischen Uebel zu heilen, dann wird auch hierbei sich die schöne Verheißung: „Den Guten gutet Alles," erfüllen. Fragt man aber, welches die Uebel sind, die der fremden Krankheit auch in unser Vaterland einzubrechen und so gewaltige Verwüstungen anzurichten gestatten? so ist leichter der Anfang als das Ende der Antwort zu finden.

Es wäre ein Unternehmen, des Schweißes der Edelsten werth, — einmal ernstlich und gründlich und ausführlich jene Frage zu beantworten. Die Frage selbst verdiente von Akademieen, und, wo diese zu tief in bloße Gelehrsamkeit eingerostet, von der Staatsregierung als Preisfrage aufgestellt zu werden. Noch besser vielleicht wäre es, wenn die Frage in mehrere Fragen getheilt, zugleich auch an die betreffenden Fakultäten der Landesuniversitäten, — an die medizinische, theologische, staatswissenschaftliche und philosophische Abtheilungen derselben zur Be-

1) Geschrieben im Februar 1837.

antwortung überſendet, und demnächſt ein Bericht über die eingegangenen Abhandlungen und Gutachten erſtattet würde. Der Angabe der Uebel und Mißſtände wären aber ebenwohl Vorſchläge zu deren Beſeitigung beizufügen, und aus ſolcher genauen Erforſchung des Nationalgewiſſens würde ſich gewiß manches Erſprießliche entwickeln.

So dürfte ſich vielleicht vor Allem als das Nothwendigſte herausſtellen, die Aerzte zur Abfaſſung einer populären Diätetik zu veranlaſſen und die ausgezeichneteſten Erziehungskundigen aufzufordern, ſich mit den Aerzten über eine populäre Pädagogik zu vereinigen und mit ihnen zu erwägen, was in allen Schulen für die noch immer zu wenig beachtete Gymnaſtik zu thun ſei? Es dürfte ſich aber auch als nothwendig erweiſen, alle Menſchenfreunde zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen aufzufordern, die ihr Augenmerk nicht blos auf die Mäßigung im Genuſſe, ſondern auch auf Ermäßigung des Kleideraufwandes zu richten hätten, da gerade dieſer Letztere ſo viele Familien des Mittelſtandes und der unteren Volksklaſſen der Mittel zu gedeihlicher Lebensnahrung und zur nothwendigen Geſundheitspflege beraubt, ſie in Schulden, Kummer und Sorgen ſtürzt, hierdurch Geiſt und Seele ſchwächt, und Angſt und Furcht, den mächtigſten Verbündeten der Cholera, die geheimen Pforten des Gemüths öffnet.

Und nicht nur für das praktiſche Leben, auch für die Theorie, für die lebendige Erkenntniß, für die Lebenswiſſenſchaft, für Geſchichte und Theologie würde ſich ſolche Anregung gewiß höchſt förderlich erweiſen, da hierdurch unfehlbar zu Tag käme, wie alles Wiſſen, wie das ganze Leben, wie das Wohl der Einzelnen, der Familien, des Staates, der Völker im innigſten Zuſammenhange, in organiſcher Wechſelwirkung ſtehen. Das wahrhaft, — das gediegene Allgemeine in allen Sphären des Daſeins würde ſich als die höhere Macht kund geben, welcher die Einzelnen willig zu ihrem Beſten zu folgen haben, wenn ſie nicht durch Schaden gewitzigt und durch Gewalt genöthigt werden ſollen, in den heiligen Weltrhythmus, in die unverbrüchliche Weltharmonie einzuſtimmen. —

8.

Religiöse Tendenz der neuesten Zeit.

Eine Skizze.

Das unterscheidet die Zeitalter, daß eine Tendenz hervortritt, die allmählig durch alle Lebenskreise hindurch zittert und gleichsam der *Spiritus rector* der Bewegung wird. Der schöpferische, gestaltende Geist ist zugleich der scharfe, scheidende, ausschließende; denn alles Lebendige ist individuell. So geht das Ausscheiden und Besondern der Geister fort, bis so viele Einzelne, jeder mit der Prätension der Allgemeinheit, sich gegenüber stehen, daß sie der Albernheit ihres Wähnens inne werden.

In früheren Zeiten gestalteten sich Naturvölker, — dann Offenbarungskirchen, — jene alle Anderen als Barbaren, diese alle Anderen als Gottlose, Ungläubige, Satansbrut ausschließend. Das vielfach gelästerte XVIII. Jahrhundert hat einen neuen Ton angegeben.

Die Völker, als große Individuen, berührten sich noch im XVII. Jahrhundert (seit Richelieu) fast nur durch die geheimen Kabinette der Fürsten; die verschiedenen christlichen Kirchen wurden durch die Hirten vertreten, und ihr Haß gegeneinander genährt.

Aber die Kreuzzüge, die Universitäten, der Handel, die Reformation, die Erbfolg- und Eroberungskriege, die schönen Künste, die Wissenschaften — hatten die Menschen einander immer näher gebracht, und immer tiefer sie das Bedürfniß eines allgemeinsamen Bandes empfinden lassen.

So sind sich seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts immer weiter greifende Versuche gefolgt, die Menschen miteinander zu verbinden. Zu unterscheiden aber sind solche Unionsversuche im Anfange der Kirchenbildung von denen zu Ende eines besonderen Kirchenlebens.

Der anfängliche Versuch, das Urchristenthum mit dem reinen Judenthum zu verbinden, führte zunächst zur Versteinerung des letzteren.

Zwischen Beide schob sich der Mahomedismus. Mit der ökumenischen Synode zu Florenz (1436), wo die römisch-katholische Hier-

archie den letzten verunglückten Versuch machte, die Griechen zu absorbiren, — fing auch Rom an, völlig zu versteinern, und als die Reformation hervortrat, sank der Katholicismus, wie anderthalb Jahrtausend früher der Mosaismus — in das Reich der welthistorischen — Schatten.

Immer weiter ging nun Alles auseinander. Die concentrische Bewegung begann erst leitende Tendenz zu werden im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Molanus, — de Lokkum, — Claude, — Bossuet, — bezeichnen das Ende der absorbirenden Tendenz. Mehr aber als alle klerikalische Theologen — wirkten hochgebildete Laien, wie Bayle († 1706), Thomasius († 1728), Locke († 1704), Leibnitz († 1716) und Montesquieu († 1754) zur Eröffnung eines neuen Zeitalters. Wir würden auch Vico nennen; aber er war seiner Zeit zu weit vorangeeilt, und blieb von derselben fast gänzlich unbeachtet.

Jene Männer stimmten die Geister für die großen Zeiten, die da kommen sollten.

Während nun Frankreich die Kronen Europa's zusammenbog, um sie zu einer einzigen Krone zu verschränken, — bemächtigte England sich des Handels der Welt, und hog die saugenden Wurzeln zusammen.

Die Idee des Gemeinmenschlichen wurde jetzt eine Macht, welche in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zur Herrschaft strebte.

Und es war nicht ein Abstrakt-Katholisches, sondern ein wirklich, Gediegen-Allgemeines, welches die Besonderheiten in sich hegte. Nordamerika wurde frei Kraft des allgemeinen Rechtes der Besonderheit. Und Kraft dieses Allgemeinen erfassen sich jetzt die Völker, als Nationen der einen menschlichen Universität. Wie aber zuerst das Recht derselben sich geltend gemacht, so will jetzt auch das Recht als Pflicht, als ein Moment der allgemeinen Religion zur Anerkennung kommen. —

In der ersten Freude des Wiedersehens nach langer, langer Trennung, waren die Confessionen sich einander tiefgerührt in die Arme gesunken. Aber die lange Trennung hatte Unterschiede befestigt, die nach dem ersten Willkommen sich bemerklich machten — und nun erst nach und nach ausgeglichen werden müssen. Und kaum fingen sich einzelne Parteien einander zu verständigen an, so drängten sich schon wieder neuankommende Brüder hinzu, und wollten auch Theil nehmen am großen Wiedervereinigungsfeste. Und die Völker harren in freudig bebender Erwartung, bis das Wort laut wird, bei dessen Klang auch noch der entfernteste Bruder sich auf den Weg macht zum Hause des Vaters der Menschen.

9.

Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angesehen.

Die zweite Lieferung des 3. Bandes der „Revue Germanique“ enthält (Seite 131—157) eine Abhandlung von Richard, die uns interessant genug scheint, um unsere Leser mit den Hauptmomenten derselben bekannt zu machen. Die eigenen Worte des Verfassers haben wir durch Gänsefüßchen („) ausgezeichnet, und hier und dort, zur Behauptung des Zusammenhangs, einige ergänzende Bemerkungen eingeschaltet. —

„Mit Leibnitz und Wolf beginnt in Deutschland die Herrschaft des Theismus.“ Mit Friedrich II. bestieg er den preußischen Thron. Die Anerkennung vollkommener Gewissens-Freiheit war das Correlat des Glaubens an einen gütigen Gott aller Menschen. Durch Gewährung derselben eröffnete der große König eine neue Zeit. Hätte aber die Reformation das Papstthum gerichtet, so stand doch noch die Bibel als souveraine Gebieterin aufrecht, und auf ihr ruhten die kirchlichen Symbole, die mit dem Theismus unvereinbar waren. Sollte dieser siegen, so mußte zuvor die unbeschränkte, despotische Autorität jenes Gesetzbuches auf ein den höheren Geistesbedürfnissen entsprechendes Maß zurückgeführt werden. An Vorarbeiten mancherlei Art fehlte es nicht. Engländer, Holländer und Franzosen waren vorangegangen. Die Deutschen folgten mit schwerem Geschütz. „Erneſti in Leipzig (1759) und Michaelis in Göttingen (1765) brachten die grammatikalisch-historische Erklärung der heil. Schriften auf die Bahn,“ und sie suchten in diesen nicht die Bestätigung der Symbole, sondern vielmehr Zeugnisse für eine im Durchbruch begriffene allgemeine Religion. Semler in Halle (1761) drang muthig in die alte Festung ein, und stürzte die Hauptsätze der positiven Ueberlieferung über den Haufen. Leſſing, Hand in Hand mit dem Wolfenbüttler Fragmentiſten populariſirte den theologischen Freiheitskampf. Der Pfarrer Goetze in Hamburg erhob sich zur Gegenwehr, und rief den weltlichen Arm und die klerikalische Disziplin zu

Hülfe; aber Deutschland glaubte lieber mit Lessing an die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts, als mit den kirchlichen Zeloten an ein zunehmendes Verderben und an das Nahen des letzten Gerichtes. Vergeblich führte Professor Piderit von Cassel (1777) bei dem corpus evangelicorum zu Regensburg Klage über Semler und die Berliner Prediger Spalding und Teller als Begünstiger eines „antichristlichen Theismus." Piderit wurde abgesetzt und der Rationalismus breitete sich immer weiter aus.

Was Prediger für Männer, was Universitätslehrer für Jünglinge, das that Basedow für die zartere Jugend. Er humanisirte die ascetisch-mystische Religion der mittelalterlichen Kirche. In gleichem Geiste, wie Basedow in seinem Philanthropin bei Dessau, wirkten Salzmann zu Schnepfenthal und Campe zu Hamburg. Glatz, Becker, Lossius und viele Andere unterstützten sie durch ihre Schriften für die Jugend. „Sie alle gingen von der mehr oder weniger klaren Ueberzeugung aus, daß der christliche Theismus und dessen sittliche Entfaltung im Familienleben der erste Fortschritt sind, den der Geist des Jahrhunderts fordert, der erste Schritt zur Emancipation der Intelligenz und zur Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen."

Nicht wenig trug zu dieser inneren Umgestaltung des deutschen Volkes die rastlose Thätigkeit Nicolai's bei, der, im Verein mit Lessing, Mendelsohn und mehreren anderen geistreichen Männern, 1757 die Bibliothek der schönen Wissenschaften stiftete, einer Zeitschrift, die sich 1765 zu einer Allgemeinen deutschen Bibliothek erweiterte. Jede Entdeckung, jede kühne Ansicht fand hier ihre Tribüne, von welcher abwechselnd Protestanten und Katholiken zu dem deutschen Volke sprachen. War auch die Polemik dieser Redner mitunter bald der Form, bald dem Inhalt nach zu tadeln, so hat sie doch unstreitig großen Nutzen gestiftet, und als bei dem Tode des Darmstädtischen Hofpredigers Stark im Jahre 1816 dessen heimlicher Katholicismus zu Tage kam, zeigte sich, daß die Verdächtigungen der allgemeinen Bibl., die schon 1786 jenen Geistlichen der Heuchelei angeklagt, nicht alle ungegründet waren.

Indessen hatte Semler noch ein anderes Princip in die Theologie eingeführt, welches sich in der Folge sehr förderlich erwies. Wohl gelang es der grammatisch-historischen Interpretation, manche kirchliche Glaubenssätze als Verdeutungen der heiligen Schrift zu beseitigen. Andere Kirchenlehren aber, die nicht minder unvereinbar waren mit den Forderungen des Zeitgeistes, fanden sich so unzweideutig in den heil. Urkunden ausgesprochen, daß die neue Exegese ihnen nichts anhaben konnte. Der Protestantismus, in so fern er nur das Urchristenthum herstellen, die katho-

lische Kirche nach dem neuen Testament reformiren wollte, reichte hier nicht aus. In dieser Bedrängniß half Semler sich dadurch, daß er den Grundsatz aufstellte: „man müsse das Wesen des Christenthums von der Form desselben unterscheiden," und diesen Grundsatz selbst auf den apostolischen Ausspruch stützte: „prüfet Alles, und das Gute behaltet." So durchforschte man nun das Alterthum, sammelte Notizen, verglich, unterschied, und häufte Hypothesen und Kritiken. „Döderlein, Leß, Töllner, durchbrechen in ihren Handbüchern der Dogmatik die orthodoxe Einheit des lutherischen Systems," und die Opposition gegen die alten Symbole kam an die Tagesordnung, wobei man aber, ohne dessen inne zu werden, sich selbst immer tiefer in Widersprüche verwickelte.

Die Uebersetzung des „Zend-Avesta," die 1771 erschien, brachte ein neues Ferment in diese Gährung. Vieles, was man bisher für speziell-biblische Offenbarung gehalten, fand sich in dem älteren Parsismus wieder, und triumphirend wies der Rationalismus nach, daß „die Glaubenslehren von den Engeln und Dämonen, von Auferstehung des Fleisches, vom jüngsten Gericht und dem tausendjährigen Reich" nicht wesentlich christlich, sondern schon in den zoroastrischen Ueberlieferungen enthalten seien.

„Die nächste Folge hiervon war, daß man den wesentlichen Unterschied geltend machte zwischen der inneren, unvergänglichen moralischen Wahrheit des Christenthums und seiner geschichtlichen Umhüllung," welcher letzteren man nur eine örtliche, zeitliche, überhaupt also nur eine transitorische Bedeutung zuerkannte. Nur wenige allgemeine Glaubenslehren, wie namentlich „die von der Einheit Gottes, der Nothwendigkeit der Tugend zur Seligkeit, der Unsterblichkeit der Seele und der moralischen Freiheit," wurden noch als das Wesentliche der Offenbarung angesehen.

Herder's poetisches Gemüth eröffnete zwar eine salbungsvolle Opposition gegen die Einseitigkeit jenes abstrakten Rationalismus, fand aber in dem Königsberger Philosophen einen übermächtigen Gegner. Kant's Kriticismus pulverisirte den damaligen philosophischen Dogmatismus, und reduzirte das gewisse Wissen seiner forschenden Zeitgenossen auf das unbedingte, gebietende Pflichtgefühl, welchem ohne Rücksicht auf den Ursprung seiner Gebote und ohne Hinsicht auf Vergeltung zu gehorchen sei, — inconsequent nur darin, daß er den Glauben an Gott gerade aus der Nothwendigkeit solcher Vergeltung hervorgehen ließ.

„Dennoch wurde „Moral und nichts als Moral" während mehr als 15 Jahren die Losung der rationalistischen Pfarrer und Professoren in Deutschland. Die heil. Schrift sollte durchaus mit den Vorschriften der natürlichen und praktischen Religion in Einklang gebracht

werden, der Glaube nur Werth haben, inwieweit er den Menschen zur Erfüllung seiner Pflichten antreibe. Aus der Heilung des Aussätzigen wurde die Pflicht, sich die Pocken einimpfen zu lassen, aus dem Gleichniß vom Sämann ein Beweggrund zum Anbau der Runkelrüben abgeleitet." Nur Reinhard und Zollikofer machten unter den Predigern eine rühmliche Ausnahme.

Indessen wurde doch bald das Ungenügende dieser Auffassungsweise des Christenthums und der Religion überhaupt empfunden. Gründliche Geschichts- und Sprachforschungen häuften reichlichen Stoff; große Dichter erweiterten den Gesichtskreis, und die 1785 gegründete allgemeine Literaturzeitung erleichterte die Discussion. Im Gegensatz zur kantischen Abstraktion erhob sich die sentimentale Mystik eines Jung-Stilling, Swedenborg und Lavater, und die Religions-Edikte Friedrich Wilhelm II. versuchten sogar, die ältere Orthodoxie zu repristiniren. Selbst Kant war schwach genug, in seiner Schrift: „die Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft" (1793) den Beweis zu versuchen, „daß jeder Glaubensartikel der evangelischen Kirche einen vernünftigen Sinn darbiete."

Dies Alles vermochte jedoch nicht, die fortschreitende Entwicklung des religiösen Lebens zu hemmen. „Was die Franzosen im vorigen Jahrhundert dunkel geahndet, nämlich das Verbündniß eines nationalen Glaubens mit den socialen Interessen, — das haben die Deutschen in dieser Epoche vollbracht. Scheinen die fünfzig Jahre unserer Revolution uns der Lösung dieses Problems, welches unstreitig eine der Lebensbedingungen einer wiedergeborenen Gesellschaft ist, noch nicht nahe gebracht haben, so können wir doch gewiß sein, daß Deutschland nicht darum verlegen sein wird, auf seine Nationalfahne den Wahlspruch seines religiösen Glaubens neben sein politisches Symbol einzuschreiben."

10.

Die religiösen Interessen der Zeit.

Der katholische Doktor und Professor Staudenmaier, ein Jünger Möhler's, hat in der Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie von Dr. J. H. Fichte (I. 1. 1837) sich

über „die religiösen Interessen der Zeit" vernehmen lassen. Er meint: „die verfeinerte Sinnlichkeit sei der Haus- und Seelengötze, dem an der Stelle des wahren Gottes, wie er durch Christus offenbar geworden, Opfer gespendet und Weihrauch gestreut werde" (47). Diese „eigennützige Sinnlichkeit, um sich in jeder Weise geltend zu machen, bediene sich des Unsinnlichen, und zwar auf den Gebieten des Industriellen und Commerziellen, des Mathematischen und Mechanischen, des Aesthetischen, Rechtlichen und Geselligen." Er fragt dann: „wie und durch welche Mittel die Richtung der Zeit zum Sinnlichen hin so unterbrochen und abgelenkt werden könne, daß die unsichtbare Weltordnung, für welche der Sinn ohnehin immer mehr zu verschwinden scheine, (?) wieder, wie die tiefere Grundlage, so das höhere Ziel des Lebens werde?" (52) „Die rein aprioriſche Philosophie unserer Zeit und die mythische Theologie, meint Hr. Staudenmaier, seien nicht im Stande, dem Hauptgebrechen der Zeit zu Hülfe zu kommen" (58). „Das Christenthum," (welches? das römische, griechische, anglikanische, gallikanische, Möhler'sche, Hermes'sche, Hengstenberg'sche, Wegscheider'sche oder welches sonst?) „sei es, durch welches im Erkennen und Leben das Sinnliche und Unsinnliche in ihr wahres Verhältniß zum Uebersinnlichen komme" (60).

Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die Sinnlichkeit jetzt vorherrschender ist, als in früheren Jahrhunderten, und ob das Trachten, das gegenwärtige Leben auf gemeinnützige Weise in den angegebenen Sphären auszubilden, eigennütziger ist, als das in früheren Jahrhunderten vorherrschende Trachten der Einzelnen nach ewiger Glückseligkeit. Aber die Frage wird erlaubt sein, ob das Christenthum, welches doch schon vor dieser angeblich so tief erkrankten Zeit da war, ein Gebrechen zu heilen vermöge, welches ja gerade die Oberhand über das schon vorhandene Christenthum gewonnen? Zu fragen ist, ob jemals „die unsichtbare Weltordnung," welche Grundlage und Ziel des Lebens gewesen, wieder diese Bedeutung gewinnen könne, da gerade das Ungenügende derselben die Gemüther auf die Gegenwart hingewendet hat?

Statt eine Antwort hierauf zu versuchen, wollen wir lieber die Stelle anführen, mit welcher Hr. Staudenmaier seine Bemerkungen beschließt und theilweise sie selbst damit — beseitigt. — „So ist," heißt es S. 66, „der wahre Quell des Lebens überall und immer das Göttliche in demselben, und dieser göttliche Quell ist auch das innere Princip und der ewig schöpferische Geist einer freudig fortschreitenden, überall sich erfüllenden, trostreichen Geschichte, einer Geschichte, die auf der göttlichen That der Erlösung ruhet, die überall

Versöhnung offenbart, und deren fortschreitende Versöhnung die fortschreitende Entwicklung ist, einer Geschichte endlich, deren Zukunft lebendig schon in die Gegenwart hereingreift, weil die Gegenwart in dem göttlichen Princip ruhend, mit diesem göttlichen Princip auch die Quelle und die Kraft der künftigen allgemeinen Verklärung in ihrem Schooße trägt." —

Das lautet freilich heiterer und versöhnender, als die letzte bis jetzt laut gewordene Aeusserung des kirchlichen Oberhauptes des Hrn. Doktors und Professors Staudenmaier. —

11.

Religiöse Journalistik.

Die Geschichte der Religion zeigt uns dieselbe Entwicklungsform, die wir überall wahrnehmen, wo das Leben seinen vollständigen Verlauf gewinnt. Erst sucht der Mensch Gestalt und Bestand für sich selbst zu gewinnen; dann strebt er, seine Herrschaft über die Außenwelt auszubreiten, deren Widerstand ihn erst zur Selbstbeschränkung, zuletzt zur Ausgleichung und zur Vereinigung mit Anderen zu einer höheren Lebensgestaltung — veranlaßt oder nöthigt. Auf gleiche Weise war und blieb lange die erste Religion nur Stammes- oder Volksreligion. Erst die altpersische und buddhistische, später und nur vorübergehend — die jüdische, dann die christliche, und in ihrer Jugend — die mahomedanische — suchten Proselyten zu machen und dachten daran, weltbeherrschend zu werden. Nur in der christlichen Kirche ist dieser Gedanke lebendig geblieben. Nachdem sie aber Europa halb mit dem Kreuze, halb mit dem Schwerte, und Amerika fast nur mit dem letzteren sich unterworfen, hat sich ihre Gewalt an dem Freiheitsstreben des germanischen Geistes gebrochen. Mögen immerhin die ersten Reformatoren nur daran gedacht haben, das ursprüngliche Christenthum zu restauriren, sie mußten doch für sich das Recht in Anspruch nehmen, die Glaubenslehre, die von den ersten Christen unmittelbar als höhere Offenbarungen aufgenommen worden, — je nach ihren individuellen, menschlichen Einsichten, nach ihrem eigenen Wissen und Gewissen zu deuten; sie mußten gegen das herrschsüchtige Rom die Befugniß geltend machen, ihres eigenen Glaubens zu leben;

sie mußten gegen die Brandfackeln der klerikalischen Inquisition zur weithin leuchtenden Geistesfackel der Belehrung und Ueberredung greifen, und an die vorhandene Bildung, an den natürlichen, gemeinen Menschenverstand appelliren. Das höhere Streben suchte und fand ein neues, gewaltiges Organ an der Druckerpresse, und die bleischweren geschriebenen Bannbullen der alten Kirche erlagen den geflügelten und geistbeflügelnden Druckblättern, in denen sich zuerst, wenn zunächst auch nur dürftig — der göttliche Keim der Humanität entfaltete. Wahrhaft menschlich war es aber, an das allen Menschen eingeborene, an die freie Zustimmung des denkenden Geistes und des fühlenden Herzens zu appelliren. So war die Reformation im Grunde, — obgleich noch nicht im Bewußtsein — eine Emancipation des allgemein-menschlichen Wesens von priesterschaftlicher Vormundschaft; — sie war, wenn auch bloß erst faktisch, doch bereits eine Anerkennung der Religion als einer durch freie Geistesthätigkeit vermittelbaren allgemeinen Angelegenheit der Menschheit. Wirklich kam sie in Deutschland damit zu Bestand, daß sämmtliche, sowohl weltliche als geistliche „Theologen, Kirchen- und Schuldiener," die sich von der päpstlichen Gewaltherrschaft los sagten, — das von den weltlichen Gewalthabern genehmigte Concordienbuch unterschrieben, womit also die kirchliche Gemeinschaft thatsächlich als eine rein freiheitliche Angelegenheit anerkannt wurde.

Wenn dann auch die neu entstandenen Glaubensgenossenschaften, dem allgemeinen Entwicklungsgesetz nach, selbst wieder zuerst sich schroff abgesondert, dann, mitunter sogar mit der Schärfe des Schwertes — nach Ausbreitung gestrebt, so blieb fortan doch das Streben vorherrschend, nur mittelst geistiger Waffen, also auf dem Wege freier Ueberzeugung, zur Weltherrschaft zu gelangen.

Auch begannen schon im XVII. Jahrhundert wohlgemeinte Versuche, eine friedliche Ausgleichung zwischen den verschiedenen Kirchen zu bewirken. Da sie aber alle noch mehr oder weniger von Voraussetzungen ausgingen, welche eine freie, allgemeine Einverständigung unmöglich machten, so dienten jene Versuche nur dazu, die Differenzen — zum wenigsten theoretisch — noch schärfer auszuprägen. — Wie indeß jede Gedankenmittheilung aus dem Bedürfnisse hervorgeht, eine geistige Gemeinsamkeit zu erzeugen, so bleibt sie auch dann nicht ohne Segen, wenn sie zunächst nur einen Widerspruch hervorruft. Der Gegensatz — als Meinung oder Ueberzeugung von unseres Gleichen uns entgegentretend, — hat eine ganz andere Gewalt, als wenn er nur von uns selbst gedacht wird. Als der wirkliche Widerspruch eines denkenden, selbstständigen

Ebenwesens treibt er uns vielmehr zu dem Versuche an, ihn durch Ueberzeugung zu überwinden. Wir suchen deshalb den eigenen Gedanken zu rechtfertigen, zu begründen, den fremden zu entgründen; und da alle einzelnen Gedanken zuletzt auf wenige mehr oder weniger allgemein gewisse Sätze zurückweisen, so führt der Gedankenkampf eine immer größere Wahrscheinlichkeit, ja Dringlichkeit des Einverständnisses herbei. Die Wahrheit, wie das Licht, übt eine auf die Dauer unwiderstehliche Macht; denn wie dieses der Blick, so ist jene das Wort der göttlichen Liebe.

Auch in den theologischen, kirchlichen Diskussionen hat sich diese, Macht bewährt, und je weiter die Parteien sich von einander zu entfernen schienen, um so tiefer hat sich das Bedürfniß der Einverständigung fühlbar gemacht, um so näher sind die Streitenden dem tiefsten und innigsten Gewißheitspunkte gekommen, in welchem sie sich ureinig erkennen müssen.

Schon ist man auf diesem Wege der Erörterung thatsächlich an dem Einigungspunkte angekommen, auf welchem die Verschiedensgläubigen die Nothwendigkeit anerkennen, ihre Ansichten, Glaubensmeinungen und Grundsätze zu rechtfertigen, d. h. entweder sie an Gewisses, an allgemein Zugestandenes anzuknüpfen, oder sie als Moment eines Systemes, eines gegliederten Ganzen — aufzuweisen.

Aus diesem, freilich mitunter egoistischen Bedürfnisse, sich selbst für seine geistige Individualität den Charakter der Allgemeinheit, der Gemeingültigkeit zu vindiziren, so wie aus dem höheren, philanthropischen Drange, zu einer beseligenden Geistereinigung hinzuführen, gewinnt erst die stätige Vermehrung der öffentlichen Blätter ihre volle Bedeutung. Immer tiefer fühlt der Einzelne sein Ungenügen; immer lichter kömmt ihm zum Bewußtsein, daß er Werth und Würde nur durch Theilnahme am Allgemeinen, durch Einleben in immer weitere Lebenskreise, durch Verklärung des Selbstes zum wissenden und willigen Organe der göttlichen Weltordnung gewinnt. Die erstwesentliche Bedingung hierzu ist aber, daß diese Weltordnung in ihren allgemeinsten Grundzügen entdeckt und ausgesprochen werde, wozu der Weg nur durch die freieste und allgemeinste wechselseitige Mittheilung der Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, Bedürfnisse und Gefühle angebahnt werden kann. Dazu ist nun das große Weltgespräch eröffnet, in welches sich zu mischen selbst diejenigen sich gedrängt fühlen, welche überzeugt zu sein behaupten, daß die Wahrheit, deren die Menschheit zu ihrem ewigen Heile bedürfe, schon längst vollständig ausgesprochen, und daß die Anerkennung oder vielmehr die gläubige Annahme derselben, auf die es allein noch ankomme,

nicht durch menſchliche Geiſtesthätigkeit, ſondern durch übernatürliche, übermenſchliche Einwirkung bedingt ſei.

Wirklich ſehen wir ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts die Anzahl der Tagblätter und Zeitſchriften jeder Art und namentlich auch, — beſonders ſeit Anfang des dritten Dezenniums dieſes Jahrhunderts, — die religiöſen Zeitblätter in mehr als geometriſcher Progreſſion ſich vermehren, nicht nur auf Seiten derer, welche freie Forſchung als ein göttliches Menſchenrecht in Anſpruch nehmen, ſondern auch auf der entgegengeſetzten Seite, auf welcher dieſes Recht ganz oder theilweiſe in Abrede geſtellt wird. Es iſt dies eine Thatſache von welthiſtoriſcher Bedeutung, welcher die andere parallel läuft, daß in noch ſtärkerer Progreſſion ſich die Zahl der Vereine und Geſellſchaften zu den mannigfaltigſten Zwecken vermehrt. Näher betrachtet iſt die zuerſt angeführte Thatſache ſelbſt nur ein Moment der zuletzt erwähnten, da durchgängig die Zeitblätter nur durch einen Verein von Schriftſtellern zu Stande kommen und nur als Organe von Geſellſchaften eine allgemeinere Bedeutung anſprechen und Dauer gewinnen können. Im Ganzen genommen, gehört dieſe Thatſache zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen der neueſten Zeit und eben ſowohl zu den großartigſten, erhebenſten und hoffnungsvollſten der ganzen uns bekannten Geſchichte. Es iſt der Anfang einer Wiedergeburt der menſchlichen Geſellſchaft aus dem Elemente der Freiheit, in welcher das Recht der Individualität ſich mit dem Rechte des Allgemeinen auf das Innigſte zu verſöhnen ſtrebt; es iſt die Grundlegung zu einem Baue, deſſen Pracht und Majeſtät wir nur erſt dunkel zu ahnen vermögen, da die Arbeit, von den Einzelnen ausgehend, — von Innen nach Außen fortſchreitend, auf naturgemäße Weiſe zu immer reicheren, organiſchen Anaſtomoſen, Verkettungen und Syſtematiſirungen hingeführt werden wird. Auch wäre es in jeder Beziehung erfreulich und förderlich, wenn ſich ein Verein bildete, der ſich zur Aufgabe ſtellte, eine vollſtändige Statiſtik der bis hierhin erſchienenen Zeitſchriften und entſtandenen Vereine zu liefern, und in einer eigenen Zeitſchrift ein Archiv der Humanität zu begründen, in welchem jene Statiſtik fortgeſetzt würde.

Möchten die vorſtehenden Zeilen recht bald Veranlaſſung zur Stiftung eines ſolchen Vereines und Archives geben!

12.

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts.

Man hat in neuester Zeit, und wohl nicht ganz mit Unrecht, behauptet, alle Zustände, welche die Menschheit von Ursprung an durchlaufen — oder vielmehr durchschlichen, fänden sich noch jetzt durch irgend ein Volk oder einen Stamm repräsentirt. Gewiß ist, daß der Herr Himmels und der Erde kein Freund der Einförmigkeit, und das Weltall nur dadurch ein schönes, ein Kosmos ist, daß die göttliche Einheit desselben die Einigkeit einer unendlichen Mannigfaltigkeit ist.

Eine göttliche Idee durchwaltet das Ganze; aber sie offenbart ihren unerschöpflichen Reichthum zugleich in einer unendlichen Fülle von Gestaltungen, und in einer unabsehlichen Reihenfolge von Metamorphosen.

Auch die Zustände, welche unser Planet, welche unser Sonnen-, unser Milchstraßensystem durchwandert, sind nur für dieses zu einer weltgeschichtlichen Vergangenheit geworden; die neueren Astronomen ahnden ihre Gegenwart in anderen Planeten, Sonnen und Milchstraßen.

Auf ähnliche Weise scheint es sich mit dem Menschen, mit Völkern und Rassen zu verhalten, und wenn man einen Blick auf unser jetziges Europa wirft, sieht man auch hier neben einander, was die Geschichte seit dem Anfange des Mittelalters nach einander in Ausführung gebracht.

Während in Piemont und Sardinien im Grunde noch der päpstliche Klerus das weltliche Feudalsystem beherrscht, und in Ungarn sich noch starke Spuren des alten Faustrechtes zeigen, sind Portugal und Spanien theilweis in das Zeitalter der Reformation eingetreten, welche auch zuerst gegen daß Aeußerste und Höchste der mittelalterlichen Kirche sich empört: gegen die Geldabgaben an Rom, gegen die päpstliche Souveränität und gegen das Klosterwesen, die höchste Blüthe der katholischen

Aſcetik. In Großbritannien wiederholt ſich jetzt im Weſentlichen, was im 17. Jahrhunderte auf dem Continente ſich begeben: König und Bürgerthum bekämpfen die feudale Ariſtokratie, die Diſſenters verfechten die proteſtantiſche Religionsfreiheit gegen die halbkatholiſche Staatskirche, die Irländer ihre Nationalität gegen das rohe Eroberungsrecht. Ebenſo fehlt es im übrigen Europa nicht an Repräſentanten des politiſchen Abſolutismus aus Ludwigs XIV. Zeiten, und an Geſtaltungen, welche an die Tendenzen Joſeph's II. erinnern. Theilweis ſteht ſelbſt Frankreich noch auf einem Standpunkte, über welchen Deutſchland ſich größtentheils erhoben; denn als zwei völlig disparate Syſteme befinden ſich dort außer einander das Staatsweſen und die Kirche, zu welcher, jedoch in unzähligen Nüancen und Abſtufungen, die Uebermehrheit der Franzoſen noch gehört.

Nur die echt germaniſchen Völker haben ſich theilweis auf die Höhe der Zeitbildung erhoben, und nur die deutſchredenden Stämme arbeiten an gründlicher Löſung der höchſten Frage der neueſten Zeit. Wird nämlich, was zum Wenigſten im gebildeten Deutſchland keinem Widerſpruche mehr begegnen dürfte, — wird das äußere, weltliche, irdiſche Daſein durch das Innerſte, Ueberweltliche, Ewige beſtimmt, geſtaltet das innerſte Leben ſich aus ſtätiger Einigung neu auftauchender Ideen und Realitäten mit der überkommenen Wirklichkeit, dann möchte wohl auch nicht in Abrede zu ſtellen ſein, daß die höchſte Aufgabe der Gegenwart darin beſtehe, die chriſtliche Weltanſchauung, wie ſie bis auf die neuere Zeit die Oberherrſchaft behauptet hat, mit allen Ideen und Realitäten in Ausgleichung zu bringen, welche durch Wiederauferſtehung des geſammten Alterthumes und durch Entdeckung von mehr als nur einer neuen Welt in die europäiſche Bildung eingetreten ſind.

Solche Ausgleichung, wenn ſie eine wahrhafte, gründliche, lebendige ſein ſoll, ſetzt aber die gründlichſte Erkenntniß der Differenzen voraus. Sollten wir nun die Glieder des Gegenſatzes mit zwei Worten zu bezeichnen haben, ſo würden wir, älterer Sprachweiſe uns anſchließend, ſie als Weltweisheit und Gottesgelahrtheit beſtimmen; dieſe als die Kunde von demjenigen, was als göttliche Offenbarung überliefert; jene als die Wiſſenſchaft, welche alle übrige, nicht durch Offenbarung bedingte Erkenntniß, in höchſter Faſſung alſo die Philoſophie der Natur, der geſchichtlichen und der gegenwärtigen Menſchheit begreift.

Es iſt nun ſchon mehrfach auf die höchſt merkwürdige Thatſache hingedeutet worden, daß die deutſche Philoſophie analoge Stadien, wie das politiſche Leben in Frankreich durchlaufen. Weit bedeutſamer iſt aber die Art und Weiſe, wie in Deutſchland ſeit dem Ausbruche der Regeneration in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Weltweisheit

und Gottesgelahrtheit einestheils ſich immer tiefer gegen einander differenzirt, anderntheils auch immer inniger ſich zu einigen verſucht haben.

Die Darſtellung dieſer aus- und einkreiſenden Bewegung, welche in Wahrheit den Herzſchlag des deutſchen Lebens bildet, wäre unſtreitig eine der größten und zeitgemäßeſten Preisaufgaben für die geiſtigen Eminenzen unſeres Volkes; wir können hier nur durch einige flüchtige Andeutungen auf die Thatſache, deren wir gedacht haben, hinweiſen.

Erinnern wir zuvor an den wichtigen Umſtand, daß, während — nach Abſchluß der mittelalterigen Offenbarungsüberlieferung zu Trient — die Weltweisheit in Italien, Frankreich, und überwiegend auch in England ſich fortwährend nur theils neben der Gottesgelahrtheit, theils im Widerſpruche mit ihr entwickelt, in Deutſchland dagegen ſie vielfach, wie u. a. ſie in J. Böhme, Leibnitz, Swedenborg u. A. ſich auf das Innigſte mit der Offenbarungslehre zu vereinigen getrachtet. Auch iſt nicht zu überſehen, daß andererſeits die Gottesgelahrtheit nirgends gründlicher bearbeitet und ſich reichlicher entwickelt hat, als eben auch in Deutſchland.

Was nun in den zwei Jahrhunderten nach vollzogener Spaltung der katholiſchen Kirche in Deutſchland nur in wenigen der eminenteſten, man möchte ſagen, prophetiſchen Geiſtern als Strebensziel aufgetaucht, das ſehen wir ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Kant, Herder und Leſſing gleichſam an die Tagesordnung gebracht.

Auf der einen Seite wird das überlieferte Chriſtenthum immer tiefer, auf der anderen werden alle übrige Gebiete des menſchlichen Wiſſens mit unvergleichlichem Fleiße durchforſcht. Scheinen dann Wiſſenſchaft und Offenbarung in die entſchiedenſte Spannung gegen einander gerathen zu wollen, ſofort iſt ſowohl die höchſte Wiſſenſchaft ſelbſt, die Philoſophie — als die Theologie — beſtrebt, eine wechſelſeitige Ausgleichung zu finden. So zieht Kant, als Repräſentant der Wiſſenſchaft, das Chriſtenthum in den Kreis ſeiner philoſophiſchen Forſchung, und Herder, der hochgebildete Theolog, verſchmilzt die Wiſſenſchaft mit der chriſtlichen Gottesgelahrtheit. Was aber auf den Höhen der Bildung von dieſen Heroen des vorigen Jahrhunderts vollbracht, dies gibt alsbald den Ton an in den untergeordneten Gebieten, und in die Herrſchaft über die Gemüther theilt ſich das Kantiſche und das Herder'ſche Chriſtenthum.

Von Neuem und noch tiefer differenzirt ſich dann das geiſtige Leben durch Fichte's gigantiſche Beſtrebungen, während auch die übrigen Wiſſenſchaften einen außerordentlichen Aufſchwung nahmen, und die Theologen ſich immer tiefer in die Offenbarungsurkunden hineinwühlen.

Fichte selbst aber versucht machtvoller, als je zuvor geschehen, in seinen „Grundzügen" die durch ihn gesteigerte Spannung zu lösen, indem er die christliche Offenbarung und die Weltwissenschaft als Hauptmomente, und deren Versöhnung als Ziel der Entwicklung des Menschengeschlechtes auffaßt. Andererseits drängt sich der Offenbarungsglaube durch Reinhard, Jakobi und viele Andere — der Philosophie entgegen, während die gelehrten Forschungen der Theologen den Weg zum richtigen Verständnisse der Offenbarungsurkunden bereiten.

Schon war indeß durch Schelling's Lehre vom Absoluten und seine Naturphilosophie eine neue, noch tiefere Differenz zum Ausbruche gekommen, da jene Lehre mit Ideen hervortrat, welche zwei Jahrhunderte früher den kühnen Jordano Bruno zu Rom auf den Scheiterhaufen geführt. Jetzt dagegen sehen wir alsbald ausgezeichnete Theologen, wie Daub, Schleiermacher und Zimmer den Versuch wagen, das Christenthum innerhalb des Absoluten zu construiren, während geistreiche Anhänger des berühmten Philosophen, wie Stutzmann und J. J. Wagner jene Differenz durch neue Constructionen der Weltgeschichte zu lösen unternehmen.

Wie aber Fichte Kant's subjectiven Idealismus und dessen „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" zum Aeußersten hingeführt, so war es Hegel, welcher Schelling's Lehre vom Absoluten zum absoluten Idealismus steigerte und hiermit thatsächlich, wenn auch nicht eingeständlich — die Weltwissenschaft in die äußerste Spannung gegen die traditionelle Gottesgelahrtheit versetzte, da diese, von einer vorirdischen Verewigung des Bösen ausgehend, auch nur eine theilweise Vermittelung gestattete, und somit in einen absoluten Dualismus auslief.

Ihrerseits war man in der theologischen Facultät theilweise zum Bewußtsein darüber gelangt, daß das Christenthum, welches man in neuester Zeit in den Offenbarungsurkunden zu entdecken glaubte, in grundwesentlichen Beziehungen widersprüchlich demjenigen entgegengesetzt sei, welches bisher als das echte von der Kirche überliefert worden. Wie nun die sogenannten Rationalisten ihre neuere Auffassung der Offenbarung, so erklärten dagegen die sogenannten Supernaturalisten die alte symbolische Auffassung desselben für die unbedingt wahre, und es ergab sich hieraus für die Philosophie die Aufgabe, diesen Widerspruch wissenschaftlich aufzulösen.

Hegel's Encyklopädie schien hierzu die geeignete Formel darzubieten und es wurden nun nach zwei verschiedenen Seiten hin Versuche angestellt, die Gottesgelahrtheit mit der Wissenschaft zu versöhnen. Marheineke trat zuerst mit einer Dogmatik hervor, in welcher zum we-

wenigsten der Kraftaufwand zu bestaunen, mit welchem der so spröde und widerspenstige Stoff der lutherischen Dogmatik scheinbar flüssig gemacht und in die Formeln Hegel'scher Dialektik eingegossen wurde. Der Inhalt sollte derselbe bleiben, und nur dessen Form zu einer rein wissenschaftlichen gesteigert werden. Andererseits wandte das Ausgleichungsstreben sich zu den Urkunden der Offenbarung, um diesen Stoff auf dem Wege der Kritik dem absoluten Idealismus genießbar zu machen. Vatke suchte sich des alten, Strauß sich des neuen Testamentes zu bemächtigen, beide zugleich philosophisch gebildet und ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, welche die moderne Gottesgelahrtheit nach und nach aufgebracht. Das ungeheure Aufsehen, welches besonders der Idealisirungsversuch des zuletzt Genannten erregt, und die Zurüstungen, welche von so vielen Seiten gegen ihn für nöthig erachtet werden, beweisen, daß hiermit die Lebensfrage des Jahrhunderts zur Verhandlung gekommen, die einmal zur Beantwortung hingestellt, unausbleiblich in Bälde zu einer Entscheidung hinführen muß.

Die Lösung, welche Strauß nach Hegel'schen Principien versucht, ist aber, um das zu Anfang erwähnte Gleichniß wieder aufzunehmen, wie die Juli-Revolution in der französischen Staatswelt, auch nur eine amphibologische Revolution der deutschen Geisterwelt. Wie jene es nur zur ephemeren Abfindung einer Quasi-Legitimität mit einer Quasi-Republik gebracht hat, so ist es in Deutschland nur erst zur äußerlichen Copulation einer quasi-philosophischen Dogmatik mit einer quasi-gläubigen Philosophie gekommen, deren Erzeugnisse eine quasi-christliche Wissenschaft und ein quasi-wissenschaftliches Christenthum sind. Wie dort, so werden auch hier veraltete Dinge mit neuen Namen und neue Dinge, mit alten Namen belegt, ohne daß Form und Inhalt sich lebendig durchdringen.

Aber auch darin behauptet unser heiliges Deutschland seine geistige Superiorität über das Nachbarland, daß, wie es früher keine Septembriseurs producirt, so jetzt auch der Versuchung zu Septembergesetzen siegreich widerstanden, und dem wissenschaftlichen Kampf der Principien volle Freiheit gelassen worden. Ein zweiter Gamaliel, hat Neander den gottvertrauenden Rath gegeben, das Werk des wissenschaftlichen Geistes nicht mit irdischer Gewalt zu dämpfen, und wenn dessenungeachtet noch kürzlich wieder Tholuck mit dem Antrage hervorzutreten sich nicht gescheut, die Discussion über theologische Fragen so lange in eine todte Sprache zu bannen, bis die Theologen zu einem Abschlusse darüber gekommen, so ist doch keineswegs zu befürchten, daß demselben irgendwo Gehör gegeben werde, da eine solche Bannung zu sehr sowohl dem

Geiste der Zeit im Allgemeinen, als insbesondere dem edlen Geiste deutscher Nation widersprechen würde.

Zu hoffen ist vielmehr, daß ebenso, wie zur Zeit der Reformation Europa durch freisinnige Fürsten und hochgebildete Laien vor ägyptischer Verfinsterung und chinesischer Verdumpfung gerettet worden, auch jetzt wieder fürstliche Freisinnigkeit und weltliche Wissenschaft einen Fortschritt herbeiführen werden, der, wie er vor der Reformation Jahrhunderte lang vergeblich von der priesterschaftlichen Hierarchie gefordert wurde, auch jetzt nicht von denen zu gewärtigen steht, welche, wie Marheineke[1]) und Tholuck, den bestellten Lehrern der Theologie eine specielle Mission und ein Entscheidungsrecht in göttlichen Dingen arrogiren.

Soviel hat sich vielmehr bereits herausgestellt, daß Ueberlieferung und freie Forschung, Offenbarung und Wissenschaft, Theologie und Philosophie nicht mehr von einander lassen können, daß ihre Einigung von beiden Seiten immer angelegentlicher erstrebt wird, bis jetzt aber weder in der tausendspaltigen theologischen Facultät, noch in der scheinbar einigen und, der Versicherung nach, zum definitiven Abschlusse gekommenen neuesten philosophischen Schule zu finden ist. Wie hier das Wissen vielfach nur ein Scheinwissen, so ist dort der Glaube großentheils nur ein Scheinglaube; auf beiden Seiten aber wird noch übermäßig mit Worten ein ebenso verderbliches als verwerfliches Spiel getrieben, und nur die Zuversicht gibt Trost, daß aus dem freien Kampfe der Parteien das Licht der versöhnenden Wahrheit siegreich hervorstrahlen werde, und daß die Leidenschaftlichkeit, mit welcher um den Sieg gekämpft wird, doch vorherrschend nur aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse der Einigung und Liebe entspringt.

13.

Die Emancipation des Geistes.

Die Naturforschung ist aufgestiegen über die kirchliche Schöpfungstradition hinaus in die unterirdischen Archive unseres Planeten, und über unser traditionelles Sonnensystem empor in die Unendlichkeit zahlloser Milchstraßensysteme! Die Geschichtsforschung hat die engen Grenzen der kirchlichen Ueberlieferung überschritten, und vertieft sich in die älte-

1) S. dessen Dogmatik. 2. Aufl. 1827. §. 13. 14.

sten Urkunden aller Völker, um das Wort des gemeinsamen Anfangs zu finden, welches — allen vorhandenen Besonderungen der Menschheit ihr Recht gewährend — zugleich alle ausschließlichen Prätensionen derselben entferne. Ebenso ist die Forschung in allen übrigen Sphären — des Rechtes, der Religion, der Kunst und selbst der Philosophie — über den besonderen Kreis hinausgedrungen, in welchem die denkenden, wirkenden und schaffenden Geister Jahrhunderte, — Jahrtausende hindurch gleichsam gebannt und verhaftet waren.

Auf diese Weise hat für die Forschung, die von dem Höhepunkt der Gegenwart aus nach allen Richtungen in das Unendliche vordringt, — jegliche theoretische Autorität ihr absolutes Ansehen verloren, und alles Vorhandene, alle Voraussetzungen und Vorurtheile werden zur Verantwortung gezogen vor den Richterstuhl der eröffneten allgemeinen Geisterversammlung.

Diese durchgreifende Emancipation des Geistes vollbringt sich aber nicht durch einen einzigen Akt, sondern durch einen Prozeß, dessen Hauptmomente sich etwa in folgender Weise bezeichnen lassen möchten. Zuerst erfaßt der Geist sich in seiner reinen Innerlichkeit und Unbeschränktheit, und reißt sich los von dem Gegenstande, in welchem er bisher sein Dasein gehabt, der aber, seinen gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr entsprechend, zum Kerker für ihn geworden. Vor Allem nach Nicht-Gebundenheit strebend — stößt er alles Hemmende von sich, — das Wesenhafte mit dem Zufälligen, das Währende mit dem Ephemeren; denn beide scheinen ihm zunächst untrennbar verbunden, weil beide mit gleicher Gewalt festgehalten werden. Er will vor Allem frei sein, sich frei fühlen, sich frei wissen, und läßt sich eine Weile an dieser Gewißheit genügen.

Indessen gibt es auch weibliche Geister, welche stets eines bestimmten objektiven Haltes bedürfen, und dasjenige in Schutz nehmen, was die nach Freiheit Strebenden leidenschaftlich von sich gestoßen haben. Da nun diese Letzteren sich nicht mehr gedrückt, nicht mehr gefesselt fühlen, fangen sie das von sich Gestoßene auch unbefangener zu berücksichtigen an. Zugleich regt sich in ihnen das Bedürfniß nach einem objektiven Spielraume der Freiheit, nach Erfüllung der leeren Selbstgewißheit. Sie suchen jetzt den erst ganz verworfenen Gegenstand zu erkennen, ihn auf freie Weise sich anzueignen, indem sie ihn ruhig prüfen, in seine verschiedenartigen Elemente auflösen und das als wahr- und nahr-haft Befundene zum Aufbau einer frei-geistigen Welt verwenden. Wie sie zuvor sich von der unmittelbaren Gebundenheit an das Objekt, so haben sie sich nun von der Beschränktheit ihrer inhaltslosen, blos subjektiven Freiheit eman-

cipirt. Gegen das blos verneinende, wegräumende Freiheitsstreben konnte sich das blos gläubige Festhalten am Vorhandenen behaupten. Wendet jenes hingegen mit achtender Bereitwilligkeit auf das Ueberlieferte sich zurück, dann muß auch der Glaube von seiner Eigenheit ablassen, und, eingehend auf die schonende Kritik des Gegners, erhebt auch der früher nur Gläubige sich unbemerkt zu der Freisinnigkeit des forschenden Geistes.

Dieser erkennt das Wesenhafte in den Gegenständen des Glaubens, es unterscheidend von den Gestaltungen, in welche es zunächst sich ausgeführt; das gläubige Gemüth aber erkennt das Recht des Geistes an, das Wesen von seinen Erscheinungen zu unterscheiden und das, was ihm als Wahr gelten soll, an dem zu prüfen, was ihm das Gewisseste ist, an dem, was er nicht abläugnen kann.

So wird der Gläubige emancipirt von seiner Gefangenheit in dem Objekte seines Glaubens, und der Forscher von seiner anfänglichen Befangenheit in vereinzelter, gehaltloser Selbstherrlichkeit. Gemeinsam vollbringen sie erst das Werk der wahrhaften Befreiung.

14.

Die drei Worte des Lebens[1]).

Befragen wir Natur und Geschichte, die Kunst und das Leben, fragen wir Himmel und Erde, — drei Worte sind es, die aus Vergangenheit und Gegenwart, die von Außen und Innen, aus allen Fernen und Höhen und Tiefen uns entgegentönen — als weltschaffender, welterhaltender, weltvollendender Dreiklang. Sie sind es, die das Dasein begründen, die Alles Leben erwecken, es schmücken und krönen, — und ohne sie würde das Weltall in Nichts zerstieben. Auf sie deutet hin jene älteste philosophische Mythe, welche von der Harmonie das Universum erbauen läßt, durch Vereinigung der Einheit und der Entzweiung, oder, wie man spielend sagen könnte, durch die Vermählung von Eros und Eris. Auf sie auch deuten hin jene drei Saiten, die ursprünglich des Musen-Gottes Leier trug; auf sie endlich, jene geheimnißvolle Dreieinigkeit, von welcher alle Tondichtungen ausgehen, um nach den mannigfaltigsten Ausweichungen immer von Neuem in ihren himmeltiefen Schooß sich zu versenken!

---

1) Vorgelesen im Museum zu Frankfurt a. M. am 19. Febr. 1836.

Wie nun jeder Dreiklang selbst wieder von einem Grundtone ausgeht, der, um die Sprache des Musikers zu reden, sich als Gegensatz die Quinte hervorruft, um mit ihm durch die sanfte Terze zum vollen Dreiklang zu verschmelzen, — so hätten auch wir nach dem Grundton des Universums, nach dem ersten Worte des unendlichen Dreiklangs zu fragen, — wenn die Frage nicht ein Zweifel schiene an dem, den mit zahllosen Stimmen das Universum verkündet! Ruft nicht ein Himmel dem anderen, eine Ewigkeit der anderen den Namen des Allmächtigen zu, und nennen ihn nicht — aller Orten „alle Herzen unter dem himmlischen Tage?" — Ist Er nicht das einzige Selbstwort, ohne welches kein anderes weder ausgesprochen, noch verstanden werden kann? Das Alpha und Omega des ewigen Weltgespräches — die Wurzel und Krone jenes ewig grünenden Weltbaumes, der seine gewaltigen Aeste in das Unermeßliche ausbreitet, dessen Zweige wir Milchstraßen, dessen Blätter wir Sonnensysteme nennen? —

Das Urwort — das Allerheiligste — ertönet, und Entzücken durchschauert das Weltall! Paradiese entsteigen dem Abgrund, es kreisen harmonisch die Sphären, und aus der ganzen Schöpfung hallt der Name des Allmächtigen wieder!

Er ist es, zu dem das leuchtende Auge des Menschen emporschaut, zu dem er die bebende Stimme erhebt, den er anruft, dem er Altäre baut, dem er Blumen und Früchte, dem er die Erstlinge seiner Heerde darbringt, zu dem er die Wolken des Weihrauchs und die reinen Flammen des Dankes und der Anbetung aufsteigen läßt! Er ist es, zu dem er emporsteigen möchte, auf den lichten Höhen der Berge; dem zu Ellora er Felsen in Tempel verwandelt, dem zu Theben und Babylon, auf Elephantâ und Sion, zu Ephesus und Palenka er die riesigsten Bauten emporthürmt! Er ist es, den er in tausend und abertausend Gestalten sich zu vergegenwärtigen strebt, von dem geheimnißvollen Steine der Indier und Araber an bis zu dem Dalai-Lama von Tibet, von der unförmlichen Herme bis zu des Phidias Jupiter, von dem Fetisch des Negers bis zu der gläubig verehrten Hostie, von der beflügelten Weltkugel auf den Obelisken Aegyptens bis zu dem Bilde des Erlösers, wie er die Kindlein segnet und am Kreuz seine Arme der Menschheit entgegenbreitet! —

Und immer und überall ist es dasselbe erste Wort, dem alle Knie sich beugen, dem alle Geister sich neigen, — ob es nun Schangti in China, ob in Indien Brahm, oder Buddhi in Tibet, Natagai bei den Mongolen, oder Kneph in Aegypten, ob Jehora oder Bel, ob es Zeus, Juvanspater oder Allvadur, ob es Teotl in Mexiko oder in Peru Pachacamac ausgesprochen werde! Wie das Eine Licht sich

in tausend Färbungen spiegelt, wie die erste Einheit in allen Zahlen sich wiederholt, — so ist es das erste Wort, das in allen Sprachen, in jeder auf andere Weise widerhallt; — denn überall ist es der Ausdruck des höchsten Gedankens, wie der tiefsten, unvergänglichen Empfindung! Es ist der Grundton aller Hymnen und Psalmen, von den ältesten der Vedas und Zendaveste's bis zu dem Befreiungsgesange Israels, von den Jubelliedern der Märtyrer bis zu Klopstock's und Lamartine's Harmonieen; es durchzittert die Saiten der Davidischen Harfe und der Leier des Orpheus, und hallt wieder im rauschenden Klange der Cymbeln, wie in dem Schall der Posaun', und dem gewaltigen Donner der Orgel; — in den Klagen Palästrina's und in Durantes Magnificat, wie in den himmlischen Chören von Bach und von Händel!

Von Ihm auch, den das erste Wort uns verkündet, nur von Ihm wurden alle größten Dichter begeistert, von Wyasa und Walmiki bis auf Homer und Hesiod, von Ferdusi bis auf Dschelaleddin-Rumi, von Jesaias bis auf Dante und Milton! Und dasselbe erste Wort ist es, welches alle tiefen Denker, alle wahrhaften Philosophen zu erfassen, zu verstehen und in harmonische Systeme zu übertragen gestrebt; welches Pythagoras, den erhabenen, — und den schönguten Plato, welches den hellsichtigen Plotin und Proklus, und wie die edlen Geister alle heißen — zu Priestern im Tempel der Wahrheit geweiht; — welches, — wie das Morgenroth auf den Gipfeln der Alpen, — auf der Stirne jener Offenbarer und Gesetzgeber glänzt, die aus den Nebeln der Vergangenheit emporragen über die zahllosen Geschlechter der Menschen, und Familien und Staaten und Kirchen gegründet, und Stämme und Völker und ganze Welttheile um sich her zu Gemeinden versammelt, in Kraft und zur Verherrlichung jenes urmächtigen Wortes.

Aber nicht nur die Dichter und Philosophen, nicht nur die Offenbarer, Propheten und Priester sind Verkündiger dieses Wortes; aus dem Tiefinnersten jedes Menschen bricht es hervor, — wie der Blitz aus den Wolken, wie ein Silberblick aus dem gährenden Metall!

Ist es doch unwillkührlich der höchste Ausruf der Bewunderung und des Entzückens, wie das tiefste Stöhnen der Angst und der Nothschrei im Abgrund des Schmerzes! Sei es, daß die Sonne vor uns aufgeht über zahllosen, — still anbetenden Blüthen, und umrauscht von dem schmetternden Jubel der Vögel; sei es, daß in schweigender Mitternacht der Himmel, mit seinen unzähligen Sternen, uns anblitzt, und Sonnen, zu Lichtstäubchen schwindend, — die Majestät des Allmächtigen verkünden! Sei es auch, daß Orkane wüthen, und Lawinen nieder-

donnern, daß Vulkane sich empören und zerschmetternde Blitze auf die bebende Erde herabschießen!

Und immer dasselbe Wort, derselbe Name entsteigt unserm Herzen, unsrer Seele, wenn die Wunder der Kunst uns bezaubern, entzücken, überwältigen, und wenn, Auge in Auge strahlend, und Seele in Seele sich versenkend und verlierend, Gefühl um Gefühl, und Geist um Geist und Himmel um Himmel sich tauschen; — aber auch, wenn, von allen, auch dem Einzigliebsten, verlassen, verkannt und gekränkt, das Herz das Unsäglichste leidet, — ja selbst noch, wenn durch eigne Schuld der Mensch, in sich selber zerrissen, um Hülfe zu Demjenigen schreit, den sein Verbrechen verläugnet! —

Doch, wo fände ich Worte genug, jenes erste Wort, jenen Namen des Allerheiligsten genugsam zu preisen, den alle Welten in alle Ewigkeit nicht zu vollloben vermögen; mit dem wir Ruhe im Sturme — und Frieden im Kampfe, mit dem wir Heiterkeit im Elend, im Untergang Zuversicht, und im Tode unsterbliche Hoffnungen haben; — mit dem die Natur zur Offenbarung unendlicher Schönheit, die Menschheit zur einträchtigen Gemeinde und das Leben auf Erden zur offenen Pforte des Himmels wird; — ohne den aber das Weltall in Atome zerfällt, die Geschichte zum Wahnsinn, die Poesie zur Täuschung, das Erhabenste zur Lüge, die Erde zum Irrenhaus und die Zukunft zum gähnenden Abgrund wird; — ohne den die Natur ein sich selbst verschlingendes Ungeheuer, die Menschheit zur Mördergrube und die gestirnte blaue Himmelsdecke zu einem großen Leichentuche würde über dem Grabe alles Glaubens, aller Liebe und Hoffnung! —

Soll ich jetzt ihn noch nennen, jenen Namen, der in leuchtenden Hieroglyphen am Himmel verzeichnet, aus allen Geschöpfen der Erde widerhallt, der ein Blitzstrahl dem Verbrecher, aber ein Lichtstrahl dem Verzweifelnden und ein Wonnestrahl dem Friedfertigen, — wie die Sonne den Erdkreis — einzig das Universum verklärt! —

Wenn Er aber, wenn Gott, der Allmächtige, das erste Wort alles Daseins und Lebens, — wie lautet das zweite im unendlichen Dreiklang? Ich frage rings umher in dem bunten Kreise der Lebendigen, und — wie mit Einer Stimme — antworten Alle mir — Freiheit! Ja, sie ist es, nach der Alles Leben sich sehnet, ohne die selbst Gott nicht, der Allmächtige, wäre! Denn, wie die Größe des Fürsten durch die Größe seiner Unterthanen, wie die Erhabenheit des Gekrönten durch Erhebung, durch Freilassung des Bürgers, so erweist sich die Allmacht des Schöpfers erst durch die Freiheit seiner Geschöpfe. Sie ist das „Werde!" das von Ewigkeit zu Ewigkeit der Allmächtige spricht; auf

dessen Klang Millionen Welten dahinrollen, und der Mensch sich aus dem Staube emporrichtet.

Wie Gott sich durch stetes Erschaffen verkündet, so strebt jedes Geschöpf, die ihm verliehenen Kräfte zu üben, und so ist freie Kraftbethätigung des Erschaffenen der erste Abglanz, der erste Widerhall der göttlichen Allmacht! Ohne sie wäre der Ewige ewig einsam in sich; — und nicht spielte die Weisheit an den Stufen seines Thrones, hätte sie nicht Freiheit zur Morgengabe empfangen.

Und was ist es Anderes, als Freiheit, was in dem Herzen des Frühlings sich regt, was durch Keimen und Sprossen, was blätternd und blüthend, was bewegend und fliegend und jubilirend sich kund thut? Hinaus und empor strebet Alles, der eignen Kraft sich in Freiheit zu freuen. Nur in der Freiheit ist Freude, nur in ihr gedeiht das Leben, nur durch sie wird der Mensch zu der Krone der Schöpfung. Frei wollend erwacht er zum menschlichen Dasein; frei waltend, genießt er die Welt. Seine Naturtriebe beherrschend, erringt er mit der Freiheit den Frieden; frei liebend schwelgt in Wonnen sein Herz, und nur in Freiheit dem Allmächtigen gehorchend, ersteigt er den Himmel und verklärt sich zum Ebenbilde Gottes! — So erwacht die Natur in dem Menschen zum Gefühl, zum Bewußtsein der Freiheit; so erzählt die Geschichte die stätig fortschreitende Befreiung des Menschen. Heroen bezwingen die knechtende Gewalt; Gesetzgeber festigen das befreiende Recht, und von der sklavischen Furcht vor dem eisernen Schicksal befreien uns Propheten und Weise. Um der Freiheit willen verläßt Israel das reiche Aegypten und folgt Mosen in die steinige Wüste; von ihr begeistert kämpft Hellas zu Marathon und stirbt Leonidas, „wie das Gesetz es befahl.“ Mit Sokrates leert sie den Giftbecher und wählet mit Kato den Tod. Mit Hermanns Schwert schlägt sie Varus und seine Legionen, und gewährt deutschen Frauen im Tode den Sieg.

Und wie Freiheitsmuth den römischen Weltscepter zerbricht, so entfesselt des erhabenen Dulders freier Gehorsam den inneren Menschen und das freiwillig getragene Kreuz wird zum ewig grünen Baume der Freiheit; denn frei ist, wer Gott dient, — und des Tyrannen spottet, wer den Tod nicht mehr fürchtet. Und von Triumph zu Triumph — zieht sie durch die Jahrhunderte hin, löst die Ketten des Sklaven, befreiet Bürger und Nationen, und pflanzt ihre Siegesfahne in zwei Welttheilen auf! Sie erbauet nun Staaten, sie verbündet Fürsten und Völker. Sie bezwingt die Elemente, und macht dem Menschen die Natur und den Zufall unterwürfig, — und Freiheit, volle Freiheit, in allen Kreisen des Daseins und Wirkens, im Wissen und Streben, im Handel und Wan-

bel, in Staat und Geſellſchaft und Kirche — iſt das Strebziel der Menſchheit, iſt das Looſungswort des Jahrhunderts, und wie Gott, das erſte, ſo iſt Freiheit das zweite Wort unſers Lebens!

Aber frei will auch der Despot, frei der Welteroberer herrſchen; frei möchte Jeder ſeine Kräfte bethätigen, ſeine Wünſche befriedigen, und wie Jeder, ein Sohn des Unendlichen, — auch Unendliches anſtrebt, ſo durchkreuzen, bedrängen, bekämpfen ſich die Wünſche, die Kräfte und Strebungen der Menſchen, und das allgemeine Ringen nach Freiheit füllt mit Hader und Streit, füllt mit Kriegen und Klagen, füllt mit Druck und mit Elend die Erde, und mit jenem bezaubernden Worte fährt zugleich ein herzzerreißender, ungeheurer Mißklang durch die göttliche Welt! Was iſt es nun, was der Freiheit ihr Maß, was ihr erſt Werth, was ihr Würde verleiht? Was verſöhnet den Streit, was löſet den Mißklang, was vereinigt mit der Allmacht des Schöpfers die Freiheit des Menſchen, was iſt das dritte, das höchſte, allbeſeligende Wort?

Wohl erkennt's der Verſtand, daß, wenn Gott, freie Weſen erſchaffend, gerade durch Selbſtbeſchränkung ſeine Allmacht bezeugt, — auch der Menſch, um ein Ebenbild Gottes zu werden, ſeine eigene Ungebundenheit binden, ſeine Unbeſchränktheit beſchränken, daß er, wie Gott, das freie Daſein aller ſeiner Mitgeſchöpfe wollen, daß er Gottes Willen zu dem ſeinigen machen müſſe. Aber was iſt es, was ihm Kraft gibt, über ſich ſelbſt zu triumphiren, was ihn ſich ſelbſt zu vergeſſen, ſich hinzugeben, ſich aufzuopfern antreibt?

Daß Gott der Allmächtige ſei, das war des Menſchen urerſter Gedanke! daß ſeiner Bruſt ein eigener Wille einwohne, das war ſeine erſte Erfahrung, als von der verbotenen Frucht er gekoſtet. Als er aber aus dem Paradieſe vertrieben, was gab ſeinem Leben noch Reiz, und als der Bruder den Bruder erſchlagen, was drängte das Weib, dem Mörder in das Elend zu folgen? Was läßt die Mutter an der Wiege des Säuglings wachen, und, ihn zu retten, dem Löwen entgegen ſich ſtürzen? Was ſchwellt mit Entzücken des Jünglings Bruſt, daß ſein Stolz vor der Schönheit ſich neigt? daß in der Fülle der Kraft er vor der ſchwachen Jungfrau ſich beugt? Was ſtählt ſeinen Muth, daß für Weib und für Kind er in die Feinde ſich ſtürzt? was gibt dem Weib den noch größeren Muth und die Geduld und die Ausdauer, die tauſend Mühen des Lebens zu tragen? Was vereinet die Herzen, knüpft Ehen, webt der Freundſchaft beglückendes Band, lächelt aus dem Kinde die Eltern an, weiht Eltern und Fürſten zu Prieſtern der Gottheit und beſeligt und heiligt Alles Leben auf Erden?

Und als der Menſch, ſeiner Freiheit mißbrauchend, ſich in Selbſt-

ſucht verloren, was hielt den Vernichtungsblitz des Allmächtigen zurück? Was bewog ihn, nachzuſenden dem Verlorenen, und ihn zurückzurufen, zurückzubitten zu dem harrenden Vater? Was ließ den Geſendeten verzichten auf die gewaltſame Beherrſchung der Welt, um alle Schmach und allen Schmerz zu erdulden, und für alles Wohlthun den Kreuztod zu erndten?

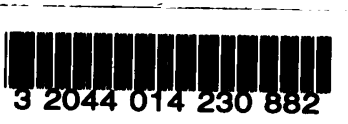
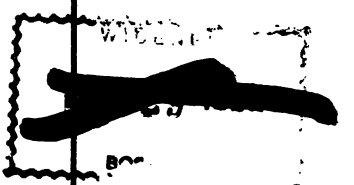
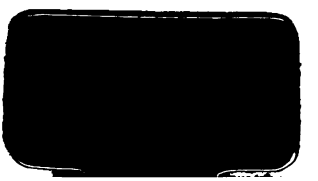
Und was war es dann, was Unzählige zu gleichem Tode begeiſtert, was der Armen, der Waiſen, der Unterdrückten ſich annahm, was Hunderttauſende antrieb, den Sklaven ihre Ketten abzunehmen, um ſie ſelbſt zu tragen, was ſie hinaustrieb in die Fremde, zu den wilden Naturſöhnen, um dem Erhabenſten, dem Göttlichſten — Brüder zu werben? Was iſt es, was jene blühende Jungfrauen begeiſtert, auf alle Weltluſt verzichtend, ihr ganzes Leben dem Dienſte der Kranken, der Verpeſteten zu weihen? —

Was iſt es anders, als die Liebe, als das dritte, das heiligſte Wort des Lebens, das den Dreiklang vollendet, das Himmel und Erde, das Allmacht und Freiheit, das Gott und den Menſchen vereinigt, und das noch das Univerſum durchrauſchet, wenn die Weiſſagungen vergangen, wenn alle ſondernden Sprachen verſtummen und im Anſchauen des Unendlichen alle endliche Erkenntniß verſchwunden!

Denn ſie iſt ja der höchſte Name des Allmächtigen ſelbſt; ſie iſt Schöpfungsluſt, Selbſthingabe; ſie iſt Verewigungswunſch, ſie auch Beſeligung. Sie iſt die Schönheit, die himmliſche, vollendete, die, in ſich harmoniſch, alle Herzen und Geiſter harmoniſch ſtimmt, und ſie hinreiſt in den Einklang der Welt; — die von Sonnen und Sternen herab auf die Erde ſtrahlt und von der Erde emporſteigt in dem Dufte der Blumen, in dem Jubelgeſang des Frühlings und in den Flammen der Altäre; die vom Himmel in Strömen des Segens und der Begeiſterung herabthaut und in Gebeten und Hymnen wieder einkehrt in die himmliſche Heimath. So iſt ſie zugleich das letzte und das erſte Wort des Lebens, zugleich Zweiklang und Dreiklang; denn nur die Liebe iſt allmächtig, nur die Allmacht ſchafft Freiheit, nur der Freie kann lieben, wie nur die Liebe befreit, und ſo können auch wir unſeren Vortrag nur mit den Worten jenes, von Gott, Freiheit und Liebe begeiſterten Sängers ſchließen:

„Die Lieb iſt allen eingegraben,
Das Gut für ihren Zweck zu haben:
Da kömmt auch Alles wieder an,
Weil anderwärts nichts dauern kann,
Als wenn's zu dem kann wiederkommen,
Wo es ſein Weſen hergenommen."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.


3 2044 014 230 882

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.